p. 240.

Heinzelmann Weltkunde 10r Band.



A. H. Payne sc.

Ombos.

Die Weltkunde

in

einer planmäßig geordneten Rundschau der wichtigsten neueren Land- und Seereisen

für

das Jünglingsalter und die Gebildeteren aller Stände,

auf Grund des Reisewerkes

von

Dr. Wilhelm Harnisch

dargestellt und herausgegeben

von

Friedrich Heinzelmann.

Zehnter Band.

Reisen in Afrika, durch die Länder der Nordküste und die Sahara, Senegambien, den Sudan, beide Guinea's und das Gebiet des Südens.

Mit ~~einem Stahlstich und~~ einer Karte.

Leipzig, 1852.
Verlag von Friedrich Fleischer.

Reisen in Afrika

durch

die Länder der Nordküste und die Sahara, Senegambien, den Sudan, beide Guinea's und das Gebiet des Südens.

Herausgegeben

von

Friedrich Heinzelmann.

Mit einem Stahlstich und einer Karte.

Leipzig, 1852.
Verlag von Friedrich Fleischer.

Inhaltsverzeichniß

zu

den Reisen in Afrika durch die Länder der Nordküste und die Sahara, Senegambien, den Sudan, beide Guinea's und das Gebiet des Südens.

Seite

III. Das Gebiet des Südens.

A. Das Capland.

Einleitung.

Wandern wir mit den Zugvögeln von den gesegneten Fluren Europa's zur unwirthlichen Küste Afrika's, von den Ländern des vielbewegten, rastlosen Lebens zum Welttheil der einförmigen, trägen Ruhe.

Massenhaft und in sich abgeschlossen dehnt sich die Drillingsschwester unserer alten Feste fast gleich weit nach allen vier Himmelsrichtungen aus. Vom Cap Blanco im Norden bis zum Nadelcap im Süden sind 1070, vom Cap Verde im Westen bis zum Cap Gardafui im Osten 1020 Meilen. Der Flächeninhalt beträgt ungefähr 530,000 □ Meilen, fast das Dreifache von dem Europa's. Aber Afrika, obschon bis auf einen Breitengrad von Meeren umflossen, wird in der Länge der Küsten von dem kleineren Welttheil um ein Drittheil übertroffen. Es entbehrt der vielen Einschnitte und Ausschweifungen, der tiefen Buchten und vorgestreckten Halbinseln, der inselreichen Archipelage, es gleicht seinen kahlen Pyramiden gegenüber den gothischen Domen mit vielgestaltigen Giebeln und mannigfach durchbrochenen Thürmen, welche das gliederreiche Europa schmücken. Gleiche Einförmigkeit herrscht in Hebung und Senkung des Bodens. Ganz Süd-Afrika bis zum 8ten nördlichen Breitengrade ist Hochland, welches nach Osten, Süden und Westen in kurzen Terrassen rasch zum Meere abfällt. Der Scheitel dieses Tafellandes ist dem indischen Meere zugewandt und bildet von Habesch bis zum Cap in einer Ausdehnung von 575 deutschen Meilen einen gewaltigen Erdwulst von bedeutender Höhe. Auf diesem erheben sich im Alpenlande Habesch und weiter südlich hochgethürmte Gipfel, von denen der Berg Killi-

mandscharo unter 3° 40′ S. Br. nach neuesten Beobachtungen die Regionen des ewigen Schnees erreicht. Im Norden fällt das Hochland zu den Gebirgen Adamowas und der Mandara Terrasse ab und geht in ein Hügelland über, welches das tiefe Becken des Tschadsee umkränzt. Nordwestlich tritt das Gebirgsland hart an die tiefeste Einbuchtung des Meerbusens von Guinea mit dem über 12,000 Fuß hohen Camaruns-Pick im Hochlande der Amboser und zieht sich dann, vom Niger durchbrochen, als Konggebirge nach Westen bis zum quellenreichen Senegambien fort. Dann folgt nach Norden durch die ganze Breite des Continents die große Wüste. Von ihr und dem Meere begrenzt, erhebt sich im Nordwesten des Welttheils, Europa gegenüber und in früheren Erdperioden vielleicht diesem angehörend, das Atlasgebirge. Es hat seine größte Höhe von circa 14,000 Fuß in Marocco und zieht sich der Küste des mittelländischen Meeres parallel in wild durch einander geworfenen Bergketten bis zum südlichen Tunis fort. Hier geht es in das vulkanische Gharian- und das Sudah-Gebirge über, welches mit den Basalt-Zügen des Harudsch Fezzan in zahlreichen Bergketten durchsetzt und im Tibesty-Gebirge sich bis zur Höhe der Berner Alpen erhebt. Zahlreiche Klippenzüge von Sandstein und Kalk verlieren sich von hieraus in die Sahara, und dehnen sich nach Süden bis östlich vom Tschad-Becken aus, während einsam im Norden zwischen den Wogen des Mittelländischen Meeres und dem Sande der Wüste das Hochplateau Barka auf seinen gartenähnlichen Abhängen die Lebensfülle der Südfrüchte und die Ruinen vergangener Zeiten trägt.

Afrika ist arm an Wasser, wie Amerika sich durch Wasserreichthum auszeichnet. Es fehlen die ausgedehnten Erhebungen über die Schneelinie, welche bei der Lage des Welttheils zwischen den Wendekreisen die Quellen der Flüsse speisen könnten. Auch verschluckt der lose Sand und der poröse Sandstein, aus denen der größte Theil des Binnenlandes besteht, den Regen noch vor der Verdunstung, und das Wasser geht der Athmosphäre verloren. Daher sind die meisten Flüsse Afrikas nur Küstenflüsse und von geringer Wassermenge, manche zeigen in der trocknen Jahreszeit nur ein Bett ohne Wasser. Von größerer Bedeu-

tung sind der Zambeze, Madagascar gegenüber, der Orangestrom im Lande der Hottentotten und der Congo in Unterguinea, welche aus dem Hochlande Südafrikas herabströmen, so wie der Senegal, Gambia und Niger, welche auf dem Konggebirge entspringen. Alle aber übertrifft an Größe und Wichtigkeit der heilige Nil, einer der größten Ströme der Welt. Er sammelt mit dem einen Arm, dem Bahr el Azrek, die Gewässer der Abyssinischen Alpen, mit dem andern, dem Bahr el Abiad greift er tief hinein in die unerforschten Regionen Hochafrikas. Noch ist seine Quelle nicht aufgefunden, aber die ungeheure Wassermenge, mit welcher er alljährlich Aegypten überfluthet, nachdem er auf einem Laufe von mehreren hundert Meilen keinen einzigen Nebenfluß aufgenommen hat, machen die auf anderweitige Gründe sich stützende Annahme nicht unwahrscheinlich, daß sein Stromgebiet bis über den zehnten Grad S. Br. hinaufreicht, und der Morawisee seine Quellen sammelt. — Von größeren Seen kennt man in Afrika außer dem erwähnten Tschadsee, einem wahren Binnenmeer, in Sudan, dem Tsana-See in Abyssinien, den noch wenig erforschten Njassy- und den Ngamisee in Südafrika; kleinere Salzseen (Schott's) finden sich reichlich in der Barbarei und Aegypten.

Das Klima Afrika's ist seiner Lage zwischen den Wendekreisen gemäß; über beide ragt der Welttheil nach Norden, wie nach Süden fast gleich weit, und kennt auf diesen Endpunkten wohl Frühling und Herbst, doch kaum den Winter. Zwischen den Wendekreisen herrscht nur des Sommers Hitze. Acht bis neun Monate hindurch sendet aus dem wolkenlosen Himmel die Sonne ihre versengenden Strahlen. Dem heißen Tage folgt im schroffen Uebergange ohne Dämmerung die Nacht mit emfindlicher Kälte und reichlichem Thau. Wenn sich dann im Jahreskreise die Sonne dem Zenith nähert, so verkünden entsetzliche Gewitterstürme mit Schlagregen — Tornados — den Anfang der nassen Jahreszeit. Tag für Tag strömt der Regen herab, die ganze Athmosphäre ist mit Wasserdünsten erfüllt. Wohl wandelt sich dann das dürre Gelb der Bäume in frisches Grün und die Erde kleidet sich in reichblühenden Pflanzenteppich, aber der Mensch erschlafft in dem Dunstmeer, die Thätigkeit

seiner Organe ermattet in der drückenden Schwüle. Aus den Niederungen ziehen zahllose Insectenwolken und böse Miasmen herauf und das Tropenfieber wüthet nicht selten verderblich unter den Eingeborenen. Sicherer noch steht es dem Fremden bevor, dessen Forschungstrieb oder Gewinnsucht meistens ihr Ende durch Tod oder Siechthum finden. Heftigere Windstöße und Donnerwetter zeigen das Ende der Regenzeit an, von der Wüste weht der austrocknende Harmattan und giebt dem erschlafften Körper die nöthige Spannung wieder. Jetzt beginnt der afrikanische Frühling, überall regt sich neues Leben. Der wandernde Araber weidet das hochaufgeschossene Gras ab, der ansässige Berber und Neger verbrennt es und ackert den neubefruchteten Boden. Die Karavanen verlassen ihre Sammelorte und ziehen ihre langen, wüsten Straßen.

Außerhalb der Wendekreise machen Frühling und Herbst schon ihre Rechte geltend und bewirken im Norden zwei Regenperioden, eine größere und eine kleinere, im Süden periodische Sonnen- und Regentage, um entweder die trockne oder die nasse Jahreszeit zu unterbrechen. Doch selbst die gemäßigten Zonen Afrikas genießen wegen der außerordentlichen Dürre des Continents und wegen der vom Wüstenmeer und von den kahlen Sandsteinbergen beständig sich ergießenden Wärmeströme noch Tropenklima; Aegypten gehört zu den heißesten Ländern der Erde, das rothe Meer hat die Temperatur eines warmen Bades.

Vom Klima und der Beschaffenheit des Bodens abhängig ist das Gewand der Vegetation, welches Afrika überkleidet. Wo loser Sand und kahler Sandstein den Boden bildet, darüber hin die tropische Sonne ihre sengenden Strahlen ergießt und seltener Regen die Gluth dürftig löscht, können Floras Kinder nicht gedeihen, und die reine Wüste ist pflanzenleer. Nur die Oasen zeigen vegetabilisches Leben, doch kommt in den meisten nur die segensvolle Dattelpalme, der Brodbaum der Wüste für Menschen und Thiere fort. Wo aber der lehm- und humusreiche Boden von reichen Wasserquellen getränkt wird, zaubert die tropische Sonne den üppigsten Reichthum von Bäumen und Blumen hervor, wie in Senegambien und Sudan, den beiden Guineas und Abyssinien. An der Küste wächst die

Kokospalme, welche die Nähe des Meeres liebt, weiter im Innern die Wein- und Oelpalme nebst dem Butterbaum. Im Westen erreichen der kolossale Drachenbaum und der Baobab oder Affenbrodbaum, sowie der Seidenbaumwollenbaum eine riesige Größe und ein gewaltiges Alter; Abyssiniens Hochalpen umkränzen Buchen, Fichten und Cedern. Reichliche Nahrung bei geringer Mühe des Anbaues liefern der Pisang und die Banane, die Yamswurzel, die Erdpistazie, die Batate und die Maniok, desgleichen die mehlreichen Gräser: der Reis, die Mohren- und Durrahirse und der Teff. Die Baumwollenstaude wächst in Mittelafrika wild und das edelste Farbekraut, der Indigo, hat hier seine Heimath; auch gedeihen Melonen, Feigen und Ananas, Zuckerrohr und Kaffee. Die Berberei und das Cap sind die Länder der Edelfrüchte, Orangen und Trauben, Gemüse und Obst erreichen in beiden große Vollkommenheit. Doch überstrahlt Südafrika den Norden an mannigfacher Pracht der Vegetation. Zwar ist der Waldwuchs nicht bedeutend und umgiebt nur den Fuß der Gebirge, auch erscheint im Süden nicht mehr die königliche Palme, aber in den Strauchgewächsen, vor allen in den vielen Arten der Eriken und silberfarbenen Proteen entfaltet sich eine ungemeine Fülle der Blüthen. Dazwischen prangen die verschiedensten Liliengewächse, Agapanthus, Amaryllis u. a. m. mit den glühendsten Farben und zum Theil herrlichem Duft. Nur vermißt des Nordländers Auge in diesem Blüthenmeer den erfrischenden Anblick seiner Wiesenfluren; ganz Afrika besitzt keine Rasenflächen von einiger Ausdehnung, nur kleine Strecken in tiefen Flußthälern und an den Abhängen der Gebirge kleiden sich in frisches Grün.

Afrikas Thierwelt ist nicht reich, obschon die vegetationsreichen Landestheile auch voller Leben sind. Entsprechend der massenhaften Form des Welttheils finden sich hier die größten Thiere vor: der Elephant, das Rinoceros, das Flußpferd und die Giraffe, der Strauß und der Schlangenfalke, die Boa und das Krokodil. Auch der mächtige Löwe herrscht von der Berberei bis zum Cap; Leoparden und Panther, Hyänen und Schakals finden ihre Nahrung in den Schaaren flüchtiger Antilopen nnd zierlicher Gazellen, Springhasen und anderer kleinerer

Thiere. Den Jäger lockt außer jenen das verachtete Wildschwein, der Büffel, das Gnu und der Quagga (das wilde Pferd). Von den Affen erreicht der menschenähnliche Schimpanse die Höhe von 6 Fuß. Hausthiere sind Schafe, in Guinea mit Haaren statt der Wolle und mit schweren Fettschwänzen, das Rind, in Afrika von kleiner Race, das edle Berber-Roß und das Dromedar. Unter den Vögeln begrüßen wir unsere wohlbekannten Zugvögel, welche im Herbst uns verlassen und Afrika's Küsten aufsuchen, vor allen den Hausfreund Storch, der auch bei Arabern und Mauren in hohen Ehren steht. Perlhühner, Trappen und Tauben, Flamingos, Reiher und Enten, Adler, Geier und Eulen, Honigsauger, Bienenfresser und Fliegenfänger beleben in mannigfachen Arten die Wälder, Felder und Seen, und die Gesellschaftsvögel nisten oft in solcher Masse beisammen, daß die Zweige des Baumes brechen. Von niederen Thierklassen giebt es außer den genannten großen Amphibien giftige Schlangen und Skorpione von der größten Art, ferner Bienen in zahllosen Schwärmen und die Landplagen der Heuschrecken, Musquitos, weißen und schwarzen Ameisen, doch auch Schmetterlinge und Käfer von der schönsten Farbenpracht.

Afrika's charakteristischer Mensch ist der Neger, schwarz von Haut, Wollhaar und Augenstern. Der Bau seines Schädels zeigt das Vorwalten des kleinen Gehirns und der Sinnlichkeit gegen das große, den Sitz der höheren Nerventhätigkeit. Daher ist die Stirn klein, der Hinterkopf groß, die Nase breit, die Kiefer sind nach vorn geschoben, und die Lippen dick aufgeworfen. Der Leib ist groß, stark und muskulös. Diese Grundbildung zeigen die dicht zusammenwohnenden schwarzwimmelnden Massen vom Hochlande des Südens bis zur Wüste, von der Küste Senegambiens und Guineas bis Habesch, aber schattirt in mannigfachen Uebergängen. Im Norden nähern sich der ebenholzschwarze Jaloffe, der hellere Fulah und Fellatah, so wie der Nuba-Neger kaukasischer Bildung, im Süden der braune Congo-Neger, noch mehr der Kaffer, Hottentotte und Bosjesman der malayischen Race. Neben dem Neger besteht im Norden seit uralter Zeit ein Zweig des indo-atlandischen Stammes, der Berber, der Libyer der Alten. Seine Körperbildung ist kau-

kasisch, seine Farbe spielt von braungelb in roth, sein Leib ist hager und schmächtig. Zu diesem Stamme gehören die Kabylen in Algier, die Schelluchs und Amazirgen in Marocco, die Tuariks und Tibbos der Wüste und die nubischen Berber. Der Charakter des Negers ist der des Kindes; er ist heiter und leichtsinnig, sinnlich und begehrlich, gutmüthig, treu und dankbar. Der Berber ist tückisch und betrügerisch, fanatischer Muselmann, rasch und gewandt im Handel, nicht weniger beim Raube. Später sind als Eroberer eingewandert die Araber, zu welchen die Abyssinier und vielleicht auch die Kopten in Aegypten gehören. Sie sind bieder und gastfrei, aber stolz und hart. Aus ihrer Verschmelzung mit den Städtebewohnern der Nordküste, den alten Mauritaniern, entstanden die Mauren, welche in reißendem Aufschwung in Spanien und Afrika blühende Reiche gründeten. Die Zeit hat diese verschlungen, aber dem Mauren blieb höhere Bildung und gesittetes Wesen und nur in der Wüste zeigt er Entartung. Noch ist der Juden zu gedenken, welche schon früh über Aegypten nach Habesch und der Berberei gelangten, später von christlicher Verfolgungssucht aus Portugal und Spanien vertrieben, in großen Schaaren Afrika's Küste aufsuchten. Sie sind auch hier, wie in vielen christlichen Ländern, ein verachtetes Volk, aber thätig und glücklich im Handel. Weniger zahlreich sind die Türken, die ehemaligen und übermüthigen Beherrscher der Nordküste bis Marocco, und die Kuruglis, ihre und der Maurinnen Nachkommen. Die Europäer haben sich der kleineren Inseln von Afrika bemächtigt und an den Küsten zerstreute Kolonien gebildet, zur Beherrschung größerer Länderstrecken es jedoch nur auf der Südspitze und neuerdings in Algier gebracht.

Die Culturverhältnisse Afrika's stehen auf ziemlich dürrem Boden. Zwar dämmerte schon früh Aegyptens Bildung durch die Nacht des Alterthums und an ihr entzündete sich Griechenlands weithinstrahlendes Licht, später ward Nordafrika, durch Karthagos Handelsgeist und Roms Weltherrschaft der Cultur gewonnen, ein Tummelplatz regen Verkehrs und fruchtbares Saatfeld für das aufblühende Christenthum, aber in der Ungunst der Zeiten welkten die Blüthen der Gesittung vor der Reife

und hinterließen keine Früchte. Nordafrika ist ein großes Leichenfeld untergegangener Cultur und die Zeit muß lehren, ob der europäische Geist von Algier aus neues Leben in die geistige Oede bringen wird. Anders ist es in den Negerländern. Hier ist keine verlorene Bildungsstufe zu betrauern oder wiederzugewinnen, sondern jungfräulicher Ackergrund. Aber Europa hat es nicht verstanden, dem schwarzen Kinde der heißen Sonne edlere Gesittung zu bringen, es verlangte nur nach Gold und Sklaven, und brachte nur Kindertand und Feuerwasser. So lebt die große Masse der Negervölker noch im rohen Naturzustande. Ihre Sprachen sind so mannigfach, wie ihre Horden, und leben, der Schrift ermangelnd, nur von Mund zu Mund fort. Ihre Religion ist Fetischismus, Verehrung von leblosen Gegenständen oder Thieren, denen sie eine besondere Kraft beimessen, ihnen Böses oder Gutes zuzufügen. Wohl sind diese Völker der Kindheit größtentheils dem natürlichen Glauben an eine Gottheit zugethan, doch ist dieser Glaube mit alle dem Anhang verunziert, womit niedere Bildung das dämmernde Gefühl umkleidet, und Priester, Wahrsager und Zauberer beeifern sich, ihres Interesses wegen das Volk in den Banden des finstersten Aberglaubens zu erhalten. Menschenopfer und Kannibalismus sind noch in vielen Ländern gebräuchlich. Auf gleich niedriger Stufe steht das afrikanische Staatenleben. Der König, mag er ein Dorf, eine Stadt oder ein großes Volk beherrschen, erfreut sich des unumschränkten Herrscherrechtes. Nur im Staube, mit Erde bedeckt und kriechend nahen sich die Unterthanen ihrem Fürsten, Leben und Tod hat dieser in seinem Belieben, ihre Habe ist sein Gut. Zum Ersatz dafür theilt er seinem Volke mit, was ihm Frohes oder Trauriges begegnet, er zeigt ihm seine Gäste, die Geschenke welche er erhält, und tanzt und zecht mit ihm an festlichen Tagen.

Aber von Norden her dringt in wachsendem Verkehr stets weiter zu den unmündigen Völkern der Araber mit seiner Sprache und seiner Schrift, seinen Sitten und seiner Religion. Hier entwickelt der Islam als erster Schritt zu besserer Erkenntniß und als Religionsform, welche dem sinnlichen Neger am gefügigsten sich anpaßt, eine jugendliche Kraft, während er im Norden, dem

Christenthum gegenüber, im Absterben begriffen ist, und tief hinein in Sudan gilt der Koran als Richtschnur des Glaubens und des Rechtes. Der Unterricht im Lesen und Schreiben, die Vorschrift der täglichen Waschungen, der häufigen Wiederholung der Sprüche des Korans, an erhabenen Gedanken reich, haben den mohamedanischen Neger zum gesittetsten und besten seines Stammes erhoben. Die Natur selbst scheint diese Mittelstufe zu erlangen, bevor die Saat des Christenthums gedeihen kann. Letzteres hat sich aus früherer Blüthezeit nur in Habesch und unter den Kopten als verfärbte Entartung erhalten, und wird von neueren Missionären an vielen Orten, doch mit zweifelhaftem Erfolg gepredigt.

Die Industrie Afrika's erstreckt sich fast nur auf das Weben und Färben von Zeugen, die Bearbeitung des Leders, des Eisens und des Goldes. Auch wird Töpfergeschirr und Schießpulver verfertigt.

Der Handel ist meistentheils Karavanenhandel und dieser hat in Afrika wegen der weiten wüsten Länderstrecken, welche nur in großer Begleitung durchzogen werden können, seine eigentliche Heimath. Weniger belebt ist der Handel über das Meer. Kein Erdtheil ist so wenig durch Meerbusen und natürliche Häfen aufgeschlossen, als Afrika, Flußriegel und Sandbänke hindern die Einfahrt in die großen Ströme und wenige von diesen sind weit hinauf schiffbar. Mittel des Austausches beim Verkehr sind im Innern statt des Geldes die Kauris (kleine Muscheln, Schlangenköpfchen, von den Malediviischen Inseln nach der Guineaküste gebracht), Glasperlen, Steinsalz in größeren und kleineren Tafeln, Durrhahirse, Goldstaub und Sklaven.

Von den Schätzen Afrika's sind es weniger die Erzeugnisse des Mineralien-, Pflanzen- und Thierreichs, welche die Seefahrer aller Nationen locken, den Gefahren der Küstenbrandung und dem tödtlichen Klima zu trotzen, und die Karavanen durch die Schrecken der Wüste treiben, als der schwarze Mensch selbst, der seit undenklichen Zeiten als Waare aus seiner Heimath geschleppt wird. Wie das Schicksal des Sklaven in Amerika sich gestaltet, haben wir im vierten Bande unserer Reisen erläutert und verweisen auf das daselbst Gesagte. Hier bemerken

wir nur, daß der Haussklave in Afrika, wie im ganzen Orient, sich einer sehr milden Behandlung erfreut, durchaus nicht mit Arbeit überladen wird und ganz als Familienmitglied gilt. Auch erträgt er seinen Verkauf nach den mohamedanischen Ländern mit Gleichmuth und freut sich der schönen Kleider, mit welchen er am Ziel seiner Reise, wie man ihm gesagt hat, geschmückt werden soll. Aber Angst und Grauen befällt ihn, wenn er über das Meer verschifft werden soll. Er glaubt, daß die Europäer ihn kaufen, um ihn zu verzehren.

Auf der Bühne der Weltgeschichte tritt in der Vorzeit nur ein kleiner Theil Afrika's als handelndes Mitglied auf, die Nordküste und das Nilthal. Hier lockte die Fruchtbarkeit des Landes und die Blüthe der Cultur fremde Eroberer, und Perser und Macedonier setzten abwechselnd die Marken ihrer Herrschaft an den Rand der Wüste; dort brachte phönizischer Handelsgeist und das schnell emporleuchtende Karthago geschäftiges Treiben in die Völker und weckte, nach dem benachbarten Europa hinüberstrebend, die Eifersucht des wachsenden Rom. Nach wechselvollen Kämpfen sank (146 v. Chr.) Karthago in Asche und die römischen Adler drangen unaufhaltsam in Afrika vor. Im Westen wurden Numidien und Mauritanien, im Osten das griechische Cyrene und Aegypten (31 v. Chr.) römische Provinzen. Unter der unbestrittenen Herrschaft der Römer blühte nun Nordafrika Jahrhunderte hindurch in niegekanntem Flor, Städte und Landhäuser schmückten die Ufer des Meeres und der Flüsse, reiche Erndten versorgten selbst Europa mit Getreide. Das Christenthum fand freudigen Anklang, Karthago erhob sich aus der Asche und rang mit Rom um die geistliche, wie vordem um die weltliche Herrschaft. Aber das römische Reich verfiel durch innere Fäulniß und ward den andringenden Barbaren ein leichter Raub. Auch über Afrika ergoß sich ein Strom wilder Völker, und das Reich der Vandalen erhob sich im 5ten Jahrhundert nach Chr. auf den Trümmern der römischen Macht. Hundert Jahre herrschten die Vandalen, nach ihnen hielt das oströmische Kaiserthum ganz Nordafrika neue hundert Jahre unter seinem Scepter vereinigt. Im siebenten Jahrhundert aber kam von Osten her ein gewaltiger Sturm in die morgenländische

Welt; im Fanatismus des neu entstandenen Islam drangen die Araber von Suez bis zu den Säulen des Hercules und hinüber zur Iberischen Halbinsel. Der Halbmond erhob sich siegreich über das Kreuz, die Besiegten verschmolzen mit den Siegern. Im Lauf der Zeit trennten sich vom großen Körper des Sarazenenreiches die Chalifate von Cordova in Spanien und von Kairwan in Afrika, bis nach dem ewigen Verhängniß der Nationen auch die Kraft der Araber verfiel und dort die christlichen, sich neuerhebenden Reiche, hier einheimische Fehden den Untergang herbeiführten. Aus Spanien wurden die letzten Häupter der Mauren vertrieben (1492), in der Berberei entstanden kleinere Reiche, welche zum Kriege zu schwach, die Christen durch Seeraub bekämpften. Nur Marocco befestigte sich unter den Abkömmlingen des Propheten zu eigener Selbstständigkeit, Algier, Tunis und Tripolis warfen sich dem mächtigen Reiche der Osmanen in die Arme (1519). In neuester Zeit geht der Zug der Eroberung wieder, wie zu alter Zeit, von Europa nach Afrika hinüber. Das seit 1830 französische Algerien hat seine Prüfungsjahre überstanden und wird vielleicht über kurz oder lang Marocco und Tunis mit sich vereinigen.

Das übrige Afrika war bis zum 15ten Jahrhundert in tiefes Dunkel gehüllt. Zwar hatte sich aus dem grauen Alterthum eine Sage von der Umschiffung Afrika's durch die Phönizier erhalten, wie schon Herodot berichtet, doch hielt man schon zu dessen Zeiten die Sage für ein Mährchen. Erst den Portugiesen gelang es, nachdem sie 1456 die Inseln des grünen Vorgebirges entdeckt, und später die Inseln St. Thomas, Annabon und die Prinzeninsel in Besitz genommen hatten, bis zur Südspitze des Continents vorzudringen. Bartholomeus Diaz nannte sie das Cap der Stürme, sein weiser König Johann II. aber das Cap der guten Hoffnung. Vasco de Gama endlich umschiffte 1497 das Cap und gelangte in die indischen Gewässer. Seitdem haben fast alle seefahrenden Nationen Niederlassungen auf den Küsten gegründet, doch erreichten nur die ehedem holländische, jetzt englische Cap-Colonie und die portugiesischen Besitzungen auf der Ostküste einige Bedeutung.

Afrika's Innere war bis in die neueste Zeit fast ganz un-

bekannt. Erst seit der Stiftung der „afrikanischen Gesellschaft" zu London im Jahre 1788 haben muthige Reisende, wie Mungo Park, Denham, Clapperton, Lander u. a. m. den Schleier hier und da gelüftet, aber doch bleibt des Dunkels noch genug und dem Forschungstrieb ein weites Feld offen. Noch heute gilt der Spruch des Aristoteles: „Immer bringt Afrika etwas Neues."

Wir betreten nun in Folgendem den Welttheil mit der neu geöffneten Culturpforte Algier, wandern nach Osten zum verwandten Tunis und nach Westen zum alten Maurenreiche Marocco. Tripolis wird uns sodann nach einem Ausfluge in das ruinenreiche Gartenland Barca den Eingang in die Wüste öffnen, die wir, rechts und links blickend, mit den Karavanen durchkreuzen. Weiterhin ist uns im Lande der Neger Mungo Park ein alter, aber unentbehrlicher Führer, und Denham, Clapperton und Lander, sowie Laing, Bowdich und Duncan werden uns Senegambien, Oberguinea und den Sudan vor Augen führen. Wir passiren darauf die Mittagslinie und wenden uns nach einem Besuche in Unterguinea nach dem Cap, der jetzt hart bedrängten Colonie, und umfahren endlich den Süden des Welttheils, um das üppige Madagascar und die gegenüberliegende Küste des Festlandes kennen zu lernen. Damit beschließen wir die Reisen durch Afrika in diesem Bande, indem wir die Nilländer für einen nachfolgenden Band versparen.

Als Quellen haben wir benutzt:

1) Bilder und Skizzen aus Algier, von C. Constant. Berl. 1844.
2) Erinnerungen aus Algerien von Clemens Lamping. 2 Theile. Oldenb. 44 u. 46.
3) Algerien nach Wagner u. Baude in Sommers Taschenb. 1843.
4) Blätter aus dem afrikan. Reisetageb. einer Dame. 2 Theile. Braunschweig 1849.
5) Schilderungen aus der Provinz Constantine von Karl Zill im „Ausland." 1850 u. 51.
6) Semilasso in Afrika. 5 Theile. Stuttg. 1836.
7) Tunis nach Sir G. Temple in Sommers Tschb. 1836.
8) Marocco, von Drummond Hay, in: Weltpanorama. 57—60. Bd. Stuttg. 1846.
9) Marocco, von Fr. v. Augustin. Pesth 1845.

10) Reise nach Marocco, von Beauclerk im Ethnograph. Archiv von Bran, 39ter Bd. Jena 1829.

11) Don Badià's Reise in Marocco, in Harnisch, X.

12) Beechy's Reise zur Erforsch. d. Nordk. Afr. östl. v. Tripolis in Sommers Taschenb. 7ter Jahrg. 1829.

13) Die Karavanen der Araber im Sommer, Jahrg. 25. 1847.

14) Denham's und Clapperton's Reise durch die Wüste nach Sudan im Ethnogr. Arch. v. Bran, 31ter Bd. Jena 1826.

15) Mungo Parks erste Reise zum Niger, Lyons Reise zu den Sulimas, Bowdichs Gesandtschaftsreise nach Ashanti in Harnisch, L.- u. S.- Reisen, XI. 1830.

16) Richard u. John Landers Reise in Afrika, aus d. Engl. Leipz. 1833. 3 Bde.

17) Sierra Leone by a Lady. Auszug in den Bl. f. liter. Unt. 1850.

18) Reisen in Westafrika in den Jahren 1845 u. 46 v. John Duncan. Aus d. Engl. Dresden u. Lpz. 1848. 2 Bde.

19) Die portug. Besitz. in Süd- West- Afrika. Ein Reisebericht von G. Tams Dr. Hamb. 1845.

20) Reisen in Süd-Afr. während d. J. 1840 u. 41 v. W. v. Meyer. Hamb. 1843.

21) Südafrik. Küsten, v. Thomas Pringle in: Länd.- u. Reisebeschr. d. ält. u. neuest. Zeit. 9te Lieferung. Herausg. v. Dr. Widemann u. Dr. Hauff. Stuttg. u. Tüb. 1836.

22) Neue Bibl. d. wicht. Reisebeschr. nach Bertuchs Tode herausg. a) Reisen in Südafrika, v. John Campbell (2te Reise) Weimar 1823. b) Reisen in d. Innere v. Süd-Afr. v. Wilh. Bachell Esq. Weim. 1822 u. 25.

22) Sommers Taschenb. 1828. Madagascar.

Schließlich bemerkt der Herausgeber zu Vorstehendem, daß die erste größere Hälfte dieses Bandes bis zum Sudan und Nord-Guinea hin vom Herrn Dr. Med. Danneil zu Calbe an der Milde in der Altmark, die zweite kleinere Hälfte aber, nämlich Süd-Guinea und Süd-Afrika, vom Herrn Pastor Wilhelm Heinzelmann zu Krusemarck in der Altmark bearbeitet ist.

Geschrieben im Frühling 1852.

I.

Nordafrika und die Wüste.

A.

Algier.

Erstes Kapitel.

Wir nähern uns Afrika's Küsten. In der Morgendämmerung taucht aus der bewegten Fluth ein grauröthliches Gebirge mit sanften Abhängen und Felsen von abentheuerlicher Form, welche rechts und links verschwindend, eine weite Bai umkränzen. Erwartungsvoll dringen unsere Blicke in ihre Tiefe, wo die [illegible] Mauern eines Leuchtthurms auf dem weißen [illegible] einer gleichförmigen Masse, die alle Aufmerksamkeit verschlingt. Das Dampfboot fährt rastlos vorwärts, der volle [illegible] ist gekommen und entdeckt mit größerer Klarheit die blendend weiße Kreidepyramide Algiers, welche sich amphitheatralisch an die Felsen lehnt. Wir blicken staunend auf diese einförmige Masse von gleich hohen Häusern und flachen zusammenhängenden Dächern, und sehen uns in unsern Erwartungen getäuscht; wir glaubten einem großen Steinbruch mit seinen tausend Marmorblöcken zu nahen.

Doch wie durch Zauberschlag ändert sich das Bild, wenden wir uns rechts nach dem ragenden Sahelgebirge, welches sich dem Meeresufer entlang bis zum nahen Vorgebirge hinüberzieht. Die sanften Abhänge sind bekleidet mit grünem Nadelholz, von europäische, maurische Gärten prangen an ihren Hügeln mit dem Schmuck ihrer Orangen- und Granatbäume. Dazwischen ragt die schlanke Ceder, und die Dattelpalme, unter ihrer Krone gebeugt, überschattet hier das einsame Grab eines Marabut, dort das Marmordenkmal eines maurischen Großen. Vom Winde bewegt, öffnet sich hin und wieder das dichte Gebüsch des dunkelbelaubten Johannisbrodbaumes und zierliche schneeweiße

A.

A l g i e r.

Erstes Kapitel.

Wir nähern uns Afrika's Küsten. In der Morgendämmerung taucht aus der bewegten Fluth ein grauröthliches Gebirge mit dunklen Abgründen und Felsen von abentheuerlicher Form, welche rechts und links vorspringend, eine weite Bai umkränzen. Erwartungsvoll dringen unsere Blicke in ihre Tiefe, wo die verlöschenden Lichter eines Leuchtthurms auf dem weißen Grunde einer gletscherähnlichen Masse die alte Piratenstadt verkünden. Das Dampfboot strebt rastlos vorwärts, der volle Tag erscheint und beleuchtet mit grellem Lichte die blendend weiße Häuserpyramide A l g i e r s, welche sich amphitheatralisch an die Felsen lehnt. Wir blicken stumm auf diese einförmige Masse von gleich hohen Häusern und flachen zusammenhängenden Dächern, und fühlen uns in unseren Erwartungen getäuscht; wir glauben einem großen Friedhof mit seinen tausend Mausoleen zu nahen.

Doch wie durch Zauberschlag ändert sich das Bild, wenden wir uns rechts nach dem reizenden Sahelgebirge, welches sich dem Meeresufer entlang bis zum nahen Vorgebirge hinüberzieht. Die sanften Abhänge sind bekleidet mit grünem Laubholz, wunderherrliche maurische Gärten prangen zu ihren Füßen mit dem Schmuck ihrer Orangen- und Granatbäume. Dazwischen ragt die schlanke Ceder, und die Dattelpalme, unter ihrer Krone gebeugt, überschattet hier das einsame Grab eines Marabut, dort das Marmordenkmal eines maurischen Großen. Vom Winde bewegt, öffnet sich hin und wieder das dichte Gebüsch des dunkelbelaubten Johannisbrodbaumes und zierliche schneeweiße

Villen blicken aus ihrem Kranze von blühenden Mandelbäumen verstohlen hervor. Weiter hinauf ragen Felsen und ein Kreis von befestigten Lagern und Thürmen krönt die Höhen.

Kräftige Ruderschläge bringen uns an den Molo, eine steile Treppe führt uns zum Thor der Marine und wir betreten die Stadt. Hier sieht man keine Spur vom nackten Steinhaufen, rechts und links erheben sich moderne Häuser und Paläste, hinter großen Spiegelscheiben paradirt der Luxus aller Welttheile und auf blumengeschmückten Balcons schweben leichte Nymphen. Eine bunte Menge umgiebt uns, schwarze, braune und weiße Gestalten kreuzen sich im bunten Gemisch, und lärmen in allen Tonarten und Sprachen.

Wir wandern die Marinestraße aufwärts und gelangen auf den Gouvernementsplatz oder Place royale. Dieser schöne Platz ist das Herz der unteren Stadt, wie große Adern führen von hier die drei Hauptstraßen bab Azoun, bab el Oued und de la Marine zu den gleichnamigen Thoren. Auf ihm erhebt sich die eherne Reiter-Statue des Herzogs von Orleans, ihr gegenüber stehen die Reste des ehemaligen Dey-Palastes, so viel davon die Feuersbrunst von 1844 verschont hat. Nicht weit davon, nahe am Meere, gewährt eine doppelte Reihe von Bäumen uns ein schattiges Plätzchen, wo wir bei Kaffee und Sorbet uns niederlassen um die fremde Welt zu betrachten, welche wie im Carneval an uns vorüber wogt. Italiänerinnen, in grelle Farben bunt gekleidet, die stolze Spanierinn und die schlanke Tochter Minorcas in der schwarzen Mantilla, rosenwangige Jüdinnen, den pyramidalen Sarmas auf dem Kopfe, bedeckt mit Schmuck, Sammt und Seide, Maurinnen, welche durch die vielen Falten ihrer Umhüllung nichts von sich erblicken lassen, als das Glühen ihrer kohlschwarzen Augen und ihre nackten Füße — die ganze schöne Welt wandelt hier auf und ab, umfluthet von Officieren, Soldaten und Beamten, Matrosen aller Häfen und den Eingebornen aller Stämme. Dort spazieren in großer Zahl edle Gestalten, mit sprechenden Augen und theils silberweißen, theils schwarzen Bärten. Sie tragen roth und weiß gestreifte Turbans, Westen und Jacken von lebhaften Farben, reich mit Gold und Silber gestickt. Ihre

kurzen hundertfaltigen Pluderhosen sind über dem Gürtel mit einem langen farbigen Shawl umwunden, der weiße Burnus fällt nachlässig über die linke Schulter herab. Es sind Mauren, die Abkömmlinge des ritterlichen Volks der Saracenen. Sie grüßen einander mit würdevoller Grazie, indem sie die rechte Hand zum Herzen führen und den Oberkörper leicht nach vorn neigen. Weiterhin lagert eine Gruppe Beduinen, hagere braune Gestalten mit schwarzen dichten Bärten, edlen Zügen, brennenden Augen. Der Haik aus Wolle umschließt den Leib und bedeckt den Kopf, welcher mit einem Strick aus Kameelhaaren turbanartig umwunden ist. Ihre Züge gestalten sich bei der lebhaften Unterhaltung so wundersam wechselnd, daß sie einem Schauspieler zum Vorbilde dienen könnten. — Ein paar Kerle mit fuchsigen Bärten, wahre Jammergestalten, schleichen quer über den Platz und ziehen die mit Kohlen beladenen mageren Maulthiere am Stricke hinter sich nach. Burnus und Haik sind durchlöchert und zerlumpt, überall sieht man den nackten, braunen Körper. Es sind Kabylen, Söhne der Vandalen, ein trotziges, rohes Geschlecht, würdig der Ahnen.

Wir verlassen den place royale und wagen uns in den Knäuel der engen Straßen, welche in stufenähnlichen Absätzen, oft steil und schroff bergan führen. Hier ist Algier noch nicht vom europäischen Architecten berührt. Enge dunkle Gassen, in denen sich Begegnende oft nur an die Häuser gedrückt einander ausweichen können, durchkreuzen in allen Richtungen die Masse der gleichhohen Häuser, deren obere Stockwerke weit vorspringend sich fast über der Straße berühren und Schutz vor dem Regen und der Sonnengluth gewähren. Das maurische Haus zeigt an der Straße nur einige vergitterte Löcher, es hat seine Fenster, wie die Feige ihre Blüthen, nach Innen. Ein Gang führt von der Straße nach der Halle oder dem Hofe, welcher Licht und freie Luft von oben empfängt. Er ist gewöhnlich mit bunten Ziegeln oder Marmor gepflastert und von Säulengängen umschlossen, ein Springbrunnen oder Orangenbäume schmücken seine Mitte. Ringsum liegen die Gemächer, Treppen führen in den zweiten Stock, der die Wohnungen der Frauen enthält. Das flache Dach dient nach Sonnenuntergang zur Erholung

und die Frauen statten sich oft über die Häuser hinweg Besuche ab.

Kümmerlich winden wir uns zwischen Eseln, Körben und Straßenjungen hindurch, das kreischende Gebrüll der Verkäufer zerreißt das Ohr. In kleinen Läden, die in Felsen gehauenen Nischen gleichen und den stolzen Namen Bazars führen, sitzen die Händler den ganzen lieben Tag mit gekreuzten Beinen, und rauchen aus ihrer langen Pfeife und schlürfen ihren Kaffee dazu. Auch Künstler und Handwerker arbeiten in den kleinen Buden, aber mit unerträglicher Langsamkeit. Sie machen oft lange Pausen, um entweder ein Schälchen Kaffee zu sich zu nehmen, oder das Werk ihrer Hände zu bewundern.

Höher hinauf werden die Gebäude immer niedriger und im Negerquartier, nahe der Casbah, haben sie nur noch ein höhlenartiges Ansehen. Wir besuchen die letzte Residenz des Deys, die hochthronende Casbah. Früher mögen die Hallen, Springbrunnen und Gärten in reichem Schmuck gestrahlt haben, jetzt hat der Vandalismus des Soldaten und die Geldgier, welche nach verborgenen Schätzen suchte, nichts Schönes mehr übrig gelassen. Nur eine Cypresse, wie es heißt von Haireddin Barbarossa gepflanzt, trauert einsam auf dem höchsten Punkte der Raubstadt.

Aber ein herrliches Rundgemälde entfaltet sich vor unsern Blicken. Zu unsern Füßen senkt sich ein ganzes Meer von weißen Dächern stufenförmig herab bis zum Ufer, wo die muntern Spiele farbiger Wimpel das Auge fesseln. Daneben ragen die düstern Massen der Forts, in deren Verließen ehedem mancher Christensklave verschmachtete. Weiterhin nach Norden folgen die lieblichen Gärten Hassan Paschas, dann hemmen Felsmassen den Blick nach Nord und West. Nach Südost und Ost wird die Aussicht wieder freier und tausend Gärten mit zierlichen Villen prangen hier in reichem Blüthenschmuck. Ueber sie hinweg schweift das Auge in das weite Thal der Ebene Metidjah und zu den tief dunkelblau gefärbten Bergen des Atlas, aus denen mit Schnee bedeckt, der silberglänzende Dschurdschura majestätisch emporsteigt. Weiter nach Osten folgt die weiße Masse des Maison quarrée neben der Bai, dann in großen Bogen eine

Reihe von Klippen bis zum Cap Matifu, darüber hinaus das unabsehbare Meer.

Die Straße de la Casbah führt uns wieder hinab in die untere Stadt. Sie enthielt früher 497 Stufen, ist aber jetzt ganz umgepflastert und zeigt manche guten Häuser. Gewölbte niedrige Eingänge führen in die dunkeln Nebengassen, wie zu den Pforten der Unterwelt. Wir suchen nicht diese Höhlen des Schmutzes, des Elends und des Lasters zu durchstöbern, sondern treten lieber in ein maurisches Badehaus (Hamem), um im Lande des Islam nach den weisen Gesetzen des Propheten zu leben. Das Hamem gleicht den andern maurischen Gebäuden, doch ist der Hof durch einen Pavillon mit Glasscheiben geschlossen. Hier unter dem Säulengange entkleidet man sich, umschürzt sich mit einem farbigen Tuche und wird in ein heißes, bis zu einigen 30 Grad R. geheiztes Gewölbe geführt, worin sich ein großes Wasserbecken befindet. Hat man eine zeitlang gebadet, so kommt der Badediener, um den ganzen Körper zu bürsten, zu kneten und mit Seife einzureiben. Er begleitet seine Manipulationen mit monotonem Gesang und allerlei spaßhaften Redensarten, wie „Militairkopf komm her — Christenarm ich verlange dich — Bart sei mir gegrüßt — Nase du bist mein —". Ist man dann durch lauwarmes Wasser vom Seifenschaum gereinigt und mit wohlriechendem Oele gesalbt, so hüllt man sich in einen großen Burnus, streckt sich im Salon auf weicher Matrazze aus und trinkt Kaffee, raucht eine Pfeife und pflegt der Ruhe in einem wahrhaft behaglichen Zustande.

Den Abend verleben wir in einem maurischen Kaffeehause, dem Sammelplatz aller gebildeten Mauren. Hier bringen sie fast den ganzen Tag und Abend, oft bis nach Mitternacht zu, hier sitzen sie im Schatten der epheu- oder weinumlaubten Arcaden des Hofes, mit den bloßen Füßen in dem Wasser plätschernd, das von der Fontaine den Marmorboden überströmt, und schlürfen Kaffee und Sorbet, Gesang und Märchen ein. Solches Leben ist ihnen ein Vorgeschmack des Paradieses. Der Gesang ist eintönig, das begleitende Instrument die Mandoline. Zur Erheiterung folgt ein Märchen, darauf Gesang und Tanz der Almen (öffentlichen Tänzerinnen). Diese sind in weißen

golddurchwirkten Flor gehüllt, der, durch eine Silberschärpe zusammengefaßt, leichte Falten schlägt, das Haar fällt frei über den Nacken und ist mit Korallen-, Gold- und Silberschnüren durchflochten. Ihren Tanz ohne Grazie und die Improvisationen, meist von poetischem Werthe, begleiten Musikanten im buntesten Flitterstaat mit Geige, Flöte, Tamburin, Triangel und Trommel. Das farbige Licht der bunten Lampen, das in den Wasserstrahlen der Fontaine sich tausendfältig bricht, giebt dem Ganzen ein magisches Ansehen und man glaubt eine Nacht der Scheherazade zu träumen.

Die Stadt Algier (al Dschesair d. i. die Siegreiche) ist vom arabischen Fürsten Zeirie auf den Trümmern der alten römischen Stadt Icosium im Jahre 935 n. Chr. erbaut. Kleine Fürsten herrschten hier und in den benachbarten Städten zu den Zeiten, als das große Chalifenreich seiner Auflösung entgegenging, bis Ferdinand der Katholische nach Vertreibung der Mauren aus Spanien 1509 die Stadt eroberte und die vor dem Hafen liegende Insel befestigte. Die benachbarten Araber riefen den griechischen Renegaten und Piratenhäuptling Horuk Barbarossa zu Hülfe, aber dieser wandte seine Macht gegen seine Verbündeten und sein Bruder und Nachfolger Haireddin Barbarossa gründete in Algier unter Oberherrschaft des Sultans der Osmanen eine mächtige Herrschaft, der sich die benachbarten kleinen Staaten beugen mußten. Seitdem war hier der Hauptsitz der Seeräuberei, vergebens unternahm Kaiser Karl V. 1541 eine große Expedition und bedrohte von einem Berge oberhalb der Casbah die Stadt. Ein schrecklicher Sturm mit Regengüssen und Erdbeben vernichtete seine Flotte und richtete auch sein Landheer fast zu Grunde, kaum gelang es ihm mit dem kleinen Rest seiner Truppen sich wieder einzuschiffen. Nach seinem Abzuge baute der Pascha Mulei Hassan auf jenem Berge eine Burg und nannte sie dem Kaiser zum Hohne: „Fort des Kaisers.“ Gleich vergeblich war das Bombardement, mit welchem Ludwig XIV. 1682 Algier heimsuchte. Als Antwort ließ der Dey den damaligen französischen Consul aus einem Geschütz

auf die Flotte abfeuern. Erst in unserm Jahrhundert wußten Nordamerikaner und Engländer den Piraten mehr Respect vor dem Völkerrecht einzuflößen, bis eine unglückliche Ohrfeige, welche der Dey dem französischen Consul für eine impertinente Antwort gab, 1830 die Eroberung der Stadt und des Landes durch die Franzosen herbeiführte.

Gegenwärtig hat Algier etwa 80,000 Einwohner, von denen über die Hälfte Europäer sind. Als Sitz der Regierung eines großen Landes, Hauptthafenplatz der Küste und Sammelpunkt der Straßen aus dem Innern herrscht ein reger Verkehr in der Stadt, die in ihrem unteren Theil schon ein ganz europäisches Ansehen hat. Geringer, als der Handel, ist die einheimische Industrie, doch sind die Tabaksfabriken nicht unbedeutend und die Goldstickereien wahre Kunstwerke.

Das Schönste von Algier ist aber seine herrliche Umgebung, die sich mit den schönsten Gegenden der Erde messen kann. Das Sahel- oder Massifgebirge, an welches sich die Stadt lehnt, erhebt sich hart am Meere in schön bekleideten Hügelgruppen und wird durch die weite Ebene Metidjah vom Atlas geschieden. Ueberall liegen Gärten und Villa's zerstreut, Colonistendörfer haben sich in den fruchtbaren Thälern angesiedelt und von den Höhen hat man auf Meer und Gebirge die malerischste Aussicht. Drum rasch den Araber gesattelt und hinaus ins Freie.

Die Straße Bab Azoun führt uns in die gleichnamige Vorstadt, auf deren großen Plätzen reges Leben und Treiben herrscht. Hier ist der Markt der Araber für Kohlen, Holz, Gemüse und Früchte aller Art und aus tausend rauhen Kehlen wird mit dem möglichst größtem Lärm gehandelt und gefeilscht. Negerweiber sitzen längs der Straße und kochen Speise für die Hungrigen; sie tragen ihre kleinen schwarzen Pflanzen bei allen Arbeiten in Tüchern auf den Schultern mit sich herum. Ein Omnibus nach dem andern rauscht an uns vorüber voll malerischer Gestalten; Mauren auf schönen Maulthieren reitend, treiben beladene Esel und Pferde vor sich hin, europäische Equipagen, Kameele mit ihren kleinen Leiteseln kreuzen sich in buntem Gemisch. Wir gelangen ins Freie und reiten zwischen Aloe-Hecken, Oel- und Johannisbrodbäumen weiter und sehen zu

unserer Rechten hoch über der Casbah das majestätische Kaiserfort. Wohlgerüche künden uns die Nähe der Gärten von Mustapha Pascha, wo tausende von Orangen-, Citronen- und Maulbeerbäumen von der Regierung alljährlich gezogen werden. Wir begrüßen hier neben der Banane und der Indigopflanze der Tropen unsere heimischen Pappeln, Eschen und Ulmen. Eine Stunde weiter liegt das Dorf Hussein Dey mit dem alten Palast, europäische Colonisten bebauen den fruchtbaren Boden. Jetzt breitet sich vor uns die Ebene Metidjah aus, welche von Süden nach Norden der Arratsch durchströmt. An der Mündung des Flusses liegt die befestigte Kaserne Maison quarrée, wo ein Bataillon des Corps des indigènes*) sich die Langeweile mit Zähmung der niedlichen Chamäleons vertreibt. Früher, als Abdel Kader bis an die Forts von Algier streifte, gab es hier andere Beschäftigungen. Da ward oft um Mitternacht die Besatzung dem Schlummer entrissen und mußte unter dem Geheule des Schakals durch Gestrüpp und Sumpfrohr sich mühsam Bahn brechen, bis die Spahis irgend ein unglückliches Araber Duar umzingelt hatten und die Plünderung begann, von Rohheiten aller Art begleitet. Die Habsucht der Soldaten belud sich dann wohl mit Honig, Eiern, Butter und andern Lebensmitteln, um sie beim Rückmarsch in des Tages Hitze wieder nutzlos fortzuwerfen oder von ihnen mit glänzendem Firniß unfreiwillig überzogen zu werden. Die Heerden wurden als Beute der Razzia fortgetrieben, von den Männern des Stammes möglichst viel erschossen. Auf dem Schauplatz des Kampfes versuchte dann wohl der lustige Franzos mit den braunen Schönen ein Tänzchen, die sich im Kuhstall versteckt und das Gesicht mit Kuhmist bedeckt hatten, und verschwendete seine besten Redensarten an die wilden Spröden. Da half aber kein habeetlik (ich liebe Dich) kein harua asba dansa (komm Jungfrau und tanze), sie blieben unerbittlich, bespieen die galanten Männer und gebrauchten ihre Krallen, und ihre Antworten waren nur fromme Wünsche, wie

*) Die Truppen des Französischen Heeres in Algier, welche aus Eingebornen gebildet sind, heißen Spahis, wenn sie zu Pferde, und Zouaven, wenn sie zu Fuß dienen.

Allein malek (Gott verdamme Dich) und Ehrentitel, wie haluff (Schwein) und andere.

Doch zurück vom langweiligen Maison quarrée, nach Mustapha Pascha, wo in der Nähe der Jardins d'essai (Baumschulen der Regierung) das liebliche „Kaffeehaus der Platanen" uns zum Verweilen einladet. Von drei Seiten umgeben Felswände mit Schlingpflanzen und frischem üppigem Moose bekleidet den Ort, wo fünf reichhaltige Quellen ihr Wasser in granitene Becken ergießen, aus denen Thiere getränkt und die Felder bewässert werden. Auch dringt der Wasserreichthum in Millionen Tropfen aus dem porösen Sandstein der Felswände und rieselt im Farbenwechsel der Sonnenstrahlen in den grünen Teppich herab. In der von Säulen getragenen Halle daneben sitzt eine Gesellschaft edler Mauren auf künstlich geflochtenen Binsenmatten und schlürft den schwarzen Cawa (Kaffee). Wir rufen den bärtigen Gästen ein freundliches Selam aleikum (Friede sei mit Euch)! entgegen und empfangen ihren Gegengruß Sélam aratschmat Alla (Frieden gewähre uns Gott)! Bald ist eine Unterhaltung entsponnen und eine Schachpartie im Gange. Mit lebhaften Mienen und Geberden wird jeder Zug besprochen, und zum Abschiede reicht der älteste Mann seinen Schibuk (Pfeife), aus welchem wir einige Züge thun müssen, und wir verlassen die freundliche, behagliche Gesellschaft. Dieser Theil des Sahel, welcher südlich von der Stadt liegt, ist am reichsten bebaut und mit Dörfern und Villen besetzt. Höher hinauf wird der Weg einsam und der Pflanzenwuchs verliert sich. Wir wenden uns auf den Rücken des Gebirges vor dem Colonistendorf Dehli Ibrahim vorüber, wo blonde Haare, blaue Augen und schwäbische Laute uns an die Heimath erinnern und gelangen nach Staoneli, wo die schweigsamen Brüder eines Trappistenklosters ihre Gärten und ihre Kranken pflegen. Von hier führt der Weg durch ein unabsehbares Dickicht von Myrthen, Oleander und Ricinus nach der langen Halbinsel Sidi Ferruch hinab, dessen blendend weißer Thurm torre chica sich gegen die dunkelblauen Fluthen des Meeres scharf abgränzt. Hier landeten die französischen Truppen am 14ten Mai 1830; ein Obelisk kündet dieses Ereigniß der Nachwelt. Auf dem Rückwege

wenden wir uns an der höchsten Stelle des Weges noch einmal zurück, um den westlichen Theil der Metidjah zu überblicken. Zu unsern Füßen liegen einige Colonistendörfer und das freundliche Duera am Rande der Ebene, jenseits derselben an die Felsenberge des Atlas gelehnt das reizende Blidah, rechts Coleah auf erhöhtem Plateau und weiter in der Ferne der kegelförmige Berg, welcher Kobor-Rumya (Grab der Christinn) genannt und von umwohnenden Hadschuten als heiliger Ort verehrt wird.

Nördlich von der Stadt führt ein beliebter Spaziergang aus dem Thore bab el oued das Meeresufer entlang, wo Soldaten bunte Muscheln suchen und die spielenden Wellen den weißen Schaum bis zu den Abhängen des Sahel tragen. Eine schroffe Felsenpartie, la pointe Pescade, welche sich bis zum Cap Coxines hinzieht, schließt hier die Promenade. Zahlreiche Pfade führen vom Ufer in die Schluchten der Berge, die überall von Landhäusern in maurischem, französischem und englischem Geschmack und ihren reichen Gärten geschmückt sind.

Ein günstiger Zufall machte mich einem Mauren zum Freunde und ich erhielt eines Tages die Einladung zu einem Feste auf seiner Villa. Herzlich empfangen vom Wirth und seinen Dutzend Gästen in reicher maurischer Tracht ließ ich mich in ihrer Mitte unter der Halle nieder, und bei den Dampfwolken eines edlen Tabaks und dem Genusse des herrlichen Moccatrankes ward munter geplaudert. Bald erschienen zwei Gitana's (Zigeunerinnen) in leichte Röckchen von blau und weißer Leinewand gekleidet, die Hüften mit einem Shawl von Kameelhaaren umwunden. Ihre nackten Arme und Beine waren mit silbernen Ringen und Ketten, der olivenfarbige Hals mit Bernsteinschnüren geschmückt, ihr glänzendes Rabenhaar floß, von Korallenschnüren durchflochten, üppig in breiten Flechten bis zur Ferse hinab. Schalkhaft flogen sie von diesem zu jenem und sagten aus den Linien der Hand das Dunkel der Zukunft voraus. Darauf begaben wir uns in einen länglichen Saal des unteren Geschosses zur reichbesetzten Tafel, vor welcher ein Jeder mit untergeschlagenen Beinen auf einem Polsterkissen Platz nahm.

Die Suppe war gut, obschon stark gewürzt, aber die Löffel waren fast so flach, wie Malerspatel. Nach der Suppe erschien ein Lamm, am Spieß gebraten; es ward mit vieler Geschicklichkeit ohne Messer und Gabeln mit den Fingern zerlegt. Als Beigerichte gab es eingemachten spanischen Pfeffer, Liebesäpfel, Oliven und Knoblauch. Darauf erschien Cuscussu, das Lieblingsgericht des Landes, (eine Art gewürzter Nudeln mit Dampf gekocht und nebst gekochten Hühnern mit Fleischbrühe oder Butter übergossen und gebacken), dann kamen frische und trockene Früchte und Confitüren mannigfacher Art. Zwischen den Gängen ward Scherbet gereicht, der jedoch den Wein nicht ersetzt. Mundspülwasser in silbernen Bechern und Waschwasser ward nach jedem Gang herumgereicht, die Hände trocknete man an einem langen, um die ganze Tafel sich ziehenden Tuche. Nach Entfernung der Tafel wurden unsere Sitze längs den Wänden aufgestellt und die Gesellschaft griff zu den Pfeifen, trank Kaffee, lobte die Mahlzeit und den Gastgeber, bis Ambradüfte uns in Wolken hüllten und eine ganz artige Saitenmusik ertönte. Vier Tänzerinnen in mehr als leichter Kleidung erschienen und führten in schleichenden Pas und ungraziösen Schwingungen mit zwei Schleiern einen Tanz auf, der vom langsamen Klagemarsch der Musik begleitet ward. Man belohnt die Tänzerinn, indem man sie durch einen Wink der Hand heranruft und ihr eine Geldmünze mit Speichel auf die Stirn klebt; durch Schütteln ihres Körpers entledigt sie sich dann des Geldes. Spät Abends nahmen wir von unserm freundlichen Wirthe Abschied.

Die Frauen erscheinen natürlich bei solchen Festen nicht, sie verharren in der Talmona. Mohamed hat sehr unbillig gegen das schöne Geschlecht gehandelt, indem er erst Dreien von ihnen die geistigen Fähigkeiten eines Menschen zuspricht; drei Frauen zu nehmen steht dem Moslim frei, deren drei machen vor Gericht erst einen Zeugen aus. Selbst im Paradiese dienen sie, als ewig jugendliche Schönen, ohne Rückerinnerung an das irdische Leben, nur dazu, die Freuden des Gläubigen zu erhöhen, von denen jeder mit drei solcher Houri's beschenkt wird! So kommt es, daß ihr Leben nur Dasein und Genuß ist, der Aufschwung über das Irdische ihnen mangelt. Ihre ganze Thätigkeit

ist fast nur der Eitelkeit und Putzsucht gewidmet, und trotz der strengen Aufsicht werden viel Liebeshändel betrieben. Die Begräbnißplätze und Frauenbäder sind die Zusammenkunftsorte, wo die Intriguen verabredet und angesponnen werden. Die Frau des armen Städters, des Landmannes und des Nomaden führt aber ein anderes Leben. Hier herrscht anhaltender Fleiß, und die Sorge um die tägliche Nahrung, so wie die Arbeit beim Feldbau, bei der Erndte und bei Besorgung der Hausthiere bewirkt, daß trotz dem Gebote des Korans der Schleier sehr selten angelegt wird.

Der Moslim ist sehr religiös und betet des Tages 6 mal. Zweimal des Morgens (el swa und el d'hor), um 2 Uhr Nachmittags, (el 'asr) um 4 Uhr, bei Sonnenuntergang, (el mogrib) und beim Schlafengehn (el lile). Vor dem Gebete wäscht er sich Hände, Gesicht, Füße und Kopf und spricht dann: „Gott ist Gott und Mohamed ist sein Prophet" in aufrechter Stellung, das Gesicht gegen Osten gewandt und mit entblößten Füßen. Darauf erhebt er die Hände, senkt sie und spricht: Groß ist der Herr (alla hu akbahr). Dann betet er das Vaterunser (hamdun) und nach Umständen noch einige andere Gebete, deren Zahl er am Rosenkranze (Mesipt) vermerkt, kniet nieder und berührt mit der Stirn den Boden, wobei er, dreimal sich neigend und aufrichtend, wiederum ausruft „Groß ist der Herr!" Auf der Reise, fern vom Wasser, ersetzt Sand dessen Stelle bei den Waschungen.

In Algier giebt es eine Menge Moscheen, aber nur vier, wo ein regelmäßiger Gottesdienst am Freitage (dem Sonntage der Mohamedaner) gehalten wird und von deren Minarets aus der Muezzin (Küster) durch das Ausrufen der Stunden die Gläubigen zum Gebet ermahnt. Ich besuchte während des Gottesdienstes die Moschee Djeddid an der Ecke des Place royal und der rue de la Marine. Der Vorhof war von niederkauernden Frauen angefüllt, die nur bis dahin kommen dürfen. Ich mußte meine Stiefel ausziehen und trat in bloßen Strümpfen in die Moschee. Sie war mit Matten und türkischen Teppichen

bedeckt, die Gläubigen standen reihenweise und antworteten auf einige Worte, welche der Imam (Priester) sagte, knieeten nieder und berührten mit der Stirn den Fußboden. Predigten sind nicht gebräuchlich. Eine besondere Verehrung weiht der Moslim der Rose, welche er aus Schweißtropfen des Propheten entsprossen glaubt. Wenn er an diese Blume riecht, sagt er: „Gruß und Gebet zu Dir, dem Propheten Gottes.“ Die großen Fasten (Rhamadan) dauern 40 Tage; während derselben genießt der Muselmann bei Tage nichts, betet viel und ist sehr freigebig gegen die Armen. Es wird zu dieser Zeit in Algier das maurische Volkstheater fleißig besucht, eine Art Puppentheater, in welchem der maurische Hanswurst, Gharagus genannt, die Hauptperson ist, viel Schläge austheilt und bekommt. Auf den Rhamadan folgt das Beiramsfest, ein Fest der Freude und Versöhnung, an welchem die Mohamedaner sich auch bei hellem Tage einer lauten Freude hingeben. Vorzüglich ergötzt sich dann die herausgeputzte Jugend auf den Straßen und Plätzen an ihren Spielen, läßt sich in großen Schaukelrädern umdrehen und von Negern in bemalten Schubkarren, noch lieber in europäischen Wagen umherfahren.

Groß ist der Mohamedaner im Sterben. Wenn seine Stunde gekommen ist, empfiehlt er Mohamed seine Seele und stirbt. Mit gleicher Ergebung nimmt er die Strafe der Bastonade, wie den Tod von Henkershand.

Die Begräbnisse sind ähnlich wie in Europa. Der Verstorbene wird von Vieren in seinen Mantel gehüllt getragen; das Angesicht ist frei. Der voraufgehende Priester singt einen Gesang vor, die Andern antworten im Chor. Aber ihr Gesang ist freudig, ihr Schritt ist schnell, denn der Geschiedene hat des Lebens Last und Noth überstanden und ruht im Paradiese, von ewig schönen Weibern bedient. Die Gruft wird vorsichtig zugemauert, damit Schakale oder Hyänen die Leiche nicht wieder ausgraben.

Christen, Juden und Mohamedaner haben ihre besonderen Untergerichte. Der Kadi entscheidet die kleineren Vergehen und Streitigkeiten unter den Mohamedanern. Mit großem Ernste sitzt er am Gerichtstage an seiner Tafel, den Koran

aufgeschlagen vor sich, zu beiden Seiten die Schreiber und in der Nähe den Profos. Unerschütterlich ist seine Ruhe bei allem Gezänke und Geschrei der Parteien, vorzüglich wenn Weiber als Klägerinnen auftreten, und er fällt sein Urtheil mit abgemessenem Anstande. Gewöhnlich decretirt er 50—100 Streiche auf die Fußsohlen (Bastonade). Sein Ausspruch wird ohne Appellation in demüthiger Ergebung angenommen und die Parteien küssen ihm vor und nach dem Urtheilsspruche die Hände. Ist der Fall zweifelhaft, so erhalten wohl beide Parteien die Bastonade und der streitige Theil (Schaf oder Esel) fällt an den Fiskus, d. h. den Kadi. Macht Jemand zu viel Ausflüchte, so sagt er zum Profos: „Gieb dem Jaule (Camerad) da 30 auf die Sohlen, damit er mich nicht wieder durch seine spitzfindigen Reden verwirre.“ Die Strafe der Bastonade ist national; so oft die Behörden sie auch haben abschaffen wollen, der Maure wie der Araber zieht sie bei weitem dem Gefängniß oder der Geldstrafe vor; der Schmerz wird überwunden, die Ehre, auch der Vornehmsten, wird dadurch nicht im mindesten gekränkt, und sie behalten ihre Freiheit und ihr Geld, an dem sie mit großer Zähigkeit hangen.

Zweites Kapitel.

Ein schöner Wintertag lockte uns zu einem Ausfluge in die Ebene Metidjah und das Atlasgebirge. Wir wandten uns in der Vorstadt Bab Azoun rechts das Sahelgebirge hinauf und kamen durch das schöne Dorf Mustapha Superieur in eine reich mit Villen und Gärten bedeckte Gegend. Zwischen den Hügeln des Sahel liegen anmuthig die Dörfer Birmandrais, Tireraim und Bircadem, theils von Colonisten, theils von Mauren bewohnt.

Bald senkte sich der Weg in die Metidjah hinab. Sie ist so eben wie eine Tafel, vom Sahel bis zum Atlas 3 bis 5 Meilen breit und im Halbkreise von einem Meeresufer zum andern 15

Meilen lang. Sie ist kahl, nur einzelne Felder sind angebaut, andere seit Abdel Kaders Einfall 1839 verlassen; hin und wieder zeigen sich ärmliche arabische Hütten. In der Mitte der Ebene, in einer sumpfigen und ungesunden Gegend liegt Buffarik, ein festes Lager von regelmäßig gebauten Häusern umgeben. Eine Stunde hinter diesem Ort kamen wir durch Beni Mered, wo am 11. April 1842 22 Soldaten von 300 Reitern der Ben Salems angefallen und fast alle niedergemacht wurden. Der junge Sergeant Blandon fiel zuerst und rief im Sterben seinen Cameraden zu: „Freunde vertheidigt Euch bis zum letzten Blutstropfen!“ Eine Denksäule erinnert an den Heldentod der tapfern Schaar. Rasch trugen uns unsere munteren Araber zu dem Fuße des Atlas, wo zwischen immergrünen Orangenbäumen die Minarets des Paradieses von Afrika, der reizenden Stadt Blidah schimmern. Westlich erstreckt sich meilenweit der Orangewald, östlich am Abhange des Gebirges sieht man Feigen und Olivenbäume abwechselnd mit Cederngruppen, wie sie auf dem Libanon nicht schöner sein können, untermischt mit der ernsten Cypresse und der königlichen Palme. Aus einer Schlucht des Gebirges ergießen sich reiche Quellen, die in mehreren Armen die Straßen der Stadt durchströmen, und die Gärten tränken, welche außerhalb der Stadtmauer wie innerhalb derselben Wohlgerüche verbreiten. Blidah ist ein Korb voll schöner Blumen; „man hat dich eine kleine Stadt genannt, ich werde dir den Namen einer kleinen Rose geben,“ sagte ein Poet von Milianah; aber dieser Heimath der Ruhe und des Genusses ist die Trauer nicht fremd geblieben. 1825 wurde die Stadt, damals von 18,000 Einwohnern, durch ein Erdbeben in einen Schutthaufen verwandelt, 1830, kaum nothdürftig wieder aufgebaut, wurde sie der Schauplatz eines gräulichen Gemetzels zwischen Franzosen und Kabylen. Noch immer stehen viele Häuser in Trümmern oder nur halberrichtet da, die Einwohnerzahl beträgt nur etwa den dritten Theil von früher, und davon sind die Hälfte Europäer.

Als die Sonne am folgenden Morgen hinter den dunkeln Bergkuppen des Atlas heraufstieg und die Hügelkette des Sahel vergoldete, traten wir unsern Marsch nach Medeah an. Wir kamen durch einen Olivenhain, le bois sacré genannt, mit

einem kleinen Marabut, und ritten am Rande des Atlas entlang, die Ebene zu unserer Rechten; vor uns in weiter Ferne trat die Kuppe des Zuckar bei Milianah über die niederen Berge hervor. An die Schiffa angelangt fanden wir den Bergstrom durch Regengüsse sehr angeschwollen und entgingen beim Durchreiten mühsam dem Schicksale mehrerer Reiter, welche wenige Stunden zuvor sammt ihren Pferden den Tod in dem brausenden Strom gefunden hatten. Von hier bis Scherschell wird das Gebirge und der Rand der Ebene von den Hadschuten (Kabylen von vandalischer Abkunft) bewohnt; es ist ein wildes Volk, den Franzosen feind und kümmert sich nicht, einzelne Europäer als Ziel für ihre langen Flinten zu gebrauchen. Wir sahen viele Tribus in den Gebüschen halb versteckt, Kameele gras'ten umher. Mehrere Züge von grimmig aussehenden Beduinen zogen vor uns mit ihren beladenen Kameelen vorüber, hin und wieder sprengten einzelne Reiter im rasendsten Gallopp auf abschüssigem Wege vorbei, und Schaaren von bissigen Hunden, die sich fast an unsere Pferde hingen, umbellten uns, wenn wir den braunen Zelten zu nahe kamen. Am Fuße des Col de Muzaïa wurde Halt gemacht und dann links in den einzigen Paß gelenkt, den das Gebirge hier in weiter Strecke darbietet. Je weiter hinauf, desto wilder und romantischer ward das Gebirge; links himmelhohe Felsen, rechts ein schwindelnder Abgrund. Von menschlichen Wohnungen ist keine Spur, hier scheint nur die Heimath der Geier und Schakale zu sein; doch würde der Wanderer, dem sein Leben feil ist, bei genauerem Nachspüren in den Schluchten und Thälern überall im tiefen Versteck die Hütten und Höhlen der Kabylen finden. Eine Abtheilung Soldaten, welche im Felsenthal der Schiffa unter Zelten lagert und an der Straße nach Medeah arbeitet, hält die wilden Bewohner wenigstens von offener Gewalt auf der Heerstraße ab. Beim Herabsteigen von der Höhe des Muzaia kamen wir vor der fontaine de la croix vorüber, wo ein riesiges Kreuz, wahrscheinlich ein Denkmal früheren spanischen Besitzes, in den Felsen eingehauen ist, welches die brausende Quelle überragt. Spät erreichten wir Medeah, früher die Hauptstadt des Beyliks Titteri und Residenz des Beys. Sie ist eine der ältesten Städte in Afrika und liegt auf einem Pla-

teau, welches nach zwei Seiten hin steil abfällt. Eine römische noch wohl erhaltene Wasserleitung führt aus einem nahen Berg das Wasser zur Stadt, herrliche Fruchtgärten liegen zu ihren Füßen. Die Einwohner sind Araber und Juden, zwei Bataillons Besatzung erhalten ihre Liebe zur Regierung.

Am andern Morgen brachen wir in Begleitung eines Sergeanten der Chasseurs d'afrique, (afrikan. Jäger), welcher nach Miliana eine Depesche zu überbringen hatte, von Medeah auf, und ritten fröhlich das Thal hinab, den wogenden Schellif zu unserer Linken, die Atlaskette zur Rechten. Ueber den Fluß nach Süden sahen wir die Berge Uanseris. Das Thal bot mit seinen grünen Saatfeldern, den Zelten der Araber dazwischen und den weidenden Heerden von Schafen, Rindern und Kameelen einen sehr hübschen Anblick, und wenn uns nicht hin und wieder sumpfige Stellen viel zu schaffen gemacht hätten, würde die Reise eine sehr angenehme Spazierfahrt gewesen sein. Die Zelte der Araber sind meist von Wolle gewebt, bei den Reichen von Kameelhaaren und so groß, daß 18 — 20 Personen bequem darin Platz finden. Sie sind in Gruppen (Duar's) aufgeschlagen, hier meist aus 10 — 30 Zelten bestehend, doch giebt es in andern Gegenden Stämme, welche bis 500 Zelte besitzen. An der Spitze eines jeden Duar's steht der Scheich, in dessen Familie seine Würde erblich ist; 30 bis 40, auch bis 400 Dörfer bilden einen Stamm. Die Stämme führen vor dem Namen ihrer ursprünglichen Familie gewöhnlich das Wort Uled (Enkel) oder Beni (Söhne). z. B. Uled Maadi, Beni Mussa. Das Oberhaupt eines ganzen Stammes heißt Kaid. Es giebt Häuptlinge, welche 3 — 4000 Reiter in den Kampf führen können. Die Kaids, sowie viele Scheichs, bewohnen steinerne Häuser, von Bäumen und Cactushecken umgeben, sogenannte Hauschs, um welche die Duars gruppirt sind. Neben dem weltlichen Adel besteht unter den Arabern der geistliche der Marabuts, von deren persönlichem und frommem Wandel die Ehrfurcht abhängt, welche ihnen gezollt wird. Sie wohnen meistens in abgelegenen einsamen Orten, halten Schulen (Ghetna's) wo sie junge Leute im Koran unterrichten und häufig eine Menge Andächtiger zu Predigt und Gebet versammeln. Ihre Grabstellen werden mit kleinen Häu-

fern überbaut, die ebenfalls Marabuts genannt werden und in ihrem weißen Anstrich Bergesspitzen und Thäler schmücken. Die Gräber berühmter Heiligen sind besuchte Wallfahrtsorte. Im Anzug und den Verrichtungen des Lebens zeichnet sich weder der weltliche noch geistliche Adel vor den Uebrigen des Stammes aus, und die kriechende Höflichkeit des Europäers vor den Vornehmeren kennt der Araber nicht. Ihn bringt Macht und Größe nicht aus der Fassung, er schlägt sein Auge so wenig vor dem Glanze des Sultans, als vor dem Yatagan des Henkers nieder. Dennoch sind die Araber sehr höflich untereinander und grüßen sich anstandsvoll beim Begegnen. Die Fragen: Wasch halek? wasch hintu? (wie gehts, wie stehts?) werden beiderseits wenigstens sechsmal wiederholt, ehe sie ein eigentliches Gespräch anknüpfen. Die Frauen sind nur als Mütter geachtet, im Uebrigen werden sie gut behandelt, obschon sie in allen Dingen dem andern Geschlecht zurückgesetzt werden. Sie dürfen erst zu den Speisen langen, wenn Vater und Söhne sich gesättigt haben. Mäßigkeit, Ehrfurcht gegen das Alter und gegen die Todten, Ergebung in den Willen der Vorsehung und Freiheitsliebe sind die hervorstechenden guten Eigenschaften der Araber, Geiz und Grausamkeit die Schattenseiten ihres Charakters. Sie nähren sich meist von Kuskussu, Brod und Früchten, (Fleisch wird nur bei feierlichen Gelegenheiten genossen,) und trinken Wasser oder Milch. Obschon sie trotz der Gebote des Koran ein Schlückchen Wein oder Branntwein nicht verschmähen, wenn sie bei Christen zu Gast geladen sind, so geben sie dafür doch kein Geld aus und werden nie Säufer. Da sie nun die übrigen Lebensbedürfnisse und Geräthschaften meist selbst verfertigen, so verwenden sie von dem Gelde, welches sie durch Verkauf ihrer Producte erhalten, nur einen geringen Theil und vergraben das übrige an einsamen Orten. Große Summen gehen also verloren, wenn der Tod sie überrascht. Die Leichen der Verstorbenen graben sie sorgfältig ein und bedecken das Grab mit festgemauerten Steinen, damit die Raubthiere es nicht öffnen. Im Kriege machen sie die größten Anstrengungen, um die Gebliebenen aus den Händen des Feindes zu retten. Die Leichen der Feinde verstümmeln sie auf empörende Weise, die Gefangenen mißhan-

deln sie abscheulich und schneiden ihnen dann den Kopf ab. Uebrigens ist ihre Kriegführung für europäische Gegner mehr ermüdend als gefährlich. Sie sprengen gewöhnlich im Galopp bis vor die Front der Feinde, schimpfen, schießen ihre Gewehre ohne zu zielen ab und sprengen wieder zurück, um aufs Neue zu laden. Vor dem Bajonett haben sie großen Respect, das Handgemenge lieben sie nicht und ihren Yatagan (Säbel) gebrauchen sie fast nur zum Kopfabschneiden der Gefangenen oder Verwundeten. Zu einem Angriff en masse hat sie selbst Abdel Kader selten bringen können. — Ihr Hauptvergnügen ist die „Fantasia,“ ein gestreckter Galopp, wobei sie ihre Flinten abschießen und um den Kopf schwenken, und in der höchsten Extase „Fantasia, Fantasia!“ ausrufen. Die Thiere werden von ihnen schlecht behandelt, selbst das Pferd, das ihnen über Weib und Kind geht, wird nicht im geringsten zärtlich gepflegt. Sie halten es mitten im stärksten Laufe plötzlich an, und der lange spitze Stachel statt der Sporen, der eiserne Ring um die Kinnlade statt der Kinnkette sind Zwangsmittel, welche bei stürmischem Gebrauch das Pferd oft erheblich verwunden.

Die weißen Mauern und Moscheen Miliana's glänzten uns über das Thal entgegen, hoch darüber ragte der Gipfel des Dschebel Zuckar, die höchste Spitze des Gebirgszuges. Die Stadt selbst liegt hoch, etwa am halben Abhange des Berges auf einem Plateau, das von drei Seiten sehr schroff abfällt. Ein starker schöner Bach, der oberhalb in einer Schlucht entspringt, strömt unmittelbar an der Stadt vorüber, und wurde von Abdel Kader, der hier vor 1840 seine Residenz hatte, geschickt zu Pulvermühlen und Fabriken benutzt.

Am Fuße des Berges von Miliana herrscht großer Ueberfluß an Wasser. Die reichsten Quellen stürzen aus den Schluchten der Berge hervor und verbreiten in der Niederung die üppigste Vegetation. Weniger erfreulich ist dem Reisenden der Ueberfluß an Schlangen, welche oft 9 Fuß lang durch das Olivengebüsch schleichen. Auch an Eidechsen, Scorpionen und Taranteln fehlt es hier nicht. Der Scorpion hält sich gewöhnlich unter kleinen Steinen auf und man muß sich deshalb in Acht nehmen, bei etwaiger Lagerung auf den Boden die Steine zu verrücken; sein

Stich ist, wenn auch nicht tödtlich, doch sehr giftig und bringt Geschwulst mit Fieber rasch hervor. Als Gegenmittel wird das Thier selbst gebraucht, welches man auf der Wunde zerquetscht, und dessen öliges Fett eine Art Gegengift abgiebt. Nördlich von Miliana zieht sich das wilde Gebirge bis ans Meer bei Scherschel und wird von den beni Menasse bewohnt. Da es mit zu großer Gefahr verbunden war, die Reise durch das Gebirge in dieser Jahreszeit zu unternehmen, so kehrten wir mit unserm Sergeanten durch das Thal des Schellif wieder zurück nach Medea. — Der alte Krieger unterhielt uns viel von seinen Hin- und Herzügen, und theilte uns manche Anecdote von seinem Lagerleben mit. Er wurde nicht müde, uns die Drangsale zu schildern, welche die Truppen 1841 und 1842 in eben diesem Thale ausgestanden hatten, als sie bei den Kriegszügen gegen Abdel Kaders Araber bei einer Hitze von 30—35° R. täglich marschiren und täglich kämpfen mußten. Er sprach mit hoher Achtung von den Generalen Bedeau, Cavaignac und Lamoricière, so wie vom Oberbefehlshaber Bugeaud; weniger gut stand Changarnier bei ihm angeschrieben. „Das ist ein harter Mann, dieser Changarnier,“ sagte er. Auch Abdel Kaders edle Erscheinung hatte ihm mächtig imponirt; er hatte ihn oft an der Spitze seiner Araber gesehen, wo er durch sein ausgezeichnetes Pferd, seine glänzenden Waffen und seine edle Haltung vor Allen hervorleuchtete.

In Medea trennten wir uns von unserm Sergeanten und überstiegen den Col de Mouzaïa zum zweiten Male. Von Blidah aus machten wir noch einen Abstecher nach Koleah. Diese ächt maurische Stadt liegt sehr reizend in einem Querthale des Sahelgebirges, das durch reiche Quellen bewässert wird. Viehheerden und Obstgärten bilden den Reichthum der Einwohner und so weit das Auge reicht, erblickt es die herrlichsten Granatbäume und Orangen, Feigen, Lorbeer und Cactus. Das Clima von Koleah ist sehr gesund, da die Nähe des Meeres eine ziemlich gleichmäßige Temperatur bewirkt. Der safrangelbe Mazafran schlängelt sich südlich von der Stadt dem Meere zu, sein Thal ist ausgezeichnet durch den schönen Holzwuchs, eine Seltenheit in Algerien. Zwischen den beiden Flußarmen, welche den

Mazafran bilden, dem oued Cher und oued Rumi liegt der Wald von Kerasa, voll hoher Tannen, Korkeichen, Tamarisken, Ulmen, Silberpappeln und Myrtenbäumen; der Oleanderstrauch erreicht hier eine baumähnliche Größe. Aber der Hadschute theilt seine Heimath mit den Panthern, Hyänen, Schakals und andern Bestien, und sein Charakter ist grausam und blutdürstig gleich ihnen. Liebenswürdiger ist der Maure Koleahs, der mit den Bruchstücken spanischer Sprache in seiner Rede auch Spuren früherer Civilisation bewahrt hat. In seinen Mährchen und Gesängen, welche in den Kaffeehäusern stets zahlreiche und begeisterte Zuhörer finden, lebt noch die alte Poesie der Saracenen, welche Spanien eroberten, und die Klage über die verschwundene Pracht und Macht seines Volkes rührt ihn noch immer. Ich hörte hier den weisen Sophi, den größten Märchenerzähler und Sänger in ganz Afrika, den man den zweiten Hafis*) nennt. Nie sah ich einen so edeln Ausdruck im Gesicht, dessen Mienen die Empfindungen der Seele getreu abspiegelten. Er sang die Eroberung Spaniens, die Schlacht bei Xeres und die Siege Abdel Rahmanns, und die Augen seiner Zuhörer leuchteten. Nach und nach wurde seine Stimme klagender und er sang den Tod des Abencerragen und die schmachvolle Flucht Boabdils. Seine Mandoline verstummte, die Mauren ließen den Kopf auf die Brust sinken, die Pfeife entfiel ihren Händen. Als ich nun den trauernden Gästen des Kaffeehauses sagte, ich hätte den Schauplatz der einstigen Größe ihres Volkes gesehen, den Pallast der Könige, die Alhambra und die Moschee in Cordova, die Kaaba des Westens, drängten sie sich um mich und ich mußte ihnen Alles erzählen, bis zu dem Meuchelmorde der Abencerragen und den Spuren des edlen Blutes im Prachtsaale der Alhambra, welches die gewaltige Zeit vom blanken Getäfel nicht auszulöschen vermocht hat. Erschüttert vom tragischen Schicksal ihres Heldengeschlechtes bedeckten die Mauren das Angesicht mit ihrem Gewande, und der alte Hakem (oberste Magistratsperson), mich auf die

*) Der persische Dichter Hafis sang einst mit einer Nachtigall um die Wette; besiegt starb diese vor Schmerz und Eifersucht.

Stirn küssend, sagte gerührt zu mir: „Junger Mann, danke dem Propheten, daß er dir vergönnt hat, diese Wunder zu schauen!“

Nach Algier zurückkehrend, fand ich die Stadt in großem Jubel, Kanonenschüsse ertönten, alle Häuser waren illuminirt. Man feierte die Gefangennehmung Abdel Kaders. Der größte Feind der Colonie lag zu Boden, Frieden und Sicherheit schien endlich nach langjährigen Kämpfen über das blutgedüngte Land sich zu erheben. In der That war die Eroberung des einen Mannes die zweite Eroberung Algeriens und solchen Jubels werth. Abdel Kader, die letzte poetisch schöne Erscheinung eines untergehenden Volkes, war die Seele des Widerstandes aller arabischen Stämme gegen Frankreich, mit ihm fällt jeder Kampf von dieser Seite. Durch seine Abstammung aus einer uralten Priesterfamilie, das Ansehen seines im Rufe der Heiligkeit stehenden Vaters, durch seine eigene Wallfahrt nach Mecca und eifrige Studien auf der Hochschule von Fez, so wie durch Reinheit und Strenge der Sitten schon als junger Mann von bedeutendem Ansehen, wußte er das Aufhören der Türkenherrschaft und den Fanatismus der Rechtgläubigen so gut zu benutzen, daß er schon im Jahre 1833 den General Desmichel zwang, seine Unabhängigkeit im Lande zwischen Mascara und dem Meere anzuerkennen. Die Regierung bestätigte den Vertrag nicht und Trezel zog 1834 gegen den Emir, ward aber am 28. Mai an der Magda kläglich geschlagen. Auch Clauzel mußte vom eroberten Mascara einen unheilvollen Rückzug nach Tlemsen unternehmen und Bugeaud führte in den folgenden Jahren einen erfolglosen Krieg. Der Vertrag an der Tafna d. 30. Mai 1837 zwischen Bugeaud und Abdel Kader schloß diesen ersten Abschnitt. Letzterer wurde förmlich als Souverain anerkannt und seine Herrschaft über die Provinzen Oran, Titteri und Algier mit Ausnahme der Hauptstädte und der Metidjah bestätigt. Rastlos befestigte nun der Emir seine Macht und organisirte sein Reich, bis er im November 1839 die Zeit gekommen glaubte, der Franzosenherrschaft ein Ende zu machen. In plötzlichem Angriff drängte er die Gegner bis zur Stadt Algier zurück, alle Colonieen der Metidjah gingen zu Grunde. Marschall Valée ermüdete die Truppen, ohne sonderliche Vortheile zu erreichen,

erst dem General Bugeaud gelang es, mit Hülfe der 4 Unterbefehlshaber Cavaignac, Lamoricière, Changarnier und Bedeau, durch ein System der rücksichtslosen Grausamkeit gegen die feindlichen Stämme, in den Jahren 1841—1843 des Emirs Macht zu brechen. Man glaubte Letzteren schon verschollen, da erschien er plötzlich 1844 an der Maroccanischen Grenze, und vermochte den Kaiser von Marocco, sein Heer gegen die Franzosen aufzustellen. Zwar ward dieses durch die Schlacht am Isly am 13. August versprengt und der Kaiser durch die Bombardements von Tanger und Magador gezwungen, schleunig Frieden zu schließen, doch wuchs Abdel Kaders Ansehen zusehends unter den Maroccanischen Stämmen und drohte selbst dem Kaiser gefährlich zu werden. Daher bot dieser seine Macht gegen den gefürchteten Gegner auf, und von 40,000 Maroccanern gedrängt, betrat Abdel Kader mit nur 1000 Streitern den Algierischen Boden. General Lamoricière stand ihm hier entgegen, und eingeschlossen von zwei mächtigen Heeren, verlassen von allen arabischen Stämmen, die sich dem untergehenden Gestirn allezeit abwenden, übergab sich der Emir am 22. December 1847 matt und müde unter der Bedingung, daß man ihn nach Egypten oder St. Jean d'Acre hinüberschaffe. Die Folge wird lehren, ob man das Versprechen halten wird.

Ein anderer Feind blieb den Eroberern in den Kabylen, welche in ihren unzugänglichen Bergen bisher allen früheren Eroberern, den Arabern, wie den Türken getrotzt haben. Auch gegen sie sind viele Kämpfe von den Franzosen geführt und die Bewohner des Dchurdschuragebirges sind bis auf den heutigen Tag noch nicht unterworfen. Vielleicht thut hier die langsamere, aber sichere Eroberung des Friedens mehr als der Krieg, der sich leicht, wie der Kaukasische, zu einer unendlichen Länge ausspinnen könnte.

Ich ließ Algier in seinem Jubel und schiffte mich mit einem Transport Soldaten nach Mostaganem in der Provinz Oran ein. Mostaganem hat keinen Hafen, nur eine Rhede, die Stadt steht auf einem Kalkfelsen $^1/_4$ Stunde vom Meere, 255 Fuß über dessen Spiegel. Sie hat nur ein Thor, rings herum wird sie von einer tiefen Schlucht mit hohen und steilen Felswänden umgeben, in welcher ein Sturzbach sich unter mancherlei

Windungen und mehrere Wasserfälle bildend fortwälzt. Nahe der Stadt auf einem Felsen liegt das kleine Fort Matamor, wo die Spanier einst einen bedeutenden Sieg über die Mauren gewannen, daher der Name (Mohrentodt). Es wohnen in der Stadt ohne das Militair etwa 5000 Menschen, meist Mauren, außerdem Kuruglis und Türken, viele Juden und Spanier. Man hört hier fast eben so viel spanisch sprechen, als arabisch und französisch, doch hat sich die jüngere Generation mehr dem letztern zugewandt. An den ungeheuren Trümmern und Steinhaufen, welche außerhalb der Mauern umherliegen, kann man ersehen, daß der Umfang der Stadt früher bei weitem größer gewesen ist. Die Casbah ist ganz verfallen, ihre einzigen Bewohner sind 50—60 Paar Störche, und sie heißt daher jetzt bordschi el Mehal, d. i. Schloß der Störche. Die große Verehrung, welche der Araber vor dem Storch hegt, entspringt aus dem Glauben, daß ihre Priester zur Strafe für ihre Sünden in diese Vögel verwandelt werden. Wenn daher der Langbein neben der Kuppel der Moschee zum Himmel emporklappert, so murmelt der gläubige Moslem leise sein „el hamdu lilla (Lob sei Gott), unser verwünschter Marabut betet!"

Eine Stunde von Mostaganem liegt das Fort Mussagran, berühmt durch die heldenmüthige Vertheidigung durch den Capitain Lièvre, welcher seinen Posten mit 150 Sträflingen gegen 8000 Araber glücklich behauptete.

Mostaganem und Oran waren seit Jahrhunderten die Hafenstädte, wohin alle Karavanen aus dem Innern ihre Schritte lenkten, um ihre Waaren mit den Erzeugnissen des Nordens auszutauschen. Mascara und Tlemsen dienten ihnen als Ruhepunkte und Stapelplätze. Seit der französischen Occupation hat dieser lebhafte Handel aufgehört und die Karavanen haben sich nach Marocco gewandt. Aber es kann nicht fehlen, daß die Provinz Oran mit der Zeit die blühendste von ganz Algerien wird, wie sie denn schon zu den Zeiten der Römer die Kornkammer von Mauritanien war. In weitem Bogen ziehen sich vom Golf von Oran nach dem Golf von Arzew die fruchtbarsten Niederungen, welche vom Sig und der Habra, deren Vereinigung nahe am Meere die Makta bildet, bewässert werden.

Nordöstlich davon läuft das fruchtbare Thal des Schellif aus, dem sich die gleich fruchtbare Ebene der Mina südlich anschließt. Zahlreiche und mächtige Araberstämme bewohnen mit ihren Heerden diese Ebenen und ziehen im Sommer, wenn die Hitze der Sonnenstrahlen den Pflanzenschmuck verdorrt, in die Schluchten und Thäler des Atlas, wo sie immer noch Futter, wenn auch spärliches, für ihre Thiere finden. Schon jetzt erzielen sie bei mangelhafter Bebauung die ergiebigsten Weizenerndten und sind im Stande, bedeutende Quantitäten des schönsten Korns nach Arzew zu bringen, von wo spanische Handelsleute es nach den catalonischen Häfen ausführen.

Um nach Mascara zu gelangen, schloß ich mich einer Abtheilung Soldaten an, welche dahin commandirt waren. Der nächste Weg führt durch die Ebene Habra, deren grüne Saatfelder lockend vor uns lagen. Aber Sümpfe und Ueberschwemmungen der Flüsse machten es in dieser Jahreszeit unmöglich, diese Straße einzuschlagen. Wir wandten uns also nach Osten zum Bukamelgebirge. Ein großer Olivenwald, in welchem 500 jährige Bäume, die vor Lebensmüdigkeit umgefallen waren, den Pfad oft versperrten, kränzte den Fuß des Gebirges. Weiter hinauf wurden die Berge kahl, alle Vegetation hörte auf und das wenige Wasser war in der Regel so salzig, daß nicht einmal die Pferde es trinken mochten.

Auf einem Plateau des Gebirges übernachteten wir bei einem kleinen See mit süßem Wasser und kauerten uns in den mitgebrachten Zelten eng zusammen, da die Kälte sehr empfindlich war. Am folgenden Tage zogen wir weiter über die Berge. Die Gegend ward immer wilder und die Form des Gebirges kühner und schroffer. Am Nachmittage kamen wir auf den Rücken des höchsten Gebirgszuges, auf welchem sich der Schruab el Rähah (Lippe des Windes) als Gipfel erhebt. Ich bestieg den abentheuerlich geformten Berg, und fand meine Anstrengung durch eine prachtvolle Aussicht belohnt. Von Südwest nach Nordost zieht sich wildverschlungen das Atlasgebirge als ein Chaos von bewaldeten Bergen, kahlen Felsen und tiefen Schluchten hin, dazwischen winken breite Thäler in heiterem Grün mit Duars, Heerden und weißen Marabut's besät. Nach Norden öffnet sich

der weite Thalgrund des Sig und der Habra, dahinter ragen die waldigen Höhen von Mulei Ismael, den Franzosen seit der Niederlage im Juni 1835 zum traurigen Gedächtniß. Die Küstenpunkte Oran, Arzew, Massagran und Mostaganem treten deutlich hervor und im äußersten Hintergrunde verliert sich das Auge in die bläulich neblichte Fläche des Mittelmeeres. Südlich liegt Mascara zu unsern Füßen am Rande der fruchtbaren Ebene Egghres, welche weiterhin von einer neuen Kette des Atlas, wie von einer Mauer begrenzt wird.

Mascara ist eine gefallene Größe. Eine ungeheure Karavanenserai zeigt die ehemalige Blüthe des Handels, ist aber jetzt leer und öde. Der ehemalige Palast des Bey der Provinz ist 1835 bei der Eroberung der Stadt durch Marschall Clauzel in Trümmer gelegt. Abdel Kader ist nachmals, zur Zeit seiner höchsten Macht, oft in dieser seiner Heimath gewesen, aber niemals hat er die Stadt selbst wieder betreten. Sie war ihm verflucht, seitdem die Schuhe der Rumi's (Christen) sie beschmutzt hatten. Im lieblichen Thal Egghres steht, von Wiesen und Gärten umgeben, die Ghetna der Mahiddin, der berühmten Familie Abdel Kaders. Hier predigte der alte Sidi Mahiddin den heiligen Krieg (Dschad) gegen die Ungläubigen und gab den herbeiströmenden Stämmen seinen Sohn zum Anführer. Jetzt sitzt der Löwe gefangen im Lande seiner Feinde und der alte Mahiddin ruht in Frieden zu Kaschruh, dem Friedhof seiner Familie. In einer Schlucht der Atlaskette, welche nach Süden das Thal Egghres begrenzt, wächst hochstämmiges Laubwerk so dicht wie eine Decke, durch deren einzelne Lücken die weißen Grabtempel hervorsehen. Cactushecken scheiden die verschiedenen Gräber. Die Gruft Sidi Mahiddins ist von einer doppelten Mauer umgeben, neben welcher Mustapha-Uled-Mahiddin, Abdel Kaders Bruder, sich eine Hütte gebaut hat und in der Nachbarschaft des Staubes seiner Väter allein und kinderlos ein träumerisches Leben lebt. In der Ghetna aber lehrt der Bruder des Verstorbenen zwölf Jünger den Koran und empfängt täglich Besuche von vornehmen Arabern, welche entweder ihre Ehrfurcht zu bezeigen kommen, oder sich den Rath des weisen Mahiddin erbitten.

Ich kehrte auf demselben Wege nach Mostaganem zurück und machte mit einem Küstenfahrzeuge einen Abstecher nach Oran. Wir durchschnitten die Bai von Arzew, in welcher die Rhede der gleichnamigen Stadt eine der besten an dieser Küste ist, umschifften das Löwengebirge, welche die Bai von Arzew von der Bai von Oran trennt und legten auf der Rhede von Oran unser Schifflein an. Größere Schiffe können hier nicht landen, sondern müssen in Mers el Kebir (d. h. der große Hafen), $1^1/_2$ Stunde westlich von Oran einlaufen. Zwischen beiden Städten ist ein Weg in die Felsen gesprengt, welche in schroffen, wildzerrissenen Formen aus dem Meere emporstarren. Ueber dieser Straße erheben sich drei mächtige altspanische Forts, deren festes Mauerwerk sogar dem Erdbeben von 1791 glücklich widerstanden hat. Oran ist nächst Algier die bedeutendste Stadt von Frankreichs afrikanischen Besitzungen und hat durch die lange Zeit spanischer Herrschaft (1505 bis 1708 und dann wieder von 1732 bis 1792) ein ganz europäisches Aussehen gewonnen. Die Straßen sind breit, gerade und hell, die Häuser haben an der Straßenseite Fenster. Man sieht fast kein einziges Privatgebäude in maurischem Styl. Auch ist der Haupthandel der Stadt mit Spanien, und die spanische Sprache wird in den Straßen fast allein gehört. Die Spanier eignen sich überhaupt zur Colonisation in Nordafrika am meisten. Dem Volke des Landes in Sitten und Kleidung, in Mäßigkeit und religiösem Sinn verwandt, betreiben sie die bescheideneren Fächer der Industrie mit einer Emsigkeit, welche ihnen künftig eine bedeutende Stelle in der Culturgeschichte dieses Landes anweisen wird.

Oran liegt amphitheatralisch am Abhange eines Berges und scheidet sich in die Unterstadt oder die Marine, die Mittelstadt, welche an beiden Seiten eines Baches liegt und die Oberstadt, welche im Osten vom Château neuf, südwestlich von der auf einem Dolomitfelsen erbauten Casbah begrenzt wird. Südlich liegt das Fort St. Andrée mit schönen Kasernen und Brunnen. Alle diese Festungswerke sind schon von den Spaniern angelegt und sehr solide aus großen Quadersteinen gebaut. Die unmittelbare Nähe von Oran ist weniger fruchtbar als malerisch. Die Stadt ist von hohen Fel-

senbergen umgeben, und nur der Bach, welcher sich durch die Stadt hindurchwindet, ruft in seiner Nähe freundliches Grün und üppige Vegetation hervor. Hier ist aber auch jeder Fuß breit zum Bau von allen denkbaren Obst- und Gemüsearten benutzt. Das Leben in Oran ist geräuschlos und ziemlich einförmig. Kaffeehäuser giebt es in ziemlicher Anzahl und von sehr hübscher Einrichtung, doch sind die Algierischen eleganter.

Ich benutzte einen heiteren Tag zu einem Ausfluge nach dem großen Salzsee bei Messerghin, von den Arabern El Sebgha genannt, welcher sich ein paar Meilen südlich von Oran in einer Länge von 8 Stunden von Südwest nach Nordost erstreckt. An seinem nordöstlichen Ende steht in öder Gegend ein ungeheurer Feigenbaum, welcher mit seiner Krone einem ganzen Bataillon Schatten und Erquickung gewähren kann. Der See ist nicht tief, durchschnittlich 6 Fuß, auf seinem Boden schimmert die Salzkruste in den buntesten Farben, weiß, schwefelgelb und roth. Im Sommer verdunstet das Wasser und die dicke Salzkruste läßt die Araberstämme mit leichter Mühe ihren Salzbedarf hier finden.

Auf dem Rückwege nach Oran kamen wir vor den Abhängen der Montagnes de Lion vorüber. Es sollen sich in diesen Bergen noch jetzt Löwen aufhalten, doch hatte ich nicht das Glück, einem solchen zu begegnen. Der König der Thiere ist kein Freund der Civilisation und hat sich vor den Franzosen scheu zurückgezogen; so viel Pantherhäute auch nach Mostaganem und Oran von den Arabern gebracht werden als Sattelschmuck für die Spahisofficiere, so finden sich doch Löwenhäute unter ihnen jetzt sehr selten. Eine sonderbare Geschichte ereignete sich kurz nach Eroberung Orans. In dem französischen Lager zwischen Oran und dem Löwengebirge kauft ein Officier einen jungen Löwen von einem Araber und läßt ihn in seinem Zelt verpflegen. In der folgenden Nacht erhebt sich ein gräßlicher Lärm im Lager, Alles geräth in Allarm, man glaubt Hannibal vor den Thoren. Es ist die Löwin, welche kommt ihr Söhnlein zu holen. Sie dringt in das Zelt des Officiers, findet ihr Junges wieder, nimmt es in den Rachen und trägt es behutsam nach Hause.

Drittes Kapitel.

Ich sagte der Felsenküste von Oran Lebewohl und schiffte mich auf einem Dampfschiff nach Algier ein. Die Fahrt war glücklich, wenngleich der Wind contrair, aber das muthige Dampfroß schnob kräftig durch das bläuliche Meer. Noch einmal sah ich die weiße Stadt im blassen Mondlicht vor mir und betrat ihre engen Gassen, als die Sonne über die weißen Spitzen des Dschurdschura emporstieg. Am folgenden Tage verließ ich Algier auf dem Dampfschiff Euphrat. Wir umfuhren das niedrige und unansehnliche Cap Matifu und hielten eine Stunde im Hafen von Dellis an. Die Stadt ist auf den Trümmern einer alten römischen Stadt gebaut und liegt in hübscher Umgebung und gesunder Luft. Die Häuser sind sämmtlich von Gärten umgeben. Seit 1844 haben die Kabylen, welche die Küstengebirge von Algier bis Gigelli bewohnen, diesen Ort in Frieden gelassen. Am folgenden Morgen sahen wir uns auf der Rhede von Budschia und warfen auf ein paar Stunden den Anker aus. Vom Meere aus gesehen bietet Budschia den malerischsten Anblick dar. Phantastisch geformte Felsenmassen umringen sie unmittelbar, in der Ferne erheben sich imposante Bergketten. Der Guraja, auf dessen Südseite die Stadt erbaut ist, erhebt sich 2013 Fuß hoch über das Meer und trägt auf seinem Gipfel ein Fort. Budschin ist uralt, das Saldae der Carthager, und hat alle Schicksale Nordafrika's an sich erfahren. Früher volkreich ist es seit der französischen Occupation (1833) sehr herabgekommen, da die Araber und Kabylen die Stadt verlassen und bis zur letzten Expedition 1847 unaufhörlich bedrängt haben. Südlich von der Stadt strömt der Summam in den Golf, der ein schönes, fruchtbares Thal bewässert, eine erquickende Abwechselung bei den meist öden Küsten dieses Landes. Die Berge bei Budschia beherbergen eine Menge Affen von der Größe eines Hühnerhundes. Da das Schiff einem schroff in das Meer herabsteigenden Felsen nahe lag, trieb die Neugierde

die possierlichen Thiere ziemlich nahe zu uns heran und wir hatten unsern herzlichen Spaß an ihren Sprüngen und Grimassen. So wie jedoch einer vom Schiffe die Bewegung des Schießens machte, sprangen sie eiligst fort. Die Mutter hatte mit einem Griff ihr Söhnchen über den Rücken geschlagen und war hinter einem Felsen verschwunden. Es ist sehr schwer den Affen beizukommen, denn sie haben ihre Wohnung in Schluchten, welche kein menschlicher Fuß betreten kann, außerdem haben sie einen so geregelten Vorpostendienst, wie die Kabylen.

Wir hatten bis hierher ganz gutes Wetter gehabt und konnten uns nicht beklagen, daß sich jetzt ein Sturm erhob. Denn so unschuldig und vertrauenerweckend das blaue, durchsichtige Wasser des Mittelmeeres im Sommer auch erscheint, so lieblich auch eine heitere Sommernacht ist unter dem tiefblauen Himmel mit den scheinbar größer und näher funkelnden Sternen, mit dem Glänzen des Meeres, durch welches der Kiel des Schiffes eine lange Furche zieht, so tückisch ist dasselbe Meer im Winter vom October bis zum März, und bei den wenigen Häfen der Küste, bei dem mangelhaften Schutz, welche sie den Schiffen darbieten, gehen jährlich eine Menge Fahrzeuge und Menschenleben zu Grunde. Auch uns schien die Tücke des Meeres zu verfolgen, der Sturm ward Orkan, die tiefgezackten, schwarzen Wogen wälzten sich wie riesenhafte Bäume heran. Nachmittags fuhren wir vor Gigelli vorüber, einer gleichfalls uralten Stadt, in welcher seit 1839 eine französische Besatzung sich mit den Kabylen der Umgegend herumschlägt. Da die Communication zu Lande, der feindlichen Stämme wegen und aus Mangel an Wegen und Brücken so gut wie unmöglich, auch im Winter hier selten zu landen ist, so führt die Garnison ein trauriges Verbannungsleben. Auch darf sich Niemand allein aus der Stadt wagen, ohne Gefahr aus irgend einem Busche von einem lauernden Kabylen wie ein wildes Thier erlegt zu werden. Die Stadt liegt auf einem Felsen, der durch eine Sandbank mit dem Festlande verbunden ist und wird von Türken und Arabern bewohnt. Früher wurde hier eine einträgliche Seeräuberei getrieben. Es waren an Bord des Euphrat 500 Soldaten, von denen ein Theil nach Gigelli, der andre nach Philippeville ge-

bracht werden sollte. Aber bei dem Sturm war die Ausschiffung nicht möglich, und die armen Soldaten, welche schon seit 2 Monaten von Dellis nach Bona und von Bona nach Dellis hin und her fuhren, ohne in Gigelli landen zu können, mußten abermals die Felsenküste Gigelli's in die Dämmrung verschwinden sehen. Es folgte eine Nacht des Schreckens und der höchsten Gefahr. Nicht das Steuerruder noch die Räder der Maschine genügten, den thürmehohen Wellen, deren Gischt bis zum Schornstein emporschlug, und dem heulenden Orcan Widerstand zu leisten, nur wie durch ein Wunder entkamen wir den zackigen Felsen der Küste, an denen wir jeden Augenblick zu scheitern fürchteten.

Am andern Tage, dessen Licht kaum bemerkbar wurde, ließ der Sturm ein wenig nach und wir befanden uns vor Stora, wo die Anker ausgeworfen wurden. Mit Mühe erlangte ich nebst einigen andern Passagieren, daß ein Boot vom Lande, mit kühnen Sträflingen bemannt, die ihr elendes Leben für gute Bezahlung aufs Spiel setzten, uns über bie Brandung ans Ufer brachte. Stora war früher der Hafen von Constantine, zwischen beiden ging eine römische Straße mit schwarzen Steinen gepflastert, welche noch im 16ten Jahrhundert benutzt wurde. Auf der östlichen Seite der kleinen Bucht von Stora stand früher die alte Stadt Husicada, welche von den Vandalen zerstört wurde; neben ihren Ruinen erbaute Valée 1838 die Stadt Philippeville. Eigenthümlich ist die Beförderung der Depeschen zwischen beiden Städten. Diese werden in einer blechernen Kapsel auf, Maulthiere ohne Reiter befestigt, einige Spahis jagen voran und die Maulthiere mit den klappernden Kapseln hinterdrein. Werden nun die Spahis auch von den Kabylen angegriffen, so verfolgen doch die Maulthiere mit den Depeschen ihren Weg. Stora besteht nur aus wenigen Häusern und Hütten; am Abhange des Berges steht ein bedeutendes Gebäude, la Maison des condamnés, worin eine große Zahl dieser Unglücklichen ihre Zwangsarbeit verrichten muß. Der Sturm wüthete noch fort, als wir zu Fuß nach Philippeville aufbrachen. Die Straße windet sich etwa 300 Fuß hoch am Abhange der Berge hin, welche hin und wieder sich öffnend, die Einsicht in freund-

liche Thäler gestatten; links brauste das aufgeregte Meer. Im Hôtel de la Regence zu Philippeville, wo wir eine freie Aussicht auf das Meer hatten, erholten wir uns von den Mühseligkeiten unserer Fahrt. Aber 2 Tage lang tobte noch der Sturm, ein englischer Dampfer versank vor unseren Augen. Philippeville ist ganz modern, außer einer kleinen Moschee sieht man keine maurischen Gebäude. Unter 5550 Bewohnern sind 5000 Europäer, die Uebrigen Kabylen und Neger, welche als Kohlenhändler, Maulthiertreiber und Lastträger ihr Brod verdienen. Die Kabylen sind sehr häßlich und schmutzig und haben äußerst unharmonische Stimmen. In Betreff letzterer erzählte mir ein Colonist, daß die Kabylen, wenn Löwen oder andere reißende Thiere in den Tribus sich zeigen, alle ihre alten Weiber aus dem Lager schicken. Diese machen dann ein solches Concert, belegen das wilde Thier mit solchen Flüchen und Schimpfworten, verhöhnen es mit allerlei Bemerkungen über eine angebliche Untreue seiner Gefährtin, daß das entsetzte Thier wie versteinert stehen bleibt. Die Weiber verdoppeln die Reize ihrer Stimme, bis der Löwe in der Ueberzeugung, auch der köstlichste Abendschmaus könne nicht um den Preis so barbarischer Töne und Beleidigungen erkauft werden, den Furien verächtlich den Rücken dreht und gravitätisch sich empfiehlt. Außer den Ruinen eines römischen Amphitheaters auf einer Anhöhe, dem Lazareth und der Kaserne auf dem höchsten Punkt derStadt, welche von fern wie eine Festung erscheinen, hat Philippeville nichts Merkwürdiges. Die Stadt liegt in einer Schlucht zwischen zwei Bergen, nach der Südseite sieht man in ein schönes Thal, welches sich gegen Constantine hinzieht. Die nächsten Berge sind kahl. Es giebt aber in der Entfernung von ein paar Meilen einen sehr schönen Punkt, das Cap Filfilah, der Mittelpunkt des Höhenzuges vom Cap der Affen im Westen bis zum Cap de Fer im Osten um den Golf von Stora herum. Ich brach dahin eines Morgens mit einer Jagdgesellschaft auf.

Der Dschebel (Berg) Filfilah ist am Fuße mit Kermeseichengebüsch, auf dem Kamme mit Korkeichen bewachsen. Große Strecken der Waldung fanden wir mit verkohlter Rinde, Folgen öfterer Waldbrände. Auch waren manche Bäume schon seit

langer Zeit umgefallen, so daß das Holz verfault war. Die Rinde hatte jedoch der Verderbniß widerstanden und bildete jetzt Höhlen, welche die Raubthiere als Schlupfwinkel brauchen. Zahlreiche Quellen rieselten von allen Seiten den Berg hinab, mächtige Trümmer einer römischen Wasserleitung ließen sich bis Philippeville verfolgen. Nach dem Meere zu ist der Fuß des Berges mit schönem Blumenflor geschmückt, worunter sich ganze Felder der weißen Lilie auszeichnen. Von der Höhe des Berges hat man eine schöne Aussicht auf die Umgegend. Im Norden der Golf von Stora, gegen Osten die Thalebene der Guerbes und von Sanhadja mit vielen Sümpfen (Krah's) bis zum Dschebel Edugh vor Bona und dem See Fetzara ein wenig südlich davor. Weiter nach Süden sahen wir die Berge von Guelma, dann die Berge von Zerdezas und das Zwillingspaar der Tumiet vor Constantine, welche sich durch niedere Höhenzüge mit dem Dschebel Alia in unserer Nähe verbinden. Im fernen Westen thürmen sich die Kabylenberge von Kollo bis Setif übereinander. Cap Filfilah hat ganz vorzüglichen Marmor, welcher den carrarischen an Reinheit noch übertrifft und schon von den Römern gebrochen wurde; die Bildsäulen, welche man in den Ruinen von Rusicada gefunden hat, sind aus diesem Marmor verfertigt. Herr Cabarroc, welcher in unserer Gesellschaft war, hat die Brüche wieder auszubeuten unternommen, auch auf der Höhe des Filfilah sich ein sehr hübsches Landhaus gebaut, wo wir ein Frühstück einnahmen. An Jagdwild fehlte es nicht. Hasen, Schnepfen, Rothhüner schossen wir in großer Fülle, aber die größeren Raubthiere waren in ihren Schluchten verborgen, und man muß des Nachts auf dem Anstand zubringen, wenn man die ganze wilde Einwohnerschaft der Wälder und Berge kennen lernen will. Ein Jäger beschrieb mir einen solchen nächtlichen Anstand, wobei man vor der Abenddämmerung an Ort und Stelle sein muß.

Nichts ist großartiger, sagte er; die untergehende Sonne, das Abendlied der Nachtigall und des afrikanischen Spottvogels, das zitternde Licht des aufgehenden Mondes und das Gefühl gänzlicher Abgeschiedenheit haben etwas ungemein Ergreifendes. Der schüchterne Hase erscheint zuerst, von Zeit zu Zeit vorsichtig

lauschend mit erhobenem Vorderleib, dann schleichen leisen Trittes die vorsichtige Genette, das gefräßige Ichneumon aus dem Gebüsch. Gegen zehn Uhr ertönt in kurzen Zwischenräumen das rauhe Bellen der den Duar in immer engeren Kreisen umstreichenden Hyäne, und dies ist das Signal eines hundertstimmigen Schakalconcertes. Die Hunde der Kabylen werden wach, dazwischen schallt der aufmunternde Ruf der Wächter, und die stupide Hyäne, durch ihr vorlautes Geschrei verrathen, schleicht der Küste zu, um mit dem kärglichen Auswurf des Meeres ihren Hunger zu stillen. Um Mitternacht, zuweilen früher, läßt der Panther sein kurzes, rauhes Gebrüll vernehmen, aber nur selten grollt die donnerähnliche Stimme des Löwen im Walde. Das wilde Schwein ist die ganze Nacht hindurch thätig, die ganze Gegend vom Gipfel des Berges bis an das Gestade des Meeres ist sein Revier; langsam und vorsichtig durchschreitet es Busch und Sumpf, nie verräth der geringste Laut seine Gegenwart, und beim ersten Grauen des Morgens geht es eben so stumm als es gekommen war, nach seinem Lager im Dickicht zurück. Die Spuren des Panthers im Sande sind leicht zu unterscheiden an ihrer Größe und den fehlenden Eindrücken der Krallen, mächtiger ist die Spur des Löwen, 8 Zoll im Durchmesser. Der Panther begegnet nie freiwillig einem Menschen, aber der Löwe bleibt nicht zurück. Wer mit ihm kämpfen will, habe eine gute Büchse, kaltes Blut und einen sicheren Blick, wer auf diese drei nicht zählen kann, ist verloren."

Die Kabylen, deren hauptsächliche Heimath vom Dschurdschura-Gebirge bis Philippeville sich erstreckt, obschon sie in allen Gebirgen von Marocco bis Tripolis ansässig sind, haben eine eigenthümliche Sprache, bedienen sich aber der arabischen Buchstaben und sind eifrige Mohamedaner. Ihre Stämme sind in Graruba's oder Bezirke, diese in Daschkrah's oder Dörfer abgetheilt. Letztere bestehen selten aus mehr als 30 Gurbi's (Hütten aus Erde, Stein, Stroh, oft aus der Rinde der Korkeiche). Einzelne Stämme, wie die Flissa's und Beni Abbes haben sogar Städte. Der Kaïd beherrscht den Stamm, der Scheich die Graruba, der Amine die Daschkrah oder den Duar; der Thaleb (Gelehrte) verwaltet die Rechtspflege, der Marabut,

welcher großen Einfluß auf das Volk hat, besorgt den Unterricht im Koran. Die Vereinigung der Marabut's bildet die kirchliche Gemeinde, (Zauia), zugleich die höhere Instanz gegen die Entscheidung der Scheik's. Die Kabylen haben feste Wohnsitze, sind Ackerbauer, arm, genügsam und freiheitsliebend. Ihre Kämpfe sind ernster, als die der Beduinen, da sie ihre Wohnung zu vertheidigen haben und hinter Felsen und Bäumen gedeckt zu Fuß kämpfen. Sind sie aber besiegt, so sind sie dauernder unterworfen, als jene. Sie sind nicht ohne Kunstfleiß, bereiten gutes Schießpulver, wozu ihnen der Oleander eine unübertreffliche Kohle liefert, gute Töpfergeräthe und Drechslerarbeiten. Auch verstehen sie sich auf Waffen und andere Eisenarbeiten und sogar auf Falschmünzerei, die früher stark von ihnen betrieben wurde. In der Jugend wandern viele in die Städte, um durch Arbeit sich etwas Geld zu verdienen; haben sie dann etwa hundert Budschu's (ein Budschu hat 1 Fr. 86 Cent Werth) verdient, so kaufen sie ein Gewehr und ein Weib und leben frei in ihren Bergen. Ihr Carakter ist nicht liebenswürdig, sie sind meist habsüchtig, diebisch und treulos. Das Maaß ihrer Achtung sind Duero's (Geld), der Reiche ist ein braver Mann, mag er reich geworden sein, wie er wolle. Ihren Acker bauen sie in zwei Feldern, das Winterfeld bestellen sie mit Gerste und Weizen, das Sommerfeld mit Moorhirse (Sorghum vulgare) und Wassermelonen. In jeder Wohnung sind mehrere Getreidebehälter aus Thon und Häksel in Krugform gebildet. Die Heerde wird der Reihe nach von einem Mann des Dorfes gehütet, der von Hunden unterstützt wird.

Eine schöne Sitte herrscht bei diesem rohen Volke, die Heiligkeit der Verbrüderung. Geht ein Kabyle Freundschaft mit einem Fremden ein, giebt er ihm ein Pfand (Anaya) unter den feierlichen Worten: „Ich bin Dein Saghbi (Freund), beim Ungewitter wie beim Sonnenschein, bei Tag und bei Nacht," so kann der Fremde ohne Furcht sich in die Wildniß des schlimmsten Stammes wagen, denn jede Beschimpfung der Anaya erzeugt tödtlichen und erblichen Haß mit dem, der sie gegeben hat, auch ist kein Beispiel bekannt, daß ein solches Pfand jemals mißachtet worden wäre. Manche Familien bei Philippeville haben

sonderbare Beinamen z. B. Bu el Dscherid (Vater der Heuschrecke), eine sogar Bu-Haluff (Vater des Schweins), was um so mehr zu verwundern ist, als kein Jude größeren Abscheu gegen dieses Thier hegen kann, als der Moslim. Die Kinder gehen nackt, die Erwachsenen haben als Hauptkleidung die Kandura, welche dem arabischen Haïk entspricht, Kopf und Beine sind unbekleidet, um die Füße befestigen sie ein Stück Schaffell. Ihren Zügen fehlt das Edle, was die Gesichter der Araber und Mauren auszeichnet, aus ihren beweglichen Augen blitzt Wildheit, Haß und Mordlust, ihre Zähne sind weiß wie die des Schakals. Kommt man von den Bergen in die größeren Thalebenen, so sieht man den Uebergang der Sitten zu denen der Araber. Aus der engen und niedrigen Hütte wird das luftige Zelt des Arabers, das Pferd wird gewöhnlicher und ein nothwendigeres Hausthier, als bei den Bergbewohnern. Daher kommt es, daß selbst officielle französische Berichte Kabylen und Beduinen häufig verwechseln, obschon beides ganz verschiedene Völker sind.

Die Araber der Ebene, die Guerbes und Sanhadja's sind leidenschaftliche Jäger und versorgen Philippeville und Bona mit Wildpret. Schleichhändler von der Tunesischen Grenze sorgen dafür, daß sie Pulver und Blei erhalten, trotz der Verbote der Regierung.

Ich besuchte mit meinem Jagdfreunde und einem alten Türken die Ebene der Sanhadjah's und ward von den Arabern, welche meinen Begleiter kannten, wohl aufgenommen. Wir schossen große Mengen Rothhühner und Enten, auch Reiher, Wasserhühner und andere Wasservögel. Staare und Dohlen auf den Bäumen erinnerten an die Heimath. Abends lagerten wir uns in einem Zelte und verplauderten mit mehreren alten Arabern recht angenehm die Stunden bis zur Nacht. Sie unterhielten sich vorzüglich von den Grausamkeiten Hadschi Achmet's, des letzten Bey's von Constantine und von seiner Treulosigkeit. Am andern Tage besuchten wir den Donnerstagsmarkt (Suk el Chamis) welcher auf einem flachen Hügel in der Mitte zwischen Philippeville und Bona abgehalten wird. Solcher Märkte giebt es viele auf den verschiedenen Punkten des Landes und der Araber würde eher auf Alles verzichten als auf seinen Suk, wo

er die Neuigkeiten des Tages erfährt, die Marabut's um Rath fragt, auf die Franzosen schimpft und immer ein paar Franken einnimmt. Aus Entfernungen von 10—15 Meilen strömten die Araber hierher zusammen, zu Fuß und zu Pferde, mit Frauen und Kindern. Allerlei Geräthschaften, Schmucksachen, Rohstoffe und Lebensmittel waren hier ausgestellt, am Fuße des Hügels standen Pferde, Maulthiere, Esel, Schafe und Ziegen zum Verkauf, von letzteren wurden viele an Ort und Stelle geschlachtet und das Fleisch pfundweise verkauft. Früher machten hier die Mosabiten, diese geborenen Kaufleute der Wüste, bedeutende Geschäfte mit Flinten, Yatagans, Jagd- und Kriegsmunition, die sie von Tunis brachten, jetzt ist der Handel mit Waffen und Pulver aber auf's strengste verboten. Das Geschrei der Menschen und Thiere, das Gewimmel und Gedränge auf solchem arabischen Markt ist größer, als irgendwo in Europa. Nicht selten entstehen Schlägereien, welche blutige Köpfe setzen, oft auch fallen förmliche Scharmützel vor, welche Menschenleben kosten. Auch hetzen hier fanatische Derwische das Volk zum Kriege gegen die Ungläubigen auf, und je toller sich diese schmutzigen Heiligen gebehrden, desto respectvoller küßt ihnen der gläubige Moslim die Hand. Andere Marabuts treiben hier einen einträglichen Handel mit Amuleten, d. i. Sprüche aus dem Koran auf ein Blättchen Papier geschrieben, die in ein mit Wachs getränktes Läppchen von Baumwollenzeug eingeschlagen und in ein ledernes Beutelchen genäht werden. Sie sollen vor Unglück und Leibesschaden bewahren, das Zahnen der Kinder erleichtern, unüberwindliche Stärke verleihen u. s. w. und werden um den Hals, am Arm, an der Mütze getragen, auch Pferden an den Hals, Kühen an die Hörner befestigt.

Wir entflohen dem Getümmel des Suk el Chamis und ritten ein paar Meilen südöstlich, um dem See Fetzara einen Besuch abzustatten. Dieser etwa 3 Meilen lange und 2 Meilen breite von Hügeln umgebene See ist einer der schönsten in Nordafrika und erinnert, die geringere Höhe der umliegenden Berge abgerechnet, an manche der kleineren Seen in der Schweiz. Er ist nicht tief und rings mit Schilf umkränzt. Ein betäubendes, schwer zu beschreibendes Geräusch, wie es nur ein tausend-

stimmiges Schnattern, Pfeifen und Zischen aus unzähligen Vogelkehlen hervorbringen kann, verkündete schon eine Viertelstunde weit seine Nähe. Alle möglichen Arten von Wasservögeln, Bleßhühner, Löffelenten, Steißfüße, Stelzenläufer, Rohrhühner und das schöne Purpurhuhn tummelten sich hier am schilfigen Ufer umher, weiter hinein schwammen Graugänse und in des Sees Mitte segelte einzeln oder paarweise der königliche Schwan. Auch der Flamingo macht auf seinem Herbst- und Frühlingszuge hier seine Rasttage, brütet aber im Innern des Landes in den seichten Schott's (Salzseen). Die Araber hatten hie und da kleine Schirmwände von Schilfrohr errichtet, hinter welchen sie Morgens und Abends dem Geflügel auflauern. Im Winter tritt der See über seine Schilfgrenze und jeden Frühling, wenn sich die Wassermasse wieder vermindert, bringen die ringsumwohnenden Araber ganze Maulthierladungen von Barben und Aalen nach Bona und Philippeville.

Ich traf hier mit einer Reisegesellschaft zusammen, welche von Bona aus nach Constantine wollte. Sie bestand aus einem Mercanti (so heißt bei den Arabern jeder Europäer, welcher nicht Militair ist) aus Bona, einem Spahi als Wegführer und einem Mosabitischen Kaufmann mit beladenen Maulthieren und Dienerschaft. Da mein Plan ohnehin war, Constantine zu besuchen, so schloß ich mich ihnen an. Wir übernachteten im Zelte eines Scheichs und wurden nach Landessitte gastfrei empfangen und mit Kaffee, Kuskussu und saurer Milch bewirthet. Später ward noch einmal Kaffee servirt und dann das Lager zurecht gemacht. Ich verfiel in süßen Schlaf, während der mozabitische Kaufmann noch geraume Zeit mit der kunstgerechten Abwicklung seiner hundert Ellen langen, aus einer dünnen Kameelhaarschnur bestehenden Prima oder Kopfbinde zu thun hatte. Am andern Tage kamen wir durch fruchtbare Gegenden mit zahlreichen Duar's und großen Heerden von Rindvieh, Schafen und Ziegen. Um Mittag erreichten wir den Wed Dschendel. Dieser Fluß ist zur Sommerzeit gut zu passiren und fließt dann zwischen seiner Einfassung von Eschen und Espen ruhig dahin. Jetzt war er aber übervoll und sein Lauf reißend, so daß wir nur mit Mühe und Gefahr überfahren konnten. Es geschah

dieses durch große Schilfmatten welche auf starken Querhölzern befestigt und mittelst Riedgrasseilen von einem Ufer zum andern gezogen wurden. Die Pferde und Maulthiere wurden in den Fluß gestürzt und schwammen hinüber. Jenseit des Wed Dschendel wurde der Weg beschwerlicher, Berge und Wälder wechselten mit sumpfigen Niederungen ab, die Duar's bestanden mehr nach Kabylenart aus Gurbies. In der Nacht ruhten wir wieder im Zelte eines Scheichs, denen überhaupt die Ehre zu Theil wird, reisende Standespersonen zu beherbergen, und erreichten am folgenden Mittage El Arrusch auf der Hälfte des Weges zwischen Philippeville und Constantine. Diese Colonie liegt in einem erhöhten, ziemlich offenen Thale, hat gesunde Luft und ist in gedeihlichem Wachsen. Grüner Rasen zieht sich bis zur Mitte der Berge hinauf, wo dichte Waldung beginnt. Von hier aus gings bergan in einer kalten scharfen Atmosphäre bis zur Herberge auf el Kantur, einer erbärmlichen Bretterbude, wo Vieh und Passagiere, welche mit der Diligence von Philippeville gekommen waren, im bunten Gemisch übernachteten. Hyänen und Schakals umheulten das einsame Haus. Früh Morgens waren wir wieder auf der Reise und waren nach einer Stunde auf der Höhe des Bergrückens, als die aufgehende Sonne die höchsten Schneespitzen des Dschebel Tumiet (Zwillinge) und der umliegenden Berge in Gluth setzte, während das Dunkel noch die Thäler überlagerte. Zahlreiche Duars lagen der Straße zur Seite, aber die Berge waren kahl und die Wege sehr schlecht. Nachdem wir Smeudan, ein französisches Militairlager, passirt hatten, ward die Straße lebendiger und besser. Araber, reich gekleidet und stark bewaffnet, von Mohren begleitet, französische Officiere mit dem Gefolge ihrer Spahis mit den rothen Burnus und langen Flinten, Karavanen von Kameelen und Züge von Pferden und Maulthieren zogen vorüber. Nach ein paar Stunden des Herabreitens durch die kahlen Berge änderte sich die Scene wie durch Zauber. Vor uns breitete sich das herrliche, in tropischer Vegetation prangende Thal Hama aus, wo zwischen Cypressen und dem bunten Gebüsch von Oleander, Feigen, Cactus und Aloe die königliche Palme mit Früchten schwer beladen emporragt. Wir

glaubten durch einen Zauberschlag aus dem Winter in den Sommer versetzt zu sein. Und siehe da! in der Ferne ruhte kühn und feierlich auf schwindelnder Höhe das alte Cirta, das vielberühmte Constantine. Ein rascher Ritt auf guter, allmählig steigender Kunststraße brachte uns in anderthalb Stunden von Hama nach dem Thore Valen, unweit der Bresche, durch welche die Franzosen, nachdem sie sich verschossen hatten, im letzten Verzweiflungsanlaufe die Stadt glücklich erstürmten. Das Hôtel de l'Europe nahm uns auf, aber da es ganz in maurischem Styl erbaut ist, der nur darauf berechnet ist, die Hitze abzuhalten, so sagte es meinem europäischem Geschmack für Licht, Luft und Wärme nicht recht zu, denn es war recht kalt.

Das alte Cirta war schon zu Hannibals Zeit bedeutend, ward von Cäsar verschönert und erhielt den Namen Julia, und wurde von den Römern für die reichste und wichtigste Stadt Numidiens gehalten. Die Hauptstraßen der Provinz führten zu ihr. Masinissa und seine Nachfolger haben hier residirt. Später zerstört, ward sie von Constantin wieder aufgebaut und erhielt den Namen Constantine. Nach den Verwüstungen durch die Vandalen erstand sie wiederum durch Justinianus, welcher hier die Wasserleitung anlegen ließ, deren Ruinen man, 42 Fuß hoch, noch jetzt an den Ufern des Rummel erblickt. Araber und Türken waren später ihre Herren, bis den 13ten October 1837 der grausame Bey Hadsch Achmet durch Eroberung der Stadt seiner Herrschaft Ende sah. Constantine ist auf einem Felsen erbaut, 500—750 Fuß hoch über der Ebene. Die Casbah liegt oben auf dem Felsen, daher sagen die Araber, die Stadt gleiche einem ausgebreiteten Burnus mit darüber sitzender Kapuze. Ein schroffer Fels, 300 Fuß hoch, steil über dem Rummel, ward früher als eine Art tarpejischer Felsen benutzt, indem ungetreue Frauen von ihm herabgestürzt wurden. Der Rummel, welcher den Felsen umfließt, worauf die Stadt steht, bildet eine tiefe Schlucht und in derselben einen imposanten Wasserfall von 300 Fuß Höhe. Von dort an läuft er ruhig durch das paradiesische Thal Hama. Weiter oberwärts führt eine alte Römerbrücke aus dem Thore el Cantara über die Schlucht zum Berge Mansurah. Sie ist 310 Fuß lang und 312 Fuß hoch, ihre

Bogen sind mit Mercuriusstäben, Blumenverzierungen und Stierköpfen geschmückt. Der Rummel ist hier aber nicht zu zu sehen, oberhalb der Stadt verschwindet er unter den Felsboden und kommt nach unterirdischem Laufe erst kurz vor jenem Wasserfall unterhalb der Brücke wieder zum Vorschein. Ich ging über die Brücke und bestieg den Mansurah, einen kahlen, mit Felsen und Steinen bedeckten Berg, zwischen welchem hin und wieder Cactus und Aloe ihre stachligen Arme hervorstrecken. Man hat hier einen Ueberblick auf die merkwürdige Stadt, über deren eng zusammengedrängten mit spitzen Ziegeldächern versehenen Häusern eine unzählige Menge Dohlen, Lämmergeier, Falken und Adler schwebten. Etwa zwölf schmächtige Minarets und einige ernste Cypressen erheben sich hier und da aus dieser Masse, die fast mit dem grauen Felsen, worauf sie thront, verschwimmt. In einiger Entfernung aber umringt den öden Platz eine erfreuliche Vegetation, und das Auge schweift weit über das reiche Hama-Thal hinaus bis zu den weißen, von federartigen Wolken gekrönten Schneebergen. Nur die Sicherheit der Lage konnte in alter wie in neuer Zeit die Menschen bewegen, zu ihrem Wohnsitze einen so öden Platz zu wählen, wo im Sommer die Hitze bis 45 Grad steigt, im Winter Schnee und Eis nichts Seltenes sind, wo das Wasser mit Mühe hinaufgetragen werden muß, während in naher Umgegend ein reizendes wohlbewässertes Thal vor ihren Augen liegt. Die Straßen sind schmutzig und so eng, daß ein Maulthier mit Heu oder Stroh beladen, sich nicht umdrehen kann und beim Begegnen mit einem andern Lastthier am Schwanze rückwärts bis zur nächsten Quergasse gezogen werden muß. Die Häuser sind ganz maurisch, das heißt von außen öde und unfreundlich. Einwohner giebt es gegen 20,000, meist Mauren, Türken, Kuruglis und Juden, welche früher einen einträglichen Karavanenhandel mit der Wüste und dem Negerlande unterhielten.

Das merkwürdigste Gebäude ist der Palast des vormaligen Bey, fast im Mittelpunkt der Stadt gelegen. Von außen zeichnet sich diese Masse von Gebäuden durch nichts besonders aus, aber das Innere überrascht durch außerordentliche Eleganz, Marmorreichthum und Sauberkeit des maurischen Baues nicht

wenig. Es befinden sich 4 große Höfe daselbst. Der erste große Säulenhof umschließt einen gutgehaltenen Garten mit Orangen und Granaten, rund umher läuft ein doppelter Säulengang von schönen, nach verschiedenen Mustern gearbeiteten Säulen aus weißem Marmor, die Wände der Galerien sind mit Freskomalereien, welche meist Seeschlachten und mohamedanische Städte wie Constantinopel, Tunis, Cairo darstellen, geschmückt. Den zweiten Hof füllt ein schönes Bad mit einem Becken von weißem Marmor aus; im dritten sind Springbrunnen, deren Bassin Goldfische enthält. Im vierten Hofe befanden sich Löwen an Ketten, sind aber des kostspieligen Unterhalts wegen bis auf einen, den der Herzog von Nemours mit nach Paris nahm, getödtet.

Am andern Morgen fand ich beim Erwachen Constantines Dächer und Straßen mit einer dünnen Schicht Schnee bedeckt. Mit Hagel vermischte Schneeflocken wurden vom schneidendsten Winde umhergeweht, als ich einen Spaziergang aus dem neuen Thore Valée machte, um die Pyramide zu besichtigen, welche an der Stelle, wo General Damremond fiel, ihm zu Ehren aus grauem Marmor errichtet ist. Viele Kameele lagen rechts am Fuße des Berges Condiat-Ali, welcher mit der Stadt durch einen Erddamm zusammenhängt. Die Thiere der Wüste schienen über diese nordische Witterung sehr ungehalten, denn sie gaben höchst widrige Töne von sich, krümmten die Oberlippe und fletschten ihre langen ekelhaften Zähne. Auf dem Condiat-Ali befindet sich der Gottesacker der Muselmänner, und dieß ist der einzige Spaziergang, welcher den Frauen erlaubt ist. Durch das dritte Thor der Stadt, El Djebir, kehrte ich zurück und begab mich zum Gasthofe Hotel royal, um dem gezähmten Löwen meine Aufwartung zu machen. Dieser ist zehn Monate alt, ein prächtiges Thier, geht frei im Hofe spazieren und ist so zahm, daß ich ihn ohne Furcht streicheln konnte. Er spielte mit einem großen Jagdhunde, wie ein paar Kätzchen zu spielen pflegen.

In diesem Hotel sprach ich einen Oberst, dessen Regiment in Setif, etwa 20 Meilen nach Südwest sich befindet. Er schilderte mir den Ort als den allertrostlosesten in der Welt, wo er im Laufe von 9 Monaten kein lebendiges Wesen, außer seinen Soldaten, gesprochen hätte. Der Schnee liegt dort in den 4—5

Fuß breiten Straßen so hoch, daß die Einwohner von einem Hause zum andern nur mit Stelzen gehen können, und schon zwei Monate wartete er hier in Constantine auf besseres Wetter, um die ausgetretenen Flüsse und die gefährlichen Gebirgspässe überwinden zu können. Er war überhaupt wenig erbaut von Afrika, und sah, wie die meisten französischen Militairs, seinen Aufenthalt in diesem Welttheile als eine Verbannung an. Gloire, den Franzosen der einzige Ersatz für alle Mühen, schien jetzt hier auch nicht mehr zu holen.

Ich tröstete den armen Oberst mit der Hoffnung auf künftige Lorbeeren und sattelte meinen Araber am folgenden Morgen zur Rückkehr nach Philippeville. Die Reise ward ohne Abentheuer zurückgelegt und der neue Morgen brachte mir durch einen Kanonenschuß von Bona herüber die frohe Nachricht, daß das Dampfboot Phönicien zur Abfahrt nach Bona bereit liege. Unsere Fahrt war günstig und wir umfuhren ungefährdet das Cap de Fer. Eine fortlaufende Kette bewaldeter Berge bildet die Küste bis zum Cap de Gorte, dann aber eröffnete sich eine weite Aussicht auf den Garten Algeriens, das blumenreiche Bona. Eine grüne fruchtbare Ebene, durch welche die Seybuse sich zum Meere schlängelt, umgiebt von Süden die Stadt, welche vom Meere aus nach Norden zum Abhang des Dschebel Edugh in die Höhe steigt und von der Casbah, 315 Fuß über dem Meeresspiegel, beherrscht wird. Geschmackvoll angelegte Gärten und bebaute Felder breiten sich gleich bunten Teppichen ringsum aus, hohe Berge schließen das freundliche Panorama.

Bona hat ein fast ganz europäisches Aussehen, namentlich ist der place d'armes ganz modern. Nur eine mit Moos bedeckte Moschee, gekrönt von einem großen Storchnest, über welches der Halbmond sich erhebt, und das nie fehlende schlanke Minaret, welches trauernd über die europäischen Gebäude rings umher hervorragt, verräth, daß Bona auf afrikanischem Boden steht. Eine hübsche Fontaine, umringt von immer grünen Gewächsen, ziert den Platz, wo die schöne Welt und die Officiere um die Militairmusik Nachmittags sich versammeln. Gute, mit Arcaden versehene Häuser schließen ihn von drei Seiten, und Kaffeehäuser und Billards fehlen nicht. Bona wurde von Ben-

Aissa, dem General Achmets, Bey von Constantine, ehe er es den Franzosen überließ, größtentheils zerstört, und die unglückliche Bevölkerung von mehr als 6000 Seelen mußte auswandern. Jetzt beläuft sich die Zahl der Einwohner auf etwa 9800, wovon ein Drittel Mauren nebst Türken, Kuruglis und Negern, zwei Drittel Europäer. Von letzteren bestehen die meisten aus Maltesern, einer trägen, feigen, störrischen und diebischen Nation, deren einzige gute Eigenschaft ihre Genügsamkeit im Essen und Trinken ist. Die besten Landbauer sind auch hier die Spanier, doch laufen ihnen in neuester Zeit die zahlreich eingewanderten Deutschen fast den Rang ab. In den Straßen hört man beständig deutsch sprechen und außerhalb der Stadt erinnert manches Gärtchen und mit rothem Ziegeldach bedeckte Häuschen lebhaft an die deutsche Heimath.

Um die Stätte zu besuchen, wo das alte Hippo thronte, ritt ich unter Führung meines Wirthes aus dem Thor Constantine, und befand mich sogleich mitten in einem Gewühle des ächtesten afrikanischen Lebens. Es wird hier täglich ein bedeutender Markt gehalten und Käufer und Verkäufer aus allen einheimischen Völkern waren hier im lebhaftesten Handel versammelt. Viele der Araber bringen hier in kleinen Binsenhütten, welche sich wie ein Schneckenhaus über ihren einzigen Bewohner wölben, ihr ganzes Leben zu. Auf einer schönen großen Brücke, le pont d'Hippone, überschritten wir einen Arm der Seybuse und gelangten durch eine Allee von Olivenbäumen auf die Anhöhe, wo die Ruinen des alten Hippo regius unter Blumen und Grün begraben liegen. Es herrschte eine feierliche Stille in dieser herrlichen Natur, der klare Februartag zauberte alle Reize des afrikanischen Fühlings hervor. Von der Höhe des Hügels erblickten wir die grüne Ebene, welche die Seybuse, aus dem fernen Atlas hervorkommend, in den schönsten Wellenlinien durchströmt, übersäet von den weißen Marabuts und den Zelten der Araber. Links davon weit und breit das herrliche Meer, Bonas Rhede und die freundliche Stadt mit der Casbah darüber und weiterhin das Fort genois am Ras (Vorgebirge) el Hamrah. Weiter links bunte Felder und Gärten bis zu den dunkeln Waldeshöhen des Dschebel Edough, aus dessen Schluchten

vordringend die Budschimma sich durch das Thal in einem Wiesenbette mit den blendendsten Farben schlängelt und sich unter unsern Füßen mit der Seybuse vereinigt. Spuren des früheren Glanzes dieser Stätte sieht man in den Fundamenten riesenhafter Paläste, und in großen tiefen Hallen mit schönen Bogen, von Clematis, Lianen und unzähligen Blumen überhangen und durchwachsen. Etwa 10 Bogentrümmer bezeichnen die große Wasserleitung, die über zwei Thäler und einen Fluß geführt war, und die Reste alter Kais am Ufer des Seybuse, 3000 Fuß von der jetzigen Mündung desselben, verrathen die Stelle des ehemaligen römischen Hafens, wo im Jahre 707 der Erbauung Roms P. Sittius die Flotte des Scipio zerstörte. Hippo, schon von den Carthagern gegründet, war später der Bischofsitz des heiligen Augustinus, welcher während der Belagerung durch die Vandalen 439 starb. Nach der Zerstörung wieder aufgebaut, wurde es von Belisar 534 wieder erobert, 697 aber von den Arabern gänzlich zerstört und dahin verlegt, wo sich jetzt Bona über dem alten Aphrodisium erhebt. Zum Gedächtniß des großen Kirchenvaters Augustinus hat Papst Gregor XVI. auf den Mauern Hippones eine kleine Statue in Bronze errichten lassen, die sich aber kleinlich und geschmacklos in dieser Umgebung ausnimmt. Von Zeit zu Zeit herrscht Leben unter diesen Ruinen, wenn große Caravanenzüge, von ihrer langen Reise nach Tunis zurückkehrend, sich in den unterirdischen Räumen niederlassen, ihre Zelte ringsum aufschlagen, und ihre Feuer zwischen diesen Denkmälern vergangener Jahrhunderte lodern.

Ich machte in Bona die Bekanntschaft eines Hauptmanns aus Guelma, welcher mit mehreren Spahis als Eskorte nach seiner Garnison zurückkehrte. Mit Freuden nahm ich das Anerbieten seines Schutzes an, um das Innere kennen zu lernen. Wir ritten vor dem Hügel Hippones vorbei eine schöne Chaussee entlang, bis wir nach einer Stunde eine alte Römerbrücke erreichten. Von hier an hört der Garten Bonas auf und es beginnt eine leere Einöde. Der Weg, im Sommer von Kameelen und Maulthieren wohl gebahnt, war nicht zu passiren, und wir mußten in die Kreuz und Quer sieben lange Stunden durch eine Schlammwüste, in der unsere armen Pferde oft zu versinken

drohten, uns hindurchquälen. Keine Menschenseele war in dieser baumlosen Einöde zu erblicken. Zuletzt senkte sich das Terrain etwas und ein anmuthiges Thal mit Ricinus, Myrten und Oleandergebüschen überraschte uns aufs Angenehmste. Der Ruisseau d'or rauscht hier zwischen seinen fruchtbaren Ufern, ein Haus und einzelne Hütten bezeichnen die anfangende Colonie, deren Straßen schon abgesteckt sind. Aus den benachbarten Tribus strömte eine große Zahl von Arabern herbei, um dem Hauptmann ihre Ehrfurcht zu beweisen. Wir rasteten hier einige Stunden und ritten auf einer neu angelegten noch nicht fertigen Chaussee nach Nechmeia. Die Nacht überraschte uns, ehe wir am Ziele angelangt waren, und durch die Dunkelheit tönte schauerlich das Geheul der Schakale und Hyänen, bis trauliches Hundegebell uns die Nähe einer sicheren Menschenwohnung verkündete. Das Wirthshaus in Nechmeia war überfüllt, eine Karavane Maulthiertreiber lagerte im großen Zimmer und wir mußten an ihrer Seite uns niederstrecken. Auf dem abscheulichsten Wege gelangten wir am folgenden Morgen nach Hammam Berda d. h. kalte Bäder, einer schönen warmen Quelle von 29° R., so genannt im Gegensatze mit anderen viel heißeren Quellen oberhalb im Gebirge. Viele Araber waren hier mit ihren Morgenwaschungen beschäftigt. Die römischen Ueberreste der Einfassung des Bassins und oberhalb desselben eine Ruine, die vielleicht von den Spaniern herstammt, sind Alles, was heut zu Tage hier zu sehen ist. Im Sommer soll diese Gegend, welche zur Zeit der alten Römer mit Villen übersät war, einen überaus lieblichen Anblick darbieten, indem die Umgebung der Quelle dann üppig grünt und blüht, während rings umher Alles von den glühenden Sonnenstrahlen versengt ist.

Nach ein paar Stunden ritten wir durch die Seybouse und sahen Guelma am Abhange des hohen, jetzt noch mit Schnee bedeckten Berges Nauma vor uns liegen. Es ist das alte römische Calanca, von dem noch Spuren eines Amphitheaters, eines Tempels und einiger Thürme sich erhalten haben. Fünf römische viae sind noch sichtbar, zwei führen den beiden Ufern der Seybouse entlang nach Bona, eine nach Constantine, die vierte nach Zama und die fünfte nach Tiffich. Erst seit dem

Jahre 1844 hat die Colonisation hier begonnen und der schlechten Wege und der Entfernung von der Seeküste wegen noch keine bedeutenden Fortschritte gemacht. 300 Kavalleristen unseres Hauptmanns und ein Bataillon Infanterie bilden die Hauptbevölkerung dieses trostlosen und abgelegenen Ortes, in dessen Straßen die Schakals, Hyänen und Panther der umliegenden Wildniß umherschweifen, während die über die Fremdherrschaft ergrimmten Araber und Beduinen gleich jenen auf Raub und Mord ausgehen.

Die Hauptmerkwürdigkeit des Ortes ist ein Lieutenant der Garnison mit Namen Gérard, der durch seine Geschicklichkeit bei der Löwenjagd in ganz Algerien sich einen berühmten Namen erworben hat. Ganz allein, nur mit einer Doppelflinte und einem Hirschfänger bewaffnet begiebt er sich auf diese gefährliche Jagd, und sein Muth ist bisher immer mit Erfolg gekrönt. Eilf stattliche Löwen sind bereits von seiner Hand erlegt.

Sechs Stunden von Guelma liegen die heißen Quellen von Hammam Mescutine d. h. bezauberte Bäder. Von einem Spahi begleitet unternahm ich den Ritt, obgleich man mir vielfach davon abgerathen hatte. In der That konnte auch nur die Merkwürdigkeit des Ortes für die Strapazen trösten, welche ich auf der Reise auszuhalten hatte. Viermal mußten wir durch die Seybouse reiten, deren Bett aus Felsenstücken und großen Löchern besteht. Als mein Pferd an einer der bösesten Stellen zwischen Leben und Tod tapfer kämpfte, erheiterte der Spahi mich durch die Erzählung, vor vier Tagen seien an derselben Stelle ein französischer Lieutenant und zwei Spahis ertrunken.

Eine Stunde, bevor wir die bezauberten Bäder erreichten, sahen wir schon hohe Dampfwolken aufsteigen, und als wir bei ihnen anlangten, standen wir mitten im Frühling, während rings auf den Bergen noch der Winter schlummerte. Das Thal ist mit seltsamen pyramidenförmigen Felskegeln angefüllt, die von Ferne einem Haufen arabischer Zelte gleichen. Die kleinsten sind 2—3, die größten an 30 Fuß hoch. Mein Spahi erzählte mir die Sage dieses Ortes. Ein arabischer Scheich hatte einstmals seine Schwester geheirathet und an dieser Stelle sein Hochzeitsfest gefeiert. Allah aber, zornig über diese verbotene Ver-

bindung, verwandelte die ganze Gesellschaft in Steine und verdammte die Kessel, worin die Speisen bereitet wurden, ewig zu kochen und zu sieden. Das Wasser, welches in der Hitze von 70 bis 80 Grad R. dem Boden entquillt, führt eine solche Menge kohlensauren Kalkes mit sich, daß derselbe beim Verdunsten zurückbleibt, sich verhärtet und jene Kegel bildet. Wird der Kegel zu hoch, so verstopft sich die Quelle und sucht sich später einen andern Ausgang. Einige Quellen sprudelten in ungeheuren Garben aus der Erde, andere stürzten in den zierlichsten Wasserfällen über altes römisches Mauerwerk herab und hatten dasselbe mit weißer, baumwollenartiger Steinmasse bekleidet. Am Fuße der größten Cascade fließt das Wasser in einem spiegelklaren Bache weiter, der in dem immergrünen Rasenteppich wie fließender Smaragd schimmert. Hunderte von kleinen Fischen schießen in diesem fast kochenden Bache so gemüthlich wie im kühlsten Strome hin und und her, während der Mensch nicht im Stande ist, die Hand nur einige Secunden lang im Wasser zu halten und kein Pferd über den Bach, selbst da, wo er viel breiter und weniger heiß ist, gebracht werden kann. Die Natur arbeitet in diesem Thale noch täglich weiter fort, was sie an anderen Orten als fertige Bildung aus vergangener Zeit hinterließ. Die Masse des abgelagerten Kalksinters an der Mündung der Quellen ist schneeweiß, noch ziemlich weich, weiterhin sieht man weißröthliche Kegel, deren Bildung erst kürzlich vollendet ist, endlich giebt es in großer Zahl schon längst gebildete Pyramiden, deren Quell völlig versiegt und deren grauröthliche Masse fast so hart ist wie Granit. Von dieser Art sind die Felsen, welche das Thal einschließen, dieselbe Marmorart erstreckt sich meilenweit in die Runde bis Guelma hin, so daß ersichtlich ist, wie schon viele Jahrtausende hindurch diese Ablagerung vor sich gegangen ist.

Wir machten den Weg nach Guelma zurück unter denselben Gefahren aber gleich glücklich, wie am Morgen, und der Hauptmann hatte die Güte, mir denselben Begleiter am folgenden Tage zur Rückreise nach Bona mitzugeben. Das Wetter war unfreundlich und ich eilte, so rasch es die Wege erlaubten, vorwärts, um an demselben Tage noch bis zum Ruisseau d'or

zu kommen. Mein Spahi erzählte mir, daß vor wenigen Tagen zwischen Nechmeia und Ruisseau d'or ein paar Malteser, welche Geld bei sich führten, von den Arabern ausgeplündert und ermordet seien, und setzte dann, um mich zu trösten, hinzu, es sei zwar der Fall, daß auf dieser bösen Straße die wilden Thiere des Nachts und die Araber bei Tage den Reisenden oft unheilbringend seien, aber dafür haben sie auch Nachts von den Arabern und bei Tage von den wilden Thieren nichts zu fürchten. Trotzdem erreichten wir glücklich Ruisseau d'or und am folgenden Tage Bona, wo ich ein paar Tage der Erholung und kleinen Ausflügen nach Hippone, dem Dschebel Edough und La Calle widmete.

La Calle, 14 Stunden östlich von Bona, ist der Hauptsitz der an der Küste von Bona bis Biserta in Tunis betriebenen Korallenfischerei. In der neuesten Zeit hat dieser Handelszweig zwar etwas abgenommen, doch waren im Jahre 1836 noch 245 Schiffe damit beschäftigt. Die Korallen werden durch große Netze von starken Hanfschnüren vom Felsengrunde des Meeres abgerissen. Die schönsten gehen nach Livorno und werden dort für Rußland, Galizien, China und Ostindien verarbeitet, die kleineren Stückchen wandern in die Hände der Juden von Algier und von dort mit großem Gewinne in das Innere von Afrika. Die Stadt La Calle wird fast nur von Korallenfischern bewohnt und ist benachbarter Sümpfe wegen ungesund. Oestlich davon ist auf der Insel Tabarca an der Grenze zwischen Algier und Tunis ein zweiter Hauptsitz der Korallenfischerei. Hier sind es vorzüglich die Italiener, welche diesem Geschäfte obliegen, während in La Calle die Franzosen schon seit 1520 dasselbe betreiben. Jetzt bildet Tabarca die äußerste Grenze der französischen Regentschaft gegen Tunis.

B.

Tunis.

Erstes Kapitel.

Am 28. Februar Abends 8 Uhr verließ ich Bona auf dem Dampfschiffe Ville de Bordeaux, welches alle 14 Tage von Marseille über Bona nach Tunis fährt. Die Nacht war ruhig und sternenklar, das Meer leuchtete im phosphorischen Schimmer. Früh Morgens hielt das Schiff eine halbe Stunde vor dem Städtchen La Calle an und umfuhr Nachmittags die Nordspitze Afrikas, Cap Blanco. Hier öffnete sich in großartigem Anblick die unabsehbare Bai von Bizerta, deren weißkalkige Küsten in kühnen Formen aus den Wogen emportauchten. An ihr liegt die nicht unbedeutende Stadt Bizerta, von fruchtbaren Feldern umgeben. In der Ferne zieht sich eine Bergkette in weitem Bogen hin, von blauen Spitzen gekrönt. Südlich begrenzt die Bai das hervorspringende Cap Ziebieb, in dessen Nähe von Disteln und Nesseln überwachsen die Trümmer der alten Stadt Utica ruhen. Links von der Bai sahen wir im Meere zwei unbewohnte Felsen, i cani. An ihnen scheiterte kürzlich das englische Schiff Avenger, und eine große Anzahl Menschen fand den Tod in den Wellen. Am Abend fuhren wir in die Bai von Tunis ein.

Als die ersten Sonnenstrahlen die höchsten Spitzen der umliegenden Berge rötheten, waren wir auf dem Verdeck und betrachteten mit stiller Rührung diesen Tummelplatz vergangener Zeiten. Kaum eine Viertelstunde von uns erhob sich das Vorgebirge, auf dem Carthagos schweigende Ruinen trauern, daneben das ächt maurische Städtchen Sidi bosaid mit seinen blendend weißen, fensterlosen Häusern, unweit davon die Kapelle des

heiligen Ludwig und die Goletta, der Hafen von Tunis. Dann erstreckt sich eine weite mit Marabuts und maurischen Villen übersäete Ebene bis zur flachen, einem Schutthaufen ähnlichen Raubstadt. Waldungen von Olivenbäumen, vermengt mit Gruppen von Palmen und Cypressen, liegen zwischen den Villen. Zwei einzeln stehende Hügel, mit Gebäuden gekrönt, ragen links über die Stadt empor. Weiterhin in großer Ferne erhebt sich in blauen Duft gehüllt der hohe Berg Zowan in seltsamen Formen, kleine Hügelketten liegen zu seinen Füßen. Links von diesen fernen Höhen sieht man zwei nähere Berge, den Bleiberg und den Hammamlief, an dem Fuße des letzteren leuchtet der weiße Palast des Bey in der Nähe des Meeres. Noch weiter nach links schließt das Cap Bon die Bai nach Osten, an deren Eingang die Inseln Zembra und Zembretta liegen.

Ein Boot brachte uns zum elenden Städtchen Goletta, aus halb fertig gebauten, halb verschütteten Häusern bestehend. Ein enger, durch große und kleine Boote fast blokirter Canal Hach el Wad, führt von hier aus in den See Boghaz. Von beiden Seiten des Canals bildete das Geschrei der Mauren, das Rufen der Matrosen auf den Schiffen aller Nationen, das Commando des Militairs in unkleidsamer, meist zerlumpter Uniform und ihre ohrenzerreißende Musik ein unangenehmes Durcheinander. Unsere Malteser Schiffer ruderten nur langsam in den See, welcher Goletta von Tunis trennt. Der See ist nicht tief, zahllose Schaaren von Wasservögeln beleben ihn, unter diesen die langbeinigen, in Weiß und Roth prachtvoll gekleideten Flamingos. Eine Stunde vor Tunis kamen wir vor der flachen Insel Schickley vorüber, auf welcher ein von Karl V. gebautes, jetzt in ein Lazareth verwandeltes Schloß sich befindet. Hier kämpfte unter Don Juan d'Austria 1573 muthvoll der berühmte spanische Dichter Miguel de Cervantes Saavedra, dessen vielfache Kriegsfahrten und langjährige Sclaverei in Algier zu seiner blühenden Phantasie die Erfahrung mannigfacher Lebensschicksale brachte. Als wir den weißen niedrigen Häusern der weitausgedehnten flachen Stadt Tunis uns näherten, kamen uns nicht etwa die Wohlgerüche Arabiens oder die Düfte des Rosenöls

entgegen, welches hier so vorzüglich bereitet wird, sondern die wahrhaft infernalen Ausdünstungen der in den See sich ergießenden Kloaken, vermischt mit den Miasmen, welche durch umherliegende Reste geschlachteter oder gefallener Kameele und anderer Thiere entwickelt wurden. Tunis zeichnet sich durch seinen Gestank fast noch mehr aus als durch seine Mützen. Mauren, Mohren und Juden stritten sich mit entsetzlichem Schreien um unser Gepäck und trugen es im Triumph zur Douane. Bald fanden wir im Hotel Alexis unweit des Marinethors ein ziemlich behagliches Unterkommen.

Tunis, von den Arabern stets „die wohlbewachte" genannt, obgleich es von allen Eroberern stets mit leichter Mühe genommen ist, bestand schon vor Carthago, hat jedoch keine Spuren von Alterthümern mehr aufzuweisen. Die Häuser sind ganz maurisch gebaut, die Straßen etwas breiter als in Algier. Störend aber sind die vielen halbvollendeten und in Schutt liegenden Gebäude; denn der Maure vollendet nach altem Aberglauben nie ein Haus, dessen Bauherr während der Zeit des Baues verstorben ist. Der Umfang der Stadt ist nur klein im Verhältniß zur Volksmenge, welche nahe an 200,000 betragen soll. Es genügt hier ein so kleiner Raum, weil ein sehr großer Theil der Bevölkerung Tag und Nacht obdachlos in den Straßen zubringt. In jener Zahl sind 30,000 Juden, 5000 Malteser und etwa eben so viel andere Europäer enthalten. Die Stadt wird von zwei Ringmauern umschlossen, die innere hat 7 Thore, die äußere 9. Diese correspondiren nicht, so daß man eine Strecke lang zwischen beiden Mauern hinwandern muß, bevor man ins Freie gelangt. Doch bietet dieser Theil zwischen den Mauern dem Fremden manch interessantes Bild. Hier befinden sich alle Karavansereien, hier kommen bepackte Kameele in langen Karavanen aus allen Theilen Afrika's an und gehen wieder nach allen Seiten ab. Hier fehlt es auch nicht an belebten Kaffeehäusern und vor den Thüren derselben sind öfter die malerischsten Gruppen gelagert, welche den kläglichen Tönen einer dreisaitigen Guitarre lauschen. Hier sieht man auch hin und wieder einen Großen der Stadt in einer abgelegten europäischen Kutsche mit 4 Maulthieren bespannt umherfahren, oder

begegnet dem Bey in seinem 8spännigen Fuhrwerk, von Soldaten umgeben.

In der Stadt selbst kann mit Wagen nicht gefahren werden, man muß reiten oder sich in einer Sänfte tragen lassen. Früh Morgens herrscht in den Straßen ein unglaubliches Gedränge, Beduinen, Malteser, Juden und Neger wogen Kopf an Kopf vorüber und man hört nur den beständigen Ruf Beilik, Beilik — aus dem Wege, aus dem Wege, — dazwischen drängen sich Ziegenheerden, beladene Kameele, Maulthiere und Esel. Später concentrirt sich der Verkehr in den Bazars, die hier besser als in Algier und gewölbt sind. Jede Art von Waare hat ihren besonderen Bazar, in den kleinen Buden befinden sich oft die kostbarsten Sachen. Stiefeln und Pantoffeln, Sattelzeug, Seidenwaare, Waffen, Essenzen und Spezereien, rothe Mützen, Scheschia's genannt, deren Fabrication hier 20,000 Menschen beschäftigt, Pfeifen, Schnuren u. s. w., jeder Artikel hat sein besonderes Gebäude. Ich sah hier Costüme von dunklem Sammet mit dem feinsten Golde aufs solideste gestickt zum Preise von 1500—2000 Francs. Am belebtesten ist es im Judenlager, wo alle mögliche Gegenstände einzeln ausgeboten und durch das dichteste Gedränge getragen werden. Auch an Eßwaaren fehlt es hier nicht; knapp gekleidete Mohrinnen mit unverhülltem Gesicht balanciren mit ausgestrecktem Arm auf der flachen Hand eine Pyramide von Broten, von der man jeden Augenblick glauben sollte, daß sie zusammenstürzen müßte. Jungen mit Wasserschläuchen schlagen ihre drei messingenen Schalen an einander und reichen in denselben den Durstenden einen erfrischenden Trunk, andere tragen geschälte Orangen, kleine weiße Käse, in Oel gebackene Kuchen, Früchte aller Art und volle Tassen Kaffee durch das Gewühl. Gegen Abend nimmt das Gedränge ab, und man kann dann ohne Furcht vor Quetschungen durch die Straßen wandern, und die hufeisenförmigen Thore, die zierlich gedrehten kleinen Säulen in buntem, maurischem Farbenglanz der verschiedenen Häuser, den Palast des Bey und die vielen Moscheen mit ihren schlanken Minarets bewundern.

Der Stadtpalast des Bey ist ein hübsches Gebäude, von

Hammudan Pascha, dem berühmtesten der Herrscher von Tunis, errichtet, mit Marmorhöfen, Springbrunnen, Säulen und glasirten Ziegeln reich ausgestattet. Die Wände der Zimmer sind mit einer den Mauren eigenthümlichen Stuckatur aus Gyps, Nuksch hadidah, verziert, welche allerlei Muster, mit Sprüchen aus dem Koran dazwischen, darstellt und vollkommen den Effect von Brüsseler Spitzen hervorbringt. Die Deckenverzierungen sind ungemein reich und glänzend, die Zeichnungen bestehen aus reinem Zechinengold, Lazur und Hochroth. Die schönsten Moscheen sind aus Bruchstücken, Säulen und anderen Theilen der Ruinen von Carthago und Utica entstanden und zum Theil sehr sehenswerthe Gebäude. Doch läßt die Unduldsamkeit der Mohamedaner selten zu, daß eines Giaurs (Ungläubigen) Auge diese Heiligthümer betrachtet. Außer einigen sehr großen und schönen Casernen, ebenfalls von Hammudan erbaut, enthält Tunis keine weiteren großen Gebäude und nur die Häuser der europäischen Consuln im Malteserviertel, europäisch mit 2—3 Stockwerken gebaut, ragen über die Masse der kleinen weißen maurischen Häuser empor. Die Consuln spielen hier eine große Rolle, und nur durch sie wird es dem christlichen Reisenden möglich, den Schutz und die Erlaubniß des Bey zu Ausflügen in das Land und zur Besichtigung der merkwürdigen Gebäude zu erlangen.

Auf diesem Wege erhielt auch ich die Erlaubniß, die Casbah zu besichtigen, welche im Westen der Stadt auf einem etwas erhöhten Plateau liegt. Diese Festung besteht größtentheils nur noch aus Trümmern; Araber, Spanier und Türken haben abwechselnd zu ihrer Erbauung und Zerstörung beigetragen. Als Karl V. Tunis belagerte, empörten sich 22,000 Christensclaven in dieser Citadelle und entschieden den Kampf zu Gunsten des Kaisers. Gegenwärtig ist eine Pulverfabrik in den erhaltenen Gebäuden; die Mauren gehen aber sehr sorglos dabei um und rauchen sogar Tabak in der Fabrik. „Gott ist groß!“ sagten sie, als ich ihnen meine Verwunderung darüber zu erkennen gab. Auf dem Wege nach der Casbah kamen wir vor einer wahnsinnigen häßlichen Negerin vorüber, welche die Vorbeikommenden mit Steinen warf und einen scheußlichen Anblick

gewährte. Die Mohamedaner schätzen sich glücklich, wenn sie von einer solchen „Heiligen" behelligt werden, und denken nicht daran, sie einzusperren, ja sie würden es als eine große Gnade Allahs betrachten, durch diese heilige Hand in das Paradies befördert zu werden.

Unser erster größerer Ausflug galt den Ruinen von Carthago. Wir ritten durch das Marine-Thor aus der innern Stadt und durch das äußere Thor „Karthagineh" ins Freie. Der Name des letzteren Thores ist das Einzige, welches vom Andenken Carthagos im Gedächtniß der Einwohner sich erhalten hat. Auf schlechtem, unebenem Wege gelangten wir durch grüne Felder und Oelbaumwäldchen nach ein paar Stunden auf die Anhöhe unweit Carthago, wo König Louis Philipp 1841 dem heiligen Ludwig eine Kapelle errichten ließ. Der allerchristlichste König starb hier 1270 mit der Hälfte seines Heeres an der Pest, als er sich, um Tunis zu erobern, auf der Landzunge von Carthago verschanzt hatte. Die in ziemlich geschmacklosem Style erbaute Kapelle enthält im Innern nichts, als eine auf dem Altar stehende Statue des heiligen Ludwig. Um die Kapelle befindet sich ein gut erhaltener, von einer Mauer umgebener Garten, in welchem unter duftendem Goldlak eine Fontaine lustig sprudelt und manche Ueberreste Carthagischer Kunst sich erhalten finden. Von hier aus überblickten wir die Bai von Tunis mit den pittoresken Bergen ihres gegenüberliegenden Ufers, und sahen vor uns das weite Leichenfeld der alten mächtigen Seestadt. Ein einzelnes, am Strande aufgeschlagenes Araberzelt, ein einsames Marabut, das Fort des heiligen Louis und die Kapelle zu seinem Gedächtniß sind die einzigen menschlichen Wohnungen auf dieser Stätte, wo früher stolze Mauern fast eine Million tapferer Krieger und thätiger Bürger einschlossen. Dort war einst die Stadt, deren Masten den Handel und die Künste des Friedens zu den entferntesten Küsten trugen, vor deren Macht das stolze Rom erzitterte. Von dort aus zog der große Sohn Hamilcars in weitem Bogen bis zu den Thoren seines Erbfeindes und füllte mit dem Schrecken seines Namens ganz Italien, bis der Neid der Aristocraten seinen Siegeslauf hemmte. Dort war es, wo des Siegers Scipio Schwert die

Bedingungen des Friedens vorschrieb, wo 54 Jahre später ein zweiter Scipio die königliche Stadt in Flammen aufgehen sah. Wieder entstand die Stadt und wiederum blühte sie, bis neue Zerstörung über sie hereinbrach. Auf ihren Trümmern errichtete ein nordisches Barbarenvolk noch einmal den Sitz der Herrschaft und trug in grausamer Vergeltung mehrmals seine zerstörenden Waffen in das alte Roma, bis die fanatischen Schaaren Mohameds ihrem Reich und ihrer Stadt auf immer ein Ende machten. Von aller Macht und Herrlichkeit ist Nichts geblieben; von der stolzen Burg Byrsa mit ihren ungeheuren Mauern und Thürmen, vom schönen Tempel der Juno und allen königlichen Palästen und Prachtgebäuden, ja selbst vom herrlichen Tempel des Aesculap, zu welchem eine majestätische Treppe von sechzig Stufen vom Meeresufer hinaufführte, sind nur noch einige Fundamente und einige Ueberreste edler Marmorsäulen zu sehen. Aber überall tritt des Pferdes Huf auf losgerissene Steine und Spuren alter Bauwerke, die sich längs des ganzen Meeresufers, ja selbst unter das Wasser hinziehen, und unzählige Bruchstücke von Porphyr, kleine Stücke von Lapis lazuli, Ueberbleibsel von altem verschmolzenen Glase und Mosaiken bedecken ringsum den Boden, wo jetzt ein Schäfer einsam seine Heerde Ziegen grasen läßt und Nachts die wilden Thiere hausen. Das einzige kennbare Monument des alten Karthago ist eine Wasserleitung, welche sich vom Berge Zowan, 18 deutsche Meilen durch die Ebene in mächtigen Bruchstücken gleich den bleichenden Wirbeln einer ungeheuren Schlange bis hieher windet und in eine Reihe von Cisternen ausmündet. Letztere sind zum Theil noch gut erhalten und dienen wandernden Arabern als Ställe für ihr Vieh.

Unsern Rückweg nahmen wir durch das schöne Mersathal, in welchem außer dem Dörfchen el Mersa viele von reichen maurischen Familien und Consuln bewohnte Villas, so wie das schöne Schloß Abdellia sich befinden. Dieses wird jetzt vom englischen Consul Sir T. Black bewohnt, welcher früher dem berüchtigten Hudson Lowe beigeordnet war, um Napoleon auf Helena zu bewachen, aber ungleich jenem, ein sehr achtungswerther und liebenswürdiger Mann ist. Durch ihn hauptsächlich

wurde es mir möglich, alle die Vergünstigungen vom Bey zu erhalten, welche Christen so selten zu Theil werden. Wir durchritten auch das Dörfchen Ariana, mit unzähligen Villen geschmückt und bewunderten vom Belvedere, dem Landhause des schwedischen Consuls aus, die Aussicht auf den schönsten Theil der Umgegend von Tunis.

Am andern Tage ritt ich nach dem Bardo, der eigentlichen Residenz des Beys, wo mir gestattet war, mich bei einer öffentlichen Audienz einzufinden. Der Bardo ist ein ausgedehntes buntscheckiges Gebäude und gleicht mit seinen Wällen, Bollwerken, Thürmen und Gräben einer kleinen befestigten Stadt. In der That sind innerhalb des Palastes 4000 Personen für den Hof beschäftigt. Rings um das Schloß erstreckt sich eine weite baumlose Ebene, auf der die braunen Zelte der Araber hier und da aufgeschlagen sind. Wir ritten durch das buntgestreifte Thor in eine gepflasterte schmale Straße, mit Trottoirs, Colonnaden und Kaufläden auf beiden Seiten, und gelangten mit Mühe durch das Gedränge von Arabern und Juden in einen großen viereckigen Hof, wo reich geschmückte Pferde, Sclaven und Soldaten die Rückkehr ihrer Herren erwarteten. Hier stiegen wir vom Pferde und gingen durch ein zweites Thor und einen gewölbten Gang in einen schöneren zweiten Hof mit der bekannten maurischen Ausstattung, wo wir eine halbe Stunde warten mußten. Nach einiger Unterhaltung mit verschiedenen Consuln und Mauren, die ebenfalls vorgelassen zu werden wünschten, hörte man das Klappen der Pantoffeln auf der Treppe und bald darauf trat Seine Hoheit in den Hof, um sich in den Gerichtssaal zu begeben. Voraus ging der Tschausch Selam (Musikmeister), Lieder zum Lobe des Beys singend, das Gefolge bestand aus Sidi Hamda, Vetter des Beys und Bey des Lagers (d. h. Feldmarschall) und Thronfolger, da Bey Achmet keine Kinder hat, aus verschiedenen Ministern, Beamten und Officieren. Auch Europäer befinden sich unter diesen, und der Cavaliere Raffo, Minister des Auswärtigen, Oberst Szczepanowski, Befehlshaber der Cavallerie, sind allen gebildeten Reisenden als wohlwollende Männer bekannt. Professor Metzger, ein Deutscher, leitet die militairische Musikbande. Bald

nachher wurden wir durch den Basch Nasak (Ceremonienmeister) aufgefordert, vor dem Fürsten zu erscheinen, welcher mit untergeschlagenen Beinen auf einem Throne (Museud) saß. Zu beiden Seiten des langen Saales waren Beamte, Geheimschreiber, Kläger, Beklagte und Zeugen aufgestellt. Wir gingen gerade auf den Bey zu, küßten ihm die Hand und setzten uns auf die zu seiner Rechten hingestellten Stühle. Er richtete verschiedene Fragen an uns, theils in italienischer, theils in arabischer Sprache. Hierauf wurde Kaffee herumgegeben und dann erfolgten einige Regierungshandlungen, worauf der Bey verkündigte, daß er nun bereit sei, Rechtsstreitigkeiten anzuhören. Die Parteien traten vor und begannen selbst ihre Sache zu führen, und zwar in ziemlich freimüthigem Tone. Die Männer standen aufrecht, die Weiber warfen sich zu Boden. Keine Angelegenheit nahm mehr als 10 Minuten weg, manche waren in 2—3 Minuten abgemacht. Die Strafen waren meist Geldstrafen oder eine Anzahl Schläge auf die Fußsohlen. Diebe werden das erstemal mit dem Verlust der rechten Hand, das zweitemal mit dem des linken Fußes, das drittemal mit dem der linken Hand und darauf des rechten Fußes bestraft. Finden sie dann noch Gelegenheit zu weiteren Vergehungen, so werden sie nach Belieben des Richters gegeißelt. Nachdem das Urtheil gefällt ist, werden die zu Bestrafenden von Hambas (Officieren) aus dem Saale geschleppt, das Glied wird von einem Barbier abgenommen und der Stumpf in siedendes Pech getaucht. Nachher wird der Bestrafte verkehrt auf einen Esel gesetzt und unter Vorantritt eines Officiers, welcher sein Verbrechen mit lauter Stimme ausruft, durch die ganze Stadt geführt. Todesstrafen verhängt der Bey selten. Araber werden gehangen oder enthauptet, die Türken als Auszeichnung erdrosselt. Bürgerliche Frauen wirft man ins Wasser, die vornehmen werden vergiftet. Der zur Bastonade Verurtheilte wird auf der Erde mit gebundenen Händen ausgestreckt, zwei Officiere setzen sich auf ihn, damit er sich nicht rühren kann, zwei andere Officiere zählen ihm mit Stöcken die Schläge auf die durch ein Brett gesteckten Füße auf. — Nachdem wir Abschied vom Bey genommen hatten, gingen wir nach dem Theile des Schlosses, wo um einen weiten

Hof die gewölbten Pferdeställe mit offenen Eingängen sich befinden. Es giebt herrliche Thiere unter diesen Pferden, da, wo immer ein schönes Pferd unter den Eingebornen bemerkt wird, solches durch Kauf, öfter aber durch Wegnahme dem Bey gebracht wird; doch ist solches Verfahren der Grund, daß die Pferdezucht im Lande ganz herabgekommen ist und nur die freien Beduinenstämme im Innern noch Ausgezeichnetes in der Art besitzen. Die Schimmel werden an den Vorderfüßen und einem Hinterfuß so wie an dem Theil des Rückens, wo der Sattel liegt, mit Henna gelb gefärbt. In der Nachbarschaft der Stallungen ist eine kleine Menagerie von Löwen, Leoparden und anderen wilden Thieren. — Auf dem ersten Hofe des Bardo befindet sich, den Ställen gegenüber, der Eingang zum Harem Sidi Hamda's, des Thronfolgers. Unähnlich dem regierenden Bey, welcher sparsam ist und nur eine Frau hat, zeichnet sich dieser Prinz durch seine Lebenslust und Prachtliebe aus. Ich machte in Tunis die Bekanntschaft einer Dame, welche mit einigen Consularfrauen einen Besuch in dem Harem abgestattet hatte und mir folgende Beschreibung davon machte.

„Durch jenen Eingang, erzählte die Dame, traten wir in das Gebäude. Auf ein gegebenes Zeichen that sich eine wohlverwahrte Thür auf und wurde unmittelbar hinter der Gesellschaft durch Riegel und Ketten wieder verschlossen. Nun gingen wir durch einige mit Sclavinnen angefüllte dunkle Gänge und traten dann in den Patio, den innern Hof. Die Pracht und Schönheit des Ortes, so wie die glänzenden Gruppen von Bewohnerinnen des Harems blendeten mich so, daß ich mich in Aladdins Zauberpalast versetzt glaubte. Im reinsten maurischen Styl stützten rings umher schlanke Säulen den obern, fast chinesisch buntgemalten Stock. Der Fußboden des Patio, so wie das in der Mitte desselben sich befindende prächtige Bassin, aus welchem durch eine reichlich sprudelnde Fontaine köstliche Kühlung verbreitet wurde, war von blendend weißem, schön polirtem Marmor, rings um führten mehrere Oeffnungen unter dem Säulengange zu den inneren Gemächern der Frauen. Gleich den umherspielenden Kakadus, Pfauen, Papageien aller Gattungen und andern Vögeln strahlten die Bewohnerinnen dieses

glänzenden Gefängnisses in allen Farben und Trachten der buntesten Seidenstoffe, während emsige Negerinnen hie und da beschäftigt waren, die schon spiegelblanken Marmorstufen noch mehr zu poliren, über welche hin man den mit Gold und Edelsteinen reich beladenen Pantoffel einer Prinzessin weggleiten hörte. Wir traten darauf in die Staatsstube der Sillah, Favoritfrau des Prinzen. Ein betäubender Duft der feinsten Wohlgerüche Arabiens überwältigten mich fast und die hier herrschende Dunkelheit ließ mich erst allmählig die Umgebung erkennen. Die Sillah, eine wohlerhaltene Frau von 35—40 Jahren, aber zu corpulent für europäische Begriffe von Schönheit, trug ein ganz einfaches rosa seidenes Obergewand, oben am Halse mit einem prächtigen Reife von Diamanten befestigt, darunter eine mit Gold gestickte Jacke und reich brochirte Beinkleider, die Füße waren unbekleidet und die Hände, wie die aller Uebrigen mit Henna, die Augenliedränder mit einer schwarzen Bleisalbe gefärbt. Aber etwas Schöneres an Diamanten und sonstigen Edelsteinen, wie die der Silla, habe ich noch nie gesehen; sie trug Ringe an allen Fingern, Perlen und Edelsteine um die Arme und im Hauptthaar. Man kann sich einen Begriff von dem Werthe der Kostbarkeiten machen, wenn ich erwähne, daß ein Diamantring, den eine der drei Töchter der Sillah trug, in Paris auf 120,000 Francs geschätzt worden ist. Das Zimmer war gewölbt, die Wände waren mit dem schwersten Granatsammet, auf dem man die reichsten Muster in Gold und brochirtem Atlas gewahrte, behangen; die Decke war mit einer geschmackvollen Mosaikarbeit in Perlmutter und anderem kostbaren Material verziert. Unzählige Waffen aller Art, mit Gold, Silber und Edelsteinen reich ausgelegt, waren in halbgeöffneten Sammet- und Goldfutteralen an den Wänden angebracht, eine Art Gesims zeigte im buntesten Gewimmel eine Unzahl von Vasen, Krystallen, Porzellan- und Perlmuttersachen. Elf colossale Spiegel in überladenen Rococo-Rahmen vervielfältigten den Luxus dieses Gemaches elf mal, vier schöne Chaises longues im neuesten Pariser Geschmack und siebzehn große Wanduhren vervollständigten die Pracht. Alle Damen des Harems zeigten vor der Sillah die größte Ehrfurcht, und als sie

aufstand und uns die übrigen Gemächer des Harems zeigte, fielen die Sclavinnen überall vor ihr nieder und küßten den Saum ihres Kleides. Das schönste Gemach war eine Art Gartenstube, deren Seite nach dem Garten zu ganz offen, nur von einigen Säulen unterbrochen war. Ein höchst geschmackvolles, weiß marmornes Bassin in der Mitte mit lustig hin und herschießenden Gold- und Silberfischen war umgeben von buntblühenden Schlingpflanzen, benetzt von hervorsprudelnden Wasserstrahlen in den graziösesten Formen. Rings darum hingen tropische Luftpflanzen und vergoldete Käfiche mit Singvögeln; Pariser und Genfer Spieluhren ließen in größter Präcision die Melodien der neuesten Opern ertönen, der Duft der feinsten Essenzen erfüllte das Gemach, Oelgemälde und Kupferstiche bedeckten die Seitenwände. Hier besuchte uns auch Sidi Hamda mit zweien seiner Brüder und einem Officier, seinem designirten Schwiegersohn, welche von unserer Ankunft gehört hatten. Die Sillah ging ihnen freundlich entgegen und die Begrüßung mit ihren Schwägern war durchaus ungezwungen und zutraulich, die mit ihrem Herrn herzlich und liebevoll. In einem andern Gemache befanden sich Galanterie- und Nippsachen in gewaltiger Menge, daneben zu meiner Verwunderung ein verstimmtes Clavier. Ich ward aufgefordert zu spielen und zu singen und that mein Möglichstes, obgleich die Gegenwart von hundert und einigen Frauen die Athmosphäre sehr drückend machte. Der galante Wirth bot mir einen hübschen Blumenstrauß und war höchst liebenswürdig, er gab mir in einigen italienischen Wörtern zu verstehen, wie geehrt er und seine Frau sich durch unsern Besuch fühlten und wie gern sie uns öfter empfangen würden. Kaffee und andere Erfrischungen, meist süßes Eingemachtes wurden uns gereicht und wir verließen befriedigt diesen Schauplatz des höchsten Glanzes und — der größten Sclaverei."

Nicht weit vom Bardo befindet sich die Manuba; dieses ist ein hübsches Landhaus, und war früher der Lieblingsaufenthalt des Hammudan Pascha. Jetzt ist der Palast vernachlässigt und verfallen mit seinen Marmorverzierungen und bunten Glasfenstern, aber noch immer von einem Walde blühender Orangenbäume umgeben. Auf dem Rückwege ritten wir durch ein

Labyrinth von Cactushecken, welche Gärten und Villen einfaßten und überall eine frische Vegetation von Oliven, Johannisbrodbäumen, Mandelbäumen, Ricinusstauden und riesigem Fenchel einschlossen. Hier und da beschatteten Gruppen von Palmen einen schneeweißen Marabut, fröhliche Stimmen erschallten hinter den Hecken und die Sonne strahlte über diesem Paradiese mit afrikanischer Frühlingsgluth.

Ein neuer Ausflug sollte uns nach Hammamlief bringen. Wir ritten das rechte Ufer des Sees entlang und wandten uns dann in die kahle Ebene, in welcher nur hier und da ein Araber-Duar auftauchte. Die Gegend ward allmälig öde und wild, rechts rückten die drohenden Massen der Berge mit den herabgestürzten weißen Felsblöcken näher und näher, links erstreckte sich in unabsehbarer Ferne das weite Meer. Nach mehreren Stunden kamen wir vor dem Städtchen Rhades (dem Ades der Alten) vorüber, welches auf einer Anhöhe zwischen dem See und dem Meere liegt. Hier schlug Regulus die Carthager trotz der Elephanten, welche Hanno ihm gegenübergestellt hatte. Das Städtchen ist ein Asyl für die Eingebornen, und diese leiden nicht, daß ein Europäer sie durch seine Gegenwart verunreinigt. Die Gegend ward immer wilder und öder, bis nach einer Stunde beim Umreiten eines Vorgebirges plötzlich die große Masse des Schlosses Hammamlief vor uns lag. Das Gebäude ist ein ganz einfach gebautes rechtwinkliges Viereck von blendend weißem Anstrich, unzählige grün begitterte Fenster sind unregelmäßig darin angebracht, und über dem Eingange stehen zwei riesige gemalte Löwen Wache. Die einzige Merkwürdigkeit des Ortes sind die warmen Quellen, welche unter dem Palaste entspringen. Sie haben Aehnlichkeit mit den Carlsbader Thermen, sprudeln reichlich in der Temperatur von 40—50° R. hervor und werden vorzüglich gegen rheumatische Krankheiten gebraucht; doch muß man Gast des Beys sein, um zugelassen zu werden. Der Bey wohnt hier den größten Theil des Jahres, räumt aber nicht selten einen Theil des Palastes einer Consularfamilie ein, um hier die Bäder zu gebrauchen. Ueber dem Schlosse ragt der Berg Hammamlief, weiter nach Südwest der Bleiberg (Dschebel Resaß) in merk-

würdigen Gestalten empor. Hinter ersterem liegt der Berg Muktar, in dessen Schluchten Dido den Umarmungen des frommen Aeneas sich hingegeben haben soll. Am Ende des Meerbusens liegt das Städtchen Soliman, welches nur von andalusischen Mauren bewohnt wird. Sie haben die spanische Sprache beibehalten und zeichnen sich durch Bildung und Freundlichkeit gegen Europäer vor ihren afrikanischen Brüdern aus. Eine Familie besitzt noch die Schlüssel des Hauses, welches sie früher in Granada bewohnt hatte. Die Gegend rings um ist ein blühender Garten von Rosen und Jasmin, aus denen die so berühmten tunesischen Essenzen destillirt werden.

Ein scharfer Ritt von $1^1/_2$ Stunde brachte uns die 4 oder 5 Meilen nach Tunis zurück, wo ich meine Anstalten zu einer größeren Excursion ins Innere traf.

Zweites Kapitel.

Eine Reise in das Innere von Tunis ist mit vielen Umständen verknüpft und bedarf der Genehmigung des Bey's selbst. Hat man diese erlangt, so empfängt man ein Amra (Schreiben des Bey's), wodurch alle Unterthanen, welche mit dem Reisenden in Berührung kommen, zu unentgeltlichen Dienstleistungen gegen denselben verpflichtet werden. Die Kosten kommen dann später bei Eintreibung der Steuern in Abrechnung. Ein Mameluk begleitet den Reisenden und muß mit seinem Kopf für dessen Sicherheit haften. So ein Mameluk ist aber eine wichtige Person und hat mehrere Hambas in seinem Gefolge; außerdem ist noch ein Dragomann (Dolmetscher) nöthig, um die Unterhaltung zwischen dem Reisenden und seinem Geleite zu ermöglichen. Also fand sich eine kleine Karavane zusammen, als wir von Tunis aufbrachen.

Wir ritten nach Süden und hatten zu unserer Rechten die herrlichen Ruinen der Wasserleitung von Carthago. Der kleine

Fluß Miliea war eine bedeutende Strecke lang unser Führer, und die Umgegend zeigte zwischen grünem Rasen eine solche Menge verschiedenartig in den schönsten Farben blühender Blumen, daß wir in der Wahrheit auf dem buntesten Blumenteppich der Natur wandelten. So glaubten wir einmal einem See zu nahen, in welchem sich der blaue Himmel spiegelte; als wir aber hinankamen, sahen wir eine Art blauer Winden in ungeheuren Massen beisammen stehen. Auch über einen Heuschreckenschwarm, der sich als ein breiter schwarzer Strich durch die Landschaft schlängelte, gingen unsere Pferde mit dem größten Gleichmuth. Die Thierchen hatten die Größe einer Biene, waren grau und machten ein Geräusch, wie wenn man trockne Erbsen auf einen harten Boden schüttet.

Nach einem vierstündigen Ritte erreichten wir die Ruinen des alten Uthina, welche im Umfang von einer deutschen Meile auf einem Hügel zerstreut liegen. Sie übertreffen an malerischer Schönheit und Menge der Ueberreste die von Carthago und Utica bei weitem. Besonders gewähren die riesigen Cisternen, 6 neben einander im Vierecke und durch verschiedene Reihen offener Bögen mit einander communicirend, und fast noch ganz erhalten, einen großartigen Anblick. Wir fanden sie mit mehreren hundert Stücken Vieh, Kameelen, Pferden, Kühen und Ziegen der Beduinen angefüllt, die sich rühmen können, hier einen der vornehmsten Ställe der Welt zu besitzen, eben so kühl im Sommer, wie warm im Winter. Außer den Cisternen zeichnet sich das Amphitheater aus, das auf der Spitze eines ansehnlichen Hügels in diesen, so zu sagen, eingelassen ist, so daß die vier Eingänge durch den Berg führen. Vom Forum steht noch eine Reihe von sieben hohen Pfeilern mit dem untern Theile der Umfangsmauern und einigen Stufen der breiten Treppe, die hinanführte. Bruchstücke von Tempeln, Brücken u. a. lagen übereinander. Aber ein jeder Reisender wird hiermit gewarnt, in die Cisternen und andern Höhlungen nicht hinabzusteigen, denn wir, durch Neugierde und Kunsteifer in die unterirdischen Räume geführt, mußten über Hals und Kopf wieder hinaus, um einer ungeheuren Schaar blutgieriger afrikanischer Flöhe zu entgehen, welche sich mit Mordlust auf uns stürzte.

Die Ebene um Uthina ist kahl, eine glühende Atmosphäre breitete sich über die endlose Oede hin mit dämmerndem, flimmerndem Dunst, in dem die entfernten Umrisse undeutlich verschwanden. Nach der Rast einiger Stunden setzten wir unsern Marsch rüstig fort und hatten bald die Freude, in eine andere Umgebung zu gelangen. Die Gegend ward bergiger, die Luft kühler, die Erde bedeckte sich mit Immergrün, Myrten und Rosmarin, dazwischen plätscherten viel lustige Wasser, von Oleandergebüschen eingefaßt, die Höhen herab. Gegen Abend überraschte uns, als wir eben aus einem gewundenen Bergthale hervortraten, plötzlich der Anblick des prachtvollen Berges Zowan, mit dem weißen Städtchen gleichen Namens an seinem Fuße gelagert, das ein dunkler Wald von Bäumen aller Art umschloß. Ein langer Zug Neger kam von dort herangezogen, welche man aus dem Innern zum Verkauf nach Tunis brachte. Sie gingen ganz frei, nur von 2 Mauren escortirt und waren lustig und zeigten lachend ihre weißen Zähne.

Nichts bietet einen größeren Abstand dar, als der Uebergang von der öden kahlen Ebene zu dieser paradiesischen Waldgegend. Eine üppige Vegetation umgab uns; unter dem Schlagen der Nachtigallen, dem Frühlingsruf des Kuckucks und dem Gezwitscher unzähliger anderer Vögel zogen wir durch Cypressen, Palmen und Cactushecken auf einem breiten, dichtbeschatteten Wege hinauf nach dem alten Thore des Städtchens. Unser Mameluk hatte einen Hamba vorausgeschickt und der Scheik des Ortes uns bei einem Juden Quartier bestellt. Neugier, die fremden Gäste zu sehen, hatte die ganze Einwohnerschaft auf die Beine gebracht, die Behörden der Stadt empfingen uns mit einem Handkusse und dem Salem Aleikum. Aber unser Quartier war herzlich schlecht und wir eilten wieder hinaus, das Städtchen zu besehen. Zowan ist berühmt durch seine Feßfärbereien, da das Wasser des Flüßchens Zumpbo die Eigenschaft hat, der rothen Farbe eine besondere Lebhaftigkeit und Dauer zu verleihen. Die Stadt hat etwa 12000 Einwohner. Auf dem alten Stadtthore befindet sich ein Widderkopf in Reliefarbeit mit der Unterschrift »Auxilio,« woraus geschlossen wird, daß die Stadt dem Jupiter Ammon geweiht war. Der Berg Zowan ist

der Mons Zeugitanus der Alten und der höchste im jetzigen Reiche Tunis; von seinem Gipfel herab übersah Agathokles zu gleicher Zeit das Land der Adrumatiner und der Carthager. Von der Stadt trennt ihn ein üppiges, gartenartiges Thal, welches die Reize aller Naturschönheiten in sich zu vereinen scheint. Ein Hain von hohen Bäumen vermischt sich auf das lieblichste mit fruchtbeladenen Obstbäumen, dunkelrothen Granaten, weißem, betäubend duftendem Jasmin, blauen Winden und den Massen des rosig blühenden Oleanders, dunkle Cypressen ragen wie Obelisken aus dem Blüthendickicht hervor und reife Kirschen, saftige Maulbeeren und Mandeln in ihrer sammetgrünen Schale hängen über dem engen Wege oft mundgerecht auf uns herab. Klare Felsbäche rieseln und rauschen in unzähligen Felsspalten, Cascaden bildend vom Berge herab und treiben weiter unten im Grunde mehrere romantisch gelegene Mühlen. Höher hinauf gab es beschwerliches Steigen über Steingeröll, über schroffe Felspartien und durch Gebüsch und Sträucher, aber als wir an der Mitte des Berges auf ein kleines Plateau gelangten, sahen wir unsere Mühe reichlich belohnt durch die prachtvolle Aussicht. Wir erkannten deutlich Tunis mit seiner majestätischen Bai und seinen Seen, Sidi Bosaid an Carthagos Trümmerstätte, den Bardo, den Bleiberg aus der Ebene spitz hervorragend und dahinter die wunderlichen Formen des Hammamlief, zu unsern Füßen im tiefen grün bebuschten Grunde die Stadt mit ihren Marabuts und Landhäusern, von emporstrebenden Palmen südlich geschmückt. Ueber uns starrten die Felszacken und Klüfte, von unzähligen Adlern, Geiern und Habichten bewohnt. Das Plateau, wo wir uns befanden, ist sehr klein, der Brunnen von Sidi ben el Hassan, eine große Grube zur Aufbewahrung des Schnees, welche zum Gebrauch des Bey's ausgemauert ist, ein Marabut und eine verfallene Meierei ist Alles, was von Menschenhänden hier jemals errichtet ist. Aber die Spuren eines Löwen und mehrerer kleinen Raubthiere zeigten uns, daß die großartige Natur hier von ihrer Wildheit angemessenen Bewohnern belebt ist. Wir stiegen herab auf einem halsbrechenden Pfade, um den berühmten Tempel zu besichtigen. Derselbe liegt am Fuße des Berges, aber trotzdem bedeutend über der Ebene,

und ist über dem Sammelplatz der Quellen errichtet, welche Carthago mit dem reinen Gebirgswasser tränkten. Jetzt stehen nur noch die äußeren Mauern, welche im Halbkreise einen großen Platz umgeben. Dieser bildet an der nordwestlichen Seite eine offene Terrasse, an der rechts und links zwei noch erhaltene Treppen hinabführen. Zwischen diesen Treppen ist das große Wasserreservoir, welches den Aequaduct speiste. Man kann von letzterem noch einige Reste in dem mit Gärten bedeckten Thal verfolgen. Rund um den Tempel sieht man an der inneren Seite Nischen, wo noch vor kurzem Statuen gestanden haben sollen. Am folgenden Tage zog unsere kleine Karavane über die Höhe des Zowan nach Zugar, ich selbst beschloß mit meinem Diener die höchste Spitze zu ersteigen. Es hatte dies keine Schwierigkeit, denn die Felsen bildeten gute Stufen und ein heftiger Wind gab uns Kühlung. Als wir dem Gipfel schon nahe waren, begrüßte uns von oben herab eine Heerde von mehreren hundert schwarzen Ziegen und bald standen wir auf der höchsten Spitze, unter der kurz vorher eine flockige Wolke, von deren Saum wir fast berührt wurden, langsam vorbeigeschifft war. Als Eigenthümer der Heerde und Hohepriester der zwei Heiligengräber, welche sich auf der Spitze des Zowan befinden, empfing uns ein bronzefarbiger alter Hirt mit weißem Schnurrbart, selbst eine Art Heiliger, der sein ganzes Leben hier zugebracht hatte. Wir überblickten hier das Gebirge mit seinen starren Steinmassen und schauerlichen Tiefen, so wie die Umgegend bis ungefähr zehn Stunden weit, in ihrer abwechselnden Beleuchtung. Weiterhin hüllte Dunstnebel trotz des klaren Himmels Alles in ungewisse Dämmerung. Der Weg auf der anderen Seite den Berg hinab war nicht weniger beschwerlich, und spät am Abend gelangten wir erst ins elende Dörfchen Zugar, dessen Umgegend reichlich mit Ruinen und Trümmern übersäet ist.

Am folgenden Tage überstiegen wir die letzten Vorberge des Zowan und kamen in die endlose Ebene von Kairwan, an deren äußerstem Ende zur Rechten das Usalitanische Gebirge in bläulichen Dunst gehüllt, sichtbar ward. Bald zeigte uns die Wüste ihr Zauberbild. Wir sahen plötzlich zwei große prächtige

Seen mit vielen bewaldeten Inseln und Schiffen auf dem Wasser und konnten kaum glauben daß es, wie unser Hamba versicherte, ein Trugbild sei. Erst als wir bis 500 Schritt in die scheinbare Nähe des Bildes gekommen waren, verschwand es jählings. Der folgende Morgen zeigte uns in der Ferne die Thürme der großen Moschee von Kairwan und bald nahm uns die heilige Stadt gastlich auf. Diese frühere Königin des muselmännischen Afrikas rechnet ihre Heiligkeit vom Barbier des Propheten Ubait-Lä d. h. Mann Gottes, welcher hier begraben liegt und den Platz für die große Moschee selbst ausgesteckt haben soll. Letztere ist von Sultan Benirlib gebaut und zu ihrem Schmuck haben die Ruinen der ganzen Umgegend ihren Tribut liefern müssen. Eine hohe Mauer, welche das Gebäude rings umgiebt, läßt eher eine Citadelle, als eine Moschee erwarten, alle Thore waren verschlossen; vor dem einen lag eine alte eiserne Kanone, auf welcher der Prophet vor jeder Schlacht sein Gebet um Sieg gehalten haben soll. Christen dürfen die Moschee nicht betreten; von meinem Diener Mustapha, einem rechtgläubigen Moslim, der seine Andacht dort verrichtete, erfuhr ich Folgendes: Zwei große Doppelthore führen in einen ungeheuren Saal, mit marmornem Fußboden und unzähligen Säulen verziert. Hoch oben an der Mauer befindet sich der hölzerne Sarg des Negerheiligen Sidi Nablat, der im Gefolge Mohameds den Tod der Tapferkeit fand. Vor einer kleinen Thür stehen drei verzauberte Säulen von dunklem Granit im Dreiecke, durch sie führt der Weg ins Allerheiligste. Aber nur dem öffnet sich der Eingang, welcher dem Prophet wohlgefällig ist, sei er auch so dick, wie ein Elephant; wer aber ungläubig ist oder bösen Herzens, den pressen die Säulen zusammen. Wer also die Prüfung überstanden hat, gelangt durch die kleine Pforte in ein prächtig verziertes Cabinet, in welchem verschiedene Reliquien aufgestellt sind, z. B. die metallenen helmartigen Mützen von 6 Jüngern des Propheten, eine Art Stockdegen des heiligen Abdel Kader und der hölzerne Kindersäbel des Sidi Akbar, des großen Eroberers der Berberei. Dann tritt man in einen großen Hof mit Arcaden und Doppelsäulen, welche eine große Cisterne und 6 kleinere umgeben, dann in einen Saal, und gelangt endlich durch eine

lange Doppelgallerie nach dem höchsten Thurm, wo der Muezzin die Gläubigen zum Gebet auffordert.

Kairwan ist außer seiner Heiligkeit auch durch seine Schuster berühmt, es werden hier die besten Saffianstiefel gemacht; auch ist der Handel mit dem Innern nicht unbedeutend. Es hat 60,000 Einwohner und wird reinlicher gehalten, wie Tunis. Die Umgegend ist kahl und unfruchtbar, doch zeigen die vielen Ruinen in der Nähe, daß einst hier große Fruchtbarkeit geherrscht haben muß. Auch schien uns der Boden, als wir nach El Dschemme aufbrachen, auf dieser Seite marschartig zu sein.

El Dschemme, das alte Thisdrus, ist berühmt durch sein Amphitheater, welches dem zu Verona wenig nachgiebt, und von außen sehr gut erhalten ist. Es ist oval gebaut, 450 Fuß lang und 300 breit, besteht aus 64 Arcaden und hatte früher 4 Säulenreihen übereinander, jetzt aber nur noch drei. Der Anblick der Ruine ist im höchsten Grade imposant, aber die Umwohner holen täglich Steine für ihre elenden Hütten hinweg. Von Kairwan bis Sfar ist die Gegend öde und wüstenmäßig, wir fanden unsere Nachtquartiere in den Zeltlagern der Beduinen, welche durch den Amrah des Bey verpflichtet waren, uns gastlich zu empfangen. Bei Tage wurden wir in solchen Lagern umringt von den nackenden braunen Kindern. Bei Nacht peinigten uns wimmelnde Schaaren von Flöhen, während fortwährendes Gebell der vielen Hunde im Duar und die plärrenden Gebete und das kreischende Geplauder unserer Beduinenwache vor dem Zelte lange den Schlaf scheuchte, bis wir uns an Alles dieses gewöhnten. Wir besuchten auf unserem Wege die Ruinen des alten Caraga, jetzigen Rugga, dessen Cisternen denen von Carthago und Utica, wenn auch nicht in der Form, doch in der Ausdehnung gleichen, und sowohl Caraga wie Thisdrus mit Wasser versorgten.

Kurz vor Thoresschluß gelangten wir nach dem gartenreichen Sfar. 50,000 Gärten umgeben die Stadt, welche eines blühenden Handels sich erfreut. Hier gedeihen im tiefen Streusande, der von selbst kaum irgend eine Vegetation hervorbringt, ohne Wasser zum Begießen, fast ohne Regen, und bei fortwährender Hitze von 25—35° R. im Schatten, beinahe alle Arten

europäischer Fruchtbäume, Feigen, Mandeln, Oliven, Granaten, der schönste Wein im dunkelsten Saftgrün und selbst Blumen in üppigster Frische, ohne daß man die Möglichkeit eines solchen Wachsthums begreift. Die Aepfel- und Birnbäume erliegen hier wörtlich unter ihrer Last und jedem Besucher wird erlaubt, davon zu pflücken, so viel er will. Nur Orangen wollen hier nicht gedeihen, dagegen beschattet ein Wald von Palmen diese Gärten. Zwar werden die Datteln hier noch nicht reif, doch zieht man aus den Bäumen den Saft, der frisch angenehm und kühlend schmeckt, nach schnell eintretender Gährung aber zu einem starken Liqueur — Bocqua — benutzt wird. Man gewinnt den Saft durch Abschneiden der ganzen Krone und kann viele Wochen lang täglich an 50 Quart sammeln. Dann wird die Wunde verbunden und der Baum wächst weiter. Sfax versendet alljährlich 6000 Centner Mandeln und 2000 Centner Pistazien, bereitet die schönste Jasminessenz und ist der Hauptmarktplatz für die Naturproducte des Dscherid (Datteln, Henna, Straußfedern, Natron, Honig und Wachs), so wie für dessen Manufacturen (Seife, Zeug aus Wolle und Seide, Binsengeflechte und irdene Waaren). Ich hielt mich in diesem lieblichen Orte mehrere Wochen auf, um einen ausgedehnteren Amrah des Bey zu einer Reise in das Innere abzuwarten. Die Hitze, 24—26° R. im Schatten meines Zimmers war mir durchaus nicht so lästig, als oft ein niedrigerer Thermometerstand in Deutschland, und öfter veranstaltete Jagdpartien auf Gazellen, so wie der an der Küste stark betriebene Fischfang gewährten mir Unterhaltung. Der Stadt gegenüber liegen im Meere die Inseln Kerkinas, welche schon von den Römern Groß und Klein Cercina genannt wurden, wenig fruchtbar, aber mit Palmwäldern bewachsen.

Um die Zeit zu benutzen machte ich von hier aus einen Abstecher nach Susa. Am ersten Tage rasteten wir Mittags in den kühlen Tempelruinen von Inschilla und bivouakirten die Nacht in einem Olivenhaine bei Dschebibiana. Der folgende Tag brachte uns durch wüstes Land nach Schebba, dem alten Ruspae. Am dritten Tage kamen wir nach Media oder Mehadia, wo ich von einem französischen Kaufmann sehr zuvorkommend aufgenommen wurde. Die Christen genießen

hier bedeutende Erleichterungen und machen bei der Indolenz der Einwohner sehr gute Geschäfte, vorzüglich mit Oel und Wolle. Das Verbot, Grundeigenthum zu besitzen, umgehen sie durch Erbpacht auf 100 Jahre. Der Hafen hat die beste Lage im ganzen Beylik und soll ausgebaut und erweitert werden. Nachdem wir im Verfolge unserer Reise die unbedeutenden Ruinen von Thapsus passirt hatten, entfaltete sich bei dem netten, von hundert Palmen überragten und von hellgrünen Maisfeldern umschlossenen Tubulba der fruchtbarste und bestbebauteste Landstrich im ganzen Beylik, welcher sich bis an die Mauern von Monaster erstreckt. Hier fanden wir an den Brunnen auch Vorrichtungen, wodurch das Wasser in ein ausgemauertes Bassin hinaufgewunden wurde, und sahen Felder und Gärten mit guten Bewässerungsanstalten versehen. Die pittoresken Ruinen von Lembta, die vielen zierlichen maurischen Dörfer auf den Hügeln, auf der äußersten Landspitze die Thürme der Casbah von Monaster und in dämmernder Ferne die Felsenspitzen des Zowan bildeten mit der grünen Vegetation um uns her ein idyllisches Gemälde. Bei Monaster wird wie am Cap Zebib und Cap Bon der Thunfischfang betrieben, wofür die Auslagen, eingeschlossen das Pachtgeld, jährlich an 300,000 Piaster betragen. Der Thunfisch, der zuweilen bis an 10 Fuß Länge und gegen 8 Centner Gewicht hat, zieht alljährlich in großen Schaaren aus dem Ocean in das mittelländische Meer und macht hier mit der Meeresströmung, die Küste von Afrika entlang, die ganze Runde um das Meer, bis der Zug nach schwerem Verlust am Eingangspunkt wieder anlangt. Auf ihrer bekannten Straße errichtet man nun im seichten Meere geflochtene Querwände, welche sie in mehrere Kammern einzulaufen zwingen, in deren letzter, der sogenannten Todtenkammer, sie getödtet werden. Von diesen Fischen wird Nichts unbenutzt weggeworfen, selbst die Knochen dienen zu einem guten Brennmaterial. Eine Stunde hinter Monaster machen die grünen Felder wieder einer öden Savanne längs der einförmig rauschenden See Platz, nur ganz in der Nähe von Susa zeigen sich wieder die schönen Kronen der Palmen und Oelbaumwälder. Susa ist das alte Adrumetum, einige ungeheure Mauerstücke von 40—50 Fuß im Durch-

messer nach allen Richtungen und von carthagischer Bauart sind das Merkwürdigste der dortigen Ruinen. Die Stadt hat in ihrer Lage etwas Aehnlichkeit mit Algier, und ist freundlich und reinlich gehalten wie Monaster. Meinen Rückweg nahm ich über Monaster und von da auf einer anderen Straße durch eine einförmige, steinige und kahle Wüste. Nach drei Tagen kam ich in Sfax wieder an und fand eine Menge Amrah's des Bey an die verschiedenen Chefs und Stadtgouverneurs, deren Städte und Länder ich zu besuchen gedachte, vor. Ich gab jedoch die Reise nach der Insel Dscherbi, nach Kabes, und über den Pharonischen See nach Nefta auf, da dort Unruhen ausgebrochen sein sollten. Von dem See Pharun, der auch Ludeah heißt und im Alterthum Triton genannt wurde, hörte ich, daß er aus nichts als aus einer unabsehbaren Strecke theils trocknen, theils nassen Triebsandes besteht, in dem die Wege der Karavanen durch eingelassene Palmstämme bezeichnet sind. Deshalb heißt er im Arabischen der „See der Marken". Mehrere Inseln festen Bodens in demselben sind mit Palmenwäldchen bedeckt, deren Ursprung die Eingebornen den Soldaten einer ägyptischen Armee zuschreiben, welche bei einer Lagerung hierselbst von ihrer Dattelmahlzeit die Kerne auf den Boden verstreut haben sollen. Ich brach daher am 1sten August von Sfax auf, um über Kairwan in den westlichen Theil der Regentschaft nach Hydrah und Keff und von da nach Tunis zu gelangen. Von Sfax nach El Dschemme nahmen wir einen andern Weg, wo wir eine öde Gegend mit vielen Erdfällen zu passiren hatten. Unterirdische Wässer schienen diese Einsenkungen hervorgebracht zu haben. Die niedlichen Gazellen waren hier häufig und wurden öfter von uns erjagt. Bei El Dschemme zeigte das Thermometer 29 bis 30° im Schatten. Die Cactushecken trugen jetzt reichlich ihre reifen Früchte, doch machten uns die Stacheln dieses Gewächses viel Noth. Die Eingebornen bedienen sich einer Fliege, um die Stacheln aus der Haut herauszuholen; sie halten die Fliege an den Flügeln über der Haut fest und diese arbeitet mit den Füßen so eifrig, daß sie die Stacheln binnen kurzer Zeit aus der Haut herauszieht. Mein Logis in Kairwan fand ich von Mosquitos und Scorpionen in Besitz genommen. Es ist eigen,

daß letztere in manchen Orten gar nicht zu finden sind, wie in El Dschemme, Soliman und Dugga, während sie in allen umliegenden Orten sehr häufig getroffen werden. Die Araber führen deshalb oft Steine von El Dschemme mit sich, indem sie glauben, daß solche Steine die bösen Thiere vertreiben. Köstlich sind in Kairwan die Wassermelonen, so erfrischend und saftig, dabei in der größten Hitze durchaus nicht schädlich, sondern wahrhaft stärkend. Hinter Kairwan hatten wir in der öden Wüste durch die Hitze (35° R. im Schatten) sehr viel auszustehen, wir passirten viermal den Mergadyl, und hatten tagelang nichts zu trinken, als das schlammige dicke Wasser dieses Flusses, welches noch dazu in gepichten stinkenden Bockshäuten mitgeführt wurde. Den Arabern schmeckt so parfümirtes Wasser aber am besten. Wir hatten hier auch das Vergnügen, aus der Ferne eine Sandhose über die Ebene streichen zu sehen. Bei Trudsa, einer zerstörten maurischen Stadt, deren Stelle jetzt zwei Beduinenlager einnehmen, fanden wir am Ufer des Mergadyl die Ruinen der alten römischen Colonie Aquae regiae, und besuchten auch in den benachbarten hohen Bergen die berühmten und noch jetzt sehr besuchten heißen Schwefelquellen. Von Bequemlichkeit ist hier aber keine Spur; man steigt in den heißen dunstreichen Raum der tiefen Höhle ohne Treppen hinab und wird durch einige grobe Geländer nur eben verhindert, den Hals zu brechen; außerhalb ist im Felsen eine Grotte, wo man sein Nachtlager aufschlagen kann. Von Trudsa an hörte jede Spur eines Weges auf und wir mußten zwischen den Bergen oft umherirren. Ein großes Beduinen-Duar nahm uns am Abend auf, welches aus zwei Reihen Zelten bestand, deren vordere der Caid und die Scheichs bewohnten. Außerdem standen noch einige Zelte für Fremde und ein großes für die Schule auf abgesonderten Plätzen.

Der Caid, ein bildschöner Mann von colossalen Formen — er ragte um Kopfes Länge über uns Alle empor — und dem vollendetsten Ebenmaße der Glieder, als ob eine antike Statue des Apollo in ihm lebendig geworden wäre, kam uns mit seinem dreizehnjährigen Sohne, einem Ebenbilde seines Vaters, feierlich entgegen, und mir verging dieser Abend wie in einer

patriarchalischen Welt. Vor meinem Zelte gelagert, von ambrosischer Abendluft umfächelt, übersah ich bei dem hellen Lichte des Mondes das ganze Thal bis zu dem silbergrauen Bergkreis in der Ferne. Im Mittelgrunde zogen sich die beiden Reihen der Zelte hin, unter denen das des Caid, einem Dome gleich, in doppelter Höhe und in mehreren Abtheilungen emporstieg. Eine Guirlande von Feuern warf ihre grellen Lichter darauf, in deren Glanz man zugleich die Pferde, an die lange Leine gefesselt, emsig fressen sah. Ihr freudiges Gewieher, mit dem Bellen der Hunde sich mischend, drang oft zu uns durch die Stille der Nacht. Rechts neben mir saß der Caid, links sein Sohn, der eben so neugierig, als bescheiden, mit der Zutraulichkeit eines Naturkindes bald meine Uhr, meine Sporen, oder was ihm sonst fremd an mir schien, untersuchte. Dicht vor mir hatten sich, drei Mann hoch, gegen sechzig Araber zusammengedrängt; zunächst dem Caid die Scheichs nebst den Aeltesten, Weißbärtigen, dann die Männer und zum Schluß die Kinder. Alle horchten aufmerksam auf meine, ihnen wohl gar wundersam erscheinenden Erzählungen von Europa, die mein Dolmetscher für sie übersetzte. Bei den Fragen, welche sie thaten, wie bei den Bemerkungen, die sie häufig über das Gehörte machten, mußte man eben so sehr den Scharfsinn, als den Takt und die angeborene Höflichkeit dieser Kinder der Wüste bewundern. Früh weckte mich schon bei Tagesanbruch die kleine Judenschule, welche sich nicht weit von meinem Zelte befand und wo alle Kinder von hölzernen Tafeln dasselbe zu gleicher Zeit sehr schnell und mehrere Stunden lang ununterbrochen laut ablesen, was ein abscheuliches Geplärr verursacht, aber drollig mit anzuhören ist. Auch Bubabekr, der Sohn des Caid, plapperte noch fleißig mit, obgleich er schon auf Freiers Füßen ging und seine Hochzeit mit einem kleinen zehnjährigen Mädchen seines Stammes für das nächste Jahr festgesetzt ist. Der Caid selbst sagte uns, daß er im dreizehnten Jahre bereits Vater gewesen sei. —

Nach beschwerlichen Bergwanderungen sahen wir an diesem Tage von der Höhe eines Berges endlich die Ruinen von Spetla (Suffetula der Alten) in einem Thale vor uns liegen, umgeben von einer Caravane mit vielen Kameelen, welche aus

dem Flusse des Thales getränkt wurden. Nirgends, selbst in Italien nicht, findet man so großartige Ueberreste der Römerzeiten, als in diesem Lande, welches jetzt so schwach bevölkert ist. Von Spetla bis Keff zeigt fast jedes Thal die Ruinen bedeutender Städte oder einzelner großartiger Bauwerke und es mag hier in alter Zeit ein Völkerleben gewogt haben, wie es jetzt die gesegneten Gauen des Rheins nur aufzuweisen haben. Die Ruinen von Spetla sind zum Theil wohl erhalten, man sieht noch fast alle Grundmauern nebst mehreren Straßenpflastern, von Gebäuden sind namentlich drei zusammenhängende Tempel aus großen Quadern gebaut noch in gutem Zustande. Gleich großartig sind die Ueberreste der Colonie Scillitana, wo noch vor 100 Jahren der maurische Flecken Cassaria existirte, dessen Stelle jetzt zwei Beduinenlager einnehmen; sie liegen malerisch auf einem Berge, senkrecht über dem vorüberströmenden Flusse.

Von hier aus zogen wir nach Norden, der Grenze von der Provinz Constantine entlang, aus deren Gebirge sowohl feindliche Stämme als Löwen und andere reißende Thiere hervorzubrechen pflegen. Man sieht daher die Duars der hier wohnenden Stämme allnächtlich durch eine Reihe Feuer erleuchtet, um Letztere von den Heerden abzuhalten, während mit Ersteren oft blutige Kämpfe sich entspinnen. Die Thäler dieses Landstriches, welches der Derb durchströmt, sind fruchtbar, die Berge dicht bewaldet mit Thujas, Roth-Cedern und Wachholder, doch erreicht hier der Baumwuchs nur die Höhe von 20 Fuß. Die Nächte waren im Vergleich zu der Hitze des Tages sehr kalt, bis 10° R. — Gleich weit von Constantine, wie von Bona liegen die mächtigen Trümmerhaufen von Hydrah, das alte Tynidrum, zum Theil noch auf Constantinischem Boden. Ueber die Masse verfallener Tempel, Triumphbögen und Mausoleen ragt mit mächtigen Mauern und abgebrochenen Thürmen ein viereckiges Castell, mehrere tausend Fuß im Umfang groß, empor. In den Ruinen von Saufur, (Medugara der Römer) zeichnet sich vor allen ein großes noch gut erhaltenes Theater aus, 250 Fuß im Durchmesser lang. Die Stadt Keff, am Abhange eines hohen Gebirges gelagert, von dessen Zinnen der Araber nach Abulfeda über das Meer in das befreundete

Andalusien hineinschauen kann, und darum „das hohe und erhabene" genannt, ist das alte Sicca Venerea, und beherrscht zu seinen Füßen eine hübsche ganz ebene Pläne von drei Stunden Länge und einer halben Stunde Breite. Der Gouverneur, ein alter schöner Mann, empfing uns mit seinem 16jährigen Sohn, der die Würde eines Caid bekleidet, und seinem 4jährigen Enkel äußerst zuvorkommend. Letzterer war ein niedlicher Junge, mit von Henna gelb gefärbten Händen und Füßen und goldenen Ringen um die Knöchel und übrigens aufgeputzt wie ein kleiner Sultan. Gravitätisch setzte er sich auf den thronartigen Stuhl seines noch fast knabenhaften Vaters, wenn derselbe nicht zugegen war, und ließ sich von den Untergebenen dieselben Ehrenbezeugungen zukommen. Er hieß Omer, wurde aber von Allen, selbst seinem Vater und Großvater nur Sidi (Herr) Omer genannt. Das Interessanteste, was Keff besitzt, sind seine alten Bäder, welche einen fast unbegreiflichen Umfang einnehmen. Sie bestehen aus einem wahren Labyrinth gewölbter Räume, alle aus großen Werkstücken erbaut, und die Einwohner behaupten, daß sie sich auf dieselbe Weise noch über eine halbe Stunde weit unter der Erde forterstrecken. Sie sind jetzt sämmtlich mit Wasser angefüllt, welches die reichliche und vortreffliche Quelle liefert, die in einem der vordersten Gemächer entspringt und ganz Keff mit Wasser zu allen Bedürfnissen versorgt. Von Keff aus durchzogen wir eine Gegend der schönsten, frischesten Vegetation und sahen die grünen Thäler durch einen breiten rosarothen Streifen blühenden Oleanders durchzogen. In großartiger Waldgegend sahen wir die Ruinen von Thugga, zwischen ihnen die aus dem Trümmergestein erbauten Häuser des jetzigen Fleckens Dugga kaum zu unterscheiden, und weiterhin die Trümmer von Thigiba Colonia, jetzt Tumga genannt. Im ersteren Orte fanden wir den Porticus eines Tempels noch ganz erhalten, dessen Säulen 30 Fuß hoch, aus einem Stücke bestanden; im Giebelfelde war im Relief das Steinbild eines colossalen Adlers. Eine Merkwürdigkeit des Ortes ist der Mangel an Skorpionen, die sich sonst in altem Gemäuer so gern aufzuhalten pflegen. Des Scheichs Thaleb erzählte mir ein seltsames Märchen über diesen Umstand.

Ein mächtiger Zauberer und König herrschte hier einst und legte, um seine wunderschöne Tochter vor Skorpionen zu bewahren, einen Zauber auf die Luft rund umher, so daß hier keins der Thiere leben konnte. Ein benachbarter Riese und Zauberer begehrte die Hand der schönen Prinzessin, ward aber abgewiesen, da ein liebenswürdiger Prinz ihr Herz gewonnen hatte. Aus Rache verwandelte er sich in das Weibchen eines Adlers und legte ein Ei, in das er einen giftigen Skorpion einschloß. Dieses Ei wußte er dem Prinzen in die Hand zu spielen, und erfreut brachte dieser es der Prinzessin, welche eine besondere Liebhaberei für Eier hatte. Doch kaum berührten ihre Finger die Schale, als der Stachel des giftigen Thiers herausfuhr, und das Leben des zarten Kindes entfloh. — Der Prinz starb aus Gram, der Vater aber erbaute den Tempel und ließ den Adler darauf abbilden, den man noch jetzt hier sieht und opferte bald nachher in seinen Mauern den verrätherischen Riesen, den er durch seine Geister hatte fangen lassen. Die letzte Stadt vor Tunis war Testur (Colonia bisica lucana) mit abschüssigen Ziegeldächern, breiten Straßen, langen Fensterreihen an den Häusern, selbst einer gothischen Kirche mit bunten Glasrosetten und dem Zifferblatt einer Thurmuhr, wie ein Stückchen Europa in diesen afrikanischen Fluren. Das Räthsel ward gelöst, als wir erfuhren, daß Karl V. während seines Besitzes von Tunis dieses Städtchen erbaut habe. Von hier bis Tunis ward die Gegend öder, bis wir vor dem Lustschlosse des Beys Mornaghia mit den schönen Gärten vorüber nach Marsa gelangten. Hier verabschiedete ich meine Begleitung und erholte mich in den gastfreien hübschen Villen der europäischen Consuln von den Strapazen der Reise.

Nach einigen recht angenehm verlebten Tagen rüstete ich mich zur Abreise von Tunis, dem Lande der Ruinen und vergangener Herrlichkeit, dem aber nur die ordnende Kraft einer weisen Regierung fehlt, um in kurzer Zeit das wieder zu werden, was es Jahrhundert lang gewesen ist, ein Garten, in welchem sich die Genüsse aller Zonen vereinigt finden.

Auf einem Dampfschiff, mit Menschen und Schlachtvieh für Malta beladen, nahm ich Abschied von der afrikanischen Küste.

Nach und nach verschwand der Hafen von Goletta und Karthagos Trümmerhaufen, und bald sanken auch die Spitzen des Hammamlief und Zowan in die dunkle Fluth. Schiffe von Osten und von Westen kreuzten unsere Bahn, majestätisch zog das große englische Dampfboot von 450 Pferde Kraft, welches jährlich zwölf Mal die Reise von England nach Aegypten hin und zurück macht, an uns vorüber. Am folgenden Tage tauchten aus dem Meere die weißgelblichen Kalkfelsen von Malta und wir näherten uns dieser merkwürdigen Insel, welche zwischen Europa und Afrika mitten inne beider Eigenthümlichkeiten in sich zu vereinigen scheint. Hier wechseln die Gluthwinde der Sahara mit den kalten Luftströmen, welche von den Gletschern der Alpen und dem Aetna herüber wehen, und in dem Gewoge der Völker, welche nach einander die Insel als Eroberer überflutheten, hat sich ein Urvolk von afrikanischem Stamme mit europäischen Sitten erhalten. Nahe der östlichen Küste hörten wir Kanonendonner von der Festung La Valette herüberschallen, und mit vollen Segeln schwebte stolz aus dem Hafen ein großer englischer Dreidecker von 110 Kanonen, mit der wallenden Flagge Albions, der Beherrscherin der Meere. Wir warfen im Vorüberfahren einen Blick in den großen Hafen (Porto Grande), wo ein Wald von Masten aller Nationen überragt wurde von dem Felsenufer, das von Forts und Bastionen starrte; über ihnen blickten die schönen Gebäude La Valette's und ihrer Vorstädte in ruhiger Sicherheit herab. Als wir diese ungeheuren Festungswerke anstaunten, welche, aus der Vereinigung natürlicher Bollwerke mit der Kunst von Jahrhunderten hervorgegangen, ihres Gleichen auf Erden kaum haben, trat mir der Ausspruch des französischen Generals Caffarelli nach der leichten Eroberung der Insel im Jahre 1798 lebhaft vor die Erinnerung: „Es war ein Glück, daß sich Jemand in der Festung La Valette befand, der uns die Thore öffnen konnte.“

Wir liefen in den Quarantaine-Hafen (Marsa Muscet) ein, wo alle aus dem Orient kommenden Reisende einer Quarantaine von acht Tagen sich unterwerfen müssen.

Die Insel Malta (im Alterthum Melite) hat mit der kleineren Insel Gozzo (früher Ogygia) nordwestlich davon und

der noch kleineren Comino zwischen beiden alle Schicksale mit erfahren, welche die Völker des Mittelmeeres im Laufe der Jahrhunderte erlitten haben. Sie wanderte nach und nach aus den Händen der Phönizier in die der Griechen, Karthager, Römer, Byzantiner und Sarazenen, bis die sicilischen Normanen sie dem Christenthum wieder gewannen. Karl V. schenkte sie 1530 den so eben aus Rhodus vertriebenen Johanniter Rittern, deren Bestimmung beständiger Kampf gegen die Ungläubigen war. Sie nannten sich nun Malteser Ritter und kämpften anfangs muthig, ihrem Gelübde getreu. Aber ihre schönste Großthat, die heldenmüthige Vertheidigung unter dem Großmeister La Valette gegen 40,000 Janitscharen des Sultan Soliman im Jahre 1565 war auch ihre letzte. Seitdem lebten sie hinter ihren mächtigen Festungswerken dem Wohlleben und Genuß, mit der Blüthe des Adels aus allen Ländern der Christenheit strömten ungeheure Reichthümer ihnen zu und der Orden verzehrte im Nichtsthun das Kapital des Ruhmes, bis Feigheit und Verrath sein unrühmliches Ende herbeiführte. Die Franzosen eroberten La Valette auf ihrer Fahrt nach Aegypten 1798 mit leichter Mühe. Sie übergaben die Feste erst nach zweijähriger Einschließung, durch Hungersnoth getrieben, den Engländern. Seitdem bildet Malta den Hauptsitz der brittischen Macht im Mittelmeere und sichert im Verein mit Gibraltar und den jonischen Inseln der größten Seemacht der Welt die Herrschaft auch in diesen Gewässern.

Die langweilige Zeit der Quarantaine nahm endlich ihr Ende und ich konnte mich nach Belieben auf der Insel umsehen. Mein erster Gang war nach der Hauptstadt La Valette, die ihre Gründung jenem tapfern Großmeister verdankt. Sie liegt mit ihren Vorstädten auf der felsigen Landzunge, welche den großen Hafen vom Quarantaine-Hafen scheidet. In der Mitte der Stadt bildet der Platz St. Georgio mit dem Palast des Großmeisters, wo jetzt der Gouverneur residirt, den höchsten Punkt; von hieraus laufen die schönen geraden Straßen bergab, deren Fahrwege macadamisirt und an den Seiten von steinernen Trottoirs eingefaßt sind. Die abschüssige Lage aller Straßen bewirkt aber, daß die meisten dieser Trottoirs Treppen

bilden, welche dem Fremden viel Beschwerden verursachen und den Unachtsamen leicht zum Fallen bringen. Mancher scheidet daher von La Valette mit den Worten des Dichters: „Lebt wohl, verwünschte Treppenstraßen!"

Ich bewunderte den ungeheuern Gouvernementspalast mit seinen gewaltigen Sälen und dem Schmuck der Trophäen und Waffen, welche zur Erinnerung an berühmte Krieger und Heldenthaten des Ordens dort aufgestellt sind. Mehr noch zog mich die Hauptkirche des Ordens, die St. Johanniskirche an. Sie ist 1576 erbaut, von außen schwerfällig und ohne allen Geschmack, aber im Innern ausgezeichnet durch ihre schönen Gemälde und Bildhauerarbeiten, welche Darstellungen aus dem Leben Johannis des Täufers enthalten. Der Fußboden ist ganz von den marmornen Grabsteinen der dort unten schlummernden Ritter bedeckt, Wappen und Inschriften sind künstlich in Mosaik, aus Jaspis und Achat gebildet. Zu beiden Seiten des Schiffes befinden sich Kapellen für die acht verschiedenen Zungen des Ordens (Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Arragonien, England, Kastilien und Deutschland) mit den Grabmälern der Großmeister, welche die einzelnen Genossenschaften dem Orden gegeben haben.

Von den übrigen hervorragenden Gebäuden La Valette's zeichnen sich die Auberges (Alberghi, Herbergen), der Ritter vorzüglich aus. Jede einzelne Zunge des Ordens hatte ihre Herberge, wo die Ritter bis zu einem gewissen Grade des Einkommens wohnen und speisen konnten. Einige sind noch Gasthäuser, mit Comfort und Luxus ausgestattet, die meisten werden als Regierungsgebäude benutzt. Die Wohnhäuser der Stadt sind von Stein erbaut und haben offene Balcons und flache Dächer. Cisternen zur Aufsammlung des Regenwassers finden sich bei jedem Hause, und eine solide Wasserleitung, welche aus der Entfernung von zwei Meilen theils über, theils unter der Erde nach der Hauptstadt führt, versorgt aus einem ungeheuern Bassin die durstigen Einwohner, auch in der trockensten Zeit mit gutem Wasser.

Außer La Valette besitzt Malta noch 5 Städte und 22 Dörfer, welche mit ihren hübschen Gebäuden unsern kleinen Städten

gleichen. Aber es ist beim Anblick aus der Ferne schwer zu sagen, wo ein Ort anfängt, und wo er aufhört; man sieht fast mehr Häuser als Feld. Denn die Insel ist so so stark bevölkert, daß auf einem Raume, wo in Deutschland 127 Menschen wohnen, hier 1100 Platz finden müssen.

Der Malteser verräth seinen afrikanischen Ursprung durch die braune Farbe seiner Haut, seine Mäßigkeit im Essen und Trinken, die Reizbarkeit seines Temperaments und die Energie seiner Leidenschaften. Er ist fleißig und der beste Seemann im mittelländischen Meere, gilt aber außerhalb für verschlagen und diebisch. Mit großer Liebe ist er seinem vaterländischen Eilande zugethan und nennt es nur „die Blume der Welt". Und in der That kann man sich auch kein lieblicheres Klima denken, da im Sommer das Reaumürsche Thermometer selten über 25°, nie über 28° steigt, im Winter selten unter 8° Wärme fällt. Daher gedeihen auf den Inseln, deren lockerer Kalkstein mit Dünger und Erde vermischt, einen trefflichen Gartenboden bildet, Weizen, Gerste, Südfrüchte und Baumwolle sehr schön. Letztere wird in bedeutender Menge verarbeitet und ausgeführt, und ihre Kultur hat die des Oelbaums ganz verdrängt. Zu bedauern ist nur, daß der Orden bei so bedeutenden Mitteln es nicht vermocht hat, die Insel vor fortwährenden Einfällen der Barbaresken hinreichend zu schützen. Noch liegen im Südwesten große Strecken des schönsten Landes ganz verödet, wo früher große Haine und Wiesen sich ausdehnten, in deren Blüthen die zahlreichen Bienenschwärme der Insel reichliche Nahrung fanden.

Die Sprache des Maltesers ist ein verdorbenes, mit fränkischen Wörtern gemischtes Arabisch, auch blieb ihm, wie allen Kindern arabischer Abkunft, große Liebe zur Dichtkunst und Musik. Oft hört man die Arbeiter auf dem Lande, theils bei der Arbeit, theils wenn sie im Schatten der Bäume ruhen, in gereimten Wechselgesängen aus dem Stegreif sich unterhalten, und sie haben für dieses ihr Hauptvergnügen das besondere Wort „Tagbeel". Auch erschallen in den Straßen der Städte des Abends und in ruhiger, sternenheller Nacht beständig die schönsten Lieder, meist in italienischer Mundart. Denn auf die Städter

haben Sprache und Sitten der Eroberer mehr Einfluß ausgeübt, und man hört sie bald italienisch, bald französisch, bald englisch sprechen. Auch haben sie die eigenthümliche Kopfbedeckung des Landmanns abgelegt, welche sich durch einen langen, über den Rücken hängenden Beutel an der wollenen Kappe auszeichnet, und die Stadt-Frauen wußten das wollene Tuch der Bäurinnen über Kopf, Hals und Busen in die seidene Mantilla zu verwandeln, welche so reizend die Formen verhüllt, ohne sie zu verbergen. Ich durfte als redlicher Reisender nicht von der Insel scheiden, ohne die Grotten der Kalypso und des heiligen Paulus besucht zu haben. Erstere liegt am äußersten Westende der Insel am Ufer des Meeres. Sie ist sehr hoch und geräumig, mit Stalaktiten bedeckt, und besteht aus mehreren natürlichen Abtheilungen. Aber ihr Name, welcher Erinnerungen an das classische Gedicht des römischen Sängers erweckt, ist das einzig Schöne an ihr. Die St. Paulus-Grotte befindet sich in Rabotto bei Citta vecchia (der alten Hauptstadt von Malta) unter dem Fußboden der Kirche. Sie war noch bei Lebzeiten des Apostels ein Heiligthum der ersten Christen auf der Insel und später die Wohnung eines Eremiten. St. Paulus soll hier gewohnt, gelehrt und Wunder verrichtet haben, als er auf seiner Fahrt nach Rom an den Felsen Malta's Schiffbruch gelitten hatte.

Mit Malta verschwanden mir die letzten Spuren Afrikas, als ich auf einem Genueser Dampfer die Insel verließ. Die Nacht war schon angebrochen und unter dem Sternenheere schien mir tief am Horizonte stehend der freundliche Canopus, der nur auf Malta für Europa sichtbar ist, flimmernd ein Lebewohl zuzuwinken.

C.

Marocco.

Erstes Kapitel.

„Beten ist besser als schlafen! Groß ist Gott!"

Diese Worte, welche der Muezzin mit rauher Stimme vom Minaret der benachbarten Moschee herab sang, um die Stunde des Morgengebetes zu verkündigen, hatten mich kaum aus dem Schlafe geweckt, als auch meine kleine Caravane sich anmeldete, in deren Begleitung ich den gelehrten Fakih, den mächtigen Pascha Abd E' Slam E Slowy zu Larasch besuchen wollte.

Als die ersten Sonnenstrahlen über dem Dschebbel Musa, dem Affenhügel sich zeigten, verließen wir Tanger „die von dem Herrn beschirmte Stadt" und wanderten durch die engen schmutzigen Gassen der kahlen blendend weißen Häusermassen, aus der nur die Wohnungen der fremden Consule erfreulich hervortreten, nach dem westlichen Thore. Wir gingen über den Sok-Srare, einen kleinen Marktplatz, wo Gruppen Rifier von hohem Wuchs, eingehüllt in den weißen Haik oder in den Gelab mit Kapuze, den Dolch an der Seite, mit bloßem und geschornem Kopfe, von dem nur eine einsame Haarlocke nach hinten herabhängt, warteten, bis man sie zu Feldarbeiten dingen würde. Vor dem hohen Springbrunnen schrieen und stritten sich schwarze Sclaven, wer seinen getheerten Schlauch, seinen antik geformten Krug zuerst füllen dürfte, während der Jude, ein Sclave der Sclaven, unterthänigst wartete, bis die Söhne Ismaels ihm endlich erlaubten, sich zu nähern. Der alte Thorwart war auf seinem Posten und öffnete mit verrostetem Schlüssel die knarrenden Thorflügel, während er nach den Kügelchen seines Rosenkranzes

einige der 99 Beinamen, welche Mohamed Gott beilegte, murmelte, und seine fromme Litanei hin und wieder durch Flüche auf die Christen „diese Ungläubigen, diese Hunde" unterbrach. Der Zwischenraum zwischen dem ersten und zweiten Thor ist mit Schmieden und Buden von Waffenhändlern besetzt; links in einem dunkeln Winkel, wo ehemals die Soldaten Karls II. von England die Wache bezogen, schnarchte eine faule maurische Schildwache neben 4 bis 5 Flinten, welche von Staub bedeckt an der Mauer hingen. Das zweite Thor öffnete sich bald. „Glückliche Reise, Sohn des Engländers!" sagte Hamed zu mir, „wohin geht Ihr?" „Wohin mich Gott führen wird, erwiederte ich," gab meinem Pferde die Sporen und eilte durch das Thor. Wir waren jetzt auf dem Suk-Barra oder äußern Marktplatz, einem freien Platz auf der Seite des Hügels mit steilem Abhang. In der Nähe der Festungswerke, welche verfallen und mit Kanonen ohne Laffetten versehen sind, befinden sich unterirdische Gräben mit kleinen Oeffnungen von der Breite eines Kaminrohres, welche mit Steinen geschlossen oder nur mit Stroh verstopft sind. Es sind dieses die Matamors oder Getreidekammern, worin man jede Art Korn 5 und mehre Jahre lang, ohne daß es an Güte verliert, aufbewahrt. In kleinen Hütten wohnen die Wächter dieser Magazine, große Hunde zerreißen jeden in Stücke, welcher sich in der Nacht hieher wagen sollte. Auf dem Suk-Barra wird jeden Donnerstag und Sonntag Morgens Markt gehalten und das Gewimmel der Menschen, Kameele, Pferde, Rinder, Esel und Schafe ist dann ungeheuer. Jenseit des Suk, auf dem Gipfel des Hügels, dehnt sich El Kawar, der maurische Gottesacker aus. Kleine Erdhügel mit der Spitze gegen Mecca, auf ihnen Brettchen über dem Kopfe des Leichnams, bei Vermögenderen eine niedere weiße Mauer um das Grab, bezeichnen die Ruhestätten der Gläubigen, welche sehr beunruhigt werden, wenn der Fußtritt eines Ungläubigen ihre Gräber verunreinigt. Jeden Freitag gehen die Huris von Tanger mit ihren langen Augenwimpern und schwarzen großen Augen, in weißseidene Haiks gekleidet auf den Gräbern herum und man hört überall Geheul und Wehklagen. Auf dem Grabe ihres verstorbenen Gatten sitzt die junge Wittwe und pflückt

Myrtenblüthe. Sie neigt sich auf den Boden hinunter und spricht lange mit dem, der sie nicht mehr hören kann: „Oh! warum hat mich mein Vielgeliebter verlassen? habe ich denn gegen ihn meine Pflicht nicht erfüllt? Wehe mir! Ich bleibe allein und elend hienieden!" — Mütter beweinen den Tod ihrer Kinder, schlagen an ihre Brust und schluchzen. Auf einmal steigt feierlicher Gesang von unten herauf und rasch zieht ein Leichenzug empor, denn der Todesengel Azrael schwebt über jedem neu gemachten Grabe und jeder Verzug ist eine Uebertretung des Gesetzes des Propheten. — Vor dem Gottesacker auf der andern Seite des Suk dehnt sich eine tiefe Schlucht gegen das Meer hin. Hier wächst im Ueberfluß die abentheuerlich geformte Cactus Opuntia, von den Mauren Kermes del Inde genannt; ihre stachligen Früchte sind aber nirgends schmackhafter, als auf dem Mearrah (Kirchhof) der Juden, welcher zwischen der Schlucht und der Stadt liegt. Unten in der Schlucht in der Nähe des Meeres findet man eine Menge Gebeine von allen Thierarten und allen Zeiten. Was von Thieren „durch die Hand Gottes" stirbt, d. h. an Alter oder Krankheit, wird hieher geworfen, um in freier Luft zu verfaulen, oder von Hunden und Geiern verschlungen zu werden. — Zwischen Weinbergen und duftenden maurischen Gärten, welche von der Cactusfeige im Verein mit indischem Schilfrohr und Aloe eingefaßt und mit hübschen Landhäusern geschmückt sind, stiegen wir aufwärts bis zur Kuba, der schönen Kapelle des Schutzheiligen von Tanger, Sidi Mohamed el Hadschi. Fahnen von allen Farben schmücken sein Grabmal, welches die wahren Gläubigen hoch verehren. Unser Schutzsoldat richtete im Vorübergehen ein inbrünstiges Gebet zum Heiligen und ich nahm im Rückblick Abschied von Tanger und seiner hochthronenden Casbah, in welcher der Pascha und die Störche residiren. Oft saß ich dort des Abends unter den Trümmern alter maurischer Pracht und Größe und sah hinaus in das Meer, dessen lange Wellen sich an dem Fuße des Felsens brechen. Wie ein Silberband schlängelt sich der Schaum des Meeres das Ufer entlang vor den römischen Ruinen Alt Tangers (Tingis) und den grünbelaubten Hügeln vorüber bis zum Cap Malabat. Weiterhin ragt die

Säule des Hercules, der majestätische Dschebbel Musa, dem Berg auf Berg sich anschließt bis zum Hochgebirge des Atlas. Und von drüben, dem heimathlichen Europa grüßt die andere Säule des Hercules, der stolze Felsen von Gibraltar und das Cap Trafalgar, dazwischen verlieren sich in blauer Ferne die zackigen Sierren der spanischen Küste. Wie Schwäne ziehen die Schiffe durch die Meerenge, mit gespannten Segeln den leisen Lufthauch des Abends auffangend; hier tief unter mir, dicht an Afrikas Küste mit den vom Ocean einströmenden Fluthen hinein in das inselreiche Mittelmeer, dort unter Gibraltars Kanonen, mit den Wogen wieder hinaus in „das Meer ohne Gestade". Um mich herum verfallene Thürme, verwilderte Gärten mit marmornen Bassins und versiegten Springbrunnen. Dort stehen noch Bruchstücke der alten maurischen Bogenwölbungen mit Koransprüchen in Relief und geschmackvollen Stuccaturarbeiten und Mosaiken aus verschiedenfarbigen glasirten Ziegeln, und mit den wunderherrlichen durchbrochenen Mauerarbeiten, welche an Stelle der Fenster die herrlichsten Rosetten und Sterne bildend, einen leichten Luftzug erzeugen. Und wie diese einst so stolze und feste Burg verfallen ist, entkleidet ihrer Schönheit und ihrer Stärke, so ist es mit der ganzen Macht und Glorie der einst so blühenden Reiche Nordafrikas.

Im Dorfe Suang $1^1/_2$ Meile von Tanger schloß sich dessen Scheik Hadji Abdallah an uns an. Er war ein schönes Bild von der Race der rifischen Bergvölker, von wohlwollendem Ausdruck, trotz einer gewissen Wildheit in den Zügen. Er hatte sich in einen schwarzen, grobwolligten Gelab eingehüllt, einen Turban auf seinem Kopfe und ein langes breites rifisches Schwert an seinem Gürtel. Unser Weg, oder vielmehr Trek, Traze, wie die Araber sich ausdrücken, da in diesem Lande nur die Spuren der Lastthiere und Rosse die Wege andeuten, war in dieser Jahreszeit sehr gangbar, nur hin und wieder durch tiefe Spalten der ausgetrockneten Erde unterbrochen. Der fruchtbare schwarze Boden war weithin bald mit gelben Stoppeln, bald mit grünen Mais- und Durraschößlingen gefleckt. Hinter dem Hügel Baharem (der 2 Meere) von dem aus man eine schöne Aussicht auf das mittelländische Meer, wie auf den at-

lantischen Ocean hat, kamen wir zu einem großen Dorf, umgeben von kleineren Hütten inmitten ihrer Obstgärten. Hadji Amar, mein alter Jagdfreund, trat uns mit einem großen Topf Milch, dem Sinnbild des Friedens und der Gastfreundschaft entgegen. Bis millah! (im Namen Gottes) erwiederte ich auf seinen Gruß und reichte nach einem erfrischenden Trunke den Topf meinen Gefährten. „Gott vergelte es Euch" riefen sie, worauf wir unsern Weg fortsetzten. „Allah! der Friede sei auf Eurem Weg" entgegnete Hadji Amar, „und vergeßt nicht bei der Rückkehr einige Tage mit uns auf die Jagd zu gehen!"

Wir kamen vor einem Acker vorbei, wo Araber mit Dreschen des Getreides beschäftigt waren. Maulthiere und Esel bringen die Garben herbei, während Pferdestuten und ihre Füllen im Kreise herumgetrieben die Aehren austreten. Die Tenne ist dem Mohamedaner heilig, er zieht die Sandalen ab, ehe er sie betritt. Auch vermeidet er es, den Ernteertrag zum Voraus zu schätzen und weist Fragen der Art mit der Antwort „was Gottes Wille ist" zurück. —

Vor dem Weinbrunnen (Ain Dalla) vorbei, dessen früher berühmte Weinberge längst verödet sind, und über den mit rosigem Oleandergebüsch bekränzten Fluß Mhaha kamen wir in die Ebene Kaa Ermel (Sandebene), deren Sand durch die Winterregen hinlänglich befruchtet wird, um Gerste und Weizen im Ueberfluß zu erzeugen. Hinter ihr dehnt sich die Bergkette Dar el Clan von Osten nach Westen aus. Als wir durch das dichte Gebüsch der Zwergeichen, Cistrosen, Lorbeerbäume, Wachholder, Erdbeer- und Myrtenstauden die steilen Bergketten überschritten, sahen wir ein Kameelgerippe quer über unserm steinigen Fußsteig liegen. Das Geräusch im Innern machte uns aufmerksam und plötzlich sprangen zwei junge Schakals, „Taleb Jussuff" und sein Weibchen heraus. Die Mauren nennen den Schakal wegen seiner List Schreiber Joseph, und halten ihn für ein köstliches Gericht. Plötzlich hörten wir das Gebell einer Koppel Jagdhunde, ein ungeheures Wildschwein stürzte vor uns heraus und eine Menge Hunde ihm nach. Weiter weg vernahm ich das Geschrei der Jäger: „Hinaus du Jude!"

Auf ihn, Zeitsun! *) Es giebt keinen andern Gott, als Gott!" Wir übergaben unserm Mallam die Pferde und eilten der Jagdgesellschaft nach, in der ich viele Bekannte erblickte. Ein Schuß fiel, am Gebell der Hunde erkannte man, daß das Kunjar (Wildschwein) nicht weiter konnte und jeder schrie nun seinem Hunde zu, auf die Seite zu gehen und drückte seine Angst in den zärtlichsten Worten aus: Meine lieben Kinder! Meine Vielgeliebten! Nehmt euch in Acht! Er sieht euch! Das ist ein Ungläubiger — ein Nazarener! er wird sich an euch rächen! Es ist nur ein Gott!" — Wir kamen an die Stelle, wo das Thier, von einem alten 80jährigen weißbärtigen Jäger getroffen, nach tapferer Gegenwehr gegen die Hunde getödtet wurde. Drei Hunde waren verwundet, einer tödtlich. Sein Herr, ein junger schöner Bergbewohner, nahm ihn auf seine Kniee und Thränen flossen aus seinen Augen: ach, mein armer Hund! habe ich dich vor dem Ungläubigen nicht gewarnt? doch der Wille Gottes geschehe!"

Die Spitze des Aloeblattes und seine Fasern ersetzten die Nadel und den Faden des Chirurg bei den vewundeten Hunden, dann machte man ein Feuer an, um Abu Snu (den Vater der Hauzähne) für die Hunde zu braten. Man bot mir in tückischem Scherz das größte Stück an, indem man leise zu einander murmelte: „Es ist nicht mehr als billig, daß Jan (so nannte man mich) ein besseres Theil bekommt, als die anderen Hunde." Ich lehnte ihr Anerbieten ab und lud sie ein mir zum benachbarten Brunnen zu folgen, wo ich sie mit Brod und Früchten zu bewirthen versprach. Wir kamen vor mehreren Steinhaufen vorbei, welche die Gräber verunglückter Reisender bezeichnen, und jeder von uns warf andächtig seinen Stein auf das Grab, während meine Gefährten ihre Leichengabe mit einem Gebet zu Allah für die Seele des Verstorbenen begleiteten. Und doch hätte man unter meinen wilden Jagdgesellen leicht den Mann herausfinden können, der jene Reisenden zu dem Propheten geschickt hatte, denn meine Gäste waren wohl eine der wildesten und furchtbarsten Banden, die ich je in meinem Leben gesehen

---

*) Hundename.

habe. Als Jagdgenosse und Gastfreund, der mit ihnen das Brod gebrochen und Salz genossen hatte, war ich jedoch unter ihnen sicher, und sie hätten nicht gelitten, daß ein Haar auf meinem Kopfe berührt worden wäre. Unter dem dichten Schatten eines Kharrob (Heuschreckenbaumes) lagerte sich die ganze Gesellschaft, ließ sich die Trauben und Wassermelonen wohl schmecken und erzählte Jagdgeschichten. Der alte Jäger, welcher das Wildschwein erlegt hatte, war aus der Provinz Rif, wo oft Löwenjagden stattfinden, und erzählte uns, wie solche dort veranstaltet werden. Man zieht dort Gräben von 4 Fuß Tiefe und stellt sich darin wohlbewaffnet auf, indem man vor sich 2—3 eiserne Spieße schief in die Erde einstößt, so daß die Spitzen hervorragen. Buschklopfer, die mit Trommeln und Flintenfeuer großen Lärm machen, treiben das Wild dem Jäger zu. Wird der Löwe verwundet, so macht er gewöhnlich einen Sprung gegen den Jäger, welcher sich plötzlich bückt, das Thier fällt auf die Spieße und man giebt ihm mit Dolchstößen den Rest. Ich fragte den Alten, welche Gefahr eine Löwenjagd ohne Gräben und Spieße habe. „Ja, Christ," antwortete er mir, „das ist, wie wenn Ihr euer Leben offen in der Hand hieltet." „Ein Sohn unseres Scheiks," fuhr er fort, „schleppte an einem Abend eine ungeheure Löwenhaut nach Hause und zeigte seinem Vater das Loch in der Hirnschale, durch welches die Kugel eingedrungen war. Er hatte allein den Kampf unternommen. „„Mein Sohn,"" sagte der Scheik, „„mit welchem Finger hast du losgedrückt?"" Der Jüngling hob den Zeigefinger auf. „„Man nehme ihn fest und binde ihn,"" sagte der Scheik. „„Ich werde dir diesen Finger abhauen, mein Vielgeliebter, damit du dich in Zukunft erinnerst, einen Löwen nie anzugreifen, wenn du allein bist. Ich möchte dich, o mein Sohn, nicht um 1000, nicht um 10,000 Löwenhäute verlieren."" Wir schrieen alle laut auf und beschworen den Scheik, den Jüngling, welcher ruhig und gehorsam stehen blieb, zu verschonen; ein Strom von Thränen floß über die runzeligen Wangen des Vaters, aber er hieb den Finger ab."

Auch einen Kampf eines Wildschweins mit einem Löwenpaar gab uns der alte Rifier zum besten. „Eines Abends lag ich bei schöner Mondhelle auf einem Felsen, welcher eine Quelle

und einen kleinen Sumpf beherrschte, um die Wildschweine abzupassen. Nach einer Weile sah ich ein ungeheures Kunjar kommen, es wetzte seine langen Hauzähne und wühlte. Doch schien es unruhig, erhob zeitweise seinen Rüssel und schnüffelte. Ich hörte es deutlich sprechen: Ich hoffe hier keine Verrätherei.*) Ein Geräusch seitwärts ließ mich den zottigen Kopf und die gewaltigen Tatzen eines Löwen bemerken, der auf dem Bauche wie eine Katze gegen das Wildschwein vordrang. Dieses plätscherte, die Borsten emporsträubend fort, indem es etwas, was ich nicht verstehen konnte, vor sich hinmurmelte. Jetzt war der Löwe ganz nahe, ich athmete kaum vor Erwartung, plötzlich machte der Löwe einen Sprung und wurde auf den Hauzähnen des Kunjar empfangen, welches ganz gerade auf den Hinterfüßen stand. Ich hörte die Hiebe, welche die auf die Erde rollenden Kämpfer sich beibrachten, der Löwe brüllte entsetzlich, worauf von Ferne die heulenden Schakals antworteten und zuletzt sah ich das Kunjar mit dem Rüssel in den Eingeweihten des „falben Sultans“ wühlen. Von Minute zu Minute schien es mir anzuschwellen, Gott ist groß! murmelte ich, und zitterte vor Angst. Wer weiß, ob es nicht ein Djin (böser Geist) ist und mich hier auf dem Felsen einholt? Ich warf mich der Länge nach mit dem Angesicht auf den Boden und rief: Es giebt keinen andern Gott, als Gott und Mohamed ist sein Prophet. Nach einer Weile sah ich wieder hin, das Wildschwein wühlte wieder im Sumpfe, plötzlich neues Geräusch, die kurzhaarige Löwinn erschien und betrachtete mit Grausen den Leichnam ihres Löwen. Was? abermals Verrätherei? murmelte das Wildschwein. Gott ist groß! sagte beiseit die Löwin, der Ungläubige soll es mir theuer bezahlen! Was, ein Schwein, ein Nazarener, soll einen Löwen tödten? Sie drang vor, das Wildschwein erwartete sie mit den Zähnen knirschend. Die Löwinn zog sich gegen den Wald zurück und ich hörte sie also reden: O Gott, barmherziger Schöpfer! welch ungeheures Wildschwein, welch ein Ungläubiger! welch ein Geist von einem Schwein! — Möchte Gott deine Großmutter auf ewig braten! erwiederte das Wildschwein. Bei diesem Fluch

*) Der Araber legt den Thieren Gedanken und Sprache bei.

auf ihre Großmutter rief die Löwinn mit einer Stimme, welche die Felsen erschütterte: Es giebt keinen Sieger, als Gott! Das Wildschwein sträubte seine mit Blut gefärbten Borsten und stürzte mit gesenktem Kopfe auf die Löwinn, die seitwärts sprang und dem Todesstoß auswich. Eine Wolke verhüllte den Mond, aber ich hörte jeden Klauenhieb, jeden Zahnstoß. Dann wurde es still. Als es wieder hell ward, sah ich die Löwinn, die Tatzen nach vorn gestreckt, auf dem Körper des Kunjar nieder hocken. Ich nahm mein Gewehr, zielte nach dem Kopfe; es war ihr letzter Augenblick, und die Nacht, in der andere meine Arbeit gethan, verschaffte mir an den zwei prächtigen Löwenhäuten einen schönen Gewinn.“

Also würzten wir unser Mahl, und auch ich mußte meine Jagdgeschichten zum Besten geben. Dann trennten wir uns von unsern Freunden und sahen bald weithin das schöne Küstenland von den Basaltsäulen des Cap Spartel bis zu der alten Stadt Arzilla sich ausdehnen. Schroff führt der Steig zum schmalen Küstenstreifen hinab, auf dem zur Zeit des Liali, wie die Araber die 40 kürzesten Tage des Jahres nennen, die Wasser und das Meerwild hausen. Zahlreiche Schaaren der schönen immer tanzenden Kraniche, die ihren geschmeidigen, anmuthigen Bewegungen den Namen „Numidische Jungfern“ verdanken, und Flamingos mit feurigem Gefieder beleben dann die Ebene, welche der Fluß Kholi in einen See verwandelt, während er jetzt nur die Kniee unserer Thiere bespülte. Am Ende des Thales führte der Engpaß von Garbea uns auf eine rothsandige Hochebene, welche der Araberstamm der Uled Sebaita durchzieht. Weiterhin streckte sich eine weite fruchtbare Ebene, von dichten Stoppelfeldern bedeckt. Hier liefen bienenschwarmweise die schönen berberischen Rebhühner vor uns her und ich konnte mich nicht enthalten, eine Menge derselben zu schießen. Der Hadschi mit blutigem Säbel hinter mir, erwartete jeden Schuß, um sich auf die verwundeten Vögel zu stürzen und ihnen schnell den Hals abzuschneiden, bevor sie den letzten Athem ausgehaucht hatten, während er „bismillah“ schrie und den Kopf des Wildes gen Mecca kehrte. Also gebietet es das Gesetz und der Prophet. Die Jagdlust hatte uns weit von

unserer Richtung abgelockt, ein Schäfer rief uns mit der Höflichkeit seines Gleichen in jenen Gegenden aus weiter Ferne zu und zeigte uns den rechten Weg. Die Schäfer der Berberei und des Orients haben eine größere Verantwortlichkeit als die unsrigen. Monate lang irren sie mit den Heerden durch die fast öden Gegenden, um die besten Weiden zu suchen, ihre Wachsamkeit haben sie beständig Gelegenheit zu üben. Daher die Anhänglichkeit an jedes ihrer Thiere und dieser zu ihnen, daher die Bilder und Gleichnisse in morgenländischen Schriften, wie in der Bibel. Noch führt der Schäfer in der Berberei, wie David, eine Schleuder als Waffe und handhabt sie gewandt gegen den Feind.

Gegen Abend kamen wir durch ein großes Dorf Ammar (d. h. cultivirt), dessen halbnackte braune Jugend mit Hunden jeder Art vermischt uns lange Zeit mit wildem Geschrei und Geheul verfolgte, und sahen dann in der Ebene die zahlreichen Zelte des Scheik Hadschi-Cassem sich ausbreiten. Wir schickten den Mallem voraus, unsere tiefsten Salems darzubringen und wurden von Seiten des Scheik durch seinen Saleb (Schwager) den Caid Alarby begrüßt. Hadschi-Cassem ist Hakkem oder Statthalter eines über 10 Stunden großen Bezirkes unter den Befehlen des Paschas der nördlichen Provinzen. Er war gerade unwohl, ließ uns aber einladen, unsere Zelte neben dem seinigen aufzuschlagen, und schickte uns, als wir eingerichtet waren, die M o n a (Gastgeschenk), bestehend aus einer gewaltigen Menge von Fleisch und Früchten, zu. Keinem Gaste, selbst nicht dem elendesten Judenhunde, wie Caid Alarby sich ausdrückte, wird diese Mona verweigert. Ich machte mirs in meinem Zelte bequem, zog Schlafrock und Pantoffeln an, und setzte einen großen Frauenhut mit Gazeschleier gegen die Musquitos auf. Diesen Aufzug fanden die Araber nicht so lächerlich, als meinen gewöhnlichen, und die einzige Bemerkung über meine komische Kopfbedeckung machte ein junger Mensch, welcher nach einigem Nachdenken die Worte murmelte: Das wäre ein sehr geschicktes Werkzeug, um die Bienenschwärme zu stehlen!

Die beweglichen Wohnungen der Araber bestehen in braunen oder schwarzen Stoffen, welche aus Fasern der Latanenbäume,

Ziegen- und Kameelhaar dicht gewebt sind, und werden durch zwei spanische Rohre, die oben eine Querstange verbindet, gehalten. Sie sind selten über 7 bis 8 Fuß hoch, aber über 20 bis 30 Fuß lang, und gleichen noch jetzt in ihrer Form einem umgekehrten Schiffe, wie schon Sallust die Wohnungen der Numidier Jugurthas beschreibt. Im Winter werden die Seiten des Zeltes zu ebener Erde mit Pflöcken befestigt, im Sommer läßt man des Luftzuges wegen einen Zwischenraum von über einen Fuß hoch, den man mit einer leichten Hecke von dürren Brombeerstauden oder der prächtigen Distel (Onopordon macranthum) verstopft. Der Boden ist mit einer Schilfmatte, bei Reichen mit einem ziegenhärenen Teppich bedeckt. An einer Seite des Zeltes steht die uralte Handmühle und in der Nähe derselben sind die beiden Ziegel, zwischen welchen die dünnen Kuchen von Weizen-, Gersten-, Dura- oder Maismehl, sämmtlich frisch sehr wohlschmeckend, gebacken werden. Auf der andern Seite steht neben der Spindel der Webestuhl, beide von uralter Gestalt und wahrscheinlich denen zu Abrahams Zeiten ähnlich. Eine ungeheuer große Kiste von seltsamer Form mit grellbunten Arabesken bemalt, einige irdene Wasserkrüge, ein Sattel und eine lange Flinte sind der ganze Hausrath eines arabischen Zeltes, in dessen Hintergrunde die Hühnerbrut von sehr schöner Gattung aufsitzt.

Die Weiber und Mädchen gehen hier offenen Antlitzes umher, doch können sie außer ihren schön geschlitzten brennend schwarzen Sperberaugen, durch lange seidenartige Augenwimpern gemildert, keine Schönheiten aufweisen. Sie umringten mich neugierig, und als ich einige Worte auf arabisch zu ihnen sprach, riefen alle freudig: Es ist arby! es ist arby (arabisch)! Tausend Fragen folgten, doch verstummten sie plötzlich im größten Schrecken, als ich meine Handschuh auszog. O, barmherziger Gott, schrieen Einige, schütze uns gegen die Djins, die bösen Geister!" Sie erwarteten nun ängstlich, ich würde einen andern Theil meiner Haut abziehen, und ließen sich nur schwer von der Beschaffenheit der Handschuh überzeugen. Caid Alarby hatte eine besondere Zuneigung zu mir, wenigstens zu meiner Liqueurflasche. Der Hakkem hat mir anbefohlen, sagte er spät

am Abend, ich solle Eure Wachen sorgfältig inspiciren, und wenn Ihr nicht wollt, daß ich bei diesem Dienste den Schnupfen bekomme, so gebt mir noch einmal von dieser ausgezeichneten christlichen Arznei. Seine Wachsamkeit begnügte sich aber damit, zwischen den Pflöcken unseres Zeltes, über die er hingestolpert war, die ganze Nacht zu schnarchen.

Früh am andern Morgen schlugen wir unsere Zelte ab und nahmen Abschied vom Hakkem und dem heitern Caid Alarby, dessen heftiges Kopfweh von der Strapaze und der Bangigkeit seiner Nachtwache, wie er sagte, herrührte. Nach einigen Stunden traten wir in den Wald von Sahel. Die dichtstehenden Stämme von Korkbäumen, Birken und Dattelbäumen stiegen um uns mit einer unendlichen Mannigfaltigkeit von Früchten und Laubwerk empor. Den untern Raum nahmen die Genisten, Mastixbäume, Tamarisken, Zwergpalmen und Myrten ein, und noch niedriger, einen Fuß vom Boden, breiteten sich Blumenbeete von allen Schattirungen und Formen aus. Wir ritten im dichten Schatten mehrere Stunden lang auf einem engen Fußpfad; die dornigte Geniste zerriß unsere Kleider, die Brombeerstauden schlangen sich um unsere Kniee, die langen Aeste der Cactus versperrten uns den Weg. Endlich kamen wir an ein Hüttendorf in einem wohlbewässerten Thale. Neugierig und voll Staunens sammelte sich um uns die Bevölkerung, die noch nie solche fremde Gestalten gesehen hatte. Ein Knabe, beherzter als die übrigen, fragte den Hadschi, was das für Wesen seien. Das sind Djins, antwortete dieser ernsthaft, böse Geister, welche ich gefangen habe, und nach Larasch führe. Der kleine Wilde lief heulend davon und verbarg sich in seiner Hütte. Ueberall in diesen Ländern hält man die Fremden für Zauberer oder im Bunde mit bösen Geistern und mehrmals war dieser Glaube eine Rettung für die Männer, welche sich unter die wilden Stämme gewagt hatten. So war einmal der unglückliche Davidson*) gefangen, beraubt und mit den Leben bedroht. Er forderte das Volk auf, ihn in Ruhe zu lassen, sonst würde er

---

*) Dieser Engländer ward bei einem Versuche, durch die Wüste nach Timbuktu vorzudringen, von den Mauren ermordet.

seine Zauberkraft anwenden. Darauf riß er seine Perrücke ab und warf sie auf den Boden — er war nämlich kahlköpfig. „Da seht, sagte er, mein Haar! Eure Bärte werden ihm folgen!“ Die Araber ließen erschrocken ihre Beute zurück und entflohen. — Weiterhin sahen wir eine Anzahl halbnackter, erbärmlich aussehender Leute mit der Rinde des Korkbaumes belastet durch den Wald kommen. Als wir in ihre Nähe kamen, grüßten sie mich mit dem alten gereimten Fluch: Ensara fi Senara; Lehud fi Sefud! (der Christ an den Feuerhaken! der Jude an den Spieß!) worauf unser gewaltiger Mallem seine Mähre in Gallopp setzte und die armen Teufel mit dem langen Riemen seines Zügels (welcher bei den Maroccanern die Peitsche vertritt) durchgepeitscht hätte, wenn ich ihn nicht davon abgehalten hätte. Doch machte er seinen Zorn durch eine Menge von Schmähworten Luft. — Beim Austritt aus dem Walde von Sahel erschlossen sich unserm Blicke die lieblichen Gefilde um den Silberfluß Lukos, dessen Krümmungen wie eine Schlange mit glänzenden Schuppen schimmerten und in den Thaleinschnitten verschwanden.

Nach einer Stunde stiegen wir gegen die Bucht Larasch hinab, wo dem Arsenal gegenüber das kaiserliche Geschwader liegt, ein paar armselige kleine Schiffe, untauglich, in die See zu gehen. Ein ekelhafter Heiliger mit langem Barte und fast nackt, trat uns hier entgegen. Unsere Araber stiegen vom Pferde und küßten ihm demüthig die Hand; ich warf dem Wilden ein Geldstück zu, um ihn los zu werden. Doch er kam gravitätisch mit großen Schritten auf mich zu und spie mir, als Zeichen seines besondern Wohlwollens, in die Augen. „O glückseliger Nazarener“, rief unser Mallem, „Du bist für immer gesegnet! Sidi Momoh, der Begeisterte hat auf Dich gespieen! Was Gott gegeben hat, soll kein Mensch verwischen!“ und wohl oder übel, ich mußte mein Schnupftuch wieder einstecken und das nasse Zeichen der Zärtlichkeit Sidi Momohs in der Luft trocknen lassen, um den Heiligen nicht zu beleidigen. Alle Wahnsinnige, Blödsinnige und Cretinen sind den Mauren heilig; sie behaupten, Gott halte dort oben die Vernunft dieser Armen gefangen und lasse sie blos in dem Augenblicke frei, wo sie

einige Worte sprechen. Ihre Worte sollen daher als eine fortwährende Offenbarung ehrfurchtsvoll aufgenommen werden.

Eine Fähre führte uns über den Lukos, in dessen Mündung englische, französische und spanische Handelsschiffe lagen um ihre Ladungen von Wolle, Häuten, Rinden, Bohnen und verschiedenen Getreidearten einzunehmen. Wir ritten durch die Thore von Larasch, verfolgt von einem unverschämten Pöbel, welcher uns Kaffirs mit Verwünschungen wie „möge Dein Großvater verbrennen" u. s. w., verfolgte. Im „Palacio" des englischen Consuls, eines Juden, fanden wir unser Unterkommen und erhielten vom Pascha, dem ich in einem Schreiben meine unendlichen Selams entboten hatte, die Zusicherung einer Audienz auf den folgenden Tag. Vor der Neige des Tages machten wir einen Gang auf den Marktplatz, eine breite schöne Straße, umgeben von einem Säulengang und den Ruinen einer portugiesischen Kirche. Die Hauptmoschee ist ein schönes Gebäude mit einem schlanken Minaret, doch sahen wir uns vor, nicht zu neugierig in die offenen Thüren zu schauen. Denn Christen und Juden ist in Marocco der Eintritt in die Moscheen und heiligen Orte bei Todesstrafe verboten. Ein komischer Fall dieser Art fand vor einigen Jahren in Tanger statt. Die Uhr der „Jammah Kebir", der Hauptmoschee, war nämlich in Unordnung gerathen, und keiner der wahren Gläubigen verstand es, sie wieder herzustellen. Vergebens waren unzählige Beschwörungen der Schriftgelehrten und Imams, den bösen Geist oder Djin auszutreiben, die Uhr blieb stumm. Da war nun in Tanger zwar ein geschickter Uhrmacher, aber es war ein verfluchter Nazarener, der das Gotteshaus nicht verunreinigen durfte. Diese Schwierigkeit veranlaßte den Kadi, alle Behörden und Ulemas zu versammeln und Rath zu halten. Es wurde beschlossen, der Theil des Pflasters, welchen der Kaffir betreten würde, sollte entfernt und die Mauern, welche sein Schatten beflecken könnte, sollten geweißt werden. Man ließ nun den Christen kommen und erklärte ihm, was man von ihm wolle; dabei wurde ihm scharf anbefohlen, Strümpfe und Schuhe auszuziehen, bevor er die heilige Jammah betrete. Doch hier fand man unverhofften Widerstand, der wackere Uhrmacher

erklärte, er habe in der Kapelle der unbefleckten Jungfrau noch nie die Schuhe ausgezogen, und wolle solches auch nicht zu Ehren ihres Propheten thun. Neue Schwierigkeiten, neue Berathungen. Endlich trat ein alter Muezzin mit langem weißen Barte auf und nahm das Wort: Verlangt ihr von dem Esel, welcher zum Ausbessern der Moschee Sand und Steine herbeiträgt, er solle seine Hufe ausziehen? — Gewiß nicht! — Glaubt Ihr nun, daß der Esel unsern Glauben theilt, daß nur ein Gott ist und Mohamed sein Prophet? — Nein, in der That! — Folglich kann der Christ seine Schuhe ebenso gut, wie der Esel anbehalten und in derselben Eigenschaft eintreten. — Allah ist groß! jubelten die frommen Herren und waren nun aus aller Noth. Der Uhrmacher behielt die Schuhe an und die Uhr ward reparirt.

Während wir auf dem Platz herumschlenderten, begegneten wir einer Gesellschaft Eisowies oder Schlangenbezauberern, Amazirgen aus der Provinz Sus. Sie waren bereit, uns ihre Künste zu zeigen und richteten zuerst ein Gebet an ihren Patron Sidna Eiser, welchen man nicht mit Sidna Aïssa, „der Herr Jesus", verwechseln darf. Letzteren nennen die Mohamedaner auch Roh Allah, Hauch Gottes, und verehren ihn wie Moses, geben aber Mohamed den Vorzug. Der Oberzauberer tanzte zur Musik der anderen und zog während dessen eine Buska, (eine giftige Schlange der Wüste) aus seinem Binsenkorbe heraus, dann noch zwei andere Giftschlangen El Effah, ließ sie tanzen und sich dann von ihnen beißen, bis das Blut herausfloß. Später verzehrte er noch einen Bu-menakh (Vater der Geschwulst) und ließ sich von Nattern beißen. Ein Huhn, welches er von eines dieser Thiere beißen ließ, starb vor unsern Augen nach einer Minute. Die Eisowie bilden eine Art Brüderschaft, berauschen sich zuweilen mit Haschisch (Hanf) und laufen dann in ihrer Naserei durch die Straßen, Juden und Christen nicht selten tödtlich verwundend.

Am andern Tage begaben wir uns zur festgesetzten Stunde nach der Casbah, worin sich das Dar-al-Kebir (das große Haus), die Residenz des Gouverneurs befindet. Der Pascha empfing uns in der Mechna (Rathssaal) herzlich, drückte uns der Reihe

nach die Hände und legte die seinige aufs Herz als Zeichen seiner aufrichtigen Zuneigung. Er saß auf einem kostbaren Teppich, umringt von goldgestickten dicken Sammetkissen, eine Menge theils offener, theils gesiegelter Briefe lag vor ihm. Er zeigte sich gegen mich sehr gefällig und versprach mir allen Schutz angedeihen zu lassen, gab mir auch einen Caid (Anführer von 100 Mann) von seinem Gefolge zur Bedeckung mit. Als wir Abschied nahmen, erklärte uns Abd-Selam, daß er sich seit mehreren Tagen nicht wohl befinde, und verlangte von mir beharrlich, ihm etwas zu verordnen, denn die Maroccaner halten jeden Nazarener für einen Arzt. Ich mußte versprechen, ihm einen Trank zu schicken und wir trennten uns als die besten Freunde.

Tags darauf verließen wir Larasch und ritten durch den Wald von Sahel in nordöstlicher Richtung, begleitet vom Caid des Pascha. Als wir am Nachmittag den Wald hinter uns hatten, kamen wir durch weite Felder mit Durrahirse und aus einem nahen Dorfe strömten zahlreich die Einwohner, um den Ensara (den Christen) zu sehen. „Gott sei gelobt", sprach der Caid, „vergangenes Jahr waren die Aussichten für die Ernte so schlecht, daß, wenn mein Gebieter den Juden — Gott demüthige ihre Race — nicht befohlen hätte, um Regen zu bitten, ich nicht weiß, was aus den armen Geschöpfen Gottes geworden wäre. Zwanzig Tage und zwanzig Nächte schon schwebten die Gebete der Gläubigen ohne Unterlaß zum Himmel, aber der Herr hatte an diesen göttlichen Harmonieen zu großen Gefallen, als daß er ihnen durch Gewährung unserer Bitten ein Ende machen wollte, während er, um sich nicht lange von dem mißtönenden Geheul der Juden und der Ungläubigen betäuben zu lassen, sie auf der Stelle erhörte."

Eine Stunde hinter dem Dorfe befanden wir uns auf dem Marktplatze von Reysana, welchen ein prächtiger Palmbaum von ungeheurer Größe beschattet. Hier strömt an gewissen Jahrestagen eine außerordentliche Menge zusammen, um Waaren und Thiere auszutauschen. Ein sonderbarer Markt findet im Bezirk von Benim-Suar im Gebirge statt. Frauen und Mädchen, welche zu heirathen wünschen, setzen sich hier im

schönsten Staate, ein von ihnen selbst gewebtes Stück Leinewand haltend, ohne Schleier auf den Platz. Die Käufer, jung und alt, spazieren vor den Damen und mustern ihre Blicke und Haltung. Gefällt die Frau dem Käufer, so fragt dieser nach dem Preise der Leinewand, und dieser wird hoch oder niedrig angegeben, je nachdem der Käufer seinerseits der Dame gefällt. Sind beide Parteien einig, so gehen sie zu den harrenden Eltern und darauf zu den Behörden, wo der Heirathscontrakt sofort geschlossen wird.

Mit Sonnenuntergang schlugen wir unsere Zelte neben denen des Stammes Ibdor an dem Orte Ain el Khador, der grüne Brunnen genannt, auf. Der Scheik lud uns zum Abendessen ein. Wir fanden ihn in seinem Zelt auf einem Polster mit Luchspelz überzogen. Dieser Pelz soll die ausgezeichnete Eigenschaft besitzen, daß sich nie ein Floh in ihn setzt. „Seid willkommen!“ sagte der Scheik, und als wir uns auf die bereit gelegten schönen Hammelfelle gesetzt hatten, fuhr er fort: „Sind Eure Kissen weich? habt Ihr Alles, was Ihr braucht? Seid Ihr zufrieden?“ Als Antwort überschüttete ich den Hauswirth, seine Familie, seinen Stamm und besonders seinen Urgroßvater mit Segnungen. Ein hübscher maurischer Tisch, $^1/_2$ Fuß hoch und 2 Fuß im Durchmesser wurde nun vor uns gestellt, und mit einer großen Schüssel gepfefferter Nudelsuppe belastet. Dann kam Ochsenfleisch mit Melonenschnitten, endlich die gewöhnliche Pyramide von Kuskussu. Nicht ein Wort wurde während des Mahles gesprochen außer einigen inbrünstigen Ergießungen, als: Bis millah (im Namen Gottes), Al hamdu billah (Gott sei Dank), Saffie Allah! (Gott erbarme sich unser!) Ich mußte zuletzt alle Angriffe auf den Kuskussuberg aufgeben zu großer Ueberraschung des Scheiks, welcher in Gesellschaft des Caids ihn immerfort nachdrücklich bestürmte. Endlich nach Abnahme der Platte brach der Scheik das Stillschweigen: „Wahrhaftig, Christen, Ihr seid schlecht bewirthet worden! Euch Ungläubigen sollte man nur mit Schweinefleisch aufwarten! Ohne Schweinefleisch könnt Ihr nicht leben! Man versichert mich auch, daß Ihr Eure Bachen zu melken pfleget. — Es ist in der That wunbar, wie sich Geschöpfe Gottes so weit verirren können!“

Gesegnet seien alle Haare Eures Bartes! rief ich, aber erlaubt mir einige Worte über das Schweinefleisch. „Da sei Gott vor! erwiederte der Araber, es ist schon eine Sünde, nur daran zu denken."

Eine Sünde! Aber sagt mir doch, gläubiger Diener des Propheten, wer hat das Schwein erschaffen?

„Gott der Herr", erwiederte der Scheik.

Gott hat also, nach Eurer Meinung die Sünde erschaffen?

Der alte Scheik besann sich und sprach zum Mallem:

„Wahrhaftig, Euer junger Nazarener hat mich in seiner Schlinge gefangen." Er stützte sich nun auf Mohameds Gebot und ich setzte ihm die Gründe desselben auseinander und warum dasselbe für Bewohner kälterer Länder nicht gegeben sei. Zuletzt versank er in Nachdenken und sprach nach einem tiefen Seufzer: „Ich habe wohl sagen gehört, daß unser Prophet — sein Name sei gesegnet! — blos einen Theil vom Schwein verboten hat, aber er vergaß unglücklicherweise zu sagen, welchen. Möge der Herr sich unser erbarmen!" —

Wir kamen durch mehrere Stämme, welche wegen ihrer vorzüglichen Pferdezucht berühmt waren, aber ich sah nirgends ein ganz ausgezeichnetes Pferd. Die Despotie des Sultans, welche keine Sicherheit des Erwerbes gestattet, hat auch die Zucht und Pflege der Pferde vernachlässigen lassen, und nur tief im Innern, nach der Wüste zu, wo die schwärmenden Araberhorden die Herrschaft des Sultans nicht anerkennen, findet man das Berberroß in seiner edelsten Gestalt wieder. Wo im Norden ein schönes Pferd bemerkt wird, nimmt es der Sultan ohne Schadenersatz weg und straft jeden Widerstand mit der unerbittlichsten Härte. Auf gleiche Weise werden Leute, bei welchen man Reichthümer vermuthet, auf die schauderhafteste Weise gemartert, bis sie ihren Schatz in die Hände des Kaisers liefern. So kommt es, daß dieses Land, eines der gesegnetsten des Erdbodens, in Allem, was Kultur, Handel und Industrie betrifft, so tief danieder liegt. Jeder arbeitet nur zu des Lebens Nothdurft und bei der fehlenden Gerechtigkeit ist Jeder sein eigener Schützer und Rächer. Die Provinz El Guerb, ehedem als Algarbien unter Portugals Herrschaft, bewahrt aus früher

Zeit noch etwas Sinn für Ordnung, aber nordöstlich davon an der Küste von Tetuan bis zur algierischen Grenze wohnt das wilde Volk der Rifier, deren einziges Gesetz ihr Gewehr ist. Wir trafen unterwegs einen Wanderer, ausgezeichnet durch schönes männliches Aussehen und großen Wuchs, den unser Hadschi als einen Bewohner der Provinz Rif erkannte, welcher vor Kurzem in Folge einer Blutrache das Land verlassen mußte. Ich reichte ihm etwas Brod und Obst und er erzählte mir bereitwillig seine Geschichte. Als er noch ein Knabe war, wurde sein Bruder von zwei Nebenbuhlern ermordet. Er wuchs heran, von seiner Mutter täglich zur Rache angespornt. Endlich hatte er Gelegenheit, den einen seiner Feinde auf offenem Markte zu erschießen. Das Volk legte ihm kein Hinderniß zur Flucht in den Weg, da man seine Geschichte kannte, und seine Rache ganz natürlich fand. Den zweiten Bruder erschoß er rücklings beim Begegnen auf dem Wege und eilte dann in das Heiligthum von Muley Abd' Selam, bis er nach einiger Zeit sich nach Tanger aufzumachen wagte. Nur einmal hatte hier ein von der Familie durch Geld gedungener Mörder es gewagt, ihn anzugreifen, doch war er ihm zuvor gekommen. „Seither", endete er seine Geschichte, „habe ich im Frieden gelebt und besitze jetzt, Gott sei Dank! mehr als ein tapferes Herz, mehr als eine kräftige Hand unter meinem Dache, um meine Sache zu vertheidigen und mich zu rächen, wenn ich falle!"

Das Zawiat oder Heiligthum von Muley Abd' Selam liegt auf dem rauhen Gebirge Beni Hassem, dessen schneegekrönte Spitzen man von der Meerenge Gibraltars aus die niedere Bergkette, welche die Stadt Tetuan umgiebt, beherrschen sieht. Hierhin pilgern in den ersten Frühlingstagen ganze Kaffila's (Karavanen) von Männern, Weibern und Kindern in feierlicher Prozession mit fliegenden Fahnen, während die Mißtöne der Ghaita und Tebel (Pfeife und Trommel) eine höllische Musik machen. Auf dem Berge sind mehrere Proben der Würdigkeit. Ein Stein, der Stein des Sprunges genannt, nur wenige Zoll hoch und leicht zu überschreiten, muß von den Gläubigen übersprungen werden, wenn sie als Gesegnete Gottes angesehen werden wollen. Doch von mehreren hundert Pilgern, die mein

Hadschi den Sprung wagen sah, kam nur ein halb Dutzend davon, ohne den Stein mit dem Fuße zu berühren oder darauf hinzufallen. Die große Mehrzahl wagt den Sprung gar nicht. Eben so befindet sich dort eine Felsspalte, welche dem Gottlosen, und sei er noch so mager, den Durchgang nicht gestattet, dem Freunde Gottes aber und sei er der Fetten Gesegnetster, kein Hinderniß in den Weg legt. Die lebhafte Phantasie und der unverwüstliche Glaube des Moslem erträgt auch die größten Aufschneidereien. Das Allerheiligste ist die in Stein gehauene Figur eines Mannes und einer Frau im Hintergrund einer Höhle, in welche man die Andächtigen nur hinein sehen läßt und ihnen vorspiegelt, dies seien versteinerte Personen, die durch die Macht des Heiligen in diesem Zustande erhalten würden. Gott ist groß! sagt der andächtige Zuschauer, und hat er die Prüfungen glücklich überstanden, so geht er als halber Heiliger in seine Heimath zurück.

Wir kamen nun in die Gegend von Tanger zurück und der Hadschi jubelte ein lautes Allah! als wir zum Sammelplatze unserer früheren Jagden kamen, wo wir so oft „das Wohlgenährte" (Schwein) erlegt und die Schlauheit Taleb Jussufs überlistet und selbst an den falben Sultan uns gewagt hatten. Die Mauren und Araber dieser Gegend sind eifrige Schützen und sind ihres Zieles ziemlich gewiß. Mit ihren alten, zum Theil noch vom berühmten portugiesischen Waffenschmied Joao herrührenden Flinten stellen sie oft Wettschießen an und schießen nach dem Ei, welches ein Sclave zwischen den Knöcheln seines Fußes hält. Es kommt dann wohl vor, daß nicht das Eigelb die Füße benetzt, sondern das rothe Blut des Unglücklichen den Boden färbt, doch ist es nur ein Sclave und — Allah ist groß!

Wir erreichten Tanger um die Asr' (Stunde des Abendgebetes). Es war Markttag, das große Suk mit Dorfbewohnern und mit Arabern aus der Ebene und ihren Kameelen gefüllt. Als wir durch die Menge nach unseren Wohnungen uns begaben, wurden wir mit herzlichem Jubel von mehreren Freunden begrüßt: „Haudulillah Salamah!" (Wir danken Gott, Euch gesund und unversehrt wieder zu sehen!)

Zweites Kapitel.

Nachdem wir „dem Sohne des Engländers" auf der kleinen Reise durch die Provinz El Guerb gefolgt sind und mit den Sitten und Ansichten der Araber und Mauren, deren Bekanntschaft wir schon in Algier und Tunis gemacht hatten, näher vertraut wurden, können wir etwas eilendern Schrittes die übrigen Städte und Länder des Mogrib oder äußersten Westens, wie die Orientalen den Maroccanischen Staat nennen, durchwandern. Als Führer dienen uns Don Badia, ein Spanier, welcher als Muhamedanischer Prinz unter dem Namen Ali Bey el Abassi Marocco durchreiste und vom Sultan wie vom Volke mit großen Ehren aufgenommen wurde, bis seine europäischen*) Hühneraugen in einem Bade die Verkleidung verriethen; ferner Capitain Beauclerk, welcher im Jahre 1826 den Doctor Brown zum kranken Sultan begleitete, und der englische Reisende Sir Arthur Brocke, dessen Reise in das folgende Jahr 1827 fällt.

Um von Tanger nach Mequinez zu gelangen, verfolgt man den von den Kameelen der Karavanen ausgetretenen Pfad nach Süden in der Nähe der Küste des atlantischen Oceans. Man gelangt über die Ebene Reysana und über die Gefilde, wo König Sebastian von Portugal 1578 seinen später bezweifelten Tod fand, während die Mauren ihren Sieg nur durch den Tod zweier Könige erkauften. Rechts am Meeresufer ragen die Ruinen der Casbah von Arzila, welche die Kanonen der österreichischen Flotte 1829 zerstörten. Nachdem man den Sahel-Wald durchschnitten hat, betritt man die blumenreichen Ufer des Lukos und sieht jenseits desselben zwischen mehreren Hügeln die Stadt Alkassar. Zahlreiche Thürme nnd herrliche Palmgruppen neben den Moscheen schmücken die Stadt, deren schräge Ziegeldächer an Spanien erinnern, während die engen schmutzigen Gassen und die fensterlosen kahlen Mauern den üblen Eindruck der maurischen Städte wieder hervorrufen. Die Juden wohnen hier abgesondert in

*) Da die Mohamedaner nur Pantoffeln tragen, leiden sie nie an diesem Uebel, das unsere Schuster zu verantworten haben.

einem Stadttheil und dürfen Nachts bei Todesstrafe ihre gesperrten Grenzen nicht überschreiten. Duldsamer ist gegen sie Tanger, wo Juden und Mohamedaner durch einander wohnen. Auch scheint die geringere Bedrückung hier vortheilhaft auf ihre körperliche Entwickelung eingewirkt zu haben, da keine Stadt in Marocco eine solche Fülle von Schönheiten unter den Jüdinnen aufzuweisen hat, wie Tanger. Sie überstrahlen in der zarten Mischung von Roth und Weiß die dunkelfarbige, durch Negerblut vielfach verunreinigte Race der Maurinnen bei weitem. Jenseits des Lukos dehnt sich bis zu den wildzerrissenen Ufern des Sebu eine große Ebene aus, auf der hie und da die braunen Zelte der Araber neben elenden Lehmhütten ausgespannt sind. Der Sebu ist der mächtigste Strom an dieser Küste und wälzt seine reißenden Wasser von den Hochgebirgen des Atlas durch die ganze Provinz Fez bis Marmora ins atlantische Meer. Seine Ufer sind aber von großem Reiz in dieser kahlen einförmigen Ebene, sie sind mit Gebüschen und blühenden Sträuchern reich geschmückt und tragen stellenweise schönen Rasen. Hat man den Sebu überschritten, so wird die Gegend bevölkerter und zu den zahlreichen Zeltdörfern der Ebene gesellen sich die festen Ansiedelungen der Berber in den Abhängen des Gebirges. Jetzt starren von allen Seiten schroffe Höhen empor, wo nur hie und da eine Fächerpalme ein Bild des Lebens darbietet, während zwischen den kahlen Felswänden die Sonne doppelte Gluth verbreitet. Endlich eröffnet sich ein grünes Thal, von einem mit Oleander reichbekränzten Bach durchströmt, in dessen Hintergrunde auf zwei Hügeln die weißen Häuser von Sarhoun blinken, überragt vom Felsenberge gleichen Namens. Doch der Fuß des Christen darf die heilige Stadt nicht verunreinigen, in der Muley Dris (oder Edris), der Erbauer von Fez, den Schlummer des Friedens schläft. Auf einem Hügel nördlich von Sarhoun liegen die Ruinen einer römischen Stadt, die eine bedeutende Ausdehnung gehabt haben muß. Ueberschreitet man neben der Stadt die Abhänge des Dschebel Sarhoun, so gelangt man auf eine Höhe, von der man plötzlich einen überraschenden Anblick genießt. Eine weite Ebene, in blauer Ferne von den Kuppen und Hörnern des

Atlas begrenzt, öffnet sich vor den Füßen des Reisenden. Mehrere Flüßchen, von grünem Busch eingefaßt, ziehen ein Netz über die leicht gewellte Ebene, Olivenwäldchen wechseln ab mit Palmgruppen und Fruchtfeldern, und reich zerstreut liegen braune Zelte und weiße Marabuts so wie freundliche Landhäuser um die Stadt Mequinez herum, welche wie eine Königin in der Mitte dieser lachenden Gefilde auf einem ansgedehnten Plateau ihren Thron aufgeschlagen hat. Hier residirt der Sultan den größten Theil des Jahres in der Casbah, deren hohe, fast $^2/_3$ deutsche Meilen lange Mauer viele Höfe mit Gebäuden im schönsten maurischen Styl und duftende Gärten umschließt. Hier fehlen nicht die großen Marmorsäle mit dem Bassin in der Mitte, aus welchem der crystallhelle Wasserstrahl sich bis zur Decke erhebt, und deren farbige mit Elfenbein und Perlmutter ausgelegten Arabesken von schlanken, künstlich geschnittenen Säulen getragen werden, nicht die Wälder von süß duftenden Orangen, Gebüsche der heiligen Rose, Lauben von Jasmin und Gaisblatt und die tiefen Schatten der Cypressen und Pinien, zwischen denen die vergoldeten Dächer zierlicher Pavillons, von reichem Blumenflor umgeben, hervorblicken und stolze Palmen ihre langblätterigen Kronen wiegen. In diesen Gärten ergehen sich im glänzenden Elend die Frauen und Odalisken des Herrschers, während ihre Wächter, die verstümmelten Sclaven, alle Pforten bewachen. Gleich diesen lebendigen Schätzen verwahrt die Casbah in einem überaus festen Gebäude mit starken Eisenthoren den todten Schatz des Sultans, der bei der bekannten Habsucht Muley Abderrhamans in den 30 Jahren seiner Regierung zu einer ungeheuren Summe angewachsen sein mag. Denn Maroccos Herrscher, so viel sie auch durch Steuern, Monopole, Tribute und Geschenke erwerben und von Unterthanen, welche im Rufe des Reichthums stehen, auf die willkürlichste und grausamste Weise erpressen, haben fast gar keine Ausgaben, indem sie allein ihren Hofstaat und ihre Leibwache unterhalten. Alle übrigen Beamten müssen für sich selbst sorgen. Die Casbah von Mequinez ist von dem kräftigsten und grausamsten Sultan von Marocco, Muley Ismael, erbaut, welcher nach einer 45jährigen Regierung voll Blut und Mord 1727

als 81jähriger Greis eines natürlichen Todes starb. Er hinterließ allein 800 Söhne und mit ihnen eine reiche Saat zu Kämpfen um die Thronfolge, befestigte aber die Macht des Regierenden gegen die Unterthanen durch eine Prätorianergarde von 10,000 Bockhari-Negern. Der jetzige Sultan, Muley Abderrhaman, war als Prinz Director der Hafenzölle, und schon damals durch Geiz und Habsucht berüchtigt. Er hat von seiner Mutter, einer Negerin aus der Wüste, die gelbbraune Gesichtsfarbe eines Mulatten und schielt etwas mit den Augen, ist aber groß und stark, trägt einen reichen, wohlgepflegten, schwarzen Bart und zeichnet sich durch eine wohllautende Sprache und edle Haltung zu Pferde aus. Mit den früheren Herrschern verglichen ist er milde, denn ihn verlangt nicht so sehr nach dem Blute seiner Unterthanen, als nach deren Schätzen. Er hat den Thron 1822 bestiegen und ist jetzt ungefähr 60 Jahr alt.

Die von gelblichem Sandstein erbauten Häuser von Mequinez, von Gärten vielfach durchsetzt und ganz von ihnen umgeben, nehmen einen bedeutenden Raum ein und sind von dreifacher Mauer umgeben, deren äußerste jedoch weder Menschen noch Thieren ein Hinderniß abgiebt. Die Stadt hat etwa 50,000 Einwohner, zahlreiche Moscheen und einen durch mehrere Gassen hindurch überdeckten Bazar (Alkasseria), wo ein bedeutender Detailhandel betrieben wird. Auf dem äußeren Marktplatz vor den Thoren unterhandeln die Großhändler mit den Karavanen. Eines besonderen Rufes erfreut sich der Ort in Bezug auf die Schönheit seiner weiblichen Bewohnerinnen. Die Umgebung ist reizend und malerisch; die Berge von Sarhoun, auf der andern Seite die Felsenspitzen des Atlas geben überall die schönsten Punkte für die Fernsicht, und ringsum machen die zahlreichen Quellen und Wasserleitungen, so wie der kleine Fluß Misley, der sich in zahllosen Windungen durch einen schattenreichen Park von Orangen-, Granat- und Erdbeerbäumen schlängelt, die Lage der Stadt zu einer der schönsten in Marocco. Oestlich von Mequinez liegt in einem Thale des Sebu, von Bergen umkränzt, die Hauptstadt des nördlichen Marocco, das heilige Fez (Fes). Am Ende des 8ten Jahrhunderts von Edris gegründet, hatte sie sich im 12ten Jahrhundert zu einer

solchen Größe emporgeschwungen, daß nicht weniger als 500 Moscheen die Gläubigen zum Gebet versammelten. Sie war der Sitz arabischer Gelehrsamkeit, zu ihrer berühmten Hochschule pilgerten aus drei Welttheilen die wißbegierigen Schüler des Islam, und kämpften in poetischen Wettkämpfen um den Preis des Sieges, ein schönes Pferd und eine schöne Sclavin. Handel und Industrie belebten eine ungeheure Menschenmenge. Jetzt hat sie noch gegen 100,000 Einwohner, welche vorzüglich die Bearbeitung des Leders und Teppichwirkerei betreiben, auch ansehnlichen Karavanenhandel mit dem Innern des Landes unterhalten. Doch die Pracht der Moscheen und der Paläste ist größtentheils verfallen, die Schulen wiederholen nur die Weisheit früherer Zeiten aus alten dürftigen Lehrbüchern und lehren fast nur Sternkunde und Sterndeuterei. An der Spitze der Universität steht der Mufti, dessen Gewalt sich nicht allein in theologischen Angelegenheiten, sondern auch in Sachen der Rechtspflege über das ganze Reich erstreckt. Academische Grade sind noch jetzt die Würde eines Taleb (Licentiat, Schreiber), Fkih (Doctor) und eines Alem (Gelehrten). Die Häuser sind meist zweistöckig und fester gebaut als in den andern maurischen Städten, die Straßen sind gepflastert, aber eng. Der kleine Fluß Fez theilt die Stadt in Alt- und Neu-Fez, in letzterem wohnen in abgesperrter Vorstadt die Juden, welche nur barfuß die Stadt betreten dürfen. Von den Moscheen zeigt die Hauptmoschee El Karubi in ihren 300 Marmorsäulen noch die Reste früheren Glanzes, die Moschee des heiligen Edris hat einen hohen Thurm und ist eine unverletzbare Freistatt für Verbrecher. Eine Pflegehaus für Wahnsinnige und Kranke dient zugleich als Spital für kranke Störche. Der Sultan hält im Frühjahr und Sommer seine Residenz in Fez und feiert hier den Ramadan und das Osterfest mit großer Pracht. Der Ramadan oder Fastenmonat verpflichtet den gläubigen Moslem, bei Tage weder Speise noch Trank zu sich zu nehmen. Die Nacht wird daher zum Tag gemacht und lärmend durchschwelgt. Zur Erinnerung an den anbrechenden Morgen, gehen Leute mit Knitteln durch die Straßen und schlagen an die Pforten, damit ein jeder noch vor Sonnenaufgang sich für den Tag sättigen könne. In der

letzten Nacht der Fasten wird in allen Moscheen der ganze Koran laut vorgelesen, wobei sich die Vorleser ablösen. Alle Häuser sind dann erleuchtet und die Menge wogt durch die Straßen und die Moscheen. Nicht selten geschieht es, daß während des Ramadan gewissenhafte Strenggläubige durch wirkliches Fasten und ewiges Lesen im Koran wahnsinnig werden. Dem Ramadan folgt das Osterfest, welches vor der Stadt im Freien eine ungeheure Menschenmenge zum Gottesdienst versammelt. So oft der Imam (Geistliche) und der Mudden (Küster) ausrufen: Allahu akbar, wird dieses von allen Geistlichen und Küstern, die unter dem Volk vertheilt sind, wiederholt, und die 2 bis 300,000 Menschen, der Sultan unter ihnen, knieen unter dem großen Dom des Himmel andächtig nieder. Nach dem Gottesdienst mustert der Sultan die verschiedenen Kriegerschaaren aus den Provinzen, und drei Tage hindurch tummeln sich diese Schaaren vor der Stadt und vergnügen sich an Wettrennen und dem Lab-el-Barod oder Pulverspiel. Wollen sie Jemandem eine Aufmerksamkeit beweisen, so schießen sie im Vorbeijagen die Flinte dicht vor dessen Angesicht oder zwischen den Beinen seines Rosses ab, und nicht selten werden Bart oder Kleider versengt.

Der Weg von Fez nach Marocco, der Hauptstadt des eigentlichen Marocco und der Winterresidenz des Sultans führt zuerst nach Westen dem Meere zu. Man passirt einige Salzseen, viele elende Zeltdörfer und tritt am dritten Tage durch einen dichten Wald von Mastixbäumen, Steineichen und wilden Mandelbäumen in eine fruchtbare Gegend, welche sich bis zur Meeresküste hinzieht. Aber es fehlt die betriebsame Hand des Ackerbaues und die geordnete Regierung, welche die Frucht dem Fleiße sichert; über diese Fluren, deren Reichthum zahlreiche Flotten für eine einträgliche Ausfuhr befrachten könnte, sah Beauclerk die bleichenden Gebeine einer Menge von Unglücklichen zerstreut, welche dem H u n g e r erlegen waren! Am Meere liegen die Städte S a l é e und R a b a t, durch den Fluß E l - m y n z getrennt, auf dem von hüben und drüben reges Leben sich zeigt. Früher waren diese Städte der altspanischen Mauren gewaltige Raubnester und Spanien mußte an seinen Küsten

oft für die Grausamkeit büßen, mit welcher seine Könige die betriebsamen und ruhigen Andersgläubigen vertrieben hatten. Jetzt sind fast keine Seeschiffe mehr vorhanden, hier wie an der ganzen Küste des Oceans ist mit der Kraft des Reiches auch die Schifffahrt gebrochen, nur der Hafen von Mogador zeigt noch einiges überseeisches Leben. Salée und Rabat haben in den rothen Ziegeldächern und in ihrer spanischen Sprache die Erinnerung an ihr theures Granada erhalten, einzelne Familien sollen noch die Hausschlüssel ihrer spanischen Häuser bewahren.

Die Reise geht nun südlich neben dem Meere, öde Ebenen, von stachligtem Ginster bewachsen, wechseln mit kahlen Sandstrecken und steinigtem Felsboden ab, hie und da zeigen sich bebaute Felder, wo die kleeartige Henna *) gewonnen wird. Weiterhin führt die Straße durch die Festung Monseria, auf deren verfallenen Mauern Störche nisten statt der Schildwachen, während der durchziehende Araber die schlechten Häuser verschmäht und auf den Plätzen und in den Straßen seine Zelte aufschlägt, dann durch das arme Dar el Beda, in Sand vergraben, und durch Azamor, die portugisische Colonie, deren arme amazirghischen Bewohner sich mit dem dicken trüben Wasser des reißenden Morbeaflusses behelfen müssen. Ihr einziger Nahrungszweig ist der Fischfang, denn die Umgegend ist nur reich an Chamäleons, Heuschrecken und Schlangen. Von hier aus verläßt der Reisende die Küste und wandert dem südlichen Atlasgebirge entgegen. Drei Tage lang hat man über unfruchtbaren, steinigen Boden zu reiten, in welchem man nur mit Mühe die Zeltstangen befestigen kann, am vierten gelangt man auf die Vorberge des Atlas und sieht von der Höhe in das ewiggrüne, öl- und dattelreiche, weite Thal Maroccos, vom Flusse Tensif durchströmt und von den hohen, schneebedeckten Gipfeln des Atlas nach Süden geschlossen.

Das Clima der Stadt ist sehr angenehm, die Nähe des hohen Atlasgebirges mildert die Hitze des Sommers und hält die erstickenden Winde der Wüste ab. Nur selten versagen im

---

*) Diese Pflanze wird von den Orientalen zum Gelbfärben der Hände und Zähne gebraucht.

Sommer die Gebirgsspitzen das Eis, diese angenehmste Erfrischung. Zahlreiche Wasserröhren führen das Gebirgswasser zwanzig Fuß unter dem Erdboden in die Gärten und Bassins der Höfe. Die frühere Zahl von 700,000 Einwohnern ist jetzt durch eine Reihe von Kriegen, Empörungen und Seuchen bis auf 30,000 geschmolzen. In einer abgesonderten Vorstadt wohnen die verachteten Geschlechter der Juden, in einer andern die Aussätzigen. Die Casbah oder kaiserliche Burg liegt ebenfalls außerhalb der Stadt und nimmt einen großen Raum ein. Verfallene Pracht ist auch in dieser Residenz, wie im ganzen Reiche der traurige Schmuck der Paläste und Moscheen. Aber unvergleichlich schmückt sich die Natur in dieser fruchtbaren Ebene, und bietet zu allen Jahreszeiten so Blüthen, wie Früchte der edelsten Gewächse dar. Ueber der Niederung erhebt sich in riesigen kühnen Formen, schroff und felsig, von düsteren Klüften durchfurcht, der Atlas, während seine niederen Vorberge die schönsten Wälder bedecken.

Marocco ist der Hauptpunkt des südlichen Handels, hier sammeln sich die Karavanen aus allen Gegenden des Reiches und ziehen dann in großen Zügen durch die Wüste bis zu den Ländern des Sudan.

Was südlich vom Atlas liegt und zum Reiche des Sultans, wenn auch nur dem Namen nach, zählt, ist den Europäern wenig bekannt, wie das dattelreiche Tafilet am Rande der Wüste und das Land des Sidi Hassem, welches in neuester Zeit sich ganz von Marocco getrennt hat. Tafilet ist eine von Mauern und Thürmen umgebene Gruppe von Dörfern in einer zwar mit Salzwasser getränkten, aber überaus fruchtbaren Ebene. Süd- und Nordfrüchte, Weizen und Indigo vertragen sich nachbarlich auf demselben Felde, die Dattel gedeiht neben der Traube und auf fetten Weiden genährt, geben die Schafe eine feine, leichte Wolle. Von dem Atlas herab strömen die Flüsse Ziz, Ghir u. a. durch die Landschaft, sammeln sich aber weiterhin in stehenden Becken und versiegen in der Wüste. Unter der Bevölkerung von Amazirgen, welche Maroquin, Seiden- und Wollenzeuge verfertigen und einen lebhaften Handel mit dem inneren Afrika unterhalten, leben eine große Anzahl von Sche-

riffs, Abkömmlinge Mohameds und Verwandte des Kaisers von Marocco, welche sämmtlich zum Thron berechtigt sind und einen glimmenden Heerd künftiger Erbfolgeunruhen bilden. Sie wohnen in Schlössern (Kasr's) an den Ufern der Flüsse, den traurigen Resten der Burgen und großen Städte, welche zu den Zeiten des großen Khalifats diese Fluren bedeckten. Segelmessa in dieser Wüste war einst eine von Dichtern hoch gepriesene Stadt. In zweifelhafter Abhängigkeit vom Reiche befindet sich die große fruchtbare Provinz Sus, von berberischen Bergvölkern, den Schelluchs, bewohnt, welche strenge Mohamedaner und im Lesen und Schreiben wohl erfahren sind. Doch erschöpfen sie sich in vielen kleinen Fehden der zahlreichen von einander unabhängigen und zu keinem größeren Verbande vereinigten Städte und Flecken, und lieben es mehr, durchziehende Karavanen zu berauben, als die Schätze zu pflegen, welche der fruchtbare Boden der Thäler und die grünen Matten ihrer Berge so reichlich darbieten. Ihre Hafenstadt Agadir, das Sta Crux der Portugiesen, auch Bab el Sudan (Thor des Sudans) genannt, bietet die beste Rhede der ganzen Küste, ist jedoch verödet, da die Factoreien auf Befehl des Sultans nach Mogador verlegt sind. Diese nördlich der Provinz Sus, westlich von der Stadt Marocco gelegene Stadt ist im Jahre 1760 von Sultan Sidi Mahomed regelmäßig erbaut und die größte Handelsstadt am Meere. Sie ist mit größeren Freiheiten für Juden und Christen bedacht und am besten von allen maroccanischen Seestädten befestigt. Doch leisten die Festungen dieses Landes europäischer Kriegskunst nur geringen Widerstand, und Prinz Joinville ward es leicht, sich hier im August 1844 mit Lorbeeren zu schmücken. Er eroberte die befestigte Insel im Hafen und beschoß die Stadt. Vertheidiger und Einwohner verließen dieselbe, und die benachbarten Stämme vollbrachten das Werk des Siegers und plünderten die verlassenen Häuser. Zwischen Mogador und Marocco breitet sich in der Länge von 10—12 Tagereisen ein ungeheurer Wald von Arganbäumen (Elaeodendron Argan Willd.) oder Oelholzbäumen aus, deren Fruchtkerne ein ausgezeichnetes Oel liefern. Die Stadt Mogador ist jedoch ringsum von einer öden Sandfläche umgeben.

Ehe wir von Marocco scheiden, wollen wir noch einen Blick auf seine Nordküste werfen. Hier liegt zwischen den Abhängen des nördlichen Atlas und dem Mittelmeer das moscheenreiche Tetuan, von üppigen Gärten umgeben. Es streitet mit Mogador um den ersten Preis des Handels und steht mit Gibraltar im lebhaften Verkehr. Christliche Consuln dürfen hier nicht residiren, seit im Jahre 1770 ein solcher eine Maurinn erschossen hat. Die Stadt verdankt ihren Ursprung den aus Spanien vertriebenen Mauren und die Sprache ist ein verdorbenes Spanisch. Die größte Zahl der Einwohner sind Juden, deren Stadttheil sich durch Unreinlichkeit auszeichnet. Viele Straßen sind bedeckt und bilden Bazars, andere sind mit Lauben überzogen. Pantoffeln, Haiks, Tabak und glasirte Ziegel sind die Haupterzeugnisse der Industrie.

Die Spanier haben noch vier Punkte an dieser Küste, jetzt von wenig Bedeutung und geringem Handel, Quellen mehr der Ausgabe als der Einnahme: Ceuta, Melilla und die beiden kleinen Inselfestungen Peñon de Velez und P. de Alhuvemas. Diese vier Besitzungen heißen Presidios, stehen unter einem Gouverneur, welcher in Ceuta residirt und dienen auch zur Verwahrung von Staatsgefangenen. Die Maroccaner haben mehrmals versucht, sich dieser Posten zu bemächtigen, auch Ceuta eine kurze Zeit lang in Besitz gehabt, doch aber bald wieder aufgeben müssen.

D.

Beechey's Reise zur Erforschung der Nordküste Afrika's, östlich von Tripolis.

Im November des Jahres 1821 fanden sich in Tripolis zwei verschiedene englische Reisegesellschaften zusammen, welche bestimmt waren, die Kenntniß noch unerforschter Theile Afrika's aufzuhellen. Beide haben ihren Zweck erreicht und die Bahn gebrochen, welche bis dahin in das Dunkel führte. An der Spitze der einen Expedition befanden sich Dr. Oudney und Clapperton, denen sich bald darauf Denham zugesellte. Ihren Reiseweg nach Sudan werden wir später verfolgen. Die andere Gesellschaft führte der Lieutenant Beechey; seine europäischen Reisegenossen waren der Arzt Campbell und der junge Tyndal von der Marine. Ihre Aufgabe war, den classischen Boden der Nordküste Afrika's von Tripolis bis zur Grenze Aegyptens zu durchforschen und die mangelhaften Nachrichten zu berichtigen, welche einige Jahre früher der italienische Arzt Della Cella geliefert hatte. Letzterer machte im Jahre 1819 den Kriegszug mit, welchen der Sohn des Paschas von Tripolis, Bey Achmet, gegen seinen älteren Bruder, den aufrührerischen Mahomed Karamalli unternahm, und hatte dabei Gelegenheit, die ganze Nordküste bis zur Grenze Aegyptens kennen zu lernen. Interessant ist nach seinen Berichten die Art der afrikanischen Kriegsführung. Der Bey rückte aus Tripolis nur mit einem Stamme von 500 Mann, größtentheils Stabsofficieren, die Städte, Dörfer und Araberstämme unterwegs mußten das Heer durch Mannschaft, Pferde und Kameele vervollständigen und zugleich alle Lebensmittel liefern. Wer nicht prompt in den Lieferungen war,

erhielt die Bastonade, ganze Beduinenstämme suchten aber das Weite, ehe der Bey in ihre Nähe kam. Also vergrößerte sich das Heer, je näher es der aufrührerischen Provinz rückte, und der Feind zog sich demgemäß zurück. Zu einer Schlacht kam es nirgends, denn beide Theile hatten gleiche Furcht vor einander; da aber die Macht und das Ansehen der regierenden Gewalt die Anhänger Mahomets bewog, dem Bey sich zu unterwerfen, so blieb dem Haupte der Verschwörung nichts übrig, als sich nach Aegypten zu flüchten. Während dessen wurden seine ehemaligen Anhänger nach türkischer Sitte bestraft, das heißt mit Freundschaftsversicherungen überhäuft, in das Lager gelockt und sammt den Geißeln, welche sie gestellt hatten, schändlich ermordet. Da also der Aufruhr erstickt und zugleich tüchtig Steuern eingetrieben waren, machte das Heer seinen Rückzug nach Tripolis und Della Cella mit ihm. Mahomet Karamalli wurde später von seinem Vater wieder zu Gnaden angenommen, und war Gouverneur von Derna, als Beechey auf seiner Reise dahin gelangte.

Tripolis ist unter den Staaten der Berberei am weitesten in der Civilisation vorgeschritten. Der lebhafte Handel, sowohl ins Innere über Ghadames und Fezzan, wie zur See nach Tunis und Aegypten, der Aufenthalt vieler Europäer (2000 unter c. 25,000 Einwohnern der Stadt) und die verhältnißmäßige Duldung, welche sie genießen, so wie der Umstand, daß die Herrschaft seit einem Jahrhunderte in der Familie der Karamanli erblich geblieben ist, mögen die Gründe dieser Erscheinung sein. Die Stadt gewährt vom Meere aus einen sehr schönen Anblick. Die weißen Minarets der Moscheen und die Kuppeln der Bäder stechen anmuthig gegen das dunkle Grün der Dattelpalmen ab, welche sich aus den Gärten der Stadt in malerischen Gruppen erheben. Dabei erfreut sich dieser Theil der Küste einer meist reinen Atmosphäre. Die Straßen sind eng, wie alle afrikanischen, aber reinlich gehalten und durch strenge Polizei sicher. Gute Karavansereis und 3 europäische Gasthöfe befriedigen die bescheidenen Ansprüche aller Reisenden. Von den Gebäuden zeichnet sich der Palast des Bey durch seine Größe und theilweise Nettigkeit, so wie der Sclavenbazar aus.

Ein prachtvoller Triumphbogen zu Ehren Marc Aurels zeigt in seinen Resten noch Malereien, Inschriften und Sculpturen in Marmor, ist aber zur Hälfte in Schutt begraben. Der Bey ist dem Namen nach von Constantinopel abhängig, herrscht aber in der That unumschränkt, und hat jährlich nur einen Tribut zu bezahlen. Lassen wir in Folgendem Beechy selbst reden.

Unsere Gesellschaft, bestehend aus 18 Personen unter der Leitung des Scheich Mohamed el Dubbah, Befehlshabers der Syrte, verließ am 5ten November Tripolis. Die nächste Umgebung der Stadt bis zu den Dörfern des Bezirks von Tadschura ist eine schöne reiche Ebene mit vielen Dattelpalmen, jenseits derselben beginnt eine dürre Wüste.

Vor Lebida wird die Gegend wieder fruchtbar und lieblich und die Alten hatten diese Landschaft mehr zu würdigen gewußt, als die Araber. Hier blühte die alte phönizische Pflanzstadt Leptis magna neben Carthago und Utica, und war noch bis zu den letzten Zeiten der römischen Herrschaft eine schöne Stadt. Der Hafen giebt dem von Tripolis nichts nach, die Gegend ist in größerer Ausbreitung fruchtbar, als dort. Noch sind von früherem Glanze große Trümmerhaufen prachtvoller Gebäude und die Grundmauern ganzer Straßen übrig und Säulenreste von Rosengranit, Ornamente von parischem und penthelischem Marmor ragen aus dem Schutte, der einen Raum von einer Quadratstunde bedeckt. Hinter Lebida kamen wir über den Fluß Khahan, den Cyniphus der Alten. Die Gegend umher hat noch alle die Eigenthümlichkeiten, welche ihr Herodot beilegt. Wir finden hier noch denselben, fruchtbaren Boden und die Fülle von Wasser, deren er gedenkt. Aber unter den trägen Händen der Araber entartet Alles und der heutige Ertrag dieses Landes steht in keinem Verhältniß zu dem, was der alte Geschichtschreiber davon berichtet. Große Strecken des fruchtbarsten Landes werden gar nicht bebaut, nur um die Dorfschaften der Zeliten herum, wo Araber und Juden gemischt wohnen, wird neben etwas Weizen Gerste gebaut und die Dattelpalme und der Oelbaum gepflegt. Diese geben reichliche Erndten, von welchen der Ueberschuß an die beduinischen Handelsleute abgesetzt wird. Die Häuser dieser Dörfer so wie

vieler Städte an der Küste sind erbärmliche Lehmhütten, die Dächer bestehen aus Matten und Palmzweigen mit einer Lage von Erde überzogen. In der Regenzeit fällt eine solche Hütte nicht selten zusammen und bleibt ein Schutthaufen, da die Araber sich dann neue, eben so elende Hütten an anderer Stelle wieder aufbauen. Die nächste Stadt ist Mesurata, in der Nähe des gleichnamigen Cap (Promontorium Cephalas des Strabo, Triärorum des Ptolomäus). Sie ist regelmäßig gebaut und von schönen Gärten und gut bestellten Feldern umgeben. Von hier aus ziehen Karavanen nach Fezzan und Waday, und führen außer den Früchten der Gärten und Felder noch die Erzeugnisse der Industrie Mesurata's, Fußdecken von schönen farbigen Strohmatten, Säcke von Ziegenhaar und irdene Krüge den Negern zu. Bald nach unserer Ankunft erhielten wir einen Besuch von Belcazi, Scheich von Mesurata. Er kam in feierlichem Aufzuge, prächtig bekleidet und beritten und in Gesellschaft einer Anzahl Araber, welche ebenfalls zu Pferde und mit langen Flinten und Pistolen bewaffnet waren. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen besah Belcazi Alles im Zelte aufmerksam und wurde von uns mit Kaffee und Limonade bewirthet. Am folgenden Abend machten wir ihm unsern Gegenbesuch, wurden sehr höflich empfangen und nach Sitte der jetzigen Tripolitaner anstatt des Kaffee's mit Thee und Scherbet bewirthet. Die Einwohner Mesurata's hatten kaum erfahren, daß sich ein „Tibib" (Arzt) in unserer Gesellschaft befinde, als Leidende und neugierige Gesunde in großer Anzahl herbeiströmten. Herr Campbell that sein Möglichstes, den armen Leuten zu helfen, deren hauptsächlichste Leiden in Augenkrankheiten und Ruhren bestanden. Bei Mesurata fängt die Küste an sich südöstlich zurückzubiegen, um den Busen der großen Syrte zu bilden. Hier ist das Küstenland wüst, so weit das Auge reicht, weder Strauch noch Baum, nicht Haus noch Zelt geben dem Auge einen Ruhepunkt. Ein großer Sumpf zieht sich an der Küste hin, der seicht und stinkend ist und mit dem Meere in Verbindung steht. Dieser Moorgrund ist 40 Meilen lang und 15 breit, eine dicke Salzkruste bedeckt ihn in großen Strecken und bricht oft unter den Hufen des Arabers trügerisch zusammen,

so daß nicht selten Roß und Reiter von ihm verschlungen werden. An andern Stellen tritt der Sand der Wüste an das Meer und des Schiffers Auge unterscheidet mit Noth die Grenze beider Meere. Daher war die große Syrte den alten Seefahrern ein Schrecken, indem ihre Küstenfahrzeuge nicht selten auf Sandbänke geriethen und die herrschenden Nordwinde die Fahrt noch gefährlicher machten. Doch zeugen die vielen Ruinen im Lande von früherer Cultur und regem Leben. Hier in der Syrte standen auch die Altäre der Philäni, von denen uns die Alten Folgendes berichten: Eine Grenzstreitigkeit zwischen Cyrene und Carthago zu schlichten, sollten von beiden Städten zu gleicher Stunde Männer ausgehen, und die Grenzsteine da setzen, wo beide Parteien zusammenstoßen würden. Am Rande der großen Syrte trafen nun die Cyrenäer auf die eilenden Brüder Philäni aus Carthago, doch wollten Erstere sich nur unter der Bedingung die Grenze gefallen lassen, wenn die carthagischen Jünglinge sich lebendig an diesem Orte begraben ließen. Die Brüder brachten der Größe ihres Vaterlandes ihr Leben zum Opfer, und das dankbare Vaterland errichtete ihnen Altäre.

Zwei Tage vor unserer Abreise von Mesurata erhob sich ein starker Sirocco und brachte Myriaden von Heuschrecken mit, welche die Luft in buchstäblichem Sinne verfinsterten. Die Einwohner unterhielten die ganze Nacht hindurch ein fortwährendes Flinten- und Pistolenfeuer, um die Thiere von den Gärten und Feldern abzuhalten. Große Massen schlugen sie todt und sammelten sie korbweise ein, um sie zu verzehren. Eine beträchtliche Anzahl Esel, schwer mit solchen Körben beladen, bedeckten alle Wege nach der Stadt und den benachbarten Dörfern. Trotzdem war die von diesen Insekten hervorgebrachte Verwüstung unermeßlich.

Nachdem wir den obenerwähnten Morast, der zur Regenzeit vom Wasser bedeckt wird und einzelne inselartige Erhöhungen, selbst kleine Oasen einschließt, passirt hatten, trafen wir bei Mahad Hassan zuerst auf die Ruinen von kleinen viereckigen Bauwerken, welche man die ganze Küste bis Derna hin verfolgen kann und eine Art fester Thürme gewesen zu sein schei-

nen. Ueber Giraff hinaus wurde der Anblick des Landes ein wenig freundlicher, wir sahen etwas Weideland und Schaaf- und Ziegenheerden, hier und da auch ein arabisches Zelt. Am willkommensten aber waren die Süßwasserbrunnen bei Zaffran, wo wir uns lagerten und erquickten. Die Umgebungen dieser Stadt, des alten Asna, sind, wenn auch nicht mit Bäumen, doch mit Blumen und Futterkräutern geschmückt, auch wächst hier einiges Getraide und eine Art Crocus, woher der Name der Stadt (Saffran) wohl entstanden ist. Die Bewohner von Zaffran, wie des ganzen Syrtenlandes, sind Beduinen, gastfreie und gutmüthige Leute, welche uns überall herzlich aufnahmen. Anfangs waren sie wohl etwas schüchtern, aber bald näherten sie sich uns voll Zutrauen, untersuchten unsere Kleider, Waffen und Geräthschaften und forschten nach dem Gebrauche derselben. Die wundervollsten Dinge für diese Kinder der Wüste waren der Compaß, das Fernrohr und die Uhr. Trotz ihrer Gastfreiheit verschmähen sie nicht, Reisende, mit welchen sie näher bekannt geworden sind, zu prellen, und machten wir diese Erfahrung mehrmals an unserm edlen Scheich Mohamed el Dubbah. Als wir uns später beim Bey von Bengazi, einem Georgier von Geburt und Schwiegersohn des Pascha, über unsern Führer beschwerten, zuckte er die Achseln und sprach nach einem langen Schweigen nichts aus als das Wort: „Araber!“

Von Zaffran bis Medinet Sultan, dem ehemaligen Sort oder Sert, wird das Land gebirgiger und hat angebaute Thäler. Man sieht hier viele Heerden von Kleinvieh und stößt überall auf Hasen, Brachvögel, Wachteln und Wildenten; Schakals waren hier wie überall unsere steten Begleiter. Hinter Medinet Sultan kamen wir an einen See, der salziges Wasser hat und mit dem Meere in Verbindung steht, er war mit zahlreichen Flamingos und anderen Wasservögeln bedeckt. Der Boden ward nun wieder eben und sumpfig. Während wir hier unsere Zelte aufschlugen, machten sich einige von unsern Pferden los und stürmten von allen Seiten auf unsern Scheich Mohamed el Dubbah ein, welcher so eben auf seiner getreuen Stute uns eingeholt hatte. Er schrie aus Leibeskräften um Hülfe und legte zugleich eine ungewöhnliche Reitergeschicklichkeit an

den Tag, indem er nach allen Seiten schnelle Kreiswendungen machte und von Zeit zu Zeit die Stute ausschlagen ließ. Wir konnten im ersten Augenblicke vor übergroßem Gelächter ihm nicht zu Hülfe kommen, als jedoch die Sache ernsthafter wurde und immer mehr Pferde auf den Dubbah eindrangen, machten wir eine Diversion zu seinen Gunsten und brachten die Thiere in Sicherheit.

Ueber Busaida setzten wir unsern Weg fort und sahen auf einer hohen, weit ins Meer vorspringenden Klippe die Ueberreste eines alten, festen und sehr ansehnlichen Schlosses, Bengerwad genannt, welches aus regelmäßig behauenen Steinen erbaut war. Es ist wahrscheinlich der Thurm Euphrantes des Strabo, die Grenzfeste der Cyrenaeer gegen Carthago, und in dieser Gegend müssen die Altäre der Phyläni gestanden haben. Etwas entfernt hiervon liegen die Brunnen von Hudia (von Hudi, Jude). Die jetzigen Bewohner leiten den Namen vom schlechten Wasser her, das nur für Juden trinkbar sei, doch haben sich hier wahrscheinlich in alten Zeiten die meisten Juden der Pentapolis aufgehalten. Hier hausten noch vor wenigen Jahren die Uled Ali, ein Stamm räuberischer Araber, zum Schrecken der kleinen Karavanen, doch hat der erwähnte Mohamed Bey, ältester Sohn des Pascha, den Stamm durch ein gräßliches Blutbad vertilgt. Della Cella sah noch das Haupt des Scheichs auf einem Pfahl. Bei Hudia ist auch ein merkwürdiger Berg, an welchem überall Gyps zu Tage steht. Den Gipfel bildet eine kegelförmige reine und ebene Masse, die wie Eis aussieht. Sie hat an der Grundfläche an 30 Fuß Durchmesser.

Wir kamen nun über Muktahr nach Sachrin, dem südlichsten Punkte der ganzen Syrtenküste. Bei Muktahr ist die Grenze zwischen den Bezirken Syrt und Barka durch kleine Pfeiler von lockeren Steinen bezeichnet. Das Land gewährt einen so öden und traurigen Anblick, wie gewiß wenige Stellen des Erdbodens. Ueberall nichts als Sand, Sumpf und dürrer Felsen, nirgends eine Spur von Pflanzenleben oder ein menschliches Wesen. Die Stille der Nächte, welche wir in dieser Wüste zubrachten, wurde nicht einmal durch das Geheul unserer

alten Freunde, der Schakals und Hyänen, unterbrochen. Unmittelbar auf das Sumpfland folgte ein fruchtbarer Weideboden und wir gelangten nach Braiga, in dessen Nähe auf einem flachen Vorgebirge die Ruinen der maritimae Stationes des Ptolomaeus, jetzt Tabilba genannt, liegen. Weiter ostwärts, bei Ain Agan zeigte sich eine Insel im Meere, jetzt Gora, früher Goia genannt. Die Küste wendet sich nun nach Norden und wir kamen durch Rhut el Assud, Cercora und Ghimines nach Bengazi, wo wir uns der eingetretenen Regenzeit halber eine Zeit lang aufhalten mußten. Wir hatten auf dieser langen Reise durch die Wüste Gelegenheit, die Dauerhaftigkeit der hiesigen Pferde zu bewundern. Kein europäisches Pferd hätte alle Anstrengungen und Strapazen aushalten können. Unglaublich war die geringe Nahrung, mit der sich diese Thiere begnügten. Wie sehr sie auch von Durst gequält werden mochten, so verschmähten sie doch allzu salziges Wasser, über welches selbst die Menschen begierig herfielen. Hatten sie lange Zeit Durst leiden müssen, so ließen sie auch das Futter stehen und blieben auf diese Weise oft zweimal 24 Stunden ohne Nahrung. In der Regel werden sie überhaupt nur ein Mal des Tages ordentlich gefüttert, gewöhnlich des Abends, bei der Ankunft am Rastplatze. Rührten sie bei dieser Gelegenheit nichts an, so war es fast gewiß, daß sie bis zum nächstfolgenden Abend aushalten würden. Einige Wochen in Bengazi waren hinreichend, den ermatteten Rossen ihre Kräfte vollständig wieder zu geben.

Von Mitte Januar bis Anfangs März dauerte die Regenzeit bei heftigem Winde aus Nord und Nordwest. Die Stadt bot einen jammervollen Anblick; die aus Erde und Steinen schlecht gebauten Häuser weichten auf und stürzten zusammen, die Straßen glichen Bächen und Pfützen, der Marktplatz war ohne Vorräthe, da kein Vieh zur Stadt getrieben werden konnte, auch gingen viel Schafe und Ziegen durch die Witterung zu Grunde. Dabei entstand eine solche Menge Mücken und Fliegen, daß die Beschwerden, welche sie Menschen und Thieren verursachten, kaum auszustehen waren.

So wenig hier die Menschen zur Verschönerung der Stadt thun, so hat Bengazi doch von Natur eine sehr schöne Lage.

Es liegt an der Küste, dicht am Meere, am äußersten Ende einer schönen und fruchtbaren Ebene, die sich von hier bis zum Fuß einer, ungefähr 14 engl. Meilen nach Osten entfernten langen Gebirgskette ausdehnt. Die Stadt hat auch einen für kleine Schiffe sehr guten Hafen, dessen schmale Einfahrt, durch Klippen hinreichend vertheidigt, nur durch Lootsen zu passiren ist. Hier liegt auf alten Trümmern neu errichtet das Schloß des Bey von Bengazi. Doch scheint der hohe Bewohner selbst keine große Zuversicht zur Festigkeit des Schlosses zu hegen, denn er ließ den Capitain eines einlaufenden englischen Schiffes ersuchen, die gewöhnliche Begrüßung durch Kanonenschüsse zu unterlassen, weil das Mauerwerk nicht die heftige Erschütterung ertragen würde!

Die 2000 Einwohner von Bengazi sind fast zur Hälfte Juden, welche den Handel fast ganz in Händen haben und überhaupt fleißiger, reinlicher und gescheiter sind als die Araber. Letztere betrachteten unsere Anwesenheit mit argwöhnischer Aufmerksamkeit, sie sahen uns die Gegend aufzeichnen, alte Mauerwerke untersuchen und abbilden, und glaubten, daß wir nach Schätzen suchten und ihr Land in die Hände der Ungläubigen spielen wollten. Ueberdieß kamen zu jener Zeit böse Nachrichten über den in Griechenland ausgebrochenen Krieg mit der Pforte nach der afrikanischen Küste, und als nun gar einige Wolken am fernen Meereshorizonte vom Pöbel für eine englische oder griechische Flotte angesehen wurden, belagerte man uns förmlich in unserer Wohnung. Schon waren wir zum Kampf auf Leben und Tod gefaßt, da wurde die Täuschung erkannt und wir kamen in besseres Vernehmen mit dem Volke. Unser Arzt Campbell wurde während unsers hiesigen Aufenthaltes von vielen an Ruhr, Leberleiden und Hautkrankheiten Leidenden sehr in Anspruch genommen. Uebrigens war uns die Stadt ein trauriger Aufenthaltsort für die lange Regenzeit; die Kaffeehäuser und Bazars waren zu trostlos. Unsere liebste Gesellschaft war außer dem Consul die unsers Hauswirthes, des Scheich el Belad. Hier fanden sich auch diesem befreundete Araber ein, und wir hatten Gelegenheit, manchen charakteristischen Zug des Volkes kennen zu lernen. So zeigte einmal

einer von uns, als die Rede auf die Schönheit der englischen Frauen kam, das Miniaturbild eines sehr hübschen Mädchens vor. Aber beim ersten Blicke, den die Araber auf das Bildchen warfen, prallten alle vor Scham und Verwirrung zurück. Einer nach dem Andern verhüllte das Gesicht und rief: W' Allah haram („beim Allah, das ist sündlich)!" Des Mädchens Gesicht war nämlich nur von einigen dunkelbraunen Locken beschattet, und nach mohamedanischer Sitte ist schon ein entblößtes Frauenauge anstößig; ein nacktes Gesicht (wie sie sich ausdrückten) war nun vollends abscheulich. Indessen fanden sie sich bald in die europäische Sitte und Scheich Mohamed nahm das Bild mit nach Hause, um es seinen Frauen zu zeigen. Er behielt es drei bis vier Tage.

Bengazi ist höchst wahrscheinlich das alte Berenice oder Hesperis, welches mit den Städten Arsinoe, Ptolemais, Apollonia und Cyrene die Pentapolis (Fünfstadt) bildete. Schon bald nach dem trojanischen Kriege ließ sich ein Haufen Spartaner unter der Anführung des Battus hier in Alt-Cyrenaica nieder und gründete jene 5 Städte, welche durch Ackerbau und Handel schnell empor blühten. Ihre Grenzen dehnten sich bis Aegypten aus und lange kämpften sie gegen die Pharaonen mit abwechselndem Glücke. Später kamen sie zum persischen Reiche, bildeten dann eine Republik, und wurden endlich mit Aegypten vereinigt. Mit diesem theilten sie die späteren Schicksale des römischen Kaiserreiches und der übrigen afrikanischen Nordküste. In keinem Lande der Erde findet man so viel Trümmer der alten Griechen- und Römerzeit beisammen, wie in diesem lieblichen, abgelegenen Theile Afrika's. Wie ein Paradies erhebt es sich mit seinem üppigen Hochlande und dem prangenden Schmuck der Vegetation über die Wüste der Sahara wie über das Meer, und nur die fleißige Hand des Europäers und eine weise Regierung fehlt, um hier die Gärten der Hesperiden in der That hervorzuzaubern, deren Schauplatz die Alten hieher verlegten.

Am 17. April verließen wir endlich Bengazi. Die Bergkette, welche das Hochland von Cyrenaika oder Barca bildet, ist hier vom Meeresufer noch 14 englische Meilen entfernt, sie

nähert sich aber in nördlicher Richtung allmälig dem Ufer immer mehr, bis bei Ptolemata die Entfernung nur noch 1 oder $1^1/_2$ Meilen beträgt. Die Ebene ist fruchtbar, dicht mit Holz und blumigem Gesträuch bedeckt, auf den Abhängen der Berge wachsen Fichten, Wachholder und andere Holzgattungen. Vom Gebirge herab laufen viele Querthäler zum Meere, gleich reich mit Pflanzenwuchs bedeckt. Zuweilen erblickten wir offene Plätze in den Wäldern als Spuren früheren Anbaues, welche mit allerlei Gräsern und vielem Hafer bedeckt sind.

Am dritten Tage erreichten wir die Ueberreste des alten Teuchira, das unter den Ptolomäern Arsinoe, unter den römischen Kaisern Cleopatris genannt wurde. Der alte Name hat aber die späteren überlebt und der heutige Araber nennt den Ort Teuchira und abgekürzt Tocra. Aus alter Zeit ist noch die das ganze Trümmerfeld umgebende Stadtmauer von ungewöhnlicher Festigkeit und Dicke vorhanden. Viereckige Thürme erheben sich auf ihr von Strecke zu Strecke und zwei festgebaute Thore durchbrechen sie. Außerhalb der Mauern erblickt man weitläuftige Steinbrüche und in diesen viele Spuren ehemaliger Gräber. In den Ueberresten einer schönen Kirche sieht man jetzt noch die Spuren des ehedem hier blühenden Christenthums. Durch eine gleich schöne Ebene, die hier aber besser angebaut ist, führt der Weg nach Ptolemata (jetzt Dolmeita), welches von allen Ortschaften dieser Küste die schönste Lage hat und deren Ruinen die ganze Fläche vom Gebirge bis zum Meeresufer einnimmt. Vor der Stadt liegen die Ueberreste eines großen und hohen, in grandiosem Styl erbauten Grabgebäudes, über die Stadt selbst erhebt sich wie ein Triumphbogen ein einzeln stehendes Thor. Außerdem finden sich ein Amphitheater und zwei andere Theater noch ziemlich erhalten, von einem Palaste erblickt man noch den gepflasterten Hof mit drei stehenden Säulen. Oestlich und westlich ist Ptolometa durch Thäler begrenzt, deren wilder und romantischer Charakter viel Aehnlichkeit mit den Thälern Savoyens und der Schweiz hat.

Am 27. April wanderten wir über die große und fruchtbare Ebene Merge (Merdsch) auf der Höhe des Gebirges. Ein

romantisches Thal, an beiden Seiten dicht mit Fichten, Oel- und Lorbeerbäumen bewachsen und erfüllt vom Wohlgeruche blühender Rosen, Myrten und des üppig wuchernden Geißblattes, führt auf die Hochebene, den Mittelpunkt des eigentlichen Barca der Alten. Der Boden dieses Hochthales, — denn von den Seiten ragten höhere Bergspitzen empor, — war mit Weide bedeckt oder angebaut, unter den Bäumen waren einzelne arabische Zelte aufgeschlagen, deren wild aussehende Bewohner uns herzlich empfingen und mit vollen Honigscheiben beschenkten. Weiterhin ward der Weg felsig und holperig und es zeigten sich in der künstlich in den Felsen ausgehauenen Straße viele Spuren von Wagengeleisen, welche vielleicht seit vielen Jahrhunderten nicht befahren sind. In schöne Thäler hinab und dann wieder bergan ging der Weg in mannigfacher Abwechselung, überall sahen wir Bäume und Sträucher in voller Blüthe und eine Unzahl von Blumen verbreiteten den herrlichsten Duft. Doch fand sich auch in großer Zahl eine giftige Doldenpflanze, der wilden Möhre ähnlich, wahrscheinlich das Sylphium oder Laserpitium der Alten, welches auf den cyrenischen Münzen nicht selten vorkommt. Bei dieser schönen Wanderung hatten aber die Pferde auf dem felsigen Boden viel zu leiden. Kurz vor Grenna (Cyrene) verliert sich die Waldung, die Thäler sind mit fruchtbaren Gerstenfeldern und die Höhen mit trefflichen Viehweiden bedeckt. Eine unzählbare Menge von alten Grabmälern, theils in den Felsen gehauen, theils über der Erde errichtet, kündigte die Nähe der Stadt an, alle aber waren geöffnet und zerstört. Viele zeigten im Innern noch Ueberreste von Wandgemälden, welche sowohl in Hinsicht der Zeichnung als des Colorits unter das beste gezählt werden können, was von alter Malerei bis auf uns gekommen ist. An diesen Bauwerken wie an den vielen Büsten und Bildsäulen, welche über die Fläche hin zerstreut liegen, erkennt man leicht das verschiedene Alter ihrer Entstehung. Einfach und geschmackvoll ist die Bauart der früheren Zeit, kleinliche Verzierungen und andere Spuren eines verderbten Geschmacks bezeichnen die Arbeit späterer Jahrhunderte; griechische und römische Bildsäulen unterscheiden sich deutlich nach den Gesichtszügen. Als

wir nach einem mühevollen Tage das alte Cyrene betraten, eilten wir zur berühmten, dem Apollo geweihten Quelle, deren Wasser noch immer frisch und rein, wie vor mehr als zwei tausend Jahren, aus einer Felsengrotte in reichem Strome hervorbricht. Menschen und Thiere erquickten sich an derselben. Die Grotte soll sich tief in das Gebirge hinein fortsetzen, doch hausen dort, nach Versicherung unserer Araber, Zauberer und Geister und hemmen die Schritte des Eindringlings. An dieser Quelle dichtete Kallimachus seine Sinngedichte, Aristipp und Karneades hatten in Cyrene ihr Vaterland. Aus den Trümmerhaufen der alten Stadt, welche die Jahrhunderte mit Erde bedeckten und mit Pflanzen schmückten, erheben sich die Reste einer Wasserleitung, zweier Theater und eines Amphitheaters, so wie eines Dianentempels, auch zeigen sich noch die Spuren einer Rennbahn. Zahlreiche Statuen von mehr als Lebensgröße, trefflich in weißem Marmor ausgeführt, welche halb unter dem Schutte vergraben umher liegen, mögen zu der Sage der Araber von der versteinerten Stadt Anlaß gegeben haben, in welcher man Menschen und Thiere in den verschiedenen Stellungen, wie es ihre Beschäftigungen und Verrichtungen mit sich bringen, versteinert finden soll. Die Unbekanntschaft des Arabers mit der Bildhauerei und dem edleren Theil der Künste überhaupt im Verein mit ihrer lebhaften Phantasie und Märchenliebe läßt für solche Sagen immer Gläubige finden. Cyrene hat eine ganz eigenthümliche Lage auf einer Terrasse des Gebirges. Vom Meere aus steigen Berge 1000 Fuß hoch schroff in die Höhe, ihre Gipfel verlieren sich in eine weite Ebene, welche dem Gebirge zu aufs Neue in die Höhe steigt. Hier an den Absätzen des höheren Gebirges, 1800 Fuß über dem Meere, liegt die Stadt, die Terrassen sind zu ordentlichen Straßen gestaltet und durch in den Felsen gehauene Treppen mit einander verbunden. Auch hier sieht man in den Straßen noch die alten Wagengeleise. In den meist senkrechten Felswänden sind eine Menge Grabgewölbe ausgehauen, deren Eingang mit schönen Portikus geschmückt sind.

Durch hügeliges, zum Theil angebautes und mit Trümmern alter Bauwerke bedecktes Land gelangten wir einen steilen felsigen

Abhang mit Mühe herabkletternd, zum Städtchen **Derna**, dem alten Darnis. Von der alten Stadt sind kaum noch Spuren geblieben, die neue liegt am Ausgange eines breiten Thales auf einer niedrigen Landspitze und ist mit obstreichen Gärten geschmückt. Ein herrlicher Bergstrom nimmt seinen Lauf herab in die Stadt, verbreitet sich durch mehrere Straßen und bewässert die Gärten und Getreidefelder. Zwei andere Quellen, „das Auge von Derna" und „das Auge von Bensura" tragen außerdem zum unerschöpflichen Wasservorrath bei, unter dessen Nahrung die Datteln, Feigen und Granaten, Orangen und Pisang hier trefflich gedeihen und die Weinrebe dem Muselmann, trotz des Propheten und seiner Verbote, ihr feuriges Blut spendet. Auf einem Berge neben der Stadt stehen noch die Ueberreste eines Kastells, welches die Nordamerikaner vor einigen Jahren erbaut, jetzt aber wieder verlassen haben. Obgleich der Aufenthalt in Derna höchst angenehm und gesund ist, so hat doch im vorigen Jahre die Pest aus Aegypten hier fruchtbaren Boden gefunden, und die Seelenzahl der Einwohner von 7000 auf 500 herunter gebracht. Derna ist der Sitz des Bey Mohamed, des unruhigen und unternehmenden Sohnes des Paschas, welcher zwar die räuberischen Beduinen mit Energie bekämpft und gänzlich gedemüthigt hat, aber seiner vielen Grausamkeit wegen so gehaßt, wie gefürchtet ist. Er war bei unserer Ankunft in Derna gerade abwesend, um Tribut einzutreiben, hatte uns aber beim brittischen Viceconsul, einem Juden, gutes Quartier ausgemacht.

Oestlich von Derna liegt an einem großen Meerbusen, welchen am Westende hohe Felsenmassen einfassen, die Stadt **Bomba**, nicht weit von der Grenze von Aegypten. Die Gegend ist unsicher durch räuberische Beduinen, und nach Mecca wallfahrende Pilger wurden hier nicht selten beraubt. Zwar geht der Pilger, in ein abgetragenes schwarzes Gewand gehüllt, mit bloßem Haupt und trägt auf dem Rücken nur einen Schlauch mit Gerstenmehl, aber die Räuber wissen wohl, daß in diesen ärmlichen Kleidern oft der Goldstaub Sudans verborgen steckt. Selbst große Karavanen wurden hier von verwegenen Schaaren

ausgeplündert, doch hat Bey Mohamed dem Unwesen in der letzten Zeit so ziemlich ein Ende gemacht.

Auf unserm Rückwege nach Westen längs der Küste kamen wir durch El Hyera und das herrliche, fruchtbare und wasserreiche Thal (Wady) Elthrun, und sahen sodann nach Uebersteigung des Vorgebirges (Ras) el Hillal die weite Bai von Marsa Suza mit den Ruinen des alten Apollonia vor uns liegen. Das Meer hat hier, wie auf der ganzen Nordküste von Afrika, sichtlich Eingriffe in das Land gethan, und wälzt seine Wogen über eine Menge verfallener Häuser und Tempelruinen hin. Doch ragen, von den Fluthen umspült, noch zwei Thürme der alten Mauer fast unversehrt hervor. Von den vielen Ruinen Apollonia's macht ein ziemlich gut erhaltenes Theater den schönsten Eindruck. Es liegt neben der auf felsiger Anhöhe erbauten Citadelle und lehnt sich mit den aufsteigenden Zuschauersitzen an diese Anhöhe, so daß es jetzt einer ungeheuern prachtvollen Treppe gleicht. Von großen christlichen Kirchen zeigen sich gleichfalls noch deutliche Grundmauern und eine Menge kostbarer Marmorsäulen, aus einem Stück gearbeitet. Da die Art des Marmors, aus welchem die Säulen bestehen, an diesem Theile der Küste nirgends zu finden ist, so müssen jene ehedem aus großer Entfernung, wahrscheinlich von den Küsten des rothen Meeres, hierher geschafft sein, Zeichen der Munificenz und des Reichthums der Gemeinde oder der Erbauer. Um so mehr erfüllt es mit Wehmuth, dieses schöne Land von Völkern bewohnt zu sehen, welche in Trägheit und Unwissenheit dahin leben, unbekannt mit allen Segnungen der Cultur, deren zertrümmerte Reste ihre Füße berühren. Wird einst der Nordrand Afrika's dem Christenthum und einem regeren Geschlechte wieder gewonnen, so wird das waldige Hochland Barcas nicht die kleinste Perle dieses Erdgürtels bilden.

In Bengazi schifften wir am 25. Juli uns ein und gelangten über Malta glücklich in England wieder an.

E.

Die Wüste.

Durch die ganze Breite des nördlichen Afrika, vom atlantischen Ocean bis zum Nilthal erstreckt sich die große Wüste in einer Ausdehnung von 600 Meilen und trennt die Europa zugewandten Länder der Nordküste von der Heimath der Neger.

Einst, ehe die Wogen des Mittelmeeres die Herkulessäulen durchbrachen, und die wild durcheinander gethürmten Berge des Atlas von Europa trennten, deckten Meeresfluthen diese weiten Räume, und die Ungeheuer der See spielten über der Stätte, wo jetzt das Kameel den glühenden Sand durchwandert. Als dann eine mächtige Erderschütterung die Wässer zwang, ihr altes Bett zu verlassen, hinterließen sie nur den salzgeschwängerten Sand und nacktes, der fruchtbaren Dammerde entkleidetes Gestein. Jener füllt den westlichen Theil der Wüste, die Sahēl, und zieht sich zwischen der Mündung des Senegal und dem Cap Bojador in trügerischen Sandbänken tief hinein in den Ocean, dieses durchsetzt in kahlen Felshöhen und öden Steinebenen die östliche Wüste, die eigentliche Sahara, deren Ausläufer sich über das rothe Meer nach Arabien und darüber hinaus bis zu den glücklichen Gefilden Persiens und Hindostans erstrecken.

In der Sahara starren, von tiefen Einschnitten (Wadi's) durchbrochen, die nackten Klippen schroff empor, bald von weißglänzendem Kalkstein, bald von schwarzem Basalt, wie auch die Völker der weißen und schwarzen Farbe sich hier begegnen. Und als ob Alles zu Stein würde in dieser Steinwüste, finden

sich in ihr ganze Wälder von versteinertem Holz, dessen erstarrte Faser zum Theil in Agat verwandelt ist, und die Phantasie des Arabers findet aus ihnen die Reste gescheiterter Schiffe und zersplitterter Mastbäume heraus. Grober Kies und Kieselgestein füllt die Vertiefungen, darüber weht der lose Flugsand und überschreitet vom Winde gejagt alljährlich weiter den grünen Saum der Wüste. Schon liegen Aegyptens riesige Bauwerke halb vergraben im Sande, und das fruchtbare Nilthal sieht die öden Dünen immer weiter hinabschreiten in seine reichen Fluren, schon decket Wüstenei große Strecken zu den Füßen des Atlas, wo vor tausend Jahren Städte und Schlösser, von Gärten und Felder umgeben, prangten. Brunnen und Quellen, selbst Flüsse sind verschüttet, und mächtige Ströme, wie der Senegal haben vor den andringenden Sandfluthen mit ihrem Bette zurückweichen müssen. So strebt die „wandernde Wüste" die benachbarten Länder zu verschlingen und die Einöde zu vergrößern, welche schon jetzt einen Raum fast von der Größe Europas einnimmt.

Trostlose Leere, Dürre und Hitze ist der vorherrschende Charakter der Wüste. Im beweglichen Sande, wie auf dem kahlen Gestein keimt nicht das Samenkorn, die Thiere fliehen die Stätte des Todes und nur der Mensch durcheilt in großen Zügen die schweigenden Räume. Aus der ewigen Bläue des Himmels strahlen in ungebrochener Kraft die Gluthen der Sonne. Heiße Luftströme steigen vom Boden auf und scheuchen die Wolken zurück. Selbst die tropischen Regen besuchen nur selten und unregelmäßig die Einöde, und zuweilen wird in Jahresfrist der durstige Boden nicht einmal getränkt.

Aber in diesem Sandoceane, den der Araber bezeichnend bahr billa ma (Meer ohne Wasser) nennt, finden sich zerstreut, wie die Flecken auf der gelben Haut des Panthers, einzelne grüne Inseln „Oasen," wo Palmen ragen und der Mensch seine Hütten gebaut hat. Wasser ist der Zauber, der in der ödesten Wüste das Leben weckt. Unter den Thon- und Mergelschichten, welche den rothen Sand über sich tragen, fließt an manchen Orten, vom hydrostatischen Druck gespannt, ein Reichthum von Wasser, dessen Rieseln zuweilen das Ohr des Lauschers, an den Boden gedrückt, vernehmen kann. Wo die Oberfläche der Wüste

sich diesem „unterirdischen Meere" (bahr el tôht) nähert, — und es finden sich Senkungen bis unter das Niveau des Mittelländischen Meeres — da gelangen die Wurzeln der Pflanzen zu ihrer Nahrung und die Brunnen werden in geringer Tiefe mit Wasser gespeist. An andern Stellen kommt ein Quell am Fuße der Felsengebirge oder weithingestreckter Hochebenen zu Tage und bezeichnet seinen kurzen Lauf durch erquickendes Grün. Doch kennen wir im Innern der Wüste nur wenige dieser Fruchtinseln. Zahlreicher schmücken sie die Ufer des Sandmeeres, wo benachbarte Waldgebirge, wie die Kette des Atlas, oder der Ocean des Wassers Wolken und Dünste sammeln und ihnen häufiger zusenden, wo kleinere Flüsse zur Wüste hinabströmen, bis sie im Sande versiegen, und große Ströme wie der Senegal, Dioliba und Nil an ihrem Saume hinstreifend, weithin mit dem Grundwasser den Sand durchdringen, so daß die Kameele schon in der Entfernung mehrerer Tagereisen die Nähe der Fluthen wittern.

Auf die Oasen beschränkt sich fast Alles, was die Wüste an lebendigen Wesen besitzt, und was umherschweift in der leeren Einöde, kehrt immer wieder zu ihren Brunnen zurück. Hier ragt die Dattelpalme, der eigentliche Lebensbaum der Wüste, deren Fülle von nahrhaften und wohlschmeckenden Früchten Thiere und Menschen ernährt. Oase und Dattel scheinen unzertrennlich, wie jene nicht bewohnbar wäre, ohne diese, so gelangt letztere auch nur dort zur vollkommenen Ausbildung. Weder südlich noch nördlich von der Wüste gedeiht die Frucht, wenn auch der Baum mächtig emporschießt. Statt der Dattelpalme erscheint im südlichen Theile der Sahara die schöne Dum- oder thebaische Palme mit verzweigtem Stamm. Auch der Mannastrauch, einst der Trost der Israeliten in der arabischen Wüste, findet sich hier in der afrikanischen. Dornen und Disteln, welche nur die kräftigen Kiefer der Kameele zermalmen können, so wie eine Art Gras, welches nach einigen Regentagen schnell emporschießt, erstrecken sich über die Fruchtgrenzen der Oasen in die Wüste hinein. Um die Quellen der Oase sammeln sich die wenigen Arten der Thiere, welche hier ihr Leben fristen können, Raben und carthagische Hühner, Haselmäuse, Springhasen und wilde Esel, und Schakal

und Hyäne umkreisen sie Nachts mit heiserem Gebell. Nur den flüchtigsten Thieren, dem Strauß, „der mit den Füßen fliegt und mit den Flügeln rudert,“ und der zierlichen Gazelle begegnet in der Todtenstille der Wüste das Sausen des Windes und der Karavanenzug.

Hier strebt auch der Mensch im Schweiße seines Angesichts dem Wüstenboden durch Fleiß und Ausdauer abzuringen, was die Natur nicht freiwillig spendet. Wenige von den Oasen sind so reich mit Feuchtigkeit versehen, daß Weizen oder Gerste gebaut werden kann, die meisten zeigen nur Dattelwälder und kleine Gärten, in welchen einige Südfrüchte und etwas Gemüse durch fortwährende mühsame Bewässerung erzielt werden. Städte mit Mauern und Gräben erheben sich innerhalb der Dattelwälder, und neben dem Gartenbau herrscht reger Gewerbefleiß. Im weiteren Umkreise aber lagern die Wandervölker mit ihren Heerden, welche von Oase zu Oase ziehend in der trocknen Jahreszeit die benachbarten Gebirgswaldungen aufsuchen. Andere Wüstenbewohner leben vom Handel, sie bringen Gold, Elfenbein und Straußfedern, so wie den schwarzen Menschen selbst aus Sudan nach der nördlichen Küste und tauschen dafür die Erzeugnisse europäischer Cultur wieder ein. Auch bietet ihnen das Salz ihrer Wüste, das oft in großen Salzfeldern auf dem Erdboden meilenweit zu Tage liegt, bald aus Salzteichen inselartig herauskrystallisirt, ein vielgesuchtes Austauschungsmittel. Noch Andere begleiten die Karavanen als Führer der Sicherheitswache oder leben vom Raube.

Die meisten der Wüstenvölker stehen sich feindlich gegenüber. Daher kann der Reisende, welchen der Drang des Wissens oder lockender Gewinn durch die Wüste treibt, nicht eigener Kraft vertrauen, sondern ist gezwungen, der Masse sich anzuschließen. In ungeheuren Schaaren sammeln sich an den Ausgangspunkten der Wüste die Karavanen (Kaffilahs, Koffles) und ziehen von Nord nach Süd und von West nach Ost seit Beginn des menschlichen Verkehrs dieselben, durch Naturnothwendigkeit ihnen vorgeschriebenen Straßen. Denn in dieser Oede, wo alles beweglich ist, gleich den Wogen des Oceans, der Sand wie die räuberischen Wandervölker, bilden die Oasen und die hie und

da zerstreuten Brunnen und Wasserplätze die unveränderlichen Hafenplätze. Aber dennoch würde die Wüste ewig einsam bleiben, wenn nicht das Kameel, das „Schiff der Wüste," dem Menschen als treuer Begleiter gegeben wäre. Es vermag viele Tage dem Durst zu widerstehen und nimmt vorlieb mit dem schlechtesten Futter. Sein Gebiß ist so stark, daß es das holzige Gestrüpp der Wüste zu zermalmen vermag. Seine ungestalten Füße, eigens für die Wüste geschaffen, tragen es durch den heißesten Sand, wie über die steilsten Felsenabhänge. Sein Unterhalt kostet sechsmal weniger, als der des Maulthieres und es trägt bedeutend größere Lasten, als jenes. Dabei reicht es dem mäßigen Wüstenbewohner seinen schönsten Labetrunk, die Milch, welche nebst Datteln oft wochenlang die einzige Nahrung desselben ausmacht und selbst das Pferd der Wüste allein ernährt. Beladen geht das Kameel langsamer, als das Pferd, aber ohne Gepäck trägt es den Reiter in raschem Trabe dahin. Es giebt eine Art Dromedare, hoch geschätzt unter den Völkern der Wüste, welches zu Courierreisen gebraucht wird und in einem Trabe 40—60 Stunden zurücklegen kann. Es heißt El Heirie, in Algier Mehari, Eilkameel. Der Araber, welcher darauf reitet, muß Lenden, Brust und Ohren umbinden, damit die erhitzte Luft, welche er gleich einem Pfeil durchfliegt, ihn nicht betäubt. Versehen mit einem Wasserschlauch aus Ziegenfell (Bakull), einem Krug von porösem Thon, einigen Datteln und einer Hand voll Gerste eilt der Wüstenreiter in einer Woche von Timbuctu nach Tafileth, während für denselben Weg eine Karavane 50 Reise- und 75 Ruhetage braucht. „Wenn du einem El Heirie begegnest," sagt der Araber, „so rufe eilends seinem Reiter Salem Aleik zu; ehe er dir Aleik Salem geantwortet hat, werden ihn deine Augen nicht mehr sehen, denn sein Thier flieht wie der Wind."

In großen Schaaren, mit Kameelen und Maulthieren reichlich versehen, sammeln sich die Kaufleute in den Grenzstädten der Wüste. Hier hat jede bedeutendere Stadt ihr Fonduk oder Karavanserai, sowohl Herberge, wie Waarenniederlage und Sammelplatz für die abgehenden und ankommenden Karavanen, und die Vorsteher der Maulthier- und Kameeltreiber setzen hier den Abgang kleinerer Reisezüge, je nach dem Bedürfniß

fest. Nach den wichtigeren Städten gehen regelmäßige Karavanen zu bestimmten Zeiten ab. Ist der Tag des Aufbruchs gekommen, so stellen sich die erfahrensten Kameel- und Maulthiertreiber, welche schon oft die Reise gemacht haben und jedes Fleckchen mit Vegetation, jeden Brunnen genau kennen, an die Spitze, und unter dem Geleite von Arabern, Mauren oder Tuariks, durch deren Land die Kaffilah zieht, betreten die Reisenden wohlgemuth die Wüste.

Die Länge einer Tagereise richtet sich nach den Lagerplätzen; gewöhnlich beträgt sie 4—5 Meilen, dehnt sich aber auch in wasserarmen oder durch Räuber unsicher gemachten Gegenden auf 8 Meilen aus. Zuweilen, bei großer Hitze, wird bei Tage gerastet und in der Nacht die Reise nach der Leitung des Polarsterns fortgesetzt. Gewöhnlich aber bricht die Karavane mit dem Dämmern des Morgens auf und rastet zur Zeit des 'Asr (Nachmittaggebetes), wenn irgend die Gegend es gestattet, an einer Anhöhe, am liebsten an einem Brunnen. Geschäftig bereiten die Reisenden dann bei dem Feuer des getrockneten Kameelmistes ihr Mahl, verrichten ihre Gebete und bedienen sich bei den vorgeschriebenen Waschungen des Sandes statt des Wassers. Und wenn über die lautlose Stille der Wüste die Nacht sich lagert mit den in der ewig klaren und trockenen Atmosphäre hell funkelnden Sternen, dann sammeln sich die gläubigen Jünger des Propheten und lauschen den Worten des Märchenerzählers und hören die altbekannten, phantasiereichen Erzählungen von Sindbad dem Seefahrer und Aladdins Zauberlampe mit immer neuem Vergnügen. Auch stimmen sie abwechselnd Gesänge an, dreistimmig in schwermüthigen, aber gefälligen Weisen. Später legt sich ein Jeder zum Schlummer in seinem Zelte nieder, und in der Todtenstille ringsum vernimmt das geschärfte Gehör das Wiederkäuen der Kameele und das Schnarchen der Schlafenden in entfernten Zelten, und hört den geschäftigen Käfer (Scarabaeus sacer) am Boden die feuchten Kugeln rollen, dem Aegypter einst ein heiliges Sinnbild des Weltschöpfers. So verfließt ein Tag, wie der andere, bis einige Raben oder Krähen, die tröstenden Boten des Propheten, gleich wie auf dem Ocean des Wassers die Nähe der Inseln, so hier

in dem Sandocean die Quelle verkünden und am Horizont die Wipfel der königlichen Palmen auftauchen. Dann eilt Alles mit raschem Schritt dem Wasser zu und Menschen und Thiere löschen ihren Durst in langen Zügen, als ob sie nimmer aufhören wollten. Am Brunnen wird einige Tage gerastet, in größeren Oasen verweilt man wochenlang und handelt und tauscht mit seinen Waaren. Reisende gehen ab nach anderen Richtungen, neue Gesellschaften stoßen zu, bis Alles zum neuen Aufbruch gerüstet ist. So fehlt es auch in der Wüste nicht an Unterhaltung, und ihre Schrecken sind zu ertragen, wenn kein Unfall die Reise stört. Aber um den kleinen, langersehnten Brunnen lagert vielleicht, soeben angelangt, eine andere Karavane, und blutiger Kampf entspinnt sich unter den Verschmachtenden; oder räuberische Stämme überfallen die schwach beschützte Kaffilah, morden und plündern. Größer noch sind die Schrecken der Natur, wenn der Orcan der Wüste, der feuerathmende Samum oder der giftige Chamsim daher fahren. Letzterer ist elektrischer Natur und weht meist aus Süd oder Südost. Er hält nicht lange an, hinterläßt aber eine drückende trockene Schwüle von 38 bis 40° R. im Schatten. Zuerst erscheinen am Horizont dichte schwarze Wolken, ihnen folgen feuerrothe, wie Brandwolken aus einer Stadt aufsteigend. Ein fahles, röthlichgelbes Licht verbreitet sich, drückende Hitze folgt. Noch herrscht Windstille und ängstliche Ruhe, Thiere und Menschen verbergen sich. Aber bald hört man dumpfes Brausen und Knistern, tief am Boden wälzen sich die Wolken heran, und im Augenblicke ist der Sturm da in rasender Wuth mit einem Meere von Sand und Staub. Der Athem wird schwer, Thiere und Menschen taumeln umher, ihre Sinne verwirren sich und das Blut steigt zum Gehirn. Nicht selten erfolgt Schlagfluß und Tod.

Der Samum ist ein gewöhnlicher Orcan, aber durch die Hitze des Wüstenbodens, über den er hinbraust und die Wogen von glühendem Sand, die er mit sich führt, gefährlich und im höchsten Grade peinigend. Die Thiere werden wild, werfen ihre Ladung ab, der Mensch wird verwirrt, wie bei heftigen Schneestürmen auf hohen Bergen, er findet sich nicht mehr zu-

recht, ermattet und erliegt im Kampfe mit Hitze, Sand und Sturm. Bis auf hundert Meilen ins Meer hinein ist der Samum fühlbar und bedeckt mit dem feinen rothgelben Sand der Wüste die Segel und das Verdeck der Schiffe. Der Boden der Wüste aber gleicht bei heftigem Sturm den Wogen des Meeres; hohe Sandwellen kommen und verschwinden und hängen sich an jeden hervorragenden Gegenstand, und die Karavanen müssen eilig aufbrechen trotz des fürchterlichen Unwetters, um nicht im Sande begraben zu werden. Lange Tage weht oft der Samum, wenn gleich nicht mit derselben Stärke, das Wasser in den getheerten Ziegenschläuchen wird stinkend und versiegt zuletzt ganz, und die verschmachtenden Reisenden bieten dann wohl vergebens Hunderte von Dollars für einen einzigen Trunk faulen Wassers! Kommen sie endlich zu einer der Oasenquellen voller Freude baldiger Erlösung, so finden sie vielleicht den Brunnen versiegt, und sehen dem gräßlichsten Tode entgegen. So fand im Jahre 1805 eine Kaffilah, welche sich von Timbuctu nach Tafileth begab, die Quelle vertrocknet, worauf sie gerechnet hatte, 2000 Menschen und 1800 Kameele starben vor Durst! Daher die Haufen und Reihen bleichender Gebeine und ausgedorrter Leichen von Menschen und Thieren, welche die Wüstenwege bezeichnen, daher die unheimliche Begleitung durch Geier hoch oben in der Luft, welche ihres Schmauses harren.

Zuweilen sehen die verdurstenden Wanderer aus dem röthlichen Dunste des Horizonts plötzlich Wasserspiegel blinken, um welche Palmen sich wiegen und Schlösser ragen. Der frische Anblick bringt neues Leben in die ermatteten Glieder, schon fühlt man die nahe Erlösung. Aber der erfahrene Wüstenpilger seufzt schwermüthig und gedenkt, wie oft das „Wasser des Satans" ihn getäuscht hat. Fort stürmt die Karavane, den Lebensquell zu erreichen, aber er weicht tückisch zurück und endlich zerrinnen See und Palmen und Schlösser spurlos in die leere Oede. So täuscht die Wüste durch trügerische Bilder (fata morgana, mirage) die armen Reisenden und steigert das Grausen, von dem die Seele in ihr erfüllt wird. Mitunter sind es fernliegende Oasen, welche durch eine Brechung der

Lichtstrahlen dem Auge näher gerückt erscheinen, oft ist es nur der flimmernde Dunst, welcher gleich dem Abendnebel tiefliegender Wiesenstrecken aus der Ferne einer Wasserfläche gleicht.

Eine besondere Art von Karavanen, bei der sich ein religiöser Zweck mit dem Handel verbindet, ist die unter dem Namen Rakeb bekannte große Meccakaravane. Sie führt den gläubigen Moslem zum Grabe des Propheten und bringt ihm, außer dem Erwerb der dabei betriebenen Handelsgeschäfte, auch den ehrenvollen Titel eines Hadschi (Pilger, Heiliger) ein, den er nach der Zurückkunft seinem Namen vorsetzt. Die Rakeb folgt dem Datum des mohamedanischen Kalenders, während die Kaffilahs sich nach den Jahreszeiten richten. Der mohamedanische Kalender kennt bekanntlich nur ein Mondjahr von 354 oder 355 Tagen, und derselbe Monat fällt daher nach und nach in alle Jahreszeiten. Am zweiten Tage des Monats Redscheb, des zweiten vor dem Rhamadan oder Fastenmonat, bricht die Rakeb alljährlich von Fez und von Tafileth abwechselnd auf und wird von dem Scheich el Rakeb befehligt. Diese Würde ist gesetzlich an die Familie der Scheriffs oder Abkömmlinge Muhameds gebunden, zu der das herrschende Haus in Marocco gehört, und gewöhnlich wird einer der Verwandten des Kaisers damit bekleidet. Von zahlreicher Leibwache begleitet setzt sich der Scheich unter kriegerischer Musik und mit fliegenden Fahnen an die Spitze des Zuges und führt die Pilger ihre lange Straße zwischen der Wüste und dem Tell durch die zahlreichen Oasen des Dscherid, durch das Küstenland von Tripolis nach Cairo, wo die Pilger aus Aegypten und den oberen Ländern des Nil sich anschließen, und weiter über die Landenge Suez nach Mecca. Unabänderlich sind seit Jahrhunderten die Ortschaften festgesetzt, welche die Karavane durchzieht, die Plätze, wo sie rastet und die Tage ihres Aufenthaltes, so daß sie mit den Meccakaravanen aus Syrien und von Bagdad an ein und demselben Tage (dem Aïd el Kebir d. h. dem großen Feste) in Mecca eintrifft. Es ist dieses der Tag, an welchem Muhamed von Mecca nach Medina flüchtete und von dem die Anhänger des Propheten ihre Zeitrechnung beginnen. Unterwegs bringt die Rakeb reges Leben in die Gegenden, welche sie berührt. Da der Tag ihrer

Ankunft an jedem Orte im Voraus bekannt ist, so warten die Bewohner der benachbarten Ortschaften schon mit ihren Früchten und Lebensmitteln und tauschen von den pilgernden Kaufleuten dafür ihre Bedürfnisse ein. Lagert die Karavane in der Wüste, oder in menschenleeren Gegenden, so eröffnen die Pilger unter sich einen Tauschhandel, die Procession wird zum Bazar, die Nakeb zur wandernden Stadt. Nur der Handelsgeist unterhält die fromme Pietät für das Grab des Propheten. Um Ordnung im anschwellenden Zuge zu erhalten, der beim Eintritt in die Algierische Sahara schon gegen 8000 Personen zählt, wird die Gerechtigkeitspflege durch einen Kadi streng geübt, welcher jeden Tag zu Gericht sitzt. Seine Gerichtsbarkeit beschränkt sich aber nicht auf die Pilger, sondern sobald das Lager aufgeschlagen ist, kommen die Bewohner der benachbarten Ortschaften, selbst ganze Stämme und tragen ihm ihre Streitigkeiten vor. Der alte Weg der Meccakaravane geht von Fez oder Tafileth nach El Aruat, Sidi Okba in Algerien, Tozer, Tagius, Gabes im Tunesischen, Tripolis, Mesurata, Bengazi, Cairo. In neuerer Zeit verlassen aber viele Pilger im Tunesischen den Landweg und schiffen sich auf Dampfschiffen nach Alexandrien ein. Sie vermeiden dadurch den gefährlichen Weg von Tripolis nach Aegypten, wo räuberische Araberstämme, die Heiligkeit der Nakeb nicht achtend, nicht selten Verwirrung und Wehklagen in die Reihen der frommen Pilger bringen.

Einer anderen Art von Karavanen ist noch zu gedenken, der Nedscha's, oder der Wanderung ganzer Volksstämme durch die Wüste. Diese bieten das bunteste Leben. Das Gebell der Hunde, das Geschrei der großen und kleinen Kinder, das Blöken der Schafe, das Krähen der Hähne, das Rufen und Schreien der Menschen auf einander, all dieser Lärm im wandernden Dorfe mitten in der schweigenden Wüste gewähren dem Reisenden, welcher sich an eine Nedscha anschließt, die mannigfaltigste Zerstreuung. Aber plötzlich verstummt die geschäftige Menge. Fern am Wüstenhorizont hat man einen andern Stamm erblickt. Die Reihen schließen sich eng an einander, die Männer halten ihre Waffen bereit. Aengstliche Vermuthungen werden laut. Sind es Freunde? Sind es Feinde?

Endlich kommen beide Karavanen einander nahe und halten still. Wer seid Ihr? Erkennen sich befreundete, so grüßen sie Es Salem Aleikum und von drüben Aleikum es Salem, und setzen ruhig ihre Reise fort. Sind es aber feindliche Stämme — und bei diesen heißblütigen Kindern der Wüste vererbt sich Haß und Verfolgung selbst innerhalb eines Stammes bis ins 5. und 6. Glied — so regnet es Schimpfreden und Flintenschüsse. Geht dann die Sonne unter, so hört nach des Propheten Gebot jeglicher Kampf auf und die schwächere Schaar benutzt die Nacht, um das Feld zu räumen. Sind aber die Kräfte und die Kampflust gleich, so beginnt am Morgen der Kampf aufs Neue, der dann blutig ist und mit wilder Rohheit geführt wird. Hier giebt es nicht Sclaven zu erbeuten. Hat der Beduine sich seines Feindes lebend bemächtigt, so schneidet er ihm ohne Barmherzigkeit den Kopf ab und übergiebt denselben noch blutend seinen Weibern, welche ihn mit Schmähungen und Mißhandlungen überhäufen. Nur die Marabuts, die Schmiede und die Juden kommen mit dem Leben davon, erstere aus Achtung, die beiden letzteren aus Verachtung. Was den Schmieden die bürgerliche Ehre entzogen hat, ist nicht bekannt; aber wer sich rettungslos verloren sieht, hat nur nöthig, die Kapuze seines Burnus über den Kopf zu ziehen und mit den Armen die Bewegungen des Schmiedens zu machen. Sein Leben ist gerettet, aber sein Name beschimpft.

Betrachten wir nach diesen allgemeinen Blicken auf das Leben und Treiben der Wüste einzelne Theile derselben näher, welche aus dem größtentheils herrschenden Dunkel durch Reisende mehr oder weniger erhellt hervortreten. Der westliche Theil der Wüste (Sahel) ist im Allgemeinen wasserleerer als die eigentliche Sahara. Während in letzterer zahlreiche Quellen sich finden und wenige Fuß unter der Oberfläche beim Nachgraben das Wasser sich sammelt, tritt es im Sahel nirgends sprudelnd zu Tage und die Brunnen müssen oft über hundert Fuß tief hinabgeführt werden. In Ermangelung von Steinen werden sie mit Kameelknochen ausgemauert und mit Häuten bedeckt, worüber sich oft mehrere Fuß hoch der Flugsand lagert.

Doch wissen die Karavanenführer sie geschickt wieder aufzufinden und vom Sande zu befreien.

In ihren besten Schmuck kleidet sich die Sahel-Wüste an ihrem Nordrande, wo von den Abhängen des Atlasgebirges herab zahlreiche Flüsse ihr zuströmen und die Wolken, welche sich auf den bewaldeten Bergen sammeln, aus ihrem Schooße zuweilen die Dürre tränken. Hier erstreckt sich in weitem Bogen vom südlichen Marocco bis zum vulkanischen Gharian-gebirge in Tripolis ein breiter Gürtel, den die wechselnden Glieder von Wüste und Oasenland bilden. Ein Reichthum von Dattelbäumen schmückt diesen Landstrich und hat ihm den Namen Biled ul Dscherid (Biledulgerid) oder Dattelland gegeben. Der westliche Theil der Oasenkette, welche mit Tafileth beginnt, ist noch zu wenig bekannt, der mittlere, die sogenannte Algierische Sahara, zieht sich weit nördlich in die Provinz Constantine hinein. Hier bildet, nicht weit von den Pässen, welche durch die südlichste Atlaskette aus dem Tell zur Wüste führen, die Oase der Ziban (Mehrheit von Zab) mit den Ortschaften Tolga, Zaatscha, Sidi Ocba und Biscara einen wahren Oasen-Archipel, südlich davon liegt die Oase Wadi-Rir mit Tuggurth, und am weitesten in der Wüste die Oase der Beni Mezab und Wargla. Zu Tunis zählt der Oasenkranz um den Pharonischen See, das eigentliche Dscherid, und das Land Suf südlich davon. Weiterhin schließt die Tripolitanische Oase Ghadames nach Osten das Dattelland. Man unterscheidet von bewohnten und bebauten Landstrecken die Fiafi's, Oasen mit Städten, durch Haine von Palmen und Obstbäumen gegen Sonne und Samum geschützt, und die Kifar's, grüne Weiden, welche wenigstens die Regenzeit in üppiges Grün kleidet. Die ganz wüsten Strecken heißen Falats. In den Fiafi's wohnt ein fleißiges Geschlecht, deren Gärten im Schmucke der Granaten, Pfirsich- und Feigenbäume prangen und von Landhäusern eingefaßt sind. Aber nur die größte Ausdauer hat dem Boden mühsam seinen Tribut abgerungen. So sind im Oasenlande Suf die Gärten tief ausgegraben, um dem Grundwasser näher zu kommen, hohe Wälle umgeben sie, und der Wüstensand, den die Winde über alle Schranken hineinwehen, muß täglich hinaus-

getragen werden. Selbst die Datteln erfordern anhaltende Pflege. Um sie zu pflanzen, werden Löcher bis 30 Fuß tief in den Boden gegraben, und die jungen Bäume werden täglich begossen. Wo sich nicht männliche Bäume finden, — denn die Dattelpalmen sind getrennten Geschlechtes — wird der Samenstaub oft aus weiter Ferne herbeigeholt und die weibliche Blüthe künstlich befruchtet. Die Bewässerung geschieht in den Oasen nach strenger Ordnung. Aus den Brunnen wird durch Schöpfräder das Wasser in Bassins gehoben und durch Gypsrinnen nach den verschiedenen Gärten geleitet, und damit Niemand einen Vorzug vor dem Anderen erhalte, wird nach der Sand- oder Wasseruhr die Zeit bestimmt, wie lange ein Jeder das Wasser auf sein Grundstück leiten darf. Auch sind den Wüstenbewohnern schon seit uralter Zeit die artesischen Brunnen bekannt, um das unterirdische Wasser zu heben. So wie man in den ägyptischen Oasen zahlreiche Spuren von artesischen Bohrlöchern und die Ueberreste großartiger Reservoirs und unterirdischer Kanäle gefunden hat, so berichtet auch von der algierischen Oase Tuggurth schon der Reisende Schaw im vorigen Jahrhundert, daß man der Natur dort durch Bohrungen entgegenkomme. Neuerdings haben sorgfältige Untersuchungen der Franzosen zwischen Biscara und Tuggurth gezeigt, daß sich durch den Erdbohrer die Zahl der Oasen in diesem tiefliegenden Theil der Wüste, selbst in den „Falats" nach Belieben vermehren lasse und oft drang nach der Durchbohrung der Thon- oder Mergelschicht das Wasser mit solcher Gewalt hervor, daß die Arbeiter sich nur durch die rascheste Flucht vor den Fluthen retten konnten. Bekannt ist der Ausspruch des kundigen Lamoriciere, daß man die Wüste durch die Sonde, nicht durch das Schwert erobern müsse.

Wie schwer es in der That ist, mit gewaffneter Hand als Eroberer in die Oasen zu dringen, haben die Franzosen erst kürzlich (im October 1849) erfahren, als sie das Oasendorf Zaatscha von nicht mehr als 180 bis 200 Einwohnern erobern wollten. Nur durch eine Armee von 11,000 Mann und schweres Belagerungsgeschütz erreichten sie nach langen Kämpfen ihren Zweck, doch mußten sie jedes einzelne Haus erobern und

die Vertheidiger fielen bis auf den letzten Mann, indem sie den Tod der Knechtschaft vorzogen. Am südlichsten von den Algierischen Oasen liegt Wargla in einem Walde von Dattelbäumen, am Abhang des Berges Schalet el Mehal. Das Land ist durch den Wad el Mia (Fluß der 100, weil 100 kleine Flüsse ihn bilden) im Winter reich bewässert; im Sommer ist das Flußbett leer, doch findet man beim Nachgraben immer Wasser. Die Stadt ist durch Mauern und 40 Forts gut befestigt und wird von arabischen und berberischen Familien bewohnt. Erstere sind die Aristokraten und nennen sich selbst El Haras (Leute des Stammes). Sie bilden die Dschemman (Versammlung der Notabeln) und setzen den Sultan nach Belieben ein und ab. Letztere Procedur geschieht sehr geräuschlos. Bei dem Apell, welcher alle Tage vor dem Hause des Sultans stattfindet, giebt ein Mitglied der Dschemman den Musikern ein Zeichen, zu schweigen, und erklärt dadurch das Sultanat für erledigt. Gegenwärtig ist kein neuer Sultan eingesetzt, und die Aristokraten regieren allein. Die berberische Bevölkerung gehört zum Stamme der Mozab, in Algier Mozabiten genannt, die in der ganzen Regentschaft als thätige Händler und Arbeiter bekannt sind. Sie werden von den Aristokraten verächtlich El Khelatin (die Verlassenen) genannt. Südwestlich von Tripolis am Abhang des Ghariangebirges liegt die Oase Ghadames, der Knotenpunkt der Karavanenzüge von Tripolis und Tunis nach Marocco, Timbuctu und Fezzan. Die Stadt besteht aus sechs Quartieren der Berberbevölkerung, ein siebentes bildet die Vorstadt und gehört einem arabischen Stamme. Diese sind die Kameeltreiber und Beschützer der Kaufleute der Stadt, welche wenig Muth besitzen. Die Vertheilung des Wassers aus dem Hauptbassin geschieht nach einer Wasseruhr. Ein kupferner Eimer hängt unter der Kuppel, mit welcher das Bassin überbaut ist, und entleert durch ein Loch in einer bestimmten Zeit sein Wasser. Nach diesem Zeitmaß richtet sich die Bewässerung von je 5 Grundstücken aus einem der 5 Hauptkanäle des Bassins.

Auf den Kifars, um die Oasen herum ziehen in der nassen Jahreszeit die Beduinen-Araber mit ihren Heerden und führen

ein patriarchalisches Nomadenleben, wie zu den Zeiten Abrahams und Hiobs, bis die Sonne des afrikanischen Sommers den Boden dürrt und das Gras versengt. Dann eilen sie den Schluchten des Atlas zu und suchen ihre schon lange behaupteten Weiden auf. Stamm drängt sich dann an Stamm, und keine größere Freude, als wenn Krieg oder Pest einen dort einheimischen Stamm vernichtet hat, und die neuen Ankömmlinge sich über das verlassene Thal ausdehnen können. Daher frohlocken die Araber der Wüste, wenn sie die Heuschreckenschwärme ihren Weg nach Norden nehmen sehen, da in deren Gefolge durch die Ausdünstungen der Milliarden Insektenleichen nicht selten die Pest ausbricht und ganze Gegenden entvölkert, und sie nennen in selbstsüchtiger Verblendung diese Geißel des Menschengeschlechtes Elk-here, den Segen.

Den westlichen Rand der Wüste, wo der Ocean des Sandes und des Wassers in kaum wahrnehmbarer Grenze sich vereinigen, bewohnen von der Südgrenze Maroccos bis zu den Ufern des Senegal und Dioliba die Mauren und Monselmins, ein christenfeindliches, fanatisches Volk, von berberischer Abkunft. Inmitten der weißen und schwarzen Race bilden sie den Uebergang beider und haben deren Laster in sich aufgenommen, ohne ihre Tugenden zu besitzen. Aber freiheitslustig und herrschgierig haben sie dort der Oberherrschaft des Kaisers von Marocco sich entzogen und bedrücken hier die arglosen Kinder von Hams Geschlecht. Sie bebauen den Boden emsig, so weit er Cultur zuläßt, pflegen ihre Heerden und handeln mit dem Salz und dem köstlichen Gummi ihrer Wälder, welche sich östlich von Portendik am rechten Ufer des Senegal ausdehnen. Nach der Gummiernte ziehen sie sich nach Hoden (oder El Waden), Tischit, Arauan und anderen uns unbekannten Oasen zurück, um ihre Datteln zu pflegen und ihre Gerstenfelder zu bebauen. Doch ihre höchste Freude ist, wenn ein Schiff der Ungläubigen, vom Wogenschlag und der kreisenden Meeresströmung getrieben, an ihre tückische Küste geräth, und die Schiffer, geblendet von der mit Sandtheilchen erfüllten Luft, die weit hinaus in den Ocean wie ein weißer Nebel reicht, sich plötzlich im wogenden Flugsand gefangen sehen, während sie noch auf offener See sich

zu schaukeln wähnen. Dann strömt Groß und Klein herbei und preist Allah für seine Güte. Was das Schiff birgt von Gütern aller Art, wird als gute Prise betrachtet, die Mannschaft aber, so fern sie aus Ungläubigen besteht, in die Sclaverei geführt. Wenigen gelingt es, dem Tode durch Hunger oder Mißhandlungen zu entkommen, denn die Mauren dieser Küste sind Strenggläubige und wähnen, daß ihr Gott ein besonderes Gefallen an den Qualen der Ungläubigen habe.

Südlich von den Oasen der Mauren liegt vom Wüstensand umgeben die Negerstadt Timbuktu, Hauptstapelplatz allen Verkehrs zwischen den Atlasländern und dem westlichen Sudan. Das Geheimniß, welches diese Stadt so lange verhüllt hat, ist von einem Franzosen Caillié entschleiert. Als dieser, vom Dioliba aus im Jahre 1828 sie besuchte, fand er seine hochgespannten Erwartungen bitter getäuscht. Die Stadt ist öde und besteht aus einer unregelmäßig zerstreuten Masse kleiner Häuser; die 12,000 Einwohner ernähren sich allein vom Zwischenhandel. Die fast wöchentlich ankommenden und abgehenden Karavanen lagern vor der Stadt und unterhalten nur dort ein buntes Leben.

Oestlich durch die ganze Sahel-Wüste wohnt der Berberstamm der Tuariks, ein ausgebreitetes Volk, von weiß bis schwarz in alle Farben spielend, je nachdem kaukasisches oder Negerblut vorherrscht. Sie sind Handelsleute und Kameeltreiber, und begleiten oder plündern die Karavanen, wie gerade sich die Gelegenheit bietet. Sie machen nicht selten Einfälle in die Sudanländer, um Sclaven zu eigenem Gebrauch oder zum Verkauf zu gewinnen. Ihre Oasen Tegazza, Taudeni und Mabruc sind wenig bekannt, sollen aber reich an Salz sein. Ihren Hauptsitz haben sie im Lande Ahir, vielleicht nicht mehr Oase, sondern schon zu Sudan gehörig. Wenigstens fanden sich die Reisenden Dr. Barth und Dr. Overweg, welche sich gegenwärtig noch in Sudan aufhalten, von einer üppigen Vegetation umgeben, welche sie nach dem Marsche durch die Wüste wie eine neue Welt anlachte. Im Norden der Wüste findet sich der verwandte Stamm der Tuats in einem weit hin sich streckenden Oasen-Archipel ansässig. Sie haben Häuser aus Stein und

Lehm erbaut und mit Mauern umgebene Städte. Ein ausgedehnter Karavanenhandel hat sie reich begütert. In ihrem Lande ist weit berühmt der Ort Ain el Sala (Insula) d. i. die Quelle der Heiligen, wo viele Gräber der ersten mohamedanischen Eroberer sich befinden und deren sämmtliche Einwohner für Marabuts oder Heilige gelten.

Die östliche Wüste, die eigentliche Sahara und nach Aegypten zu libysche Wüste genannt, beginnt mit dem Lande Fezzan, einem großen Oasenlande, welches sich von der Nordküste tief hinein nach Süden erstreckt und die natürliche Brücke nach Sudan bildet. Wir werden die Sudanstraße von Tripolis nach den Ländern des Tschadsees weiter unten mit Denham und Clapperton durchwandern und dabei Fezzan mit seinem Leben und Treiben, so wie die südlich davon wohnenden Tibbu-Völker, die östlichen Nachbarn der Tuariks, näher kennen lernen.

Das Innere der Sahara zwischen Fezzan und den Oasen Aegyptens ist unbekannt, auch scheint die Grenze der Wüste nach Süden gegen Sudan zu nicht scharf begrenzt zu sein, denn die spärlichen Nachrichten, welche wir über die Länder östlich vom Tschadsee besitzen, schildern diese als Gemisch von Wüstenstrecken und fruchtbarem Boden. Ihre Bewohner sind meist Schwarze von Mohamedanischer Religion, doch wohnen in den zahlreichen Bergen, welche Waday und Darfur durchziehen, Heiden, die häufig auf Sclavenjagden eingefangen, auch vielfach zur Zucht und zum Verkauf wie Thiere gehalten werden. Unter den rohen Bergbewohnern, deren Könige ihre eigenen Unterthanen als Sclaven verkaufen, scheint auch das Verspeisen gefangener Feinde üblich zu sein. So erzählt der Tunesische Gelehrte Scheich Zain el âbidin, welcher diese Länder durchwandert hat, daß ihm eines Tages ein Häuptling der Gebirgsvölker einen hübschen Knaben von 12 Jahren mit einer Mulde auf dem Kopfe und einem Messer in der Mulde zugeschickt habe. Der Knabe setzte die Mulde ehrerbietig vor den Scheich nieder und beugte seinen Nacken. Auf Befragen erklärte der Knabe, daß sein Herr ihn schicke, um vom Scheich gegessen zu werden. Natürlich verschmähte der Scheich diese unnatürliche Speise, der Häuptling

aber verwunderte sich sehr darüber, da doch der Knabe ein so schönes zartes Fleisch habe.

Das Land Fur (Darfur) ist seit 180 Jahren vom Nil aus durch Berber bevölkert, welche die Negerischen Ureinwohner zu Unterthanen und Sclaven gemacht haben und die Stadt Cobbe allein bewohnen. Hier ist der Hauptsammelplatz aller Karavanen zwischen Sudan und Kairo „der Mutter der Welt," die bisweilen aus 15,000 beladenen Kameelen und 72,000 Sclaven bestehen. Ihr Weg nach Norden führt durch die Oase Selimeh, wo das schönste Trinkwasser die Reisenden erquickt, und durch die große Oase in 45 Tagen bis Siouth am Nil. Die große Oase besteht, wie die nördlich gelegene kleine Oase, aus einer Reihe von kleinen Fruchtinseln mit dazwischen liegenden Wüstenstrecken (Korallenoasen), und ist schon seit den ältesten Zeiten bekannt. Zu Herodots Zeit bestand hier eine Colonie der Samier, später unter römischer Herrschaft ward das Ländchen als Verbannungsort benutzt, und im 4ten und 5ten Jahrhundert wurden die Bischöfe Athanasius und Nestorius von Konstantinopel hierher ins Exil geschickt. Im 6ten Jahrhundert war hier der Sitz eines Bischofs, seit 943 gehört sie dem Islam und führt den arabischen Namen El Kargeh. Sie hat schöne Palmen und Gärten mit Citronen und Limonienbäumen, Felder mit Gerste und Reis. Auch sieht man Ueberreste von Gebäuden, aegyptischen und griechischen Styles, darunter einen prachtvollen Tempel und eine große Necropole. 35 Stunden westlich von der großen Oase liegt die Oase Dakel, 1819 von Engländern entdeckt, und bis dahin in einer glücklichen Abgeschiedenheit von aller Welt und von Niemandem gekannt. Nördlich von Kargeh kommt man zur Oase Farafreh, dann zu der kleinen Oase (oasis parva), einer herrlichen, reich bewässerten und mit Südfrüchten geschmückten Korallenoase. Da durch die kleine Oase keine Karavanenstraße führt, bildet sie ein gelegenes Versteck für die Räuber der Wüste, welche sich weit und breit gefürchtet machen. Die letzte Oase ist im Norden Siwah, eine kleine grüne, reich bebaute Insel, ringsum von nackten Felsklippen umgeben, wo in der Nähe des Sonnenquells der altberühmte Tempel des Jupiter Ammon stand. Zu ihm sandte

Kambyses eine Armee, die in der Wüste umkam, ihn besuchte Alexander von Macedonien, und die gefälligen und der Macht allezeit gefügigen Priester des Orakels proclamirten ihn als den wirklichen Sohn des Gottes. Gegenwärtig haben sich noch einige Bruchstücke des Tempels erhalten, welche unter dem Namen Omm-Beydeh in der Nähe des Dorfes Garmis von Tage zu Tage mehr verwittern.

Der Hauptort der Oase, Siwah, liegt auf einem konischen von Katakomben durchgrabenen Felsen, und ist von einer hohen Mauer umgeben. Die Straßen sind steil, treppenartig und so dunkel, daß man bei Tage eine Lampe nöthig hat, um sich zurechtzufinden. Aber bei Ankunft einer Karavane ist der Felsen voller Bewegung und Getöse und wird wie ein Bienenstock umschwärmt und durchsummt.

Westlich von Siwah und südlich von Barca findet sich die dattelreiche Oase Audschila, von einem tripolitanischen Statthalter verwaltet. Sie ist schon seit den Zeiten Herodots wegen des vorzüglichen Wohlgeschmackes ihrer Datteln bekannt, zeigt aber sonst fast gar keine Vegetation. Die Einwohner führen ein Karavanenleben, und viele von ihnen haben sowohl in Kairo wie in Bengasi und Tripolis Frauen und Haushaltungen.

Zwischen den verschiedenen Oasen ziehen wandernde Beduinenaraber umher und schlagen dort ihre luftigen Zelte auf, wo sie Futter für ihre Heerden finden und kein stärkeres Volk sie stört.

Kambyses eine Armee, die in der Wüste umkam. Hier besuchte Alexander von Macedonien, und die gefälligen und der Macht allezeit gefügigen Priester des Orakels proclamirten ihn als den wirklichen Sohn des Gottes. Gegenwärtig haben sich noch einige Bruchstücke des Tempels erhalten, welche unter dem Namen Omm-Beydah in der Nähe des Dorfes Garmie von Tage zu Tage mehr verwittern.

Der Hauptort der Oase, Siwah, liegt auf einem steilen von Katakomben durchgrabenen Felsen, und ist von einer hohen Mauer umgeben. Die Straßen sind steil, treppenartig und so dunkel, daß man bei Tage eine Lampe nöthig hat, um sich zurechtzufinden. Aber bei Nachtzeit einer Sternenuhr ist der Felsen, voller Bewegung und Getöse und wird wie ein Bienenkorb umschwärmt und durchsummt.

Westlich von Siwah und südlich vom Natron-See liegt die baumreiche Oase Nachschila, von einem türkischen Statthalter verwaltet. Sie ist schon seit dem letzten Jahrzehnt wegen des vorzüglichen Wohlgeschmacks ihrer Datteln bekannt, zeigt aber sonst fast gar keine Vegetation. Die Einwohner treiben ein Karawanenleben, und viele von ihnen haben sowohl zu Kairo, wie in Aegypten und Tripolis Freunde und Handelsgeschäfte.

Zwischen den verschiedenen Oasen ziehen wandernde Beduinenstämme umher und schlagen dort ihre luftigen Zelte auf, wo sie Futter für ihre Heerden finden und kein räuberischer Feind sie stört.

II.

Der Sudan, Senegambien und beide Guinea's.

A.

Mungo Park's erste Reise zum Niger.

Die „afrikanische Gesellschaft" in London hatte ihr Hauptaugenmerk vorzüglich auf den großen Strom Sudans gerichtet, von welchem seit den Zeiten Herodots die widersprechendsten Ansichten aufgestellt waren. Sie stiftete eine Prämie zur Entdeckung des „Niger" und veranlaßte 1791 den Major Houghton, vom Gambia aus ins Innere Afrikas vorzudringen. Dieser kam zwar glücklich bis Ludamar, ward aber von den Mauren ausgeplündert und ermordet. Nun erbot sich der junge schottische Wundarzt Mungo Park (geb. 1771), welcher durch eine Reise nach Ostindien mit dem heißen Klima schon vertraut geworden war, einen neuen Versuch zu wagen. Wie dieser Mann glücklich und muthig alle Gefahren überwand, welche das Klima und feindselige Menschen ihm entgegenstellten, und wie er seine Aufgabe durch die Entdeckung des Dioliba, des Nigers der Alten, erfüllte, mag der folgende Auszug aus seiner ersten Reise darthun.

Am 22sten Mai 1795 segelte ich von Portsmouth ab, sah den 4ten Juni das Atlasgebirge über Mogador und traf den 21sten d. M. bei Dschillifrei, am nördlichen Ufer des Gambia, ein. Diese englische Niederlassung liegt im Lande des mächtigen Häuptlings von Barra und wird von den Felupen mit Wachs, Goldstaub u. a. Artikeln gut versorgt. Zwischenhändler sind die Mandingos, welche einen Theil des aus den

Waaren der Felupen gelösten Geldes unter dem Namen „Truggeld" für sich behalten. Die Felupen bauen viel Reis, halten Federvieh und Ziegen und gewinnen viel Honig und Wachs. Sie zählen bis 5 einfach, dann in Zusammensetzung, z. B. 5 und 1 (6), 5 und 2 (7) u. s. w. Der Gambia ist sehr fischreich und an seiner Mündung trifft man häufig Haifische, höher hinauf Flußpferde und Krokodile an.

Am 2ten Juli kam ich nach Dschonkakonda, einem ansehnlichen Handelsplatze und traf hier Dr. Laidley, welcher mir von Pisania entgegengekommen war und mich dahin mitnahm. Pisania ist eine englische Factorei oder Handelsstation, und wird nur von 3 Europäern und deren zahlreicher schwarzer Dienerschaft bewohnt. Eingeborne Kaufleute (Slatih's) bringen aus dem Innern Negerslaven und andere Handelsgegenstände hieher, um sie an der Küste zu verwerthen. Sie gaben mir auf meine Fragen über die Länder im Innern wenig Auskunft, und schienen überhaupt meine Reise dahin mit eifersüchtigen Augen zu betrachten. Desto mehr hatte ich Gelegenheit, die Mandingosprache, welche in diesen Gegenden am meisten üblich ist, zu erlernen, und hatte am Dr. Laidley einen kundigen Lehrmeister. Mein Aufenthalt in Pisania zog sich durch das Klimafieber, das ich mir durch eine Erkältung endlich doch zuzog, so wie durch die eintretende Regenzeit sehr in die Länge. Während des Regens, der in heftigen Strömen herabstürzte, war die Hitze höchst drückend und ermattend; dabei scheuchten des Nachts das durchdringende Gequak der Frösche, das quitschende Geklaff der Schakals und das heisere Bellen der Hyänen allen Schlaf. In der großen Ebene des untern Gambia wechseln dichte Wälder mit vortrefflichen Weiden. Reis, Mais, mehrere Holcus- und Hirsearten, Kürbis und Melonen, Indigo und Baumwolle werden hier fleißig gebaut. Das Korn wird in einem großen hölzernen Mörser gestampft und durch Dampf nach maurischer Art zu Kuskus gekocht. Gewöhnliches Lastthier ist der Esel, auch die übrigen Hausthiere hält man hier in großer Menge. In den Wäldern leben Antilopen, Schweine, Panther, Hyänen und Elephanten, auf den Feldern sieht man häufig Perlhühner und rothe Rebhühner. Unter den Bewohnern des Gambia-Gebietes, den

Felupen, Jaloffen, Fuhlas und Mandingos, hat mohamedanische Bildung und Religion schon tiefe Wurzeln geschlagen, doch giebt es auch noch viele Heiden. Die Männer der Mandingos sind stark, wohlgebildet und fleißig, die Frauen gutmüthig und lebhaft. Beide Geschlechter kleiden sich in selbstverfertigte baumwollene Zeuge, die Männer in weiten Rock, Beinkleider und Sandalen, die Weiber in zwei lange Tücher um Hüften und Schultern. Ihre Wohnungen sind 4 Fuß hohe runde Lehmhütten mit einem kegelförmigen Dache aus Bambusrohr und Gras, im Innern derselben finden sich eine erhöhte Lagerstätte aus Rohr mit einer Matte oder Thierhaut, ein paar niedrige Stühle und die Kochgeräthe. Jeder freie Mann hat mehrere Frauen und jede Frau besitzt ihre eigene Hütte. Diese sind durch einen gemeinsamen Zaun umgeben und bilden einen Surk. Aus vielen Surks besteht die Stadt. Jede Stadt hat ihren Bentang (Rathsplatz), bestehend aus einer von Rohr geflochtenen Bühne, welche sich gewöhnlich unter einem Baum befindet, um Schutz gegen die Sonne zu haben. Alle Rechts- und Handelssachen werden dort abgemacht. Drei Viertel aller Einwohner sind Sclaven, welche alle Arbeiten verrichten. Die einheimischen Sclaven dürfen aber vom Besitzer ohne Palawer (Rathsversammlung) nicht getödtet oder verkauft werden. Kriegsgefangene sind unbedingtes Eigenthum. Haupthandelsgegenstände sind Sclaven, die aus dem Innern nach der Küste gebracht werden, und Schie-Butter, aus dem Kerne der Schie-Nuß durch Kochen ausgezogen und sehr wohlschmeckend.

Am 2ten December brach ich von Pisania auf, begleitet von einem freigelassenen Sclaven, der hier geboren und in Jamaica und England gewesen war, auch englisch und mandingoisch sprach, und von einem Sclaven Dr. Laidley's, der auch die Serawullisprache redete und dem die Freiheit in Aussicht gestellt ward, wenn er mir treu gedient haben würde. Ersterer hieß Johnson, letzterer Demba. Für jeden kaufte ich einen Esel, für mich ein Pferd. Als Geldmittel nahm ich Korallen, Bernstein und Tabak, sonst nur wenig Gepäck, als Kleidungsstücke, physicalische Instrumente und Waffen, so wie einige Kleinigkeiten mit. Dr. Laidley begleitete mich noch eine Tagereise weit, und

einige Kaufleute und Sclavenhändler, welche nach Bondu wollten, schlossen sich an mich an. Als ich am andern Tage mich von Dr. Laidley trennte, bemächtigte sich meiner eine dumpfe Traurigkeit. Vor mir die große Wildniß, hinter mir den letzten Europäer, fühlte ich mich sehr verlassen.

Wir kamen in den ersten Tagen durch ein sanft gewelltes, fruchtbares Hügelland, mit großen Waldungen und angebauten Ländereien um die zahlreichen Städte. Die Hauptstadt der Mandingos, Medina (arabisch, heißt „Stadt"), erreichten wir ohne Unfälle. Sie hat etwa 1000 Häuser und ist nach Landessitte von einer Lehmmauer, Pallisadeneinfassung und Dornenhecke umgeben. Der alte gute König Dschatta lag, als ich ihm vorgestellt ward, auf einer Matte vor seiner Hütte, umgeben von Männern und Frauen, die in die Hände klatschten und sangen. Er ertheilte mir gern die Erlaubniß, durch sein Land zu reisen, und wollte auch für mich beten. Nun stimmte einer meiner Begleiter ein arabisches Lied an, in dessen Zwischenpausen der König und alle Anwesenden mit der Hand die Stirn berührten und andächtig Amen, Amen! riefen. Am andern Tage fand ich den König auf einer Ochsenhaut sich an einem großen Feuer wärmend, obgleich es nur wenig kühl war. Er bat mich, nicht weiter ins Land vorzudringen, da die östlichen Völker, mit den Weißen unbekannt, mich gewiß, wie den Major Houghton, ermorden würden. Doch blieb ich bei meinem Vorhaben und er entließ mich kopfschüttelnd. In einer Stadt fand ich im Thore ein Maskenkleid aus Baumrinde hängen, das dem sogenannten Mumbo Jumbo gehörte. Es herrscht hier nämlich die Sitte, böse oder sich schlecht betragende Frauen durch einen Maskenscherz zu bestrafen. Der Mann oder ein guter Freund steckt sich mit einer Ruthe bewaffnet in ein solches Kleid, und verkündet im benachbarten Walde durch Geschrei seine Nähe. Des Abends kommt er, von Allen ungekannt, als Mumbo Jumbo zum Bentang, wo alle Frauen des Orts sich versammeln müssen und bis Mitternacht gesungen und getanzt wird. Dann ergreift der Mumbo Jumbo die Delinquentin und peitscht sie, nachdem man sie ausgezogen und an einen Baum gebunden hat, weidlich durch, während die anderen Frauen lachen und spotten. Mit

Sonnenaufgang wird die Frau losgebunden und Mumbo Jumbo geht wieder in den Wald.

Am 11ten December kam ich nach Kudschar und wurde zum Abend nach dem Bentang eingeladen. Hier vergnügte sich das Volk durch ein Neobering (Wettringen) der jungen Leute, die mit Schibbutter eingesalbt ihren Kampf recht gewandt ausführten. Darauf wurde mit Schellen an Armen und Füßen zu dem Schalle einer Trommel getanzt. Zur Erfrischung erhielt ich ein gutes Bier, welches aus dem gemalzten Korn einer Grasart (Holcus spicatus) gebraut und statt des Hopfens durch eine bittere Wurzel gewürzt war. Eine kleine Wüste, für welche ich einige Wasserträger und einen Elephantenjäger als Führer miethen mußte, macht die Grenze zwischen Wulli und Bondu. In der Wüste fanden wir einen Fetisch-Baum, der nach alter Sitte ganz mit Zeugstücken behangen war. Auch ich durfte mich diesem nicht entziehen und knüpfte ein Tuch an den Baum. Die erste Stadt Bondus, Tallika, wird von mohamedanischen Fulahs bewohnt, welche theils durch Ackerbau und Verwerthung ihrer Lebensmittel an die durchreisenden Kaffl's (Karavanen), theils durch die von den jungen Leuten mit vielem Geschick betriebene Elephantenjagd sehr begütert sind. Die großen Elephantenzähne werden in Netzen, je 2 auf einer Seite, die kleineren in Häute gewickelt und mit Stricken befestigt, Eseln aufgepackt, um nach der Küste spedirt zu werden. Wir kamen über den Neriko, einen beträchtlichen Arm des Gambia, dessen steile Ufer mit Mimosen bewachsen waren, und verweilten 2 Tage in Kurkurany, einer mohamedanischen Stadt mit einer Moschee. Hier gingen einige von meiner Reisegesellschaft ab, Andere kamen zu. Ueberhaupt schlossen sich gerne Reisende an uns an, zumal wenn ich für gute Lebensmittel sorgte. Diese waren glücklicherweise nicht theuer, ich kaufte z. B. hinter Kurkurany einen schönen Stier für 6 kleine Stückchen Bernstein. Am 19ten December hatte ich in einem Dorfe viel von den Frauen auszustehen; sie forderten mit Gewalt Bernstein und Korallen, zerrissen mir meinen Mantel, schnitten meinem Bedienten die Knöpfe vom Rock und verfolgten uns eine Stunde weit. Am folgenden Tage erreichte ich den Falehme und fand die Einwohner mit Fischen

beschäftigt. Sie haben lange Reusen aus gespaltenem Rohr und stampfen die kleinen Fische zu Brei, den sie in Klumpen formen, trocknen und nach Norden hin verkaufen. Wir ritten durch das klare Wasser des Flusses, dessen Ufer mit grünen Feldern des Maniokornes (Holcus oleraceus) schön eingefaßt waren, und kamen am 21sten nach Fattaconda, der Hauptstadt von Bondu. Der König traute mir nicht recht und konnte nicht begreifen, daß ich blos um Land und Leute zu sehen, eine so weite Reise unternommen hätte, doch ließ er sich meine Geschenke, besonders einen Sonnenschirm, wohlgefallen, und bat sich noch dazu meinen Staatsrock, blau mit gelben Knöpfen, den ich gerade an hatte, aus. Als Gegengeschenk gab er mir viele Lebensmittel. Seine Frauen spotteten über meine weiße Haut und hervorstehende Nase und meinten, die erste wäre durch Milchbäder und letztere durch Kneifen so geworden. Ich lobte ihre allerliebsten Stumpfnäschen und Honiglippen und ward mit Honig und Fischen von ihnen beschenkt. — Bondu wird von Fulahs bewohnt, welche durch ihre Betriebsamkeit beim Ackerbau und in der Viehzucht durch ganz Senegambien berühmt sind. Mit Ausnahme des Königs sind fast Alle Mohamedaner, und werden die Kinder in den Schulen fleißig zum Lesen des Korans angehalten. Sie besitzen auch gute Pferde.

Am 23sten December verließ ich Bondu und betrat mit der Grenzstadt Dschohy das Königreich Kadschaga. Hier wohnen Serawulli's, schwärzer als die Fulahs und mehr Handelsleute, als Ackerbauer. Ich kam spät Abends zur Stadt und ward am andern Morgen unter dem Vorgeben, ohne Erlaubniß, Geschenke und Zoll gekommen zu sein, der Hälfte meiner Habseligkeiten beraubt. Als ich nun Abends auf dem Markte hungrig saß und Stroh kaute, ging eine alte Sclavin mit einem Korbe auf dem Kopfe vorüber, und da sie mein Elend bemerkte, gab sie mir aus ihrem Korbe Erdnüsse zum Essen. Auch den anwesenden Neffen des Königs von Kasson, der aus Neugierde zu mir kam, rührte meine Lage und er bot mir seinen Schutz an und versprach mich sicher nach Kasson zu geleiten. Am 27sten December brachen wir auf, und Johnson opferte den Waldgeistern ein weißes Huhn, um uns ihre Gunst zur Reise zu er-

wirken. Am folgenden Tage passirten wir den Senegal neben einem großen Wasserfall. Die Ufer waren äußerst steil und unsere Thiere wurden auf einer Art Rutschbahn ohne weiteres fast senkrecht in den Fluß hinabgeschoben und mußten sich dann selbst hinüber helfen. Jenseits begann das Königreich Kasson, und mein Prinz bat sich zum Willkommen gleich ein Geschenk aus. Auch in Tisi, wo dessen Vater, der Bruder des Königs, Statthalter war, mußte ich abermals die Hälfte meines Gepäckes einbüßen, weil meine Geschenke nicht genügt hatten. Die Stadt wurde während meines Aufenthaltes wegen des Krieges mit benachbarten Staaten verproviantirt. 400 Landleute trugen auf ihren Köpfen Kürbisse voll Korn und Erdnüssen mit Gesang und Trommelschlagen in die Stadt. Auch Gesandte von einem König im Westen kamen an und forderten das Volk von Tisi auf, mohamedanisch zu werden, widrigenfalls er sich mit ihren Feinden verbünden würde. Das Volk folgte seiner Aufforderung. Auf dem Wege nach Kuniakary, der Hauptstadt von Kasson, kamen wir durch das Heimathsdorf einer meiner Begleiter von Pisania aus und die Freude der Verwandten war laut und herzlich. Die alte blinde Mutter des Mannes streichelte dem Sohne Hände, Arme und Gesicht, und dieser erzählte mit lauter Stimme seine Reiseschicksale, wobei er auch meiner rühmend zu erwähnen nicht vergaß. — Der König von Kasson empfing mich in seiner Hauptstadt unter großem Zulauf des Volkes sehr freundlich und gab mir auf meine einfache Gabe als Gegengeschenk einen großen, weißen Ochsen, dessen Farbe von meinen Begleitern als eine besondere Gnadenbezeigung betrachtet ward. Er erzählte mir, daß er dem Major Houghton ein weißes Pferd geschenkt habe, und daß derselbe später von den Mauren getödtet worden sei. In Kuniakary erhielt ich eine Anweisung auf Goldstaub von einem Kaufmann ausbezahlt und verweilte hier wegen des Krieges einige Zeit. Die Umgebung ist gut angebaut, und von der Spitze eines naheliegenden Berges sah ich die Landschaft mit einer Menge von Ortschaften und schön bebauten Ländereien erfüllt. Am 2ten Februar 1796 brach ich wieder auf und kam durch eine malerische und stark bevölkerte Gebirgsgegend. Der Weg ging zuweilen über steile Höhen, mitunter auch in angeneh-

men Laubengängen alter Flußbette, deren beiderseitige Uferbäume sich oben berührten. Viele Hunderte von Menschen begegneten uns hier, welche des Krieges wegen von Kaarta flüchteten. Ich mußte hier für starke Bezahlung einen einheimischen Führer nehmen, der zu den Dschaar's oder Trinkern gehörte; so nennt man hier die Mohamedaner, welche ihre heidnischen Gewohnheiten und den Genuß hitziger Getränke beibehalten haben. Mitten im Walde fing er gewaltig zu pfeifen an, um die Waldgötter um eine glückliche Reise zu befragen. Als ich im Walde von meinen Gefährten etwas zurückgeblieben war, begegneten mir zwei Reiter, die bei meinem plötzlichen Anblick entsetzt zurücksprengten, indem sie mich für ein Gespenst hielten. Am 12ten Februar trafen wir in Kemnuh, der Hauptstadt von Kaarta ein. Der König saß bei unserer Vorstellung auf einem Leopardenfell, das auf einer Rasenbank ausgebreitet war. Er rieth mir wohlmeinend, nach Kasson zurückzukehren, da er mit dem Reiche Bambarra im Kriege sei; als er mich jedoch entschlossen sah, vorwärts zu gehen, schlug er mir einen Umweg durch das maurische Reich Ludamar vor, und versprach mir auch ein Geleit nach Dscharra mitzugeben, was ich dankbar annahm. Zum Abend erhielten wir vom König ein fettes Schaf und während wir dasselbe zubereiteten, ward durch Trommelschlag und Blasen auf ausgehöhlten Elephantenzähnen das Abendgebet angekündigt. Am 13ten brach ich auf und reiste meistens in der Nacht, da maurische Räuber diese Gegenden unsicher machten. Auch wurde mir gleich im ersten Nachtquartier aus meiner Hütte ein Bündel Sachen gestohlen. Unterwegs sahen wir einige Leute, welche Tamberongs einsammelten. Dieses sind die mehligen, wohlschmeckenden Beeren von Rhamnus Lotus, welche an der Sonne getrocknet, zerstoßen und zu Brod vom Geschmack des Honigkuchens verbacken werden. Man findet diesen Lotus der Alten in ganz Nord- und Mittel-Afrika und braut in Tunis auch ein gutes Bier daraus. Vor Dscharra fanden wir an einem kleinen Wasser viel wilde Pferde. Sie werden von den Negern gejagt und gegessen. Die Stadt ist groß, hat Häuser aus Stein und Lehm, wird von Negern bewohnt und von den Mauren beherrscht. In diesen Grenzlän-

dern zwischen Negern und Mauren stehen Letztere in großem Ansehen und sie mißbrauchen ihre Ueberlegenheit über die armen Neger auf das Abscheulichste. Zugleich sind sie fanatische Mohamedaner und hassen die Christen. Ich schickte einen Boten an Ali, den maurischen Beherrscher von Ludamar, und ließ um Erlaubniß bitten, durch sein Gebiet nach Bambarra reisen zu dürfen, indem ich die gehörigen Geschenke meiner Bitte hinzufügte. Es kam auch nach einigen Tagen ein Sclave von Ali, der mich nach Gumba geleiten sollte. Johnson erklärte jedoch, nicht weiter mitgehen zu wollen, und ich entließ ihn mit Briefen nach Pisania. Von Demba und einem Sclaven meines Wirthes, so wie von Ali's Boten begleitet, verließ ich Dscharra am 27sten Februar, und ging nun dem traurigsten Theil meiner Reise entgegen. Schon in der Stadt Dina, wo ich bei einem Neger übernachtete, ward ich von den Mauren entsetzlich gequält; sie zischten, lärmten uud schimpften, spieen mir ins Gesicht und plünderten meine Bündel. Ich mußte mir Alles gefallen lassen, um nicht noch Aergeres zu erdulden, doch beschloß ich, allein weiter zu reisen, um möglichst unbeachtet mein Ziel zu erreichen. Ich schlich mich demgemäß in der hellen Mondscheinnacht des 2ten März aus meiner Hütte und machte mich allein auf den Weg. Doch kam mir bald mein treuer Demba nach, und vermochte auch den Sclaven aus Dscharra, mich zu begleiten. Bis Mittag reisten wir durch ein sandiges Land, das mit der Riesen-Seidenpflanze (Asclepias Gigantica) bedeckt war, entgingen mit Noth einem Löwen und kamen auch durch einen Heuschreckenschwarm. Am 5ten März begegneten wir zwei großen Heerden von weidenden Kameelen und wohnten in einem Negerdorfe einem lustigen Feste bei. In einem andern wurden wir von den guten Schwarzen, deren sanftes Betragen mit der Rohheit und Bosheit der Mauren einen auffallenden Gegensatz bildete, gut empfangen und mit Hammelfleisch und Bier festlich bewirthet. Plötzlich aber drang eine Schaar Mauren in die Hütte und erklärte mir, ich müsse ihr ins Lager bei Benaum folgen, weil Ali's Frau Fatima begierig sei, einen Christen zu sehen. Von Demba begleitet, denn der Sclave aus Dscharra war bei dem Anblick der Mauren entsprungen, nahm ich rührenden Abschied

von meinem Wirthe und folgte der rohen Schaar. Am 10ten März kamen wir nach Dina zurück, wo ich vor einen von Ali's Söhnen geführt wurde. Dieser verlangte sogleich, ich sollte ihm eine Flinte ausbessern oder ihm Scheeren und Messer geben. Als Demba ihm sagte, ich könnte weder das Eine, noch hätte ich das Andere, wollte er sogleich den Sclaven erschießen, und wurde nur von den andern Mauren mit Mühe daran verhindert. Nach 2 Tagen kamen wir in Ali's Lager bei Benaum. Es bestand aus einer Menge schmutziger Zelte, zwischen denen große Heerden von Kameelen, Kühen und Ziegen weidete. König Ali saß in seinem Zelte auf einem ledernen Kissen und stutzte sich mit einer Scheere seinen langen weißen Bart. Seine stolze Miene zeigte arabische Abkunft, sein finstrer Blick den mißtrauischen Tyrannen. Man untersuchte mich hier, wie ein ausländisches Thier, zählte sogar Zähne und Finger und that tausend Fragen an mich. Ein Sclave brachte ein wildes Schwein und Ali gab mir durch Zeichen zu verstehen, ich sollte es schlachten und mir zum Abendbrode zubereiten. Ich folgte jedoch, obschon sehr hungrig, dieser ironischen Aufforderung nicht. Da gab man mir endlich ein wenig Korn mit Salz und Wasser gekocht, und die Nacht mußte ich vor dem Zelte auf einer Matte, umgeben von der neugierigen Menge, zubringen. Ich erlebte nun in Benaum einige Wochen der allergrößten Qualen und der allerschmählichsten Behandlung. Nicht nur, daß den ganzen Tag die boshafte Menge, Groß und Klein, sich in meine Strohhütte drängte, wo man mich mit dem wilden Schwein zusammen eingesperrt hatte, daß sie alles Mögliche von mir verlangten, und ich ihnen wohl hundert mal den Gebrauch meiner Kleider und Knöpfe zeigen mußte, daß sie mich schimpften und beleidigten auf alle Art, man ließ mich auch hungern und dursten und verfolgte mich noch mit den schimpflichsten Neckereien, als mich ein heftiges Fieber ergriffen hatte. In solchem Paroxysmus ging ich einmal aus meiner Hütte und legte mich unter einen Baum, doch da kam eine Schaar auf mich zu und Einer drückte ohne Weiteres seine Pistole auf mich ab, die jedoch zweimal versagte. Ich war völlig vogelfrei. Unterdessen hatte man auch Johnson aufgegriffen und meine Sachen eingebracht. Letztere nahm Ali

in sein Zelt, um sie, wie er sagte, vor Dieben zu schützen, und ließ mich bis auf die Haut nach Gold durchsuchen. Einen Kompaß, als gefährliches Zauberding, gab er mir zurück. Auch wurde über mein Schicksal berathen; Einige stimmten für Tod, Andere für das Abhauen der rechten Hand, Andere für das Ausstechen des rechten Auges. Doch schien man das langsame Verschmachten gewählt zu haben. Meine beiden Leute lagen gewöhnlich betäubt auf dem Sande ausgestreckt und waren kaum zu wecken, selbst wenn der Kuskus kam. Mir selbst schwand öfter die Sehkraft vor Hunger und Durst, und wollte ich aufrecht sitzen, so wandelten mich Ohnmachten an. Hin und wieder brachten ankommende Karavanen von Valet in der Wüste und Marocco einige Abwechselung in mein ödes Leben, indem ich mit den Fremden mich etwas unterhalten konnte. Auch ersuchte ich die Mauren, die mich zu quälen kamen, mir etwas Arabisch in den Sand zu schreiben; ich lernte dadurch einerseits die Schrift selbst, verhinderte andererseits ihre Neckereien, da sie sich geehrt fühlten. Die Königin Fatima war abwesend und Ali machte sich endlich auf, sie zu holen. Er nahm 2 Beutel mit trockenem Kuskus und in der Sonne gedörrtes Rindfleisch mit auf den Weg. Vor seiner Abreise stellten sich die Neger aus Benaum vor ihm zur Musterung auf und überreichten ihm Steuern an Korn und Zeug. Während meines Aufenthaltes in Benaum hatten wir mehrmals heftige Sandwinde aus Osten, welche die Luft verdunkelten und Wirbelwinde, welche einmal von meiner Hütte eine Wand und mehrere Zelte umrissen.

Indessen näherte sich der Krieg zwischen Bambarra und Kaarta den Grenzen Ludamars und am 20. April wurde das ganze Lager bei Benaum abgebrochen und nach Norden verlegt. Wir brachten eine Nacht bei einem Negerdorf zu, dessen Vorsteher mich reichlich mit Speise und Trank erquickte. Am zweiten Tage kamen wir nach dem großen Lager Ali's bei Bubakehr, wo Ali von Norden her mit seiner stark beleibten Frau Fatima eintraf. Ich ward ihr sogleich vorgestellt und nach vielen Dingen befragt, auch mit einem Becher Milch bewirthet. Die andern Frauen runzelten die Stirn und schauderten zusammen, als sie die Weiße meiner Haut betrachteten. Buba-

kehr war von einer großen Sandfläche umgeben, mit wenigen kleinen Bäumen und stacheligen Sträuchern besetzt. Die Brunnen hatten wenig Wasser, um das die brüllenden Heerden sich fast zerstießen. Meine Sclaven, als die Sclaven eines ungläubigen Hundes, durften nur sehr selten ihren Wasserschlauch füllen und wir litten den unsäglichsten Durst. Als ich in Verzweiflung einmal mich zum Brunnen hinschleppte, stießen mich die wasserschöpfenden Mauren überall mit harten Schimpfreden zurück. Endlich erhörte ein alter Mann meine Bitte, goß aber das Wasser in einen Viehtrog, damit meine ungläubigen Lippen den Eimer nicht verunreinigten. Sogleich knieete ich hin und klemmte meinen Kopf zwischen die Köpfe der Kühe in den Trog und schlürfte mit vielem Behagen den Labetrunk.

So verfloß der heiße Maimond, am Himmel sammelten sich Wolken und die Blitze in der Ferne kündigten die herannahende Regenzeit an. Viele Kaartaner baten Ali um Hülfe gegen ihren König und Ali ergriff mit Freuden die Gelegenheit zu plündern. Durch Fatima erhielt ich die Erlaubniß, den Zug mit zu machen und erhielt auch mein Pferd wieder, aber meine Sachen und mein treuer Demba mußten in Ali's Besitz zurückbleiben. Mit 200 Mann zog Ali nach Dscharra, wo ich bei meinem früheren Wirth wieder wohnte, nahm eine Heerde Vieh und einige Mädchen als Sclavinnen weg und zog wieder ab mit der Anweisung an die Einwohner, sich von den Kaartanern bezahlt zu machen, welche ihn gegen ihren König zu Hülfe gerufen hätten. Diese fielen auch in Kaarta ein und plünderten 2 Städte, doch flohen sie eilig, als der König von Kaarta gegen Kasson rückte. Er überfiel 2 Städte in diesem Lande und tödtete alle Einwohner, weshalb man 2 Tage ein Todtengeheul in Dscharra erhob, und am 3. Tage, da der Feind heranzog, die Hälfte der Einwohner mit Sack und Pack aufbrach, um über Dina nach Bambarra zu flüchten. Der Auszug gewährte einen traurigen Anblick, überall war Wehklagen und Geschrei der Weiber und Kinder, alte Leute mußten getragen werden und Vieh und Menschen drängten einander. Ich schloß mich dem Zuge an und machte mich in der Nacht mit einem Bündel Kleider auf meinem Pferde heimlich davon. Doch bald bemerk-

ten mich maurische Hirten und warfen mit Steinen nach mir, und kurz darauf holten mich 3 Mauren zu Pferde ein. Schon hatte ich alle Hoffnung auf Rettung aufgegeben, da sie mich nach Ali zurück zu bringen drohten, als in einem Gebüsch ihre wahre Absicht deutlich wurde. Sie hatten mich nur plündern wollen, fanden jedoch nur meinen Mantel nehmenswerth und ließen mir mein Bündel und meine Freiheit. Ich ritt nun nach dem Compaß indem ich die Straßen vermied und eilte, so viel es ging, um bald ins Reich Bambarra zu kommen. Aber die Gegend war öde und ohne Wasser, nichts als einförmiges Gesträuch und Sand war zu erblicken. Vor Durst und Ermattung fiel ich krank und schwindelnd in den Sand und glaubte mein letztes Stündlein gekommen. Nach einiger Zeit erwachte ich aus dem bewußtlosen Zustand, die Kühle des Abends erquickte mich ein wenig und in der Ferne zuckten Blitze. Aber ein Wirbelwind, der mich mit Wolken von Sand umgab, ließ mich noch einige Stunden auf Regen harren, bis neue heftige Blitze den Himmel aufschlossen. Es regnete über eine Stunde, ich löschte mit innigem Dank gegen den, welcher den Wolken gebeut, meinen Durst, und wanderte nach der Magnetnadel beim Schein der Blitze bis nach Mitternacht weiter. Gegen Morgen kam ich in die Nähe maurischer Zelte, eine Frau bemerkte mich und erhob ein Geschrei; ich floh das böse Volk. Am Vormittag erreichte ich ein Negerdorf. Ein altes Mütterchen, das vor ihrer Hütte Baumwolle spann, reichte mir eine Schüssel Kuskus und etwas Korn für mein Pferd, wofür ich ihr ein Taschentuch gab. Von der Dorfjugend begleitet, wanderte ich, mein Pferd vor mir her treibend, aus dem Dorfe, ruhte ein wenig unter einem Baume und schlug am Abend neben einer Regenlache mein Nachtlager auf. Aber Fliegen und Mücken quälten mich, und mein Pferd wurde durch das Geheul wilder Thiere in beständiger Unruhe gehalten. Am 4. Juli sah ich viel Antilopen, wilde Schweine und Strauße und ward um Mittag von einem Fulahhirten eingeladen, in sein Zelt zu kommen. Ich kroch auf Händen und Füßen in das Zelt und fand mich hier mit dem Fulah, seiner Frau und drei Kindern wie Spielzeug in einer Schachtel eingepreßt. Wir aßen geröstetes Korn und Datteln,

als aber der Hirte zu den Kindern auf mich zeigend sagte: „Nazarener!" so erhoben sie ein gewaltiges Geschrei und sprangen mit der Mutter aus dem Zelte. Ich dankte dem Hirten herzlich für seine Bewirthung, kaufte für einige metallene Knöpfe etwas Korn für mein Pferd und ritt dann weiter die ganze Nacht hindurch. Am folgenden Tage gelangte ich glücklich zur Stadt Wora, die dem König von Bambarra zinsbar ist. Sie gehörte früher zum Reiche Kaarta, treibt vielen Ackerbau und wird von Mandingo's und Fulahs bewohnt. Der Duti (Ortsvorsteher) empfing mich freundlich und ich fiel auf meiner Rindshaut alsbald in süßen Schlummer. Doch die Neugierde der Einwohner weckte mich bald wieder und viel Volks stritt sich, wer ich sei, ob ein Araber oder maurischer Sultan. Der Duti erkannte mich für einen Weißen, da er früher einmal am Gambia gewesen war, meinte aber, ich müsse sehr arm sein. Als die Frauen hörten, daß ich nach Sego wolle, beauftragten sie mich, den König zu bitten, daß er ihnen ihre Söhne wieder gäbe, welche vor 3 Jahren durch sein Heer mitgenommen wären. Am andern Tage fand ich in einer andern Stadt wiederum gastliche Aufnahme, doch hätte mein Wirth meinen Kopf fast ganz geschoren, als ich ihm erlaubte, sich eine Haarlocke abzuschneiden. Das Haar der Weißen, sagte er, habe Zauberkraft und theile dem Besitzer alle Weisheit dessen mit, von dem es wäre. Am folgenden Tage erreichte ich die Stadt Wassibu, wo ich beim Duti 4 Tage blieb, und mit den Hausgenossen auf die Feldarbeit ging. Aus Furcht vor den Mauren sind die Ackerleute immer bewaffnet. Am 5. setzte ich mit acht flüchtigen Kaartanern meine Reise fort. Als wir am Abend uns einer Stadt näherten, hielt man so viele Reiter für einen Haufen Mauren; man verschloß die Thore und Alles bewaffnete sich. Erst mit Mühe verständigten wir uns und erhielten Einlaß. In den folgenden Tagen kamen wir durch eine schöne fruchtbare Gegend, voller Felsberge mit Schluchten und reich bewässerten Thälern, wo aber oft bei Tage die Mauren und bei Nacht die weniger wilden Thiere lauerten. Die Stadt Murji, welche wir passirten, treibt einen großen Tauschhandel mit Salz und Zeugen und die Einwohner leben einen guten Tag. Sie saßen

zu Zwanzigen in eigenen Bierhäusern und waren gegen uns Reisende sehr freigebig. Wir blieben zwei Tage daselbst und brachen dann in Begleitung eines Zuges von 14 Eseln auf, die, mit Salz beladen, nach Sansanding getrieben wurden. In der nächsten Nacht erlebten wir einen fürchterlichen Tornado (Orcan mit Regen). Unser Haus stand bald im Wasser, das Feuer ging aus und wir mußten uns auf Reisbündel lagern. Indem wir allmählig Sego näher kamen, wurden die Straßen belebter, die Leute aber weniger gastfrei; mein Pferd war aber so entkräftet, daß ich es vor mir hertreiben mußte. Ueberall hielt man mich für einen Mauren und machte sich über meinen schlechten Aufzug lustig. „Er ist in Mecca gewesen", sagte Einer, „man kanns an seinen Kleidern sehen"; ein Anderer fragte mich, ob mein Pferd krank sei, ein Dritter wollte es kaufen, so daß selbst die beiden Neger, welchen ich mich auf dem Marsch nach Sego angeschlossen hatte, sich meiner schämten. Doch wurde ich in einem Dorfe, wo jene Freunde hatten, gut aufgenommen. Meinen Begleitern zu Ehre wurde ein kleines Fest verstaltet, an der auch die Weiber Theil nahmen. Ein Gericht von saurer Milch und Mehl, welches sie Sincatu nennen, und Bier von ihrem Korn gebraut, wurde mit großer Feierlichkeit ausgetheilt. Sie nickten einander zu, wenn sie tranken, und sagten berka (ich danke Euch), wenn sie die Kalebasse nieder setzten. Männer und Weiber schienen zuletzt ein kleines Räuschchen zu haben, waren aber anständig und friedfertig. Wir begegneten auf der weiteren Reise einem Zuge von 70 Sclaven, die je 7 und 7 am Nacken mit Stricken aus Rindshäuten zusammen gebunden waren; jede Koppel führte ein Mann mit einer Flinte. Sie kamen von Sego und sollten über Ludamar durch die Wüste nach Marocco gebracht werden.

Die immer belebter werdende Straße kündigte die Nähe von Sego an, und schon sah ich den Rauch aus der Stadt aufsteigen, als einer meiner Gefährten rief: Geo affili (seht das Wasser)! Und als ich vorwärts blickte, sah ich mit unaussprechlichem Entzücken den Gegenstand meiner Sendung, den majestätischen Niger, von den Strahlen der Morgensonne verklärt langsam nach Osten fließen. Die Eingebornen nennen

ihn Dscholiba d. h. großes Wasser; er hat hier die Breite der Themse bei London. Ich eilte dem Ufer zu, trank von dem Wasser und dankte Gott. Die Stadt Sego liegt auf beiden Seiten des Dscholiba, ist von Erdmauern umgeben und hat viereckige, mitunter 2stockige, geweißte Lehmhäuser mit flachen Dächern. Der König residirt im Stadttheil auf dem jenseitigen Ufer, eine Fähre aus zwei ausgehöhlten Baumstämmen, welche der Länge nach an einander gefügt sind, vermittelt den Verkehr zwischen beiden Stadttheilen und bringt durch das Ueberfahrtsgeld dem König viel ein. Bei der großen Menge Wartender setzte ich mich am Ufer nieder, bis die Reihe an mich kommen würde, und Alle sahen mich voll Verwunderung an, Mauren, wie Neger. Das Gerücht meiner Ankunft gelangte bald zum König Mansong. Maurische Rathgeber mochten mich verdächtigt haben, denn bald kam ein Bote vom König und befahl mir, nicht überzufahren, sondern in einem bezeichneten Dorfe zu warten, bis man wisse, warum ich gekommen sei. Traurig fügte ich mich in mein Loos und ging in das Dorf, wurde aber von Allen gemieden und mußte den ganzen Tag ohne Speise unter einem Baum zubringen. Dabei war das Wetter stürmisch und die reißenden Thiere brüllten dazwischen. Eine Frau, die von der Feldarbeit zurückkam, erbarmte sich endlich meiner; sie sah mich aufmerksam an, hörte meine Erzählung mitleidig an und brachte mich in ihre Hütte. Hier zündete sie eine Lampe an, breitete eine Matte aus, röstete mir einen Fisch zur Abendmahlzeit und deutete mir an, daß ich mich ohne alle Besorgniß schlafen legen könne. Ihre Gefährtinnen spannen bis tief in die Nacht Baumwolle und sangen dazu. Ein Lied machten sie aus dem Stegreif auf mich, eine junge Frau sang vor, und der Chor fiel ein. Es rührte mich sehr und lautete etwa: „Die Winde saus'ten, der Regen fiel, der arme Weiße, matt und elend, kam und setzte sich unter unsern Baum. Er hat keine Mutter mehr, die ihm Milch bringt, keine Frau, die ihm Korn stampft." Chor: „Beklaget den Weißen, keine Mutter hat er" u. s. w. Am andern Tage kamen viel Einwohner zu mir, und ich hörte von ihnen, daß die Mauren und Sclavenhändler meine Feinde wären und den König gegen mich einge-

nommen hätten. Letzterer schickte einen Boten mit der Erkundigung, ob ich denn gar Nichts für ihn mitgebracht habe? Ich konnte ihm nur sagen lassen, daß ich von den Mauren ganz ausgeplündert sei. Am 23. erschien ein neuer Bote vom König und brachte mir 5000 Kauris, um auf 50 Tage mir Lebensmittel kaufen zu können, nebst dem Befehl, mich aus der Umgegend von Sego zu entfernen. Wolle ich nach Dschinneh, so solle mich der Bote bis Sansanding geleiten. Ich ging nun mit ihm und hatte mich über meinen Begleiter nicht zu beklagen, er war freundlich und gesprächig. Er wunderte sich, daß ich, um einen großen Fluß zu sehen, so weit gereist sei, und fragte, ob es denn in unserm Lande keine großen Flüsse gäbe. Vor Dschinneh flößte er mir Furcht ein; es sei eine maurische Stadt, obschon dem Namen nach zum Reiche Bambarra gehörig, wo man es für verdienstlich halten würde, mich umzubringen. Am folgenden Tage kamen wir zur Stadt Kabba in einer schönen und wohl angebauten, parkähnlichen Gegend gelegen. Die Einwohner waren mit dem Einsammeln der Schihnüsse beschäftigt, deren Kerne an der Sonne getrocknet und in Wasser gekocht eine Butter geben, welche dauerhafter und schmackhafter ist, als die beste Kuhbutter. Der Schihbaum wächst wild in Bambarra und den benachbarten Ländern und man läßt ihn bei Urbarmachung des Landes unangetastet stehen. Er ähnelt der amerikanischen Eiche und seine Frucht der Olive.

Durch viele Fischerdörfer kamen wir nach Sansanding. Diese Stadt ist ein lebhafter Marktplatz für Salz aus der Wüste und Korallen vom Mittelländischen Meere, so wie für Goldstaub und baumwollene Zeuge aus dem Innern. Viel Volks umstand mich hier und ich mußte auf einen hohen Sitz treten, um Allen sichtbar zu werden. Die Mauren schoben die Neger stolz zur Seite um mich zu betrachten. Ein Scherif aus Tuat wollte mich zwingen, mohamedanische Gebete nachzusagen, wie es die Juden thun müssen; doch deutete mein Wirth ihm an ich sei des Königs Gast und müsse ordentlich behandelt werden. Endlich verließen mich die Gaffer und mein Wirth, ein gastfreier alter Neger, bereitete mir ein gutes Abendbrod. Er bat mich, ihm einen Spruch (Safi) aufzuschreiben, und meinte,

wenn der Spruch eines Mauren gut sei, müßte doch der eines Weißen noch viel besser sein. Ich schrieb ihm mit einer Feder aus Schilfrohr und mit Tinte aus Kohle und Gummiwasser auf ein dünnes Brettchen das Gebet des Herrn. Am 25. reiste ich mit einem Wegweiser weiter, kam durch mehrere Städte und am 28. durch einen großen Wald. Hier sah ich eine Giraffe von mausegrauer Farbe. Sie trabte mit ihren hohen Vorderbeinen ungeschickt und schläfrig fort, bisweilen den Kopf zur Seite wendend. Weiterhin kamen wir auf eine offene Fläche mit einzelnen Gebüschen. Plötzlich rief mein Begleiter „Gott steh uns bei" und ich sah zu meinem Schrecken einen gewaltigen rothen Löwen neben dem Gebüsch, den Kopf zwischen den Vordertatzen, liegen. Der Sultan der Thiere ließ uns jedoch ruhig vorüberziehen, da er wahrscheinlich nicht hungrig war. Gegen Abend erreichten wir Medibu, ein Dorf am Niger, dessen ausgebreitete Fluthen hier mehrere kleine grüne Inseln umschließen. Auf ihnen weiden, vor den Anfällen der reißenden Thiere gesichert, die Heerden einiger arbeitsamen Fulahs. Im Flusse halten sich Krokodile auf, aber sie belästigen die Menschen nicht so, als die Schaaren bissiger Musquitos, unter deren Stichen ich die Nacht ruhelos zubrachte. Am 29. wanderte ich krank zu Fuß weiter und trieb mein ausgemergeltes Pferd vor mir her. Endlich fiel dieses ganz erschöpft nieder und war nicht mehr fortzubringen. Ich sammelte etwas Gras und legte es ihm vor, und verließ dann traurig den Gefährten meiner Leiden, indem ich ein ähnliches Schicksal für mich selbst vor Augen sah. Am Abend kam ich nach Silla, einer großen Stadt am rechten Ufer des Flusses. Bis Mitternacht war ich von hunderten Neugieriger umgeben, endlich erlaubte mir der Duti, in seine Hütte zu kommen, um dem Regen zu entgehen. In der Nacht bekam ich einen heftigen Fieberanfall. Krank und mittellos, ohne Beschützer, ohne Pferd und Waffen, fast nackt sah ich mich in eine Gegend gelangen, wo der Einfluß der Mauren, meiner ärgsten Feinde, unbeschränkt sein sollte. Die Regenzeit stand vor der Thür, den Fluß hinabzuschiffen fehlte mir das Geld. Ueberdies hörte hier die Bambarrasprache, in welcher, als mit der Mandingosprache verwandt, ich mich ver-

ständlich zu machen wußte, auf, und an Dolmetscher war weiterhin nicht zu denken. Also beschloß ich zurückzukehren, obschon auch die Rückreise, mehrere hundert Meilen durch ein unbekanntes Land, nicht ohne große Mühen und Gefahren sein konnte. Durch Erkundigungen erfuhr ich, daß Dschinneh 2 Tagereisen von Silla auf einer Insel im Niger liegt, und 2 Tagereisen weiter der Fluß sich zu einem See, genannt Dibbih oder der schwarze See, ausbreitet. Zwölf Tagereisen hinter Dschinneh liegt Timbuctu und 11 Tagereisen davon Haussa. Südlich von Silla liegt ein Reich Manianna, dessen Einwohner ihre Kriegsgefangenen braten und fressen. Am 30. Juli trat ich meine Rückreise an, und ließ mich wieder auf das linke Ufer des Flusses übersetzen, da das rechte voller Buchten und Sümpfe sein sollte. Ich traf in Medibu mein Pferd wieder an, das sich schon ein wenig erholt hatte, mußte aber viel durch die Regenzeit, welche die Wege unter Wasser gesetzt und den Boden erweicht hatte, ausstehen. Die Leute in den Ortschaften waren weniger freundlich gegen mich, da sich das Gerücht verbreitet hatte, ich sei ein Spion. Der König von Bambarra, hieß es, habe Leute nach mir ausgesandt, mich zu fangen, in manche Orte ließ man mich gar nicht hinein, sondern wies mich am Thore barsch ab oder führte mein Pferd um die Stadtmauer herum bis zur andern Seite; andere Ortschaften durchritt ich eiligst und ward für einen Mauren gehalten. Am 13. August ritt ich vor Sego vorbei und kam auf meiner Weiterreise den Dscholiba hinauf durch mehrere bedeutende Städte, von denen die eine durch doppelte Gräben, Mauern und Thürme befestigt war. Am 15. erhielt ich von einem Landmanne, der mich für einen Scherif hielt, etwas zu essen, nachdem ich schon 3 Tage von rohem Korn gelebt hatte; als Bezahlung verlangte der Mann nur meinen Segen, den ich ihm von ganzem Herzen gab. Am Abend kam ich zu einer Stadt, wurde aber nicht eingelassen. Von einem Löwen geängstigt, der sich in der Nähe umhertrieb, bat ich flehentlich, mir das Thor zu öffnen. Doch erst um Mitternacht wurde es mir aufgethan, da die Leute mich für einen Mauren gehalten hatten. Jetzt aber, meinten sie, seien sie davon überzeugt, daß

ich kein Maure sei, denn ein solcher warte nie lange am Thore, ohne den Einwohnern zu fluchen. Hinter Yamina, einer durch den König von Kaarta vor 4 Jahren halb zerstörten Stadt, ward die Gegend bergig, war aber noch sehr bevölkert. Am 18. August kam ich zum Flusse Frina und wollte an einer gefährlichen Stelle übersetzen, als mich ein Reisender zurückrief. So wie er mich näher erblickte, rief er: „Gott bewahre mich, wer ist das?" beruhigte sich jedoch, als er mich bambarrisch reden hörte. Er führte mich an eine Fährstelle, von der wir in einem Kahn über den Fluß gelangten. In Taffera war man eben beschäftigt, einen neuen Duti zu wählen und beachtete mich wenig, ließ mir auch nur schlechte, aus den Kornhülsen bereitete Speisen zukommen. Ich hörte hier wieder die Mandingosprache. Ein Sclave ward am folgenden Tage wie das liebe Vieh begraben, indem ein anderer Sclave den nackten Leichnam an einem Bein und einem Arm in eine Grube schleppte. Der Herr des Todten rief mehrere Male aus: „Ach das verlorne Geld!" Die Nacht zum 20. brachte ich in der Stadt Kulikarro zu, welche einen bedeutenden Salzmarkt hat. Ich mußte meinem Wirth einen Zauberspruch gegen böse Menschen schreiben, worauf jener das von oben bis unten auf beiden Seiten beschriebene Brett abwusch und nach einigen Gebeten den schwarzen Zauberspruch hinunterschluckte. Damit nichts verloren ginge, leckte er das Brett noch mit der Zunge ab. Dafür bekam ich denn guten Reis zum Abendbrod, und für einen andern Zauberspruch, der Reichthum verschaffen sollte, vom Sohn des Duti Meth und Milch. Ein so üppiges Mahl war mir seit langer Zeit nicht geboten und ich erfreute mich darauf eines erquickenden Schlummers auf meiner Rindshaut. Am 23. August erreichte ich die Stadt Bammaku, welche von Serawulli-Negern und vielen Mauren bewohnt wird. Letztere waren hier artiger gegen mich, als sie irgendwo gewesen waren. Trotzdem, daß die Einwohner mir die Fortsetzung meiner Reise in dieser Jahreszeit widerriethen, eilte ich doch weiter und kam in ein felsigtes Gebirge, wo einzelne Schäferhütten und kleine Gebirgsdörfer mir Unterhalt verschafften und die gutmüthigen Hirten mir die Wege zeigten. Aber am folgenden Tage ward

ich von Fulah=Räubern überfallen, meines Pferdes und aller meiner Sachen beraubt. Sie zogen mich ganz nackend aus und warfen mir zuletzt nach einiger Ueberlegung nur das schlechteste Hemde und ein paar Ueberhosen, so wie meinen Hut zu, in dessen Krempe meine Papiere lagen. Entblößt und einsam saß ich nun in der Wildniß, umgeben von reißenden Thieren und bösen Menschen, bloßgestellt der ganzen Heftigkeit der Regenzeit und 100 Meilen vom nächsten Europäer entfernt. Ich glaubte, daß mir auf Erden nichts mehr übrig bliebe, als mich hinzulegen und zu sterben. Doch mein sittlicher Muth und die Hoffnung auf den Beistand des Allgütigen erstarkten wieder in mir und ich raffte mich auf und ging entschlossen vorwärts. Gegen Abend kam ich nach Sibidulu, der Grenzstadt des Mandingoreiches, in einem fruchtbaren Gebirgsthal gelegen. Den Mansa (so heißt hier der Duti) rührte meine Erzählung so, daß er einen Boten an den Duti von Bammaku schickte und meine Sachen zurückforderte. Ich blieb in Sibidulu 2 Tage, doch da hier großer Mangel an Lebensmitteln herrschte, machte ich mich wieder auf und kam am zweiten Tage nach Worda, dessen Mansa Mohamedaner und zugleich Schulmeister war. Auch hier herrschte großer Mangel und man kochte sich die Blüthen des Maiskorns zur Nahrung. Einige Mütter im Orte hatten sogar ihre Kinder für Lebensmittel verkauft, und küßten jedesmal, wenn sie sich Korn holten, ihre Kinder zärtlich. Am 6. September erhielt ich richtig meine Sachen aus Sibidulu zurück, allein mein Taschencompaß war zerbrochen — ein unersetzlicher Verlust. Mein Pferd, das mir in seinem elenden Zustande auf den Gebirgsreisen doch nichts helfen konnte, schenkte ich meinem Wirth, Sattel und Zaum dem Mansa von Sibidulu. Am 8. September trat ich meine Reise wieder an, von meinem Wirth mit einem Speer und einem ledernen Tragesack beschenkt. Meine Stiefeln hatte ich in Sandalen verwandelt, was mir den Weg sehr erleichterte, da meine Knöchel stark geschwollen waren. Ueberall fand ich Hungersnoth und schlechte Wege, hatte auch viel von dem Regen zu leiden. In der Stadt Mansia, wo man Gold sammelt, wollte mir der Mansa nur für Gold Lebensmittel verabreichen. Als ich erklärte, ich besäße

nichts, meinte er, mein weißes Fell solle mich nicht schützen, wenn ich ihn belöge. Er nahm mir meinen Speer ab, ehe er mir eine Hütte zum Schlafen anwies, und machte in der Nacht sogar einen Versuch, mich zu bestehlen. Ich war aber darauf gefaßt, da ich schon von seiner Unredlichkeit gehört hatte, und hatte einen Einwohner vermocht, in meiner Hütte mir Gesellschaft zu leisten. Am andern Morgen holte mein Gesellschafter meinen Speer aus des Mauren Hause, als dieser noch schlief, und ich wanderte weiter nach Kamalia, einer kleinen Stadt von Felsenhügeln umgeben.

Hier endlich nahm mein Schicksal eine günstigere Wendung. Gleich bei meiner Ankunft ward ich in das Haus eines Sclavenhändlers, Namens Karfa Thara geführt, welcher gerade andern Sclavenhändlern aus einem arabischen Buche etwas vorlas. Er fragte mich, ob ich es verstünde. Als ich nein antwortete, so holte er ein Büchlein hervor, welches, wie er sagte, aus dem Westen hergekommen war. Wie freute ich mich, als ich sah, daß es ein englisches Gebetbuch war. Auch mein Wirth war froh, mich daraus lesen zu hören, da er nun überzeugt war, ich sei kein Maure, sondern ein Europäer. Er eröffnete mir, es sei unmöglich, jetzt durch die Dschallonka-Wildniß zu reisen, da 8 reißende Ströme sie durchschnitten und das Gras erst abgebrannt sein müsse, ehe man durch die Ebenen kommen könne. Wenn ich jedoch die Landeskost vertragen könne, so wolle er mich so lange hier beherbergen und nähren, bis er selbst mit seinen Sclaven nach dem Gambia aufbreche. Mit Freuden nahm ich diesen Vorschlag an, und Karfa Thara war mit dem Preise eines besten Sclaven zufrieden, den ich ihm als Vergütigung bei der Rückkehr am Gambia bezahlen wollte. Meine Hütte wurde eingerichtet und ein Sclave angewiesen, mich regelmäßig mit Brennholz und Wasser zu versorgen; zwei Mal erhielt ich jeden Tag Speisen aus dem Hause meines Wirths. Karfa that alles Mögliche, um mir den langen Aufenthalt erträglich zu machen, und widerstand allen Einflüsterungen der übrigen Sclavenhändler, welche mich bei ihm verdächtigen wollten. Ich blieb in Kamalia bis zum 19. April des folgenden Jahres, war in den ersten 5 Wochen fieberkrank und lebte

meistens einsam in meiner Hütte. Zwei Monate war Karfa abwesend, um am Niger seinen Sclaveneinkauf zu vollenden und hatte mich für diese Zeit der Obhut eines guten Mohamedaners, des Schulmeisters in Kamalia übergeben. Ich benutzte diese Zeit, Erkundigungen über das Land und seine Bewohner einzuziehen. In Kamalia wird viel Gold gesammelt, welches sich in fast allen Theilen des Mandingogebietes so wie in Dschallonkadu findet. Anfang December, wenn die Ernte vorüber und das Wasser gefallen ist, geht man an die Arbeit, nachdem man einen Ochsen geschlachtet und Zaubersprüche hergesagt hat. Die Männer graben den Sand, die Weiber waschen ihn aus. Der größte Theil des Goldes wird zu Schmucksachen verarbeitet, und manche Negerin trägt für 500 Thlr. Werth an Geschmeide. Viel Gold geht auch nach der Wüste für Salz, und man bezahlte in Kamalia eine Scheibe Salz von etwa $^1/_2$ Kubikfuß mit 13 Thlrn. Vier solche Scheiben machen eine Eselsladung, 6 eine Ochsenladung aus. Ein Ochse stand gleich 18 Flintensteinen, eine Flinte gleich 3 Ochsen. Die Mohamedaner der Stadt wohnen abgesondert. Sie haben einen mit Baumstämmen eingefaßten Platz, den sie Missura oder Moschee nennen, worauf sie bei gutem Wetter ihre Gebete verrichten.

Im November verkündigten Gewitter das Aufhören der Regenzeit und der austrocknende Harmattan, der von Nordost aus der Wüste weht, gab dem erschlafften Körper die Spannung wieder. Die Neger verbrannten das während der Regenzeit hoch aufgeschossene Gras, und die Raubvögel umschwebten die Feuerstellen, um sich der fliehenden Schlangen und Eidechsen zu bemächtigen. Ein angenehmes frisches Grün folgte dem Brande. Der unbearbeitete Boden ist Gemeingut, wer eine Strecke Landes urbar macht, hat sie als Eigenthum. Aber große Flächen des fruchtbarsten Bodens sind ganz unbebaut, vorzüglich an der Grenze zweier Reiche.

Unter allen Negerstämmen, welche ich kennen gelernt habe, zeichnen sich die Mandingo's durch Herzensgüte, Heiterkeit und Wißbegierde rühmlich aus. Ihre Frauen sind mildherzig und zärtliche Mütter, die Liebe der Kinder zu ihnen ist natürliche Folge. Bei der Erziehung sehen sie vorzüglich auf Wahrheit

und Treue. Die Mädchen helfen spinnen und Korn mahlen, die Knaben verrichten Feldarbeiten. Eine Frau erhält man durch Kauf von den Eltern, gewöhnlich für den Werth von 2 Sclaven. Sie wird wie bei den Mohamedanern nicht für gleichberechtigt mit dem Manne angesehen, aber gut behandelt. Auch die Haussclaven, d. h. die, welche im Hause des Herrn geboren sind, werden mild behandelt und dürfen nur bei großer Noth verkauft werden. Die meisten der im Kriege gefangenen Sclaven, welche man nach Belieben behandeln und verkaufen kann, sind schon geborene Sclaven, da die Freien eher der Gefahr entkommen oder ausgelöst werden. Unter 900 Gefangenen, welche der König von Bambarra im Kriege gegen Kaarta an einem Tage machte, waren nur 10 freie Männer. Auch kaufen die Sclavenhändler lieber geborene Sclaven, da diese an Arbeit schon gewöhnt sind. In Zeiten der Hungersnoth bietet mancher Freie sich oder seine Kinder als Sclaven an, um nur zu essen zu haben. Desgleichen bringen Schulden in Sclaverei, um so öfter, da alle Handelsgeschäfte auf Credit betrieben werden, und in selteneren Fällen Verbrechen. Die freien Neger frühstücken mit Tagesanbruch gewöhnlich einen Mehlbrei, aus Mehl und Wasser mit Tamarinden gesäuert; um 2 Uhr genießen sie einen Mehlbrei mit Milch und Schihbutter zubereitet. Die Hauptmahlzeit aber ist kurz vor Mitternacht, und dann giebt es Kuskus mit etwas Fleisch oder Schihbutter. Die heidnischen Neger trinken Bier und Meth, die mohamedanischen nur Wasser. Schnupf- und Rauchtabak lieben sie Alle. Das Salz wird als Leckerei betrachtet; will man sagen, daß Jemand wohlhabend sei, so heißt es: Er ißt Salz zur Mahlzeit. Außer dem Ackerbau beschäftigen sich die Neger mit Fischerei und Jagd. Sie bedienen sich der Bogen und Pfeile mit vielem Geschick; letztere sind im Kriege vergiftet. Die Elephantenjäger haben Feuergewehre. Zur Zeit, wo die Elephanten wegen Austrocknung der Waldseen zum Niger sich begeben, lauern die Jäger im hohen Grase und schießen auf ein einzelnes Thier, das sich von der Heerde etwas getrennt hat, auf einmal sämmtlich ihre Gewehre ab. Der Elephant befühlt mit dem Rüssel seine Wunden und läuft wüthend hin und her, bis er durch mehrere

Salven in Folge des Blutverlustes entkräftet zu Boden fällt. Die Jäger ziehen dann die Haut ab und spannen sie zum Trocknen aus, schneiden das Fleisch in schmale Streifen, welche gedörrt werden und schlagen mit kleinen Beilen die Zähne heraus. Kleinere Stücke der Elfenbeinzähne finden sich auch häufig unterm Gebüsch, da die Elephanten die Wurzeln auszugraben pflegen und dabei oft die Zähne zerbrechen.

Ihre Industrie ist einfach, doch bereiten sie sich ihre Bedürfnisse selbst. Die Weiber spinnen die Baumwolle, die Männer weben. Die Zeuge werden mit frischen Indigoblättern gefärbt. Von Handwerken giebt es nur solche, welche in Leder oder Eisen arbeiten. Die erstern, Karrankih genannt, gerben und verarbeiten die Felle, die letzteren, Gahngäh, schmelzen das Eisen in kleinen Schmelzöfen und verstehen sich auch auf kleine Goldarbeiten.

Die Zeit berechnen sie nach der Regenzeit und dem Mondswechsel. Die Jahre benennen sie nach Begebenheiten. So wird das Jahr 1791 an vielen Orten Tabaubo-Tambi-Sang genannt werden, d. h. das Jahr, in welchem der weiße Mann durchwanderte.

Die Neger werden nicht alt, mit 40 Jahren bekommen sie graue Haare und Runzeln, sehr wenige erreichen das 60. Jahr. Sie leiden viel an Fiebern und Flüssen, welche sie durch Dampfbäder zu vertreiben suchen. Die Todten werden unter der Hütte oder einem Baum begraben und, wenn es Freie sind, in baumwollene Zeuge oder Matten eingewickelt.

Tanz, Musik und Gesang lieben sie sehr. Sie besitzen eine Menge von Tonwerkzeugen, Zithern, Harfen, Trommeln, Flöten und Glocken. Beim Tanzen klatschen sie in die Hände. Sie haben Sänger, welche im Lande umher ziehen und sehr beliebt sind, auch die Kriegszüge begleiten und durch ihre Lieder aus dem Stegreife zur Tapferkeit anfeuern. Der Unterricht geschieht durch mohamedanische Lehrer, Morgens früh und Abends spät. Die Schüler werden während der Zeit des Unterrichts als des Lehrers Haussclaven angesehen und müssen den Tag für ihn arbeiten. Nach vollbrachtem Cursus wird eine Prüfung ange-

stellt und der Lehrer erhält für jeden Schüler einen Sclaven. Unvermögende müssen ihre Kinder sich frei arbeiten lassen.

Die Zeit der Abreise verzog sich von Monat zu Monat und schon fürchtete ich, würde man die Regenzeit wieder heran kommen lassen und dann die Reise aufgeben, als man endlich nach den Fasten einen Neumond für sehr Glück bringend erfand und den 19. April zur Abreise bestimmte. Unser Zug bestand aus 35 Sclaven zum Verkauf, welche Karfa und 4 andern Händlern gehörten, 14 freien Männern, meist von Frauen und Haussclaven begleitet und dem Schulmeister mit 8 Schülern, im Ganzen aus 73 Seelen. Am 21. April kamen wir in die Wildniß von Dschallonka und setzten über den Kokoro, einen Nebenfluß des Senegal, dessen Wasserstand sichtlich 20 Fuß höher gestanden hatte, als jetzt. In die Stadt Kinitakuro zogen wir in feierlichem Zuge ein und unsere Sänger stimmten ein Loblied auf die Gastfreundschaft der Stadt an und erzählten, als wir auf den Bentang gekommen waren, unsere Reise bis hierher ausführlich. Mehr im Trab als im Schritt wurden die folgenden sehr großen Tagereisen durch die Wildniß fortgesetzt. Das Quellengebiet des obern Senegal ist eine waldige und felsige Gebirgsgegend. Wir überschritten nach und nach die verschiedenen Arme des Senegal, den Worda, Forkuma, Boki und Basing (dieses ist der Hauptstrom). Ueber letztern ist eine Brücke von Uferbäumen gebildet, für deren Benutzung die naheliegende Stadt Manea einen Zoll erhebt. Die Flüsse waren in dieser Jahreszeit nur seicht, in der Regenzeit sind sie jedoch nicht zu passiren. Der Wald war voller Wild; Rebhühner, Perlhühner und Rehe, sowie Elephanten sahen wir in großen Trupps, die reißenden Thiere hörten wir Nachts um unsere Feuer heulen. Aber ein kleines Thier hätte unsere Kaffle beinahe zu Grunde gerichtet; das war ein ungeheurer Bienenschwarm, welcher uns plötzlich überfiel und uns in wilde Flucht jagte. Eine Sclavin ward so jämmerlich zerstochen, daß sie am Wege zurückgelassen werden mußte. Den Fulahräubern, welche die Wildniß für Reisende sehr gefährlich machen, entgingen wir jedoch glücklich, obgleich wir in einem Orte erfuhren, daß jene in großen Schaaren uns aufgelauert hätten. Mehrere

kleine Dörfer fanden wir von ihnen zerstört, andere waren verlassen und hatten sich die Einwohner auf Felsen angesiedelt. Am 3. Mai kamen wir nach Malacotta, der Geburtsstadt des Schulmeisters, wo wir 3 Tage blieben und trefflich bewirthet wurden. Die Einwohner dieses Städtchens wohnen in Hütten, die aus gespaltenem Rohr geflochten und mit Lehm beworfen sind. Sie sind thätig, verfertigen gute Seife aus Erdnüssen und treffliche Eisenwaaren, wofür sie in Bondu Salz eintauschen. Den 7. kamen wir durch eine goldreiche Gegend, wo das Gold körnerweise in Quarz gefunden wird und sahen an einem Orte einen weißen Neger oder Albino, dessen Haar und Haut mattweiß war. Hinter Satadu, einer halb verlassenen Stadt, da sie oft von den Fulahs geplündert wird, kamen wir am 12. über den Falemeh, der jetzt nur 2 Fuß tief war. Dahinter war ein Dorf, das einem reichen Mandingokaufmann gehörte, welcher ganz englische Lebensweise angenommen hatte. Er aß von zinnernen Schüsseln und seine Häuser waren wie die englischen Häuser am Gambia gebaut. Am 16. zogen wir, durch eine andere Kaffle verstärkt, in die große Stadt Kirwani ein. Hier düngen die fleißigen Bewohner den Acker, was ich nirgends sonst wo in Afrika fand. Nicht weit von der Stadt standen mehrere Eisenschmelzöfen. Am 20. kamen wir in die Tenda-Wildniß, die Wasserscheide zwischen den Nebenflüssen des Senegal und Gambia, und reisten einige Tage lang schnell und wegen der Hitze meist des Nachts, wählten auch unsere Ruhepunkte meist außerhalb der Städte, da die Einwohner nicht im besten Rufe standen. Die Wälder von Tenda waren sehr dicht, viele große Strecken ganz mit Bambusrohr bewachsen. Hinter dem Neola-Koba, einem bedeutenden Arme des Gambia, kamen wir in eine wohl angebaute Gegend, deren Städte alle den Namen Tenda führen, dann passirten wir die Simbani-Wälder, kamen durch die große Stadt Sallacotta und setzten über den Neriko. Kaum waren wir hinüber, so brüllten unsere Sänger ein Lied, durch welches sie ihre Freude ausdrückten, das Land der untergehenden Sonne erreicht zu haben. Ohne weitere Anfechtungen, als einige heftige Regen, welche wir, durch die großen Blätter des

Ciboabaumes geschützt, abwarteten, gelangten wir am 14. nach Medina, der Hauptstadt von Wulli, wo ich den alten guten König leider krank fand und ihn nicht persönlich besuchen konnte. In Dschindi ließ Karfa seine Sclaven, von denen ich wehmüthig Abschied nahm, da sie mir auf der Reise manchen freundschaftlichen Dienst geleistet hatten und reiste mit mir nach Pisania.

Wie ein vom Tode Auferstandener ward ich hier von meinen Freunden begrüßt, da das Gerücht gekommen war, ich sei in Ludamar von den Mauren getödtet. Ich konnte nun wieder europäische Kleider anlegen und mich von allen Strapazen erholen. Karfa war sehr verwundert über die englische Sprache, über die Einrichtungen und Geräthschaften des Hauses, vor Allem über ein kleines Handelsschiff, welches hier vor Anker lag. Ich bezahlte dem redlichen Manne den doppelten Betrag der ausbedungenen Summe und gab auch dem guten Schulmeister ein Geschenk mit, so daß Karfa oft sagte: „Meine Reise ist wahrlich glücklich gewesen! Wir Neger sind nichts gegen Euch!" Nur daß ich meinen langen Bart abgeschnitten hatte, gefiel ihm nicht und er meinte, ich hätte mich in einen Knaben verwandelt. Am 15. Juni kam ein amerikanisches Schiff und nahm die Sclaven ein. Ich schiffte mich auf diesem am folgenden Tage ein. In Goru ward die Ladung vervollständigt, die aus 130 Sclaven bestand. Drei starben auf dem Gambia, 6 bis 8 in Goru und 11 auf der See. Weil der Schiffsarzt gestorben war, übernahm ich dessen Stelle auf dem Schiffe und alle Sclaven hatten großes Vertrauen zu mir, da ich ihre Sprache reden konnte und mehrere mich schon früher gesehen hatten. Anfang October waren wir von Goru abgesegelt, in 35 Tagen durchschifften wir das Meer bis zur westindischen Insel Antigua. Hier ging ich am 24. November wieder unter Segel und erreichte den 22. December glücklich mein englisches Vaterland.

Mungo Park ward bei seiner Rückkehr nach London von allen Freunden der Wissenschaft mit großem Jubel empfangen, und

die Geographen suchten durch ihre Hypothesen das Ende des Flusses, für dessen Anfang sie nun bestimmte Angaben hatten. Um hierüber Gewißheit zu erlangen, beschloß die englische Regierung eine neue Expedition zum Dscholiba zu veranstalten, und gewann Park zur Leitung derselben. Doch dieses mal war das Glück nicht mit ihm. Schon auf der Reise nach dem Niger, welchen er bei Bammaku am 19ten August 1805 wieder erblickte, waren von den 44 Europäern des Zuges durch die Ungunst des Klimas 39 gestorben. Park selbst schiffte sich mit dem Ueberreste seiner Mannschaft bei Sausanding auf dem Niger ein, und schickte von hier aus seine letzten Briefe nach Europa. Von nun an hörten alle Nachrichten von ihm auf, doch verbreitete sich ein Jahr darauf die Sage von seinem Tode. Spätere Nachforschungen haben es außer Zweifel gestellt, daß er bei Yaourie oder Bussa sammt seinen Gefährten unter den Pfeilen der Eingebornen den Tod gefunden hat.

B.

Denham's und Clapperton's Reise durch Fezzan und die Wüste nach dem Sudan.

Dr. Oudney und Lieutenant Clapperton hatten von der englischen Regierung den Auftrag erhalten, von Tripolis aus Sudan zu bereisen. Ihnen wurde auf seine Bitte Major Denham beigesellt, und da Dr. Oudney, das gelehrteste Mitglied der Expedition, in Sudan starb, so übernahm später Denham die Herausgabe der Beschreibung ihrer Reise.

Am 21sten November 1821 traf ich von Malta in Tripolis ein, und fand meine Gefährten schon meiner harrend an. An einem dazu bestimmten Tage machten wir dem Pascha unsere Aufwartung und wurden zu einer Falkenjagd eingeladen, wobei der Pascha auf einem milchweißen Araber mit kostbarem Geschirr und mit einem zahlreichen glänzenden Gefolge erschien.

Am 1sten März 1822 brach ich von Tripolis auf. Hat man die nächste fruchtbare Umgebung dieser Stadt verlassen, so betritt man eine sandige Ebene, in welcher sich hin und wieder Dörfer mit Datteln und Gärten finden. Wandernde Araber bilden jedoch den größten Theil der Bevölkerung. Zwei und eine halbe Tagereise südlich vom Meeresufer zieht sich eine Bergkette parallel mit der Küste hin und scheidet das Uferland von der Hochfläche Dhar el Dschebbel (Rücken des Berges). Der westliche Theil dieser Gebirgskette, welcher von der Straße nach Ghadames durchschnitten wird, heißt Dschefran, besteht aus Sandstein und Kalkstein und zeigt keine Spur von vulkanischer Formation. Dagegen ist der mittlere Theil, das Ghariangebirge,

rein vulkanisch. Basaltmassen haben hier, oft in schöne Säulen geformt, die weißen Kalksteinberge durchbrochen, und der mächtige Berg Tekut, nahe am Gharianpasse, ist ein schöner erloschener Krater. Diese Berge liegen gerade südlich von Tripolis, und tragen auf ihrer Oberfläche von fruchtbarem rothen Lehm üppige Olivenpflanzungen und Safranfelder. Die Einwohner wohnen in unterirdischen Wohnungen, welche sie wie die Kasematten einer Festung, in den Felsen eingehauen haben. Im Südosten von Tripolis liegen die Tarrhonaberge, gleichfalls ohne vulkanische Formation. Sie zeichnen sich durch Kornbau und römische Ruinen aller Art aus. Die ganze Gebirgskette bildet den Abfall einer Hochebene, welche im Westen eine durchschnittliche Erhebung von 2000 Fuß, im Osten von 1000 Fuß hat. Sie ist dürr und steinig, nur in den Wadis (Thalsenkungen) gedeihen Datteln, Oliven und Feigen, nach Süden senkt sie sich in kaum merklicher Abdachung.

Wir durchschnitten die Tarrhona-Berge auf dem Paß Melghra und kamen am 5ten März nach dem Flecken Beniolid, in einem blumenreichen Thale gelegen. Einen so erfrischenden Anblick hatten wir nicht wieder, bis wir Sudan erreichten. Von Beniolid bis Sockna brachten wir 14 Tage auf unserer recht einförmigen Reise zu. Sockna hat etwa 200,000 versteuerte Dattelbäume, und etwa ebensoviel unversteuerte. Ihre Datteln sollen die besten in Afrika sein. In der Nachbarschaft liegen die Städte Hoon und Wadan, deren Begräbnißplätze und Moscheen vielfach mit Straußeneiern geschmückt sind. Die Einwohner ziehen auch junge Strauße in Ställen auf und ziehen ihnen, wenn sie ausgewachsen sind, die Federn aus.

Gleich hinter Sockna beginnt das Gebirge Dschebbel Assud (schwarzes Gebirge), eine Basaltkette mit schwarzen überhängenden Zacken und wildzerrissenen Schluchten. Wir passirten es auf beschwerlichem Pfade und kamen dann in eine traurige öde Wüste, wo wir tagelang gar kein Wasser fanden und uns dann mit schlammigem, salzigem und bitterm Trunk begnügen mußten. Auch plagten uns schreckliche Stürme aus Ost und Süd, welche uns große Massen Sandes entgegentrieben. Am 7ten April gelangten wir nach Murzuk, der Hauptstadt von

Fezzan und dem Sitz des Sultans. Es ist eine gut gebaute, von 20 Fuß hohen Lehmmauern umgebene Stadt. Eine 300 Schritt lange, mit Häusern besetzte Straße führt auf einen offenen Platz, wo sich das feste, 80 Fuß hohe Schloß erhebt. Die Mauern desselben sind aus Lehmsteinen gebaut, unten 50 Fuß, oben 5 Fuß dick. Der Sultan, ein Vasall des Pascha von Tripolis, empfing uns gut, machte uns aber keine Hoffnung auf eine gedeihliche Weiterreise, so daß wir schon alle unsere Pläne zerrinnen sahen. Ein reicher Kaufmann jedoch mit Namen Bu-Khalum hob wieder unsern Muth, indem er uns an den Pascha von Tripolis uns zu wenden rieth und versicherte, daß er selbst mit einer großen Karavane nach Sudan gehen wolle und uns hinreichenden Schutz gewähren könne. Ich reiste deshalb mit ihm nach Tripolis zurück, stellte dem Pascha die Hindernisse vor, die uns unerwartet trotz seiner Versprechungen in den Weg gelegt wurden, und drohte nach England zurückzugehen, und daß die englische Regierung alle freundschaftlichen Verhältnisse mit ihm abbrechen würde, wenn er uns nicht Mittel zur Reise verschaffen würde. Nach vielem Hinhalten machte ich zuletzt Ernst und ging nach Marseille ab, erhielt jedoch hier ein Schreiben vom Pascha, welches mit Zusicherung seines Schutzes mich wieder zurückrief. Ich erhielt nun ein Geleit von 70 Arabern aus dem Stamme der M'Garrhain in der Syrte, welche vor kurzem dem Pascha bei Vernichtung des Stammes der Waled Suleyman die größten Dienste geleistet hatte. Ihr Häuptling, Scheik Abdi Smud ben Erhoma rühmte sich, schon 40 Feinde eigenhändig zu Boden gestreckt zu haben und hoffte es, weiter als sein Vater zu bringen, welcher 100 Mann in Schlachten getödtet habe. Uebrigens gewährten uns diese Araber nicht nur den nöthigen Schutz, sondern erheiterten uns auch nicht wenig den traurigen Weg durch die Wüste durch ihren unendlichen Witz und Scharfsinn, so wie durch die Gedichte, welche sie entweder aus dem Stegreif oder aus dem Gedächtniß hersagten. Einer, aus dem Stamme der „Begabten," sang wohl eine Stunde hinter einander und beschrieb unsere Reise bis auf den kleinsten Umstand mit großem Humor und in recht leidlichen Versen.

Am 30sten October langte ich endlich mit Bu-Khalum in

Murzuk wieder an und fand meine zurückgelassenen Gefährten krank und elend wieder. Fezzan scheint überhaupt ein ungesundes Land zu sein, wir sahen wenig Menschen von gesundem Aussehen. Die Weiber tragen dunkle, mit Silber gestickte Beinkleider, weiße oder blaue baumwollene Hemden mit Schleifen und große Strohhüte. Sie ölen ihr Haar stark ein und flechten es in Zöpfe, woran sie silberne Zierrathen oder Korallen befestigen. An Armen und Füßen tragen sie viel Schmucksachen, ich sah eine, welche 128 Unzen Gold an den Füßen hatte und ganz wund davon gerieben war. Männer und Frauen stopfen die Nasenlöcher mit Zwiebelschalen zu und kauen Tabak, nur die Reicheren rauchen. Die kleinen grauen polnischen Kopfthiere sind hier sehr gemein, und der Werth einer Sclavinn richtet sich sehr nach ihrer Geschicklichkeit in der Jagd dieser Thiere. Ameisen, Wanzen und eine Unmasse Fliegen tragen das Ihrige dazu bei, den Aufenthalt in diesem übrigens armen Lande bei einer Hitze von 97° F. unerträglich zu machen. Unter vielen andern vornehmeren Einwohnern besuchte uns in Murzuk auch der Tuarikhäuptling Hatita, *) welchem ich im Auftrage Lyons, dem er gute Dienste geleistet hatte, einen Säbel als Geschenk überreichte. Sein Entzücken über dieses Geschenk war unbeschreiblich. Am 29sten November brach unsere, durch viele Kaufleute vergrößerte Karavane von Murzuck auf und durchschritt am ersten Tage ein ungeheures Salzfeld. Der Weg, von Sand und Salz gemischt, erschien wie Eis, große Risse in der Oberfläche zeigten an den Seiten Krystalle vom reinsten weißen Salz. Die Stadt Traghan ist die beste unter den 109 Städten, deren Fezzan sich rühmen soll, war früher Hauptstadt und Residenz des Sultans, der den östlichen Theil von Fezzan beherrschte, und besitzt in den Gärten einige Quellen von gutem Wasser, die einzigen in Fezzan, mit Ausnahme einiger warmen Quellen bei Sockna. Am folgenden Tage kamen wir durch eine Wüste von feinem rothen Sand, in der auch nicht ein Vogel oder ein Insect zu erblicken war, nach Gatrone oder Katroun. Die Stadt liegt

---

*) Derselbe Hatita, jetzt alt und gebrechlich, hat jüngst die Reisenden Richardson, Overweg und Barth escortirt (im Sommer 1850.)

einigermaßen freundlich zwischen Sandhügeln, welche mit kleinen Bäumen bedeckt sind; rings herum haben die Tibbu's ihre Zelte oder kleinen Hütten aufgeschlagen. Der wichtigste Mann in Gatrone ist Hadschi el Raschid, ein reicher Marabut und Heiliger. Er ist zwar ein Betrüger, wie alle Heilige, doch wendet er seinen Einfluß auf das abergläubische Volk mit Weisheit und Menschenliebe an. Bei unserer Abreise zeichnete er mit imposanter Würde Zauberfiguren in den Sand und lud uns singend ein, zu unserm Heil hindurchzureiten. Nach einigen Tagen gelangten wir nach Tegerrhy, einer Stadt von angenehmer Lage. Salzteiche liegen in der Nähe, welche durch Wasservögel belebt sind, nach Osten erheben sich einige niedrige Berge, und rings um die Stadt stehen in großer Zahl Dattelbäume mit köstlicher Frucht. Wir hielten uns hier einige Tage auf, um unsere Vorräthe zu vervollständigen. Die Eingebornen sind ganz schwarz, haben aber kein Negergesicht. Sie kauen Tabak und Soda, selbst den Schnupftabak stecken sie in den Mund. Da hier das Land der Tibbu's beginnt, so feierten unsere Leute mit Gesang und Tanz den Eintritt in das neue Land und wir gaben zu ihrem Feste einige Kameele heraus. Vom Kameelfleisch wird das Herz am meisten geschätzt; es sagte mir jedoch nicht sehr zu, da es hart und zäh war, und ich hatte am nächsten Morgen Magendrücken von dieser Speise. Am 13ten December verließen wir Tegerrhy und betraten die Wüste. Von nun an hatten wir einen sehr beschwerlichen Marsch durch steinige Einöden, und kamen häufig durch steile Sandsteingebirge, Zweige des Tibestygebirges. Sie sind nicht eben sehr hoch, das höchste, Hormut-el-Wahr, erhebt sich bis 600 Fuß. Doch liegt weiter östlich ein Berg, der Irthscherdat-Irner, dessen Höhe an 10,000 Fuß betragen mag. Die Ebenen zwischen den Bergen waren mit grobem Kies und vielfarbigen Steinen bedeckt. Unsere Kameele wurden zusehends schwächer, sie hatten 8 Tage lang nicht getrunken und ihre Füße wurden wund von den steinigen Wegen. Manche fielen in diesen Tagen. Sah bei solchen Gelegenheiten der Eigenthümer des Thieres, daß es sich nicht wieder erheben würde, so gab er den lauernden Arabern ein Zeichen, und diese stürzten herbei, stießen ein Messer dem Kameele

in das Herz, indem sie dessen Kopf nach Osten wandten, und schnitten sogleich beliebige Stücke zur Abendmahlzeit aus dem noch zuckenden Thiere sich heraus. Auch die Menschen litten unaussprechlich durch die Hitze bei Tage und die Kälte bei Nacht, so wie durch die heftigen Sandstürme aus Nordost, wobei unsere Zelte fast im Sande vergraben wurden. Täglich fanden wir auf unserm Wege eine große Zahl menschlicher Gerippe, die Spuren der großen Sclavenzüge, welche aus Sudan nach Tripolis gehen. Endlich am 1sten Januar 1823 fanden wir wieder einige grüne Bäume in der Oase Ikbar, und kamen in den folgenden Tagen durch mehrere ärmliche Städte der Tibbu's, von denen Kisbi ein Hauptsammelplatz der Karavanen ist. Dirki liegt in einer Oase mit zwei Salzseen, in deren Mitte sich eine Insel von reinem Salzstein befindet. Wegen der häufigen Raubzüge der Tuariks liegen die meisten Städtchen dieser Gegend auf steilen Sandsteinfelsen, welche selbst von Weibern und Kindern leicht zu vertheidigen sind. Denn die Männer sind meist auf Karavanenzügen abwesend. Der Sultan der Tibbus, welcher in Bilma residirt, kam uns in Kisbi entgegen, um den Tribut für die Erlaubniß, durch sein Land zu reisen, entgegenzunehmen. Er sah weder sehr majestätisch, noch sehr reinlich aus, und die 6 oder 7 Tibbu-Herren seines Gefolges waren Muster von Häßlichkeit. Sie nahmen eine Menge Schnupftabak sowohl in den Mund, als in die ungemein ausgeweiteten Nasenlöcher, ihre Zähne waren dunkelgelb und ihre Nase gleich einem ungeheuren Ballen Fleisch. Dabei interessirte sie meine Uhr und mein Compas nur in sofern, als sie darin das Abbild ihres lieblichen Gesichtes erblicken konnten. Die Weiber der Ortschaften kamen uns entgegen, fielen auf die Kniee und bewillkommneten uns dann mit Gesang und Tanz. Bu-Khalum vervollständigte hier seine Kameelheerde auf die wohlfeilste Weise, indem er Streifzüge nach den umliegenden Dörfern veranstaltete und alle Kameele, deren er habhaft werden konnte, für sich in Beschlag nahm. Der Sultan billigte nicht nur dieses Verfahren, sondern gab ihm auch Anweisung, wo der beste Fang zu machen war. Am 12ten gelangten wir zur Hauptstadt Bilma, welche nur ärmliche Hütten aufzuweisen hat. Auch hier sind

Salzseen mit reinem crystallisirten Salz, welches sich die Tuariks von Zeit zu Zeit nach Bu-Khalums Methode holen. Eine Meile hinter Bilma begrüßten wir eine Quelle mit hellem schönen Wasser, von da an aber ging 13 Tage lang unser Marsch durch eine öde Wüste. Tiefer lockerer Sand wechselte mit steilen Sandklippen, von denen die Kameele förmlich herabrutschen mußten, indem sich die Führer an den Schweif hingen. Die Oase Aghadem mit gutem Wasser und vortrefflicher Viehweide unterbrach diese Einöde ein wenig, auch sahen wir hier eine Heerde Gazellen und die Spuren von Hyänen. Doch Freibeuter aller Art machen diesen Sammelplatz für kleinere Karavanen sehr gefährlich. Uns begegneten hier zwei Couriere auf Eilkameelen welche vom Scheik El Kanemi nach Murzuck geschickt wurden. Mit einem Beutel voll Zumita (gedörrtes Korn), ein paar Schläuchen mit Wasser, einigen Streifen von gedörrtem Fleisch und hölzernen Schaalen zum Essen und Trinken ausgerüstet, machen sie die Reise von Bornu nach Murzuck in nicht mehr als 30 Tagen. Ende Januar erblickten wir wieder einige Spuren von Vegetation, und je weiter wir nach Süden kamen, desto fruchtbarer ward das Land. Wir hatten in diesen Tagen jedoch viel von heftigen Sandwinden auszustehen, welche auf der Haut einen unerträglichen Schmerz verursachten. Einreibungen von Oel oder Fett waren das einzige Linderungsmittel. Am Buri-Kaschiferi, einem tiefen Brunnen für Karavanen, besuchte uns Mina Tahr, der Scheik der Gunda-Tibbu's, die hier herum hausen. Sie sind heller, als die Tibbos der Städte und von mehr kupferrother als schwarzer Farbe, auch zierlicher gebaut als jene. Sie besitzen zahlreiche Kameelheerden und leben die eine Hälfte des Jahres von Hirse, die andere von Kameelmilch. Mit letzterer werden auch die Pferde genährt. Sie sind nicht ungeschickt im Gebrauche der Waffen, haben aber einen gewaltigen Respect vor Flinten. Sie naheten sich diesen nur auf den Zehen und flüsterten dabei leise, als könnte die Flinte sie verstehen. In den ersten Tagen des Februar kamen wir in das Land der Traita-Tibbus, welche zahlreiche Heerden Rindvieh besitzen. Wir sahen hier wieder dichte Waldungen und hohes Gras, athmeten frischen Blumenduft ein und erfreuten uns am

Gezwitscher der Vögel. Die Lagerplätze der Traita-Tibbus zeigen regelmäßig im Viereck zusammengestellte Hütten, welche ganz aus Matten bestehen und luftig und reinlich sind. Am 5ten Februar erreichten wir Lari im Lande der Kanembus, welche vor unserer großen Karavane nach allen Seiten flohen. Jenseits der Stadt glänzte uns der große See Tschad, vom Strahl der Sonne vergoldet, entgegen. Mein Herz schlug hoch bei diesem Anblick und ich flehte den Himmel, der uns bis hieher geleitet, um ferneren Schutz bei unserm Unternehmen an.

Die Stadt Lari liegt auf einer Höhe und hat etwa 2000 Einwohner. Die Häuser sind aus Binsen kegelförmig geflochten und mit zierlichen Gehegen umgeben, in welchen Ziegen, Hühner und Kühe gehalten werden. Die Frauen spinnen die Baumwolle, welche hier wild wächst, die Männer faullenzen, da der üppige Boden, der Wald und der See ihnen Nahrungsmittel im Ueberfluß liefern. Der Tschadsee bildet eine unabsehbare Wasserfläche und ist von üppigem Walde umgeben. Zahlreiche Heerden von Elephanten, Büffeln und Antilopen weideten im fetten Grase, auch viele Arten von Affen und große Schlangen von 18 Fuß Länge sahen wir im Walde. Am Ufer giebt es Wasservögel in ungeheuren Schaaren, Schnepfen, Gänse, Enten, Pelikane und Kraniche 4—5 Fuß hoch. Sie waren nicht scheu und ließen uns bis auf wenige Schritt heran kommen. Das süße, wohlschmeckende Wasser des Sees ist der Aufenthalt vieler Fische. In der nassen Jahreszeit überschwemmt der See das umliegende Land und die Elephanten richten dann in den Feldern große Verwüstungen an.

Im Verfolg unserer Reise kamen wir nach Burwha, der ersten Negerstadt, und setzten über den Fluß Ye-u, der 150 Fuß breit zwischen steilen Ufern ostwärts in den See fließt. Die Stadt Ye-u liegt am Flusse. Sie ist, wie Burwha, wohlbefestigt gegen die Einfälle der Tuariks, aber kleiner. Vor Kuka kam uns ein Theil der Reiterei des Scheik unter dem Befehl des ersten Generals Barca Gana zur Bewillkommnung entgegen. Die Reiter waren mit Spießen bewaffnet, nur eine auserlesene Truppe trug Panzerhemden und Helme. Unter solchem Geleite und mit unsern wohlaufgeputzten Arabern im Ge-

folge rückten wir nach Kuka, und wurden vom Scheik El Kanemy wohl aufgenommen. Dieser merkwürdige Mann war früher Schulmeister in Fezzan gewesen, später Kaufmann in Bornu und dort zu Vermögen und Ansehn gelangt. Als die Fellatahs das Reich Bornu erobert hatten, gelang es ihm, sie nach und nach wieder daraus zu vertreiben und die Herrschaft des Landes an sich zu bringen. Doch begnügt er sich weislich mit der Macht und läßt den Schein dem Titularsultan, welcher in Birnie residirt. Wir machten auch diesem unsere Aufwartung. Er empfing uns, vor seinem Lehmschlosse hinter einem Gitterwerk sitzend, umgeben von ein paar hundert Hofleuten. Etwas Abgeschmackteres und Groteskeres, als die Gestalten dieses Hofes, kann man sich aber nicht denken. Dicke Bäuche und Köpfe bildeten die hervorragendsten Eigenschaften dieser Herren, dabei hatten sie 8—10 Röcke von verschiedener Farbe übereinander an, um noch dicker zu erscheinen, die Köpfe in ungeheure Turbane gewickelt und den ganzen Körper mit Zaubersprüchen in rothledernen Futteralen überhangen. Ein patriotischer Sänger brüllte das Lob des unvergleichlichen Herrschers. Der Sultan wird vom Scheik mit Ehrenbezeugungen und Geschenken überhäuft und muß ihn auf allen Kriegszügen begleiten, hat aber durchaus kein Wort in Staats- und Kriegsangelegenheiten mitzusprechen. Nicht weit von Birnie liegt Angornu, die größte Stadt in Bornu, mit etwa 30,000 Einwohnern. Sie hat keine Mauern wie Birnie und Kuka, aber große und bequeme Hütten. Zum Markt, der hier gehalten wurde, kamen die Frauen aus der Umgegend auf Ochsen geritten, denen man einen Riemen durch den Nasenknorpel gezogen und einen Sattel von Matten aufgelegt hatte. Meine weiße Farbe erregte unter den Einwohnern Staunen, ja Widerwillen.

Um Beute und Sclaven zu gewinnen, machten unsere Araber mit einer Abtheilung bornuscher Truppen einen Kriegszug gegen die Fellatahs von Mandara. Ich schloß mich der Expedition an trotz aller Hindernisse, welche mir der Scheik in den Weg legte. Wir kamen durch dichte Akazienwälder und mehrere ansehnliche Städte. Das platte Land wird von den Schua-Arabern durchzogen. Diese wandern mit ihren Zelten

in der Umgegend des Tschadsees umher, sind kupferfarbig und hübsch gebaut und sprechen das egyptische Arabisch. Einige Stämme von diesen begleiteten uns auf unserem Zuge. Nach einigen Tagen betraten wir das schöne Gebirgsland Mandara, mit steilen waldigen Abhängen. Es war früher ganz von den Fellatahs erobert, doch hatte sich der Sultan von Mora wieder frei gemacht und mit dem Scheik von Bornu verbündet. Der Sultan kam uns mit schön ausgerüsteter Reiterei entgegen und war von seinen 30 Söhnen als Leibwache umgeben. Diese ritten prächtige Pferde mit Schabracken von Leoparden- und Pantherfellen. Am andern Tage machten wir dem Sultan in seiner Hauptstadt Mora einen Besuch. Die Art der Begrüßung in diesem Lande ist sonderbar. Man tritt mit niedergeschlagenen Augen vor, setzt sich dann, den Rücken nach dem Sultan gewendet, nieder und wünscht, indem man die Hände zusammenschlägt, dem Sultan Glück und Segen. Dieselben Worte wiederholt dann der Sultan und der ganze Hof singt sie nach. Die 8 Städte von Mandara liegen im Thale, auf den Bergen hausen die Kirdie's, ein armes Heidenvolk, auf welches von den Mohamedanern eifrig Jagd gemacht wird. Unsere Araber hatten darauf gerechnet, daß der Sultan ihnen erlauben würde, sich hier beliebig mit Sclaven zu versehen, doch kauften sich die armen Kirdie's durch Geschenke für den Sultan los. Ihre Abgesandten waren fast nur mit einem Leopardenfell bekleidet, aber mit rothen Flecken häßlich bemalt und mit Schnüren von Zähnen und Knochen erschlagener Feinde behangen; auf ihren Köpfen mit borstenähnlichen Haaren trugen sie Mützen von Ziegen- oder Fuchshaut. Es wurde nun auf den Vorschlag des Sultans beschlossen, die südlich von Mandara wohnenden Fellatahs anzugreifen, und es schien mir, als ob die Prahlereien unserer Araber mit ihren Feuergewehren beim Scheik von Bornu wie beim Sultan von Mandara den Wunsch erweckt hatten, ihnen eine derbe Lehre zu geben. Wir zogen also südlich durch die Berge und kamen durch sehr malerische Gegenden. Die Höhen um Mora sind etwa 2000 Fuß hoch, nach Süden stiegen wir aber stets aufwärts, und hier erhoben sich höhere Berge, von denen der Horza neben dem Paß noch 2500 Fuß schroff

sich erhob. Die ersten Städte der Fellatahs wurden rasch eingenommen und zerstört, vor Musfeia jedoch erwartete uns ein heftiger Kampf. Unsere Araber hielten sich brav, wurden aber von den Bornuesen und den Mandarern gar nicht unterstützt, so daß sie vor der Ueberzahl zurückweichen mußten. Jetzt löste sich das ganze Heer in wilde Flucht auf, ich selbst wurde in den Strudel verwickelt und kam durch Sturz meines Pferdes in die Hände der Feinde. Schon plünderten sie mich aus und hatten mir mehrere Wunden beigebracht, als ich in raschem Entschluß zum nahen Walde floh. Meine Verfolger auf den Fersen kam ich an einen Waldbach und ergriff einen Baumzweig, um mich vom schroffen Ufer hinabzulassen. Da rollte sich dicht neben meiner Hand eine giftige Schlange auf und schickte sich an mich zu beißen. Voller Schrecken ließ ich den Zweig fahren und fiel in den Strom. Doch ich kam glücklich hinüber und ward von den Unseren auf der weiteren Flucht mitgenommen.

Der Kriegszug hatte ein trauriges Ende genommen, unsere Araber waren zur Hälfte gefallen, zur Hälfte verwundet, Bu-Khalum selbst starb schon auf der Flucht an einer vergifteten Pfeilwunde. Ich selbst hatte mein Gepäck und meine Pistolen verloren und lag ein paar Wochen, krank an Körper und an Geist, in meiner Hütte zu Kuka. Doch bezeigte sich der Scheik gütig gegen mich, schenkte mir Kleider und lud mich nach meiner Wiederherstellung ein, ihm auf einem Kriegszuge nach Westen zu folgen. Dieser ging gegen die Munga's, welche zwei Boten des Scheiks umgebracht und erklärt hatten, der Sultan von Bornu sei ihr König, nicht der Scheik. Sie sollen Kaffirs (Heiden) sein und nie beten. Am 22. Mai verließen wir Kuka. Die Umgegend dieser Stadt ist flach, der Boden ohne irgend einen Stein, mit Akazien dicht bewachsen. Nach 2 Tagen gelangten wir zum Flusse Ye-u, der jetzt seicht war und fast stille stand, nach der Regenzeit aber mit starker Gewalt nach Osten strömen soll. Die Ufer sind mit Gras und Gehölz dicht bewachsen, die ganze Gegend überhaupt war meistens dichter Wald von Tamarinden und Mimosen, voller Affen, Elephanten und reißender Thiere. Dazwischen waren viel Seen, worin Krokodile und Nilpferde sich aufhielten. Der Boden ist äußerst

fruchtbar. Neben dem großen See Muggaby fanden wir die Trümmer von Alt-Birnie, der ehemaligen Hauptstadt von Bornu, welche 200,000 Einwohner gehabt haben soll. Auch die Ruinen von Gambarra, der Residenz des vorigen Sultans, zeigten Spuren wahrhaft fürstlicher Gebäude und Moscheen, und diese Gegend war nach den Versicherungen meiner Begleiter früher sehr angebaut gewesen, ehe Kuka vorhanden und Angornu eine große Stadt geworden sei. Die Munga's hatten eine benachbarte Stadt Kabschery verbrannt und wurden durch das Zögern des Scheiks immer kühner. Doch wußte dieser durch kluge Märsche und seine schlaue Politik es dahin zu bringen, daß jene ihre Unterwerfung anboten. Der kluge Scheik zog es vor, auf friedliche Weise sich die kriegerischen und muthigen Munga's zu erhalten, deren Land, den Angriffen der Fellatahs wie der Tuariks ausgesetzt, die beste Vormauer gegen diese Nationen bildet. Das Heer des Scheik ging demgemäß nach Kuka zurück und wurde größtentheils entlassen. Der beste Theil des Fußvolks bestand aus Kanembus, welche das nördliche Ufer des Tschadsees bewohnen, die Reiterei in der Mehrzahl aus Schua-Arabern. Außerdem hatte der Scheik noch Tuariks, Tibbus, Araber und Begharmis in seinem Heere.

Im August trat die Regenzeit ein und die Bewohner hielten sich in ihren Häusern, da die wilden Thiere aus den Wäldern des Sees durch Ueberschwemmungen nach den bewohnten Gegenden getrieben wurden. Sclavinnen, welche die Feldarbeiten verrichten, wurden mehrmals von Löwen fortgeschleppt, Schaaren von Hyänen umlagerten Nachts die Städte und drangen hinein, wenn ein Thor nicht fest verschlossen war. Wir Fremde fühlten uns sämmtlich krank, gegen das Ende der Regenzeit starben auch viele Einwohner. Außer Fliegen und Musquitos plagten uns auch weiße und schwarze Ameisen; jene fressen Alles, was aus Holz oder Zeug besteht, diese greifen die Menschen selbst an und ihr Biß ist fast so schlimm, wie der des Skorpions. Ende September ließ der Regen allmählig nach, die Tamarindenbäume, die zu Anfang der Regenzeit ihr Laub verlieren, trieben wieder schöne rothe Knospen und es kamen heitere Tage mit trocknenden Winden. Ich befand mich

wohl und kräftig, besuchte oft den Scheik, der sich sehr wohlwollend gegen uns benahm, machte kleine Jagdzüge und beschäftigte mich damit, dem Scheik Patronen für seine Kanonen und einige Raketen zu verfertigen. Die Einwohner hatten in dieser Zeit mehrere Feste, das Hauptfest war der Geburtstag Mohameds und wurde am 16. November gefeiert. Die Frauen aus Kuka führten Tänze auf, wobei sie mit dem Theil ihres Körpers, welcher in der Jugend Züchtigungen unterworfen zu sein pflegt, auf einander stießen. Siegerin war diejenige, welche ihre Gegnerin in den Sand streckte. Zierlicher waren die Tänze der Frauen aus Bornu und Begharmi, ihre Bewegungen waren nicht ohne Grazie. Auch Ringkämpfe der Sclaven wurden von deren Herren veranstaltet, wobei sie oft vor Anstrengungen aus Nase und Mund bluteten. Am stärksten zeigten sich dabei die Musgowys und Begharmis, am schwächsten die Sclaven aus Sudan. Ein Lieblingsvergnügen der Schuas ist die Büffeljagd, welche ich mehrmals mitmachte. Sie jagen dicht an den fliehenden Büffel heran und suchen ihm mehrere Speere gleich hinter dem Schulterblatt beizubringen. Das Thier kann dann nicht mehr weit laufen und stürzt zu Boden, nicht selten aber werden Roß und Reiter umgerennt. Löwen werden in Gruben mit spitzen Pfählen gefangen, über welchen ein Strohmann befestigt und durch eine Schnur in Bewegung gesetzt wird, wenn der Löwe in der Nähe ist. Aehnliche Gruben, mit Sträuchern verdeckt, werden auch im Kriege gegen die Feinde benutzt. Wir mußten uns bei unsern Jagden in der Nähe des Sees aber sehr vorsehen, den Biddumahs nicht in die Hände zu fallen. Dieses räuberische Volk bewohnt die Inseln im südlichen Theil des Tschadsees und besucht alle Ufer des Sees, um Menschen zu rauben. Bedeutende oder reiche Personen müssen ein starkes Lösegeld zahlen, oft 2—3000 Ochsen, oder eine verhältnißmäßige Anzahl von Sclaven. Sie sind nicht Muselmänner und haben ihre eigene Sprache. Oft kommen sie bis dicht vor Kuka und der Scheik kann sie nicht bestrafen, da er keine Schiffe hat. Die Bornuesen trösten sich mit den Worten: Die Wasser gehören ihnen, was können wir dagegen thun! Am 21. December kam mit einer Karavane aus Murzuck Herr Toole von

Tripolis und brachte uns Geld und verschiedene Sachen. In Gesellschaft mit diesem liebenswürdigen und kräftigen jungen Mann machte ich einen Ausflug nach dem südlichen Ufer des Tschad, wo der einströmende große Fluß Schary die Grenze zwischen Bornu und den feindlichen Begharmis bildet. Wir kamen über Angala, dessen Sultan der erste Freund des Scheik ist und ihm vor 26 Jahren, als dieser noch Kaufmann war, seine Tochter Miram zur Frau gab, nach Schowy am Schary. Wir schifften den Fluß hinunter, der hier eine halbe (englische) Meile breit und an den hohen Ufern mit schönen Bäumen und blüthenreichen Schlingpflanzen bekränzt ist. Eine purpurne Windenart nahm sich vorzüglich prachtvoll aus. Mehrere große Inseln liegen zwischen den Armen des Schary bis zum See, wo hohe Wellen unsern Kahn mit Wasser füllten und uns zum Umkehren nöthigten. Die nächsten Inseln der Biddumahs sollen von hier aus 3 Tagereisen weit liegen, wir sahen aber nichts als eine endlose Wasserfläche. Mit Mühe fuhren wir nun den Fluß hinauf und kamen vor vielen Inseln und schönen blumenreichen Wäldern vorüber nach Schowy zurück. Die Ufer wurden aber höher hinauf flach und sumpfig; die Fliegen, Bienen, Musquitos und eine Art schwarzer Kröten mehrten sich in großer Zahl. Die Stadt Kussery zeigt der Insekten wegen eine merkwürdige Bauart ihrer Häuser; sie bestehen nämlich aus 6fach in einander geschobenen Zellen. Küchlein und Kinder werden von den Fliegen zuweilen todt gestochen. Salz kennt man hier gar nicht, man hält es für Luxus und saugt an Stückchen Salz, wie an Zucker. Weiter hinauf kamen wir nach Kernuk, der Hauptstadt des Königreiches Loggun, einer großen volkreichen Stadt, von hohen Mauern geschützt. Der Sultan empfing uns in der Mitte seiner mit Keulen bewaffneten Leibwache. Er saß hinter einem Rohrgitterwerk und war so in Seidenzeug gehüllt, daß nur ein Auge von ihm sichtbar war. Er sprach sehr leise, denn es ist in Loggun nicht fein, laut zu sprechen. Meine Geschenke gefielen ihm und ich ward in Gnaden entlassen. Doch hörte ich zu meinem Erstaunen, daß noch ein Sultan in Loggun sei, der Vater jenes, und daß ich diesem gleichfalls Geschenke geben

müsse. Ich suchte deshalb noch Einiges zusammen und überreichte es ihm. Am Abend erfuhr ich, wie sehr sich beide Sultane, Vater und Sohn, liebten, denn jeder ließ mich insgeheim um Gift ersuchen, um den andern aus dem Wege zu räumen! Rings um Loggun wohnen viele Stämme der Schuas mit reichlicher Viehzucht, welches sie gegen Baumwollenzeug nach der Stadt verhandeln. In Loggun sah ich zuerst in Sudan eine Art Münze. Sie ist von Eisen in Hufeisenform und wird an Faden aufgereiht. Herr Toole war in diesen Tagen bedenklich krank geworden, als bei der Nachricht vom Anrücken der Begharmis gegen den Scheik der Sultan uns anbefahl, auf der Stelle nach Bornu zurückzureisen. Alle Bitten halfen nichts und wir mußten uns traurig auf den Weg machen. Ueberall flohen die Einwohner der kleineren Städte. Nach vielen Strapazen kamen wir nach Angala, wo wir in unserer früheren Wohnung freundlich aufgenommen wurden. Hier starb Toole am 26. Februar und ward von mir in einem Haine von Mimosen begraben. Am 2. März kehrte ich über Angornu nach Kuka zurück. Während dessen drangen die Begharmis bis Angala vor, wurden aber hier vom Scheik, vorzüglich durch den Schrecken, welchen die 2 Kanonen erregten, geschlagen. Darüber war großer Jubel in Kuka, die Männer gingen in neuen Kleidern herum, die Frauen tanzten und trommelten die ganze Nacht und der Scheik beschloß einen neuen Kriegszug, schob ihn jedoch des Rhamadanfestes wegen einen Monat auf. Am 17. Mai brach das Heer von Angornu auf und ging am 24. über den Schary, der jetzt eben so viel Wasser hatte, als vor einem halben Jahre. Ich begleitete die Truppen das südliche sumpfige Ufer des Tschadsees entlang bis Tangalia am südöstlichen Winkel des Sees. Hier wohnen die Duggenahs, ein Stamm der Schuas, welcher früher in Waday wohnte, jetzt aber dem Schutze des Scheik sich unterworfen hat. Der Häuptling Tahr war ein hübscher Mann mit langem, buschigen Bart und würdevollem Benehmen. Er erzählte mir, daß der Tschad früher durch das Thal Bahr el Ghazel einen Abfluß in den Fittresee gehabt habe, daß das alte Wasserbett noch vorhanden, aber mit starken Bäumen gefüllt sei und jetzt als Weide diene. Der Fittresee versumpfe

zusehends, habe aber einen Abfluß. Er sei 3 Tagereisen von hier und viel kleiner, als der Tschadsee. Von Tangalia aus ging das Heer unter Barca Gana weiter, um eine feindliche Stadt zu erobern; ich mußte im Lager zurückbleiben. Nach einiger Zeit kam der Zug aber wieder zurück, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Ueberdieß fügte eine Abtheilung der Feinde, welche sich auf einer benachbarten Insel verschanzt hatte, uns empfindlichen Schaden zu, und als Barca Gana die Insel einzunehmen suchte, erlitt er eine Niederlage. Auf seinen Rath ging ich nach Kuka zurück, da mein Zweck, den Tschadsee zu umgehen, nun doch nicht erreicht werden konnte. Als ich nach Kuka zurückkehrte, fand ich Clapperton von seiner Reise nach Westen wieder angekommen, zu welcher er am 14. December mit Dr. Oudney aufgebrochen war. Unser Wiedersehen war traurig; er hatte seinen Gefährten begraben, wie ich die Augen des armen Toole zugedrückt hatte.

Am 13. August kam eine lange erwartete Karavane aus Sudan, mit welcher wir nach Murzuck zurück zu kehren gedachten. Der Scheik beschenkte uns bei unserm Abschiede mit schönen Kleidern und einem trefflichen Pferde, Papageien u. a. für den König von England und gab uns auch einen Brief an diesen mit. Später sandte er mir noch die Haut einer Giraffe.

Ich ging der Karavane voraus, um womöglich auf der nördlichen Seite des Tschadsees bis Tangalia im Osten desselben zu gelangen. Viele Einwohner begleiteten mich eine Strecke, und ich sah mit Rührung, mit wie großer Liebe sie mir zugethan waren. Im Anfang unseres Aufenthaltes zu Kuka hatten sie uns als Kaffirs mit Abneigung, ja Abscheu betrachtet. Meine glückliche Rettung bei dem Kriegszuge gegen die Fellatahs in Mandara hatte ihnen jedoch den Glauben erregt, daß ich von Allah vorzugsweise in Schutz genommen sei, und den üblen Eindruck verwischt, den mein falscher Glaube zuerst gemacht hatte.

Am 23. erreichten wir den Ye-u, der jetzt eine große Wassermenge mit sich führte und als reißender Strom in den Tschadsee sich ergoß. Ich sah hier die Eingebornen fischen, wobei sie sich sonderbarer Fahrzeuge bedienten. Zwei große Kürbisse werden nämlich auf beiden Enden einer langen Stange

von Bambus befestigt und in den Fluß geworfen. Der Fischer reitet nun auf der Mitte dieser Stange und zieht sein Netz nach sich, indem er mit dem Flusse fortschwimmt. Von Zeit zu Zeit zieht er das Netz heraus, betäubt die Fische durch einen Schlag und wirft sie in die oben offenen Kürbisse. Am 25. traf ich in Wudie ein und fand hier Barca Gana mit dem Rest seines Heeres, kaum 30 Reitern. Sie hatten sich rings um den See herum schlagen müssen und waren oft von den Feinden angegriffen worden. Die Dugganahs waren wieder nach Waday übergegangen, die Kanembus waren aufsätzig geworden. Am 28. erreichten wir Lari und machten von hieraus noch einen Streifzug nach dem nördlichsten Ufer des Sees, wo das Land Kanem sich zwischen Waday und dem Gebiete des Scheik hinzieht. Es ist dieses das unglückseligste aller Negerländer und wird täglich armseliger und leerer. Die Einwohner schweben beständig zwischen Waday und Bornu, ohne daß sie von einem beider Staaten hinreichend beschützt werden könnten, und werden wechselweise von diesen beiden, den Tuariks und den Bewohnern von Fezzan ausgeplündert. Auch die Biddumahs kommen auf ihren Kähnen hin und wieder und rauben was sie können. Das nördliche Ufer des Tschadsees ist größtentheils sumpfig, Rohr und hohes Gras reichte uns über den Kopf und die Pferde versanken bis an den Bauch im Wasser. Da nun meine Begleitung durchaus nicht weiter gehen wollte, kehrte ich vor der Stadt Mabah nach Lari zurück.

Am 14. September brach von hier die Karavane auf und wir zogen unter vielen Beschwerden abermals durch die Wüste. Am 21. November erreichten wir Murzuck und ruhten hier bis zum 13. December. Nach der Hitze in Sudan hatten wir von der Kälte in Fezzan viel zu leiden (42° F.) und litten sämmtlich an Katarrhen und Rheumatismen. Doch kam es zu keiner bedeutenden Erkrankung und am 26. Januar 1825 rückten wir in Tripolis wieder ein.

Unsere lange Entfernung von civilisirter Gesellschaft schien auf unsere Art zu sprechen Einfluß gehabt zu haben. Selbst im gewöhnlichen Gespräch war der Ton unserer Stimme so laut, daß er fast die erschreckte, welche wir anredeten, und es

dauerte einige Wochen, ehe wir uns wieder den Uebrigen anpassen konnten.

Clapperton brach am 13. December 1823 mit einer Karavane von arabischen Kaufleuten und Bornuesen von Kuka nach Westen auf. Sie gingen den Fluß Ye-u bis über Alt-Birnie hinauf und kamen durch fruchtbare, mit Städten und Dörfern bedeckte Gegenden. Bedikarfi war die letzte Stadt von Bornu, deren Umgegend größtentheils von Schua-Arabern bewohnt wird. Die Frauen dieser Araber sind sehr schön und tragen ihr Haar in Form eines Helmes geflochten. Jenseits Bedikarfi wohnen zwischen Bornu und Haussa die Bediten, ein Stamm eingeborner Bornuesen, welcher den Islam nicht angenommen hat. Die benachbarten mohamedanischen Staaten machen daher fleißig Raubzüge in ihr Land, um sie als Sclaven fortzuschleppen, doch schützen undurchdringliche Wälder und Sümpfe das kleine Volk, das sich seinerseits an den vorüberziehenden Karavanen zu rächen sucht. Die einheimischen Kaufleute erwarten deshalb die arabischen Karavanen, um sich ihnen während des gefährlichen Theils ihrer Reise anzuschließen. Ueberhaupt haben die Neger eine große Meinung von der Tapferkeit des Arabers, die wohl einzig ihren Feuergewehren beizumessen ist. Auch dem Zuge Clappertons schlossen sich gegen 500 Eingeborene an. Schwerere Waaren hatten sie auf Ochsen geladen, leichtere bis 30 Pfund trugen die Männer auf den Köpfen. Sie hielten dabei durch Stricke von beiden Seiten die Ballen im Gleichgewicht, und ersparten sich dadurch das ermüdende Aufheben der Arme. Die Reise ging nun längs dem Rande eines großen Sees Tumbum hin, der nach Süden in einen großen Sumpf übergeht und in dessen Nachbarschaft die erste Stadt Bellos, Bedeguna liegt. Diese gehörte früher zu Bornu, bis die Fellatahs sie eroberten.

Die Fellatahs, vielleicht mit den Fuhlas in Senegambien eines Stammes und wie diese ein Uebergangsvolk vom Neger zum Araber, sind weit verbreitet in Sudan, sämmtlich Mohamedaner und ausgezeichnete Hirten. Im Anfang dieses Jahr-

hunderts drangen sie unter ihrem Feldherrn und Propheten Danfodio als Eroberer in die Lande zwischen dem Niger und dem Tschadsee und zertrümmerten das mächtige Reich Haussa, dessen Hauptstadt Kaschna war. Sie eroberten auch das Reich Bornu, wurden jedoch aus dem größten Theil desselben durch den Scheik El Kanemi wieder vertrieben. Danfodio gründete im Norden seines Reiches die Hauptstadt Sackatu und hinterließ seinem Sohne, dem jetzigen Sultan Bello, seine ausgebreitete Herrschaft. Doch hat derselbe Mühe, sie nach allen Seiten und im Innern selbst zu sichern, da der rechtmäßige Herrscher Haussa's noch lebt und im Lande viele Anhänger zählt.

Die Witterung war zu dieser Zeit sehr rauh, eines Morgens hatte es sogar dünnes Eis gefroren und Dr. Oudney, welcher schon länger gekränkelt hatte, litt sehr. Trotzdem wurde er fortwährend von den Eingebornen belästigt, welche Mittel gegen alle mögliche Uebel, sogar für zukünftige, von ihm begehrten. In der Stadt Sansan war gerade Markttag, und Clapperton sah hier Messer, Scheeren, Nadeln, Glascorallen, seidene Schnuren, Kleidungsstücke und Lebensmittel in Buden ausgestellt, während Musikchöre mit Trommeln, Flöten und Guitarren von Bude zu Bude musicirten und die Käufer anlockten. Am 1. Januar 1824 kamen sie wieder über den Ye-u und bald darauf nach Katagun, der festesten Stadt, seitdem sie Tripolis verlassen hatten. Die Häuser sind von Lehm, meist zwei Stockwerke hoch, mit platten Dächern. Katagun ist die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz, welche sich nach Süden 5 Tagereisen bis zu den unabhängigen Kurry-Kurrys erstreckt. Der Statthalter schickte den Reisenden eine Ehrenwache und als Geschenk ein Körbchen mit Gurunüssen *) entgegen und empfing sie sehr wohlwollend. Nur konnte er nicht begreifen, daß sie gekommen waren blos um die Welt zu sehen und weder Sclaven noch Pferde kaufen wollten. In Katagun sahen sie zuerst den Ge-

*) Die Nüsse der Sterculia acuminata, an der Guineaküste heimisch, stimmen durch ihren aromatischen Stoff den Gaumen so, daß die darauf genossene Flüssigkeit wie weißer Wein schmeckt. Sie werden durch ganz Sudan gebaut, um das in vielen Gegenden schlechte Trinkwasser wohlschmeckend zu machen.

brauch der Kaurimuscheln statt des Geldes, an allen anderen Orten hatten sie stets Zeug oder eine andere Waare als Mittel des Austausches gefunden. Südlich von Katagun liegt das Land Jacoba, auch Buschy oder das Land der Ungläubigen benannt. Es ist sehr bergig und die Quellen des Ye-u sollen zwischen ihm und Adamova entspringen. Die Einwohner stehen im Geruche des Kannibalismus.

Am 10. brachen die Reisenden wieder auf, doch verschlimmerte sich Dr. Oudney's Krankheit zusehends, und am 12. verschied er im Städtchen Murmur. Clapperton ließ seinen armen Gefährten unter einem alten Mimosenbaum bestatten und setzte allein die Reise fort. Das Land ward nun beim Eintritt in das eigentliche Königreich Haussa bergig, und zeigte eine Menge schroffer Felsen aus Sandstein, während in Kano nicht einmal Kieselsteine in den Flußbetten vorkommen. Das Land war übrigens sehr angebaut, die Anpflanzungen waren auf das Netteste eingezäunt und die Straßen von Reisenden belebt. An den Straßen saßen hie und da Frauen, spannen Baumwolle und boten den vorüberziehenden Karavanen gebratenes Fleisch, Bataten u. A. zum Verkauf an; auch besahen sie sich von Zeit zu Zeit mit Wohlgefallen in kleinen Taschenspiegeln. Viele Ruinen von großen Städten zeigen aber, daß vor der Eroberung durch die Fellatahs das Land noch volkreicher gewesen ist.

Am 20. betrat Clapperton die große Handelsstadt Kano, fand seine Erwartungen beim ersten Anblick aber sehr wenig erfüllt. Große Sümpfe umgeben die Stadt und ziehen sich zwischen den weit von einander stehenden Häusern hin, der Marktplatz selbst ist in der nassen Jahreszeit ein Sumpf, und kann daher nur in der trockenen Zeit benutzt werden. Dann ist aber Kano auch der Sammelplatz einer Menge von Kaufleuten und Karavanen, welche vorzüglich aus Ghadames und Tripolis eine Menge Artikel herbeiführen. Die Aufsicht beim Handel steht dem Scheik des Marktes zu und dieser bestimmt den Preis der Waaren, erhält auch von allen Sachen, welche verkauft werden, eine bestimmte Abgabe. Die Buden werden vermiethet, beim Handel und Wandel herrscht Ordnung und Rechtlichkeit. Die Frauen in Kano färben sich die Haare, Hände und Füße blau,

die Zähne und Lippen roth. Der Statthalter befand sich einige Meilen von der Stadt in einem Lager, und wollte gegen einen aufrührerischen Vasallen des Sultans zu Felde ziehen. Er freute sich sehr über die Geschenke, welche Clapperton ihm machte, und versprach, ihn sicher zum Sultan Bello bringen zu lassen. Die Reiterei war mit Malteserschwerdtern, Speeren und Schilden ausgerüstet, beim Angriff oder bei der Deckung des Rückzuges trägt sie dick wattirte Panzer, welche von Kameelen auf dem Marsche transportirt werden. Die Einwohner von Kano verstehen sich gut auf das Färben mit Indigo und bereiten auch lederne Krüge zur Aufbewahrung von Fett, Honig und Wachs. Tabak wird allgemein geraucht, der Schnupftabak aber nicht geschnupft, sondern gekaut, wie die Gurunüsse. Ein besonderer Theil der Stadt ist für Blinde bestimmt, deren es hier eine große Zahl giebt.

Am 23. Februar verließ Clapperton Kano und kam durch schön bewaldete Berge, wo das große, grauweiße, mit einem Höcker versehene Rindvieh der zahlreichen Felatahdörfer weidete. Hinter Kadania kam er über den Höhenzug, von dem nach Südost die Flüsse sich in den Ye-u, nach Nordwest in den Quorra ergießen. Die Berge sind sehr malerisch, von angenehmen, wohlbewässerten Thälern durchschnitten. Zahlreiche Ortschaften liegen in den Ebenen und Thälern. Ueberall ward Clapperton als Gast des Sultans mit Trommeln und Trompetenschall empfangen. Vor Sackatu, der Hauptstadt der Felatahs und Residenz des Sultan Bello ward er von 150 Reitern feierlich eingeholt und in die Stadt mit rauschender Musik eingeführt. Er ward beim Gadadu (Ortsvorsteher) einquartirt und am folgenden Tage vom Sultan empfangen. Sultan Bello*) war in seinen besten Mannesjahren, etwa 44 Jahr alt, er hatte einen kurzen krausen Bart, kleinen Mund, eine schöne Stirn und griechische Nase. Er kannte alle Zeichen des

---

*) Nach den neuesten Nachrichten durch die Dr. Dr. Overweg und Barth sind Sultan Bello, so wie Scheich El Kanemi von Bornu beide noch am Leben und die Fellatahs und Bornuesen gegenwärtig im tiefsten Frieden. Karavanen aus Haussa gehen ungestört nach Waday und Darfur.

Thierkreises und zeigte in seiner Unterhaltung sogar Kenntniß der früheren christlichen Sekten. Er fragte Clapperton, ob die Engländer Nestorianer oder Socinianer seien und brachte den tapfern Lieutenant dadurch in nicht geringe Verlegenheit, da ihm diese Sekten fremd waren. Doch antwortete er, sie seien Protestanten und erklärte dem Sultan diesen Ausdruck. Ueber den Zug Bu-Khalums gegen die Fellatahs in Mandara äußerte sich Bello mit großer Bitterkeit und fragte, warum Denham diesen Krieg mitgemacht habe. Clapperton erwiederte, Denham habe nur das Land kennen lernen wollen, und der Sultan zeigte sich mit dieser Entschuldigung zufrieden, gab sogar mehrere Sachen, welche Denham auf jenem Kriegszuge abgenommen waren, edelmüthig zurück. Er freute sich sehr über die Geschenke, welche ihm Clapperton mitgebracht hatte und erkundigte sich viel nach den gesellschaftlichen Einrichtungen der Engländer. Zuletzt rief er erstaunt aus: „Gott ist groß, ihr seid ein herrliches Volk!" Trotz seiner Kränklichkeit mußte Clapperton viele Besuche Neugieriger und Vornehmer annehmen und auch oft beim Sultan erscheinen. Doch erlaubte ihm derselbe nicht, seine Reise nach Westen fortzusetzen und schützte stets unüberwindliche Schwierigkeiten vor. Vor der Abreise übergab er Clapperton noch einen Brief an den König von England und bat darin um einen Arzt und einen Consul. Sackatu ist die volkreichste Stadt im Innern Afrika's, sie ist regelmäßig gebaut, hat Mauern von 20 bis 30 Fuß Höhe, 12 Thore und 2 Moscheen. Der Palast des Sultans enthält einen Thurm mit einem schön gewölbten und verzierten Zimmer. Der Handel beschäftigt sich vorzüglich mit der Ausfuhr von Zibeth und blauen Kleidern, so wie mit der Einfuhr von Gurunüssen, Geschirr und Gewürzen. Während der Anwesenheit von Clapperton ward eine neue Moschee gebaut. Die Form war ein Quadrat, jede Seite hatte eine Länge von 800 Fuß. Das Dach war platt und ruhte auf Bögen von 7 Reihen Säulen getragen.

Am 3. Mai brach Clapperton mit einer Escorte von Sackatu wieder auf. Die erste Tagereise ging durch einen dichten Wald mit Dornengestrüpp bewachsen, in dessen Nähe Kalewawa, die Hauptstadt des mit den Felatahs häufig im

Kriege befindlichen Landes Guber liegt. Am 13. gelangte der Zug nach Kaschna, einer bedeutenden Handelsstadt, welche mit den Tuariks, und mit den Kaufleuten aus Ghadames und Tuat in vielfachem Verkehr steht. Am 23. kam Clapperton nach Kano zurück und gelangte auf demselben Wege, welchen er auf der Hinreise eingeschlagen hatte, glücklich, aber sehr angegriffen, am 8. Juli in Kuka wieder an.

Die wichtigen Aufklärungen über ein bis dahin unbekanntes Land, welche die Expedition gebracht hatte, veranlaßte die englische Regierung, Clapperton mit einer zweiten Entdeckungsreise zu beauftragen. Er nahm 1826 seinen Weg von Badagry an der Küste von Guinea nach Nordosten, gelangte bei Bussa über den Niger und kam glücklich in Sackatu wieder an. Doch König Bello zeigte sich dieses Mal weniger freundlich und litt nicht, daß Clapperton seine Reise nach Bornu zum Scheik fortsetzte. Mißmuthig über fehlgeschlagene Hoffnungen und vom Klima geschwächt starb Clapperton in Sackatu. Von seinen Gefährten kam nur sein Diener Lander mit den Tagebüchern seines Herrn nach Europa zurück.

C.

Reise der Gebrüder Richard und John Lander in Afrika, zur Erforschung des Nigers bis zu seiner Mündung.

Richard Lander hatte sich bei der Rückreise von Clappertons zweitem Zuge nach Haussa mit solcher Umsicht und Entschlossenheit benommen, daß er bei seiner Kenntniß der Völker und Sitten der englischen Regierung als der geeignetste Mann erschien, einen neuen Zug zu unternehmen, um womöglich das Problem der Nigermündung zu lösen. Wissenschaftliche Untersuchungen blieben bei dieser Unternehmung außer dem Spiel, denn ohne außerordentliche Talente zu besitzen, hatte Lander auch nicht einmal den Vortheil einer guten Erziehung genossen. Und doch war es dem bescheidenen Manne vorbehalten, die Aufgabe glücklich zu lösen, welche lange Zeit hindurch so viele gelehrte Häupter beschäftigt hatte.

In Begleitung seines jüngeren Bruders Johann segelte Richard Lander am 9ten Januar 1830 von England ab.

Erstes Kapitel.

Nach einer raschen, aber stürmischen Fahrt von 42 Tagen langten wir am 22sten Februar 1830 in Cap Coast Castle an und hatten das Glück, zwei Neger welche die englische und Haussasprache verstanden und bei der Expedition des Capitain Clapperton gedient hatten, den alten Pascoe nebst Frau und Jowdie aus Bornu in Dienst zu bekommen.

Wir verlebten hier und im benachbarten englischen Fort Anamabu ein paar Wochen höchst angenehm und segelten dann über englisch Accra, das in einer sehr hübschen und gesunden Gegend liegt, nach Badagry. Am 19ten März gingen wir auf der Rhede dieser Stadt vor Anker.

Die Brandung an der Küste ist entsetzlich und es bedarf der Geschicklichkeit der Küstenbewohner, um in deren kleinen Kanoes glücklich über sie hinweg zu kommen. Wir wurden wohl durchnäßt auf den brennenden Sand geworfen und überschritten den Dünenstreifen, welcher das Meer von dem Lagunen-Fluß (hier Badagryfluß genannt) trennt. Dieser schöne Strom fließt an 50 deutsche Meilen von Westen nach Osten die Meeresküste entlang und führt eine imposante Wassermasse mit sich. Seine Oberfläche ist so eben und durchsichtig, wie ein Spiegel, und die malerischen Ufer sind von lebhaft grünen Bäumen beschattet. Auf dem andern Ufer angelangt, nahmen wir unsern Weg über eine herrliche Ebene, auf welcher Hirsche, Antilopen und Büffel weideten. Viele Leute folgten uns nach zur Stadt und machten ein schreckliches Getöse, indem sie durch unsere Kleidung zu heftigem Lachen gereizt wurden. Die Frauen aber drehten sich um, ihr Kichern zu verbergen. Unsere Kleidung war allerdings ungewöhnlich, wir trugen einen Strohhut, größer als ein Sonnenschirm, ein scharlachenes mohamedanisches Oberkleid (ähnlich einem Fuhrmannskittel) und Gürtel, Stiefeln und weite türkische Beinkleider. Viele Verkäufer von Lebensmitteln und inländischen Zeugen saßen am Wege unter weithingehenden Aesten majestätischer Bäume, und bewiesen uns ihre Achtung durch Aufstehen und Verbeugen. Andere fielen vor uns auf die Knie. Nachmittags 3 Uhr bezogen wir unsere bereitgehaltene Wohnung und kündigten dem König auf den folgenden Tag unsern Besuch an.

Am 23sten März gingen wir zum König Aduley. Er saß bei unserm Eintreten auf einer Kiste in einem kleinen Gemach von Bambusrohr, an dessen Seiten eine Menge Flinten und Säbel und einige schmutzige Sonnenschirme, so wie ein paar Pferdeschweife aufgehangen waren. Zu seinen Füßen kauerte einer seiner ältesten Unterthanen und rauchte eine ungeheuer

lange Pfeife, an der Seite kniete sein Sohn und Thronfolger, denn die Sitte erlaubt dem Jüngling nicht, in Gegenwart des Vaters zu sitzen. Der König empfing uns lautlos und mit betrübter Miene, ohne Gruß und Gegengruß, selbst die Geschenke wurden ohne Zeichen von Freude oder Zufriedenheit empfangen und von der Dienerschaft fortgetragen. Endlich verließ uns Aduley ungestüm und ließ uns lange warten, bis wir ihm melden ließen, wir wünschten das Palaver baldmöglichst zu enden. Nun kam er eiligst zurück, gehüllt in eine Tabakswolke, setzte sich zwischen uns und erklärte uns den Grund seiner Betrübniß. Sein Kriegesheer war von dem Lagosvolke geschlagen, seine beiden Generale Bombanie und Poser waren umgekommen. Dem General Bombanie hatte man nach seiner Gefangennehmung die rechte Hand auf den Kopf genagelt und ihn darauf durch die Stadt geführt und enthauptet. Sein Kopf, in der Sonne getrocknet und zu Pulver verrieben, war dem König Aduley zugeschickt. Zu diesem Unglück war noch eine Feuersbrunst gekommen, welche des Königs Haus mit allen Kostbarkeiten — Geschenken von Clapperton, europäischen Kaufleuten und Sclavenhändlern — und den größten Theil der Stadt in Asche gelegt hatte.

Nach der Rückkehr in unsere Wohnung hatten wir den Besuch einer Menge „angesehener Leute" auszuhalten, dickköpfiger, schmeerbäuchiger Männer und alter hagerer, langohriger Weiber. Sie kamen hauptsächlich, um etwas Rum zu erhalten, aber wir mußten mit ihnen lachen, Hände schütteln, Finger knacken, Kopf und Körper verbeugen, die Hände feierlich an Haupt und Brust legen, Geschenke machen, heucheln, schmeicheln und artig sein bis spät in die Nacht. Solch afrikanisches Palaver mit dem ewigen Lachen ist die allerschrecklichste Plage. Die Nacht war auch nicht besser, das Getöse schreiender Kinder, das Abschießen von Gewehren, die widrigen Töne der Trommeln und Hörner hinderten uns, die Süßigkeit des Schlafes zu genießen. Dabei hatten wir bewaffnete Leute um das Haus stellen müssen, um nicht bestohlen zu werden. Unter den Besuchenden war auch des Königs Sohn gewesen. Fast noch ein Knabe, hatte er doch schon drei Weiber und war Vater von zwei Kindern. Seine

Vorderzähne waren, wie bei dem Lagosvolke, spitz gefeilt, doch zeigte er milde Gesichtszüge und hatte ein bescheidenes und gefälliges Benehmen. Wir fragten ihn, ob er uns oder andern Europäern, wenn es in seiner Macht stände, Böses thun würde? Da antwortete er nicht, aber kam schweigend zu unserm Sitze und fiel zu unsern Füßen auf seine Knie und drückte mich heftig an seine weiche nackte Brust und küßte zärtlich meine Hand.

Unser Aufenthalt in Badagry dauerte bis zum 31sten März, und es kostete uns den größten Theil unserer Waaren. Man hatte nämlich ausgesprengt, wir seien englische Spione, auch mochten wohl die Kaufleute nicht gern sehen, daß Fremde mit dem Innern unmittelbar in Verbindung treten wollten, genug wir konnten nur durch viel Rum und viele Geschenke die Großen und Rathgeber des Königs auf unsere Seite bringen. Vor Allem mußten zwei Mulatten, Minister und Dolmetscher des Königs und ausgemachte Säufer, reichlich getränkt und beschenkt werden, sodann die Oberhäupter der vier Stadtviertel, der spanischen, portugiesischen, englischen und französischen Stadt, welche sich auch Könige nennen, und andere sogenannte „vornehme Leute". Bei vielen von diesen machten wir Besuche und erhielten Gegenbesuche, wobei es dann possirlich anzuschauen war, wenn diese vornehmen Herren mit ihrem Gefolge nach tüchtigem Pokuliren heraustanzten und stolperten. Auch der „König der Könige, der furchtbare Aduley" besuchte uns, geruhte unmäßig den stärksten Branntwein zu trinken und rauchte fortwährend. Wir mußten ihm alle unsere Kisten zeigen, und was ihm gefiel, eignete er sich zu. Alles gefiel ihm und von Allem ließ er sich geben, selbst Kinderpfennigpfeifen behielt er, „um in der Einsamkeit sich zu unterhalten." Die unverschämte Majestät hatte schon an Flinten, Schießbedarf u. s. w. für fast 600 Pfund Sterling von uns erhalten. Dazu mußten wir vor unserer Abreise dem Könige noch Anweisung auf eine Menge Effecten geben, „wegen unseres Schutzes und weil er Clapperton erlaubt habe, ins Innere zu reisen!" Bei einem Besuche, den wir dem Könige machten, um unsere Abreise zu betreiben, fanden wir Se. Majestät auf einem Tische sitzend und mit den Beinen schlenkernd, dabei verzehrte er mit vielem Behagen rohe Zwiebeln, und ver-

theilte mit vieler Huld den Rest unter die Vornehmen. Zur Unterhaltung waren in dem Gemach drei Kätzchen, an deren Schwänzen mit einem langen Faden Glöckchen befestigt waren, auch drehte ein kleiner Junge eine Orgel, um die Musik vollständig zu machen.

Der Boden von Badagry ist ganz flach und eben und besteht aus einer Lage von feinem weißen Sand über Lehm, Thon und Humus, ist aber außerordentlich fruchtbar. Yams und indianisches Korn, Pomeranzen, Citronen, Cocusnüsse, Pisangs und Bananen werden viel gebaut, der Fischfang wird eifrig betrieben und die Wohlhabenderen besitzen Rinder, Schafe, Ziegen und Geflügel. Der König selbst ist Viehhändler und Fleischer. Die Häuser sind hübsch aus Bambus gebaut und mit Palmblättern gedeckt, einige rund (Coozie's), andere länglich viereckig, mit mehreren Gemächern zu ebener Erde. Alle haben schöne und gut bepflanzte Höfe und Gärten. Die Einwohner sind selbstsüchtig und habsüchtig, doch hegen die jungen Leute eine tiefe Ehrfurcht vor ihren Eltern. Die Religion ist Fetischdienst, doch breitet sich der Mohamedanismus aus, und die zu ihm Gehörenden zeigen bessere Sitten. Wir wohnten einem Fest der Mohamedaner bei, und ergötzten uns sehr an der ungekünstelten Fröhlichkeit der bunt aufgeputzten Menge von Kindern und Alten. Auch hatten wir mehrmals Besuch von Haussa Mallams (mohamedanische Gelehrten aus Haussa). Sie sind Sclaven des Königs, werden aber blos im Kriege mit dem Verkauf der gefangenen Sclaven beschäftigt. Uns zu Ehren kamen sie stark mit Moschus durchräuchert, einige kauten eine Guru-Nuß, andere hatten ihre Lippen, Zähne und Nägel roth gefärbt, jeder hatte einen hübsch gekleideten Pagen bei sich. Sie selbst trugen ein anständiges Obergewand, arabische rothe Käppchen und Haussa-Pantoffeln. Es war eine unterhaltende Gesellschaft und sie wußten viel von fernen Gegenden zu erzählen. Ein anderer anziehender Besuch war uns ein junges Weib aus Dschenna. Ihre ganze Person war äußerst zierlich, Gesicht und Gestalt edel, ihre Kleidung nett und anschmiegend, dabei war sie schüchtern, bescheiden und ihr Benehmen natürlich. Ihre Augenlieder waren bläulich gefärbt, ihr Haar mit außerordentlicher Nettigkeit geflochten.

Doch mußten wir unsere Neugier, das Flechtwerk näher zu untersuchen, mit 200 Kauries bezahlen, denn „dies sei im Innern der Preis, wenn ein Mann eines Mädchens Haar untersuche," sagte die Begleiterin aus Haussa.

König Aduley ist der jüngere Bruder des verstorbenen Herrschers von Lagos. Badagry war früher eine Provinz von Lagos. Doch bei einem Aufstande Aduleys gegen seinen Bruder floh jener, gänzlich geschlagen, mit dem ausgegrabenen Schädel seines Vaters und mit seiner betagten Mutter nach Badagry und ward dort wegen seiner kindlichen Liebe zum König erwählt. Seitdem hat er sich unabhängig behauptet, und versuchte sogar nach dem Tode seines Bruders 1829 Lagos zu erobern. Doch ward sein Heer geschlagen und seine Generale, wie oben erzählt, kamen dabei um. Lagos selbst ist dem mächtigen Königreiche Benin zinsbar.

Am 31sten März nahmen wir Abschied von König Aduley und schifften in der Nacht den Badagryfluß hinauf. Es war eine silberhelle Mondnacht, der Sternenhimmel spiegelte sich auf der wellenlosen Oberfläche des Stromes, doch machten Myriaden großer Frösche ein ärgeres Geschrei, als je aus einem Krähengehölz der Christenheit kam. Gegen Morgen ward der Fluß enger und von Wasserpflanzen bedeckt. Sumpfdünste stiegen von den Ufern wie Wolken auf. Bald kamen wir an eine Bucht und das Kanoe ward in einen tiefen, aber engen Bach gezogen, der sich bald erweiterte und von den Aesten schöner Bäume wie mit einer gewölbten Decke überschattet war. Der Strom und dieser kleine Fluß enthalten in Menge Krokodile und Flußpferde, wilde Enten und andere Wasservögel sammeln sich hier in großer Zahl, Affen und Papageien bewohnen die Bäume und machen den ganzen Tag ein abscheuliches Geschrei und Geschnatter. Wir landeten im Angesicht einer großen Volksmenge, da eben Jahrmarkt gehalten wurde und kamen zur Stadt Wow, reizend in einem Thale gelegen. Verfolgt vom Geschrei und Lachen des Volkes, welches einem Pferdewiehern ähnlicher ist als jedem andern mir bekannten Ton, und einer schrecklichen Hörnermusik, flüchteten wir in das Haus des Häuptlings, in welchem zur Zierde eine Menge menschlicher Kinnbacken wie Zwiebelreihen

aufgehängt waren. Nach den Vorschriften des Fetisch darf in Wow kein Weißer und kein Pferd schlafen, wir mußten deshalb nach dem nahegelegenen Dorfe Sagbu wandern. Wohldurchnäßt legten wir uns in der mit getrockneten, klappernden Menschengebeinen geschmückten Hütte des Häuptlings nieder, doch hinderten Muskitos und schwarze Ameisen unsern Schlaf.

Am 2ten April gelangten wir durch Wald und offene Flächen zum Rande eines Thales, welches von hohen Bäumen umschlossen und überwölbt, still und feierlich in tiefem Schatten ruhte. Aber eine bunte Welt von Schmetterlingen wogte in ihm mit leisem Flug. Die Flügel einiger schimmerten grün, mit Gold besprengt, andere waren himmelblau mit Silber; Gold und Purpur mischten sich bei diesen, dort glichen sie schwarzem Sammt mit Silber eingefaßt und gestickt. In der Tiefe des Thales war ein Sumpf, worüber Aeste gelegt waren, welche von den Eingebornen geschickt überschritten wurden. Mich trug ein starker Mann unseres gemietheten Geleites von Badagry auf seinen Schultern hinüber. Den letzten Theil unseres Weges machten wir am Abend, von unsern Leuten in Hängematten getragen, und wurden vor der Stadt Bidschie von einem Kuhhorntonkünstler, dem zwei Leute mit Sonnenschirmen von farbiger Seide folgten, empfangen. Auf dem Marktplatz in Bidschie schüttelten wir dem Häuptling des Ortes die Hände und das viele Volk umher zeigte durch ein brüllendes Gelächter seine Zufriedenheit.

Am folgenden Morgen machten wir unsern Besuch beim König. Er empfing uns in einem seiner Höfe, auf einer Leopardenhaut sitzend, und geleitete uns durch eine Menge niedriger Hütten bis ins innere Gemach, wo er uns einlud, Rum zu trinken. Auf dem Rückwege in unsere Wohnung kam der alte, gutmüthige und fette König uns nach gekeucht und deutete uns an, unsere Schritte seien zu weit und gemein, Könige gingen immer gemessen und langsam. Seine Kleidung bestand in einem Mantel von grünseidenem Damast, und einem scharlachenen Sammtkäppchen, sein Arm war mit ein paar Reihen weißer Glasperlen geschmückt. Seiner Frauen Stirne und Wangen waren aufgeschlitzt und entstellt, in den ungeheuer ausgedehnten

Ohrläppchen staken Stückchen Elfenbein und Holz. Da es ein Sonntag war, lasen wir die Liturgie unserer Kirche, wobei die Zuhörer sich des ewigen Lachens ehrfurchtsvoll enthielten und der Ceremonie überhaupt stille Achtung widmeten. Der gute Häuptling begleitete uns eine Strecke Weges bis zu den Ufern des Yau, und rief bei dem herzlichen Abschiede den „großen Gott" um Segen für uns an. Durch fruchtbare Gegenden und einsames feierliches Waldesdunkel, am Abend von hellleuchtenden Glühwürmern durchstrahlt, wo die Blumen gewürzhaften Duft aushauchten und das Geschrei der Nachtvögel mit dem Zirpen der Insekten wetteiferte, gelangten wir spät Abends nach Latu, einer ansehnlichen und schönen Stadt, zum Königreiche Yarriba gehörig. Ungastlich empfangen, eilten wir früh Morgens weiter und kamen in die Stadt Larro. Der Häuptling bewirthete uns mit Gurunüssen in einer zinnernen Schüssel und war sehr freundlich gegen uns. Die Einwohner sind hier anständiger, reinlicher und netter in der Kleidung als an der Küste, sie besitzen Pferde, Esel und Maulthiere, viel Schafe und Ziegen, auch wird der Ackerbau besser betrieben. Zudringliche Bettler, wie früher, belästigten uns hier gar nicht. Auf dem Marktplatz steht zwar ein großer Fetisch in Gestalt eines Kanoes mit hölzernen Figuren, welche Ruder führen, doch läßt der König den Kindern mohamedanischen Religionsunterricht ertheilen und jeden Abend von einem Priester sich ein Kapitel aus dem Koran vorlesen.

Am 6ten April gelangten wir nach Dschenna, einer großen Stadt von einem Wassergraben umgeben. In einer offenen Hütte, ringsum von schwarzen Wollköpfen neugierig angestaunt, mußten wir lange auf den Statthalter warten. — Je länger man warten muß, desto größer ist hier die Ehre! Endlich wurden wir zu ihm gerufen. Er saß in einem großen Hof unter einer Laube, bekleidet mit einem rothsammtenen Mantel und Käppchen, beide von goldenen Tressen eingefaßt. Trommeln, Pfeifen, Trompeten und Hörner begleiteten in schauerlicher Musik den gleich schönen Gesang der Frauen, welche das Loblied ihres Herrn sangen. Als wir dem Häuptling alles mögliche Glück der Erde wünschten, warfen sich Alle in seiner

Nähe zur Erde und klatschten in die Hände. Gurunüsse und Wasser wurden uns zur Erfrischung gereicht, Complimente von beiden Seiten im Ueberfluß gesagt. Allein der Statthalter, erst kürzlich von Katunga aus in seine neue Würde eingesetzt, war schüchtern und verschämt gleich einem Mädchen. Er ist aus Haussa und des Königs von Yarriba Sclave, der ihn zum Statthalter dieser entlegenen Provinz gemacht hat, um derselben gewiß zu sein. Als Sclave muß er nach Landessitte seinem Herrn folgen, wenn dieser stirbt. Eben so hatte auch der Häuptling von Latu, welcher ein Sclave des ehemaligen Statthalters von Dschenna war, den Giftbecher trinken müssen, als sein Herr mit Tode abgegangen war. Außer den Sclaven werden auch zwei Weiber bei dem Tode eines Fürsten geschlachtet, damit es demselben jenseits weder an Bedienung, noch an Unterhaltung fehle. Während unserer Anwesenheit wurde die eine Frau des verstorbenen Statthalters aufgefunden, welche sich bei dem Tode ihres Mannes versteckt und bis jetzt verborgen gehalten hatte. Sie hing sehr am Leben und verschob den todbringenden Trank von einem Tage bis zum andern, während eine Schaar von Weibern vom Morgen bis zum Abend herzzerreißende Klagelieder sang. Ehe ein neuer Fürst ernannt ist, herrscht nach dem Tode des alten das Faustrecht in der Stadt, und oft geht dadurch ein Ort zu Grunde. Auch bestehen fortwährend Kriege zwischen den verschiedenen Städten und Ländern, doch sind sie meist unblutig und sind nur auf Gefangennehmen berechnet. Oft laufen die Sclaven zu Hause weg, wenn die Herren ausgezogen sind, um neue zu machen. Die Häuptlinge an der Küste besorgen den Verkauf der Sclaven für den halben Antheil. Die Weiber in Dschenna bauen Mais und spinnen Baumwolle, welche hier in großer Menge wächst, aber nicht besonders cultivirt wird. Seide wird von Tripolis eingeführt, ist aber sehr theuer. Hausthiere giebt es im Ueberfluß, doch leben die Einwohner fast nur von Yams, Mais und Wasser. Trotzdem sind sie sehr stark, und tragen oft Lasten, welche die volle Ladung eines Maulthieres ausmachen. Alle Lasten werden hier auf dem Kopfe fortgeschafft, daher der würdevolle Gang der Frauen. Die meisten Einwohner tragen Haupthaar und Augenbrauen

kurz geschoren, Minister und Diener des Statthalters aber in Hufeisenform mit breiten Indigostreifen umgeben.

Nachdem wir in der Nacht vor unserer Abreise noch die Schrecken eines „Tornado" erlebt hatten, welcher das Dach unserer Hütte abdeckte und uns mit einer Fluth von Wasser, Ratten und Mäusen übergoß, auch die Plagen der feuchten Erde, die Eidechsen, Ameisen, Vielfüße und anderes Gethier in neues Leben brachte, ungerechnet einer Schaar Muskitos, nahmen wir Abschied vom Statthalter, der uns zu Ehren ein Trommelconcert aufführen ließ. Wir durchreisten angenehme Gegenden und kamen durch mehrere Dörfer bis zur großen Stadt Egga, Hauptmarktplatz für die ganze Umgegend. Auf unserm Wege schlossen sich viele Reisende uns an, um dadurch das Wegegeld zu sparen, welches hier überall gegeben werden muß. Fürstliche Personen und solche, welche unter des Königs Schutz reisen, sind frei davon. Es begegneten uns auch viele Weiber, welche hölzerne Figuren von Kindern als Zeichen der Trauer über ihren Verlust trugen. Sie boten, wenn sie aßen, Speisen den Lippen dieser leblosen Hölzer dar. Hinter Egga führte unser Weg fast nur durch Anpflanzungen von Yams, Gurken, Kürbissen und Getreide bis zur Stadt Dschadu. Hier war großer Wirrwar, denn der Häuptling war schon seit einem Jahre verstorben. Wir sahen hier 100 Weiber des Königs von Katunga mit Trona (ein Salz, vielleicht Natron) und andern Sachen Handel treiben, um dafür europäische Manufacturwaaren und Salz einzutauschen. Die Königsweiber müssen sich nämlich selbst ihren Unterhalt verdienen und machen oft weite Handelsreisen. Sie sind aber von Wegegeldern frei und haben im ganzen Lande freien Unterhalt. Zum Zeichen ihrer Würde haben sie ein besonderes Tuch um die Waaren geschlungen. Am folgenden Tage führte unser Weg uns durch eine Gegend gleich einem herrlichen Obstgarten, und es begegneten uns viele Menschen mit Waaren. Sie brachten Indigo nach der Küste, und holten von dort, vorzüglich von Dahomy, Badagry und Lagos europäische Waaren. Später wurde der Boden trocken und unfruchtbar, voll Eisengestein, und es traten mit Hebung des Bodens Granitmassen auf; rechts sahen wir bewaldete Berge,

deren Gipfel sich bis über die Wolken erheben. Bei dem hübschen Dorfe Schaka setzten wir über den Fluß Akini, der sich in den Lagos ergießt und voller Granitmassen ist. Wir kamen nun in das Kong-Gebirge und fanden in Assinara die erste ummauerte Stadt. Die Mauer war freilich zum Ueberspringen, und der Graben wurde durch darüber gelegte Bretter gangbar. Hier wurde mein Bruder krank und mußte in einer Hängematte weiter getragen werden, doch besserte er sich in einigen Tagen.

Schauerliche Granitfelsen, welche oft drohend über unsern Weg ragten, und öde Felsengegenden wechselten im Verfolg unserer Reise mit den lieblichsten Thälern und wohlangebauten, reich bewässerten Ebenen, mit Blumendüften erfüllt und von buntbefiederten Vögeln belebt. Westlich von uns sahen wir eine Menge einzelnstehender Tafelberge mit weiten Thälern dazwischen, oft ragte einer hinter dem andern hervor bis die fernsten finstern Wolken glichen. Vor der Stadt Schaddu liegt ein kleines Fellatahdorf mit kegelförmigen Hütten, welches blos Rindviehzucht treibt. Vier junge Fellatah-Schäferinnen besuchten uns, unschuldige und sittsame Mädchen mit anständigem und klugem Benehmen, hübschen, ovalen Gesichtern und niedlich aufgeputztem Haupthaar. Mein Bruder schoß bei Schaddu einen Kranich, da entstand großer Streit, wer Kopf und Füße haben solle, denn solches gilt hier als Fetisch. Endlich requirirte der Fürst von Schaddu die kostbaren Amulete. Als Kost erhielten wir vom Fürsten Bananen, Yams und einen Korb voll Kaffa's, eine Art Klöße von Mais, welche, wenn sie in Gährung gerathen sind, leidlich schmecken. Als besonderes Geschenk erhielten wir noch einen Topf Honig, da es in der Nacht geregnet hatte, und man uns diese Wohlthat zuschrieb. Die Leute in der Stadt waren uns wohlgesinnt, den ganzen Tag grüßte man uns auf der Straße: „Ich wünsche glückliche Reise, — Gott segne des Königs Werk! — Gott segne Euch, weißer Mann! Glückliche Heimkehr!" — An den folgenden Tagen gelangten wir durch Scheki, einer Stadt auf einem sehr hohen und steilen Berge, wo wir mit Furahgetreide (schmeckt wie Hafergrütze) und Honig bewirthet wurden, und durch die Stadt Cusu, wo wir eine Gafflie (Kaffilah, Koffle, kleine Karavane) aus Kano antrafen,

welche nach Accra handelten. Der Marktplatz war Abends durch Lampen hübsch erleuchtet. Die Weiber aber waren sehr zudringlich und belästigten uns durch ihr Plappern sehr, so daß wir zuletzt zu einer Spritze griffen und sie glücklich durch Wasserstrahlen verscheuchten. Wir passirten noch mehrere Fellatahdörfer, alle zeichneten sich durch Nettigkeit aus und hatten herrliches Rindvieh, weiß und gefleckt. Die Felder waren gut angebaut und hübsch eingehegt. Am 4ten Mai gelangten wir nach Bohu, der ehemaligen Hauptstadt von Yarriba. Sie liegt in einem hübschen, von bewaldeten Bergen umgebenen Thale und ist durch 3 Mauern befestigt, die eine Länge von 4 deutschen Meilen haben, aber viel Wiesen einschließen. Fellatahs wohnen um die Stadt und versorgen dieselbe mit Milch, Butter und Käse. In Bohu ward ich krank und ward durch Nichts so gequält, als durch den ewigen Lärmen, welchen Tauben, Schafe, Ziegen, Hunde, Bienen, Wespen, Fliegen, Kinder, vor Allem aber die Weiber verursachten. Doch besserte sich mein Zustand bald wieder. In Dschaguta sah ich Nuffie-Kaufleute aus Kulfu, jenseit des Quorra, welche nach Gondscha*) handelten, und erblickte zuerst Esel als Lastthiere. Ein paar Räuber in der Nähe ängstigten die ganze Stadt, so schüchtern sind hier die Bewohner. In Itscho herrscht die ungalante Sitte, daß auf dem Markt jedes Weib beim Verkauf 10 Kauri's an den Statthalter geben muß, die Männer sind frei davon. — In Itscholi kam unser Gefolge von Katunga uns entgegen. Als ich zufällig mein Jagdhorn ertönen ließ, bot mir der schwarze Trompeter des Zuges einen Wettstreit an, der mit gänzlicher Niederlage des Letzteren endete. Er wurde ausgelacht und ward sehr kleinlaut.

Am Fuße schwarzer, nackter Granitberge liegt Katunga, Hauptstadt des Reiches Yarriba. Der erste Verschnittene Ebo, ein großer Fettwanst, empfing uns sehr freundlich und führte uns zum König Mansola. Wir grüßten ihn nach europäischer Sitte und er suchte es uns darin gleich zu thun. Zwar gelang

*) Der Negername für irgend eine europäische Niederlassung an der Küste, in der Nähe von Accra.

es ihm sehr schlecht, doch stimmte er über unsere Ungeschicklichkeit im Grüßen ein herzliches und anhaltendes Gelächter an. Seine Weiber, Verschnittenen und Würdenträger stimmten so gutgesinnt und mit so voller Lungenkraft bei, daß auch wir zuletzt unsere Stimmen mit ihrem Gelächter vereinten. Mansolah's Kopfputz war eine Art Bischofsmütze, mit Korallenschnüren geschmückt, sein Mantel bestand aus zusammengenähten Stücken von grauer Seide, rothseidenem Damast und grünseidenem Sammet. Er trug baumwollene englische Strümpfe und hübsche lederne Sandalen von einheimischer Arbeit. Seine Unterthanen warfen sich in einiger Entfernung vor ihm auf die Erde und rieben sich die Köpfe zweimal mit Erde ein, dann rutschten sie näher und blieben wieder mit dem Gesichte im Staube liegen. Sie küßten auch den Boden in der Nähe seines Sitzes und legten jede Backe darauf. Wenn dann Kopf, Gesicht, Lippen und Brust mit der feuchten rothen Erde gehörig besudelt waren, erhielten sie die Erlaubniß, sich neben ihren Monarchen zu setzen und an der Unterhaltung Theil zu nehmen. Mehrere der niederen Beamten und Verschnittenen thaten sich aber in ihrer Loyalität noch mehr hervor, indem sie sich auf der Erde herumwälzten und kollerten. Da sie aber meist mächtige Fleischklumpen waren, so geschah diese Ehrfurchtsbezeugung unter entsetzlichem Keuchen und Stöhnen. Mansolah ist ein Bruder vom König von Benin, doch scheint man eine Art Eifersucht oder Furcht vor diesem Reiche zu hegen, denn man wich allen Fragen darnach aus. Ueberhaupt durften wir nicht viel Erkundigungen über die benachbarten Länder, den großen Fluß u. s. w. anstellen, Ebo fertigte uns immer kurz ab mit Kopfschütteln und der Mahnung: „sprecht nicht so viel" oder „thut keine Fragen". Unsere Wohnung erhielten wir in Ebo's Gehöft, und wir wurden hier durch die Neugier des Volkes gar nicht belästigt, da nach des Königs Befehl Ebo einem jeden uns lästigen den Kopf abzuschlagen die Ermächtigung hatte. Katunga ist stiller im Handel als Bohu, auch die Umgegend, obschon eine hübsche Ebene, nicht so fruchtbar und malerisch. Die Einwohner sind ehrlich und arglos, aber schwach und furchtsam, wie die Regierung selbst. Die Fellatahs mehren sich von Jahr zu Jahr und werden bei der In-

dolenz des Volkes und Königs bald die Oberhand im Reiche haben. Schon ist Raka, eine Tagereise nördlich von Katunga, ganz von ihnen bevölkert, stark befestigt und so gut wie unabhängig. Außerdem ist seit etwa 40 Jahren 3 Tagereisen südlich von Katunga die Stadt Alorie durch Fellatahs gegründet, durch entlaufene Sclaven allerlei Volks und andere Ansiedler vergrößert, jetzt volkreicher, mächtiger und reicher als Katunga und ganz unabhängig. Die Regierung daselbst ist in den Händen von zwölf Häuptern, jeder von einem andern Volk. Die Stadt hat zahlreiche Heerden und gegen 3000 Pferde. Mansolah herrscht patriarchalisch, er bekümmert sich um alle Privatangelegenheiten seiner Unterthanen, und theilt ihnen die seinigen mit. Die Geschenke, welche wir ihm brachten, zeigte er öffentlich seinem Volke, duldete aber nicht, daß seiner Unterthanen Einer ihm ein Geschenk verheimlicht, welches er von einem Fremden erhalten hat. Das Volk nährt sich von Pflanzennahrung. Fleisch ist ausnehmend theuer, so daß, mit Ausnahme widriger Insecten, Gewürme und Reptilien, die niedrigen Volksklassen fast gar nicht wissen, wie Fleisch schmeckt. Bei unserer Abschieds-Audienz brachten des Königs Weiber 2000 Kauris (1 thlr. 4 gr.) für unsere 4 Leute von Badagry und Dschenna, welche von hier aus zurückgingen, zusammen, denn der Herr und König war nicht in freigebiger Stimmung, und hatte nun auch schon überhaupt genug Weiße gesehen.

Am 21. Mai brachen wir wieder auf und reisten auf demselben Wege, welchen wir gekommen waren, zurück bis Atupa, wo wir ein Weib mit einer ganz scharlachrothen Haut an der Straße sitzen sahen. Bei Bumbum ist die Umgegend reich mit Yams und Getreide angebaut. Dieser Ort ist eine Station für Kaufleute aus Haussa, Borgu und andern Ländern, welche nach Gondscha handeln. Bald hinter Bumbum kamen wir nach der festen Stadt Kischi, in deren Mitte sich ein steiler Felsen erhebt, dicht mit Gebüsch bewachsen. Er ist ein Zufluchtsort der Einwohner bei drohender Gefahr und man glaubt hier die Sage, daß der Berg bis über die Wolken erhoben und dort so lange gehalten werde, bis die Gefahr vorüber sei. Es sind hier viel Auswanderer aus Borgu, Nuffie, Bornu, in der Nähe

liegen Fellatah-Dörfer mit ihren reinlichen Bewohnern und angenehmen, niedlichen Frauen und Mädchen. Die Frauen von Kischi sind hübscher, als wir sie je bisher angetroffen hatten, doch sahen wir in der Stadt viele Einäugige und mit Kröpfen Behaftete, auch eine Zwergin von 30 Zoll Höhe. Ein Sclave des Häuptlings bat uns, seines Herrn böse Füße zu heilen, er sei alt und schwach und wenn er sterbe, müsse er auch selbst ihm folgen. Am 26. Mai brachen wir in Gesellschaft einer Borgu-Fatakie (kleine Gafflie oder Kaufmannsgesellschaft) auf und kamen unter Trommeln durch einen Wald an den Bach Mussa, die Grenze von Yarriba und Kiama. Im Walde traten plötzlich einige zwanzig, verdächtig aussehende, bewaffnete Männer dem Zuge entgegen, und schon wollten die Lastträger ihr Gepäck abwerfen, als ich mit der geladenen Flinte die Räuber bald ins Gebüsch zurückscheuchte.

Nachts lagerten wir im Dörfchen Mussa an den reizenden Ufern des gleichnamigen Flusses, in einer neuen Hütte, hier zu Lande Catamba genannt, (in Haussa Zowlei, in Bornu Cuzie). Ein großer Baumstamm in der Mitte stützte das Dach, an der Wand hingen arabische Sprüche auf Papier, das Haus gegen Feuer zu schützen. Unsere Diener und Reisegefährten lagerten auf Matten und Häuten in den Winkeln der Hütte; Bogen und Pfeile und Köcher, mit Kuhschwänzen geziert, Flinten, Pistolen, Säbel und Lanzen hingen und lehnten an den Wänden. Draußen aber schliefen unter Regen und Blitzen die Männer, Weiber und Kinder der Fatakie ruhig um große Feuer. Ihr einziges Gewand hatten sie über den halbnackten Körper geworfen, die Waffen lagen zur Seite, die Pferde grasten neben ihnen. Fast Alle hatten sich ohne Speise niedergelegt, doch schienen sie nach des Tages Last und Hitze glücklich zu ruhen und schlummerten fest. — Am andern Morgen ritten wir vor einer früher von Räubern bewohnten, jetzt zerstörten Stadt vorüber durch ein reiches, mit üppigen Weiden und schönen Bäumen bedecktes Land; im Walde sollen sich Hirsche und Antilopen, aber auch Löwen, Leoparden, Elephanten und wilde Esel in Menge aufhalten, doch hörten wir nur das einsame Brüllen eines Büffels. Am 28. Mai kamen uns berittene Bo-

ten und Träger, vom König von Kiama abgesandt, entgegen und zeigten durch viele Reiterkünste ihre Geschicklichkeit. Spät Abends rückten wir in Kiama ein.

Der alte König Yarro, fast zahnlos und mit einem Barte, wie Wolle, kam uns vor seinem Hause entgegen und bewillkommnete uns freundlich, schickte uns auch durch seine Weiber saure Milch, frische Pfannkuchen und Rindfleisch mit Reis in unsere Hütte. Er ist Mohamedaner, doch traute er auch noch den Fetischen und hatte selbst einen solchen in seinem Gemach. Dieses ist die Figur eines Flußpferdes, in einen Stuhl geschnitzt, mit einem Reiter darauf und einem bewaffneten Soldaten daneben. Sie dient zum Schutze gegen Gefahren bei Wasserfahrten. Des Königs Zimmer war mit guten Bildnissen König Georgs, Wellingtons und anderer Personen geschmückt, an den Wänden hingen Pferdegeschirre und Papierstreifen mit Stellen aus dem Koran beschrieben. Waffen aller Art lagen ohne Ordnung auf der Erde neben einem großen Granitstein, der zum Pfefferstoßen gebraucht wird. Des Königs Weiber blickten aus den benachbarten Hütten neugierig auf uns, zankten aber am Abend den König gehörig aus, weil er ihnen von dem Rum, welchen wir ihm verehrt hatten, nichts abgegeben hatte. Mit dem König von Wowau war Yarro gespannt und wiederrieth uns die Reise dahin. Yarro's Vater hatte nämlich mit einem Araber der Wüste eine innige und aufrichtige Freundschaft geschlossen. Er gab ihm seine Tochter zur Frau und konnte keinen Tag ohne ihn leben, so daß er, als der Araber starb, sich selbst entleibte, um ihm in die andere Welt folgen zu können. Tochter des Arabers und Yarro's Nichte war die Wittwe Zuma, welche aus Wowau vor der Verfolgung des Königs nach Bussa entflohen war. Yarro liebte die Zuma sehr und zürnte dem König von Wowau.

Am 2. Juni nahmen wir Theil am „Bebun Salah" oder großen Gebettag. Es wurden arabische Gebete vorgelesen und ein Schaf geschlachtet, mit dessen Blute sich der König und die Vornehmen die Hände benetzten. Nachmittags war großes Pferderennen. Es war ein heiteres Fest. Die bunte, aufgeputzte Menge, die schön gezäumten, mit Messingschellen, Bän-

dern, seidenen und baumwollenen Troddeln und Goldflinkern geschmückten Pferde, die Reiter mit Käppchen, weiten Obergewändern und Beinkleidern von allen Farben, Stiefeln von rothem Maroquin, Turbanen von blauem und weißem Kattun, ihre glänzenden Speere, das kriegerische Aeußere und der feurige Blick der Renner, dazu in weitem Kreise die mohamedanischen Priester mit reinlichen schneeweißen Gewändern, die lebhafte Freude der Theilnehmer und Zuschauer — das Alles bildete ein höchst anziehendes, phantastisches Bild. Zwischen den Bewohnern von Yarriba und Kiama findet ein großer Unterschied statt, jene sind geschäftig, von Stadt zu Stadt handelnd, aber feig und kleinmüthig, dabei still, demüthig, ehrlich und ohne Leidenschaft, diese ganz das Gegentheil, kühn und muthig, am liebsten mit kriegerischen Unternehmungen beschäftigt, stolz und anmaßend, eitel, listig, doch heiß in Liebe und Haß.

Am 5. Juni verließen wir Kiama und reisten durch einen dick verwachsenen Wald längs einer hübschen Bergkette bis Kakafungi, einer ansehnlichen Stadt mit reinlichen, zuthulichen Bewohnern, welche sich Abends bei Mondschein am Tanz und Gesang mit Begleitung einer großen Trommel ergötzten. In den folgenden Tagen kamen wir durch eine Wildniß, von Schakals, Hyänen, Büffeln und Antilopen bevölkert. Mein Bruder wurde sehr krank und wir hatten durch Mangel an Lebensmitteln und schreckliche Gewitterstürme viel zu leiden. Wir setzten über den Fluß Oli, welcher aus dem Aschantielande kommt, hielten uns einige Tage in Cubly, einer Bergstadt, welche Tribut an König Bello giebt, auf, und gelangten am 17. Mai glücklich nach Bussa.

Zweites Kapitel.

Vom König von Bussa und seiner Midiki (vornehmsten Gemahlin oder Königin) wurden wir recht herzlich aufgenommen und erhielten unsere Wohnung bei der Frau des königlichen Tambours, einer wichtigen Person am Hofe. Unsere schwarze

Wirthin brachte mehrere Stunden des Tages bei ihrer Toilette und vor dem Spiegel zu. Der König und die Midiki besuchten uns öfter und zeigten sich wohlwollend und im Aeußern sehr einfach. Sie waren mit unsern Geschenken zufrieden, vorzüglich mit einem Spiegel und einer Tabakspfeife, kamen jedoch wegen einiger blanken Knöpfe in Streit, der sich zu Gunsten des Königs entschied, und gaben uns reichlich Gegengeschenke. Um Nähnadeln und Zwirn ließ uns der König durch einen Expressen ersuchen, „da er ein Schneider sei". Er herrscht unumschränkt und entscheidet alle Privatstreitigkeiten, straft nach augenblicklichem Ermessen, doch mit Nachsicht und Milde. Sein Ansehen bei den benachbarten Staaten ist groß, mehr wegen seiner Abstammung von der ältesten Königsfamilie, als wegen seiner wirklichen Macht. So wurde seine Hauptstadt vor wenigen Jahren von den Fellatahs erobert, obgleich sie von der einen Seite durch den Niger (hier Quorra genannt), auf den übrigen Seiten durch Mauern und Thürme geschützt ist. Die Einwohner flohen auf eine Nigerinsel, wurden aber durch die verbündeten Truppen von Niki, Wowau und Kiama bald befreit.

Bussa besteht aus einer Masse von Hüttengruppen. Die Umgegend ist fruchtbar, Reis, Mais, Yams und Durrahgetreide wird viel gebaut, Guineahühner, Fasanen, Rebhühner und Wasservögel aller Arten finden sich reichlich, der Strom bietet eine Unmasse Fische, und Ziegen und Schafe besitzen die Einwohner in Menge. Rindvieh hält nur der König und die Midiki, und sie besitzen große Heerden der schönsten Art, welche sie durch Fellatahsclaven besorgen lassen. Butter vom Schihbutterbaum ist billig, Palmöl aber sehr theuer. Der Quorra ist bei Bussa schmal, voller schwarzer Felsen und Strudel. Wir sahen die Stelle, wo Mungo Park umgekommen sein soll, und erhielten einen Rock Parks vom König zum Geschenk. Er war von rothem Damast mit schwerer goldener Stickerei. Der König hatte ihn aber nie getragen, um nicht „die Habsucht der benachbarten Mächte zu erregen". Auch ein Buch aus Parks Nachlaß wurde uns gezeigt, ein altes Schiffsbuch mit logarithmischen Tabellen. In diesem lag noch eine Einladungskarte

zum Mittagsessen an Park, datirt London 1804. Ein interessanter Besuch in Bussa war uns der der Wittwe Zuma, welche trotz ihrer vielen Leiden eines solchen Umfangs sich erfreute, daß sie sich kaum durch die ziemlich große Thüre winden konnte. Mit dem Versprechen des Königs, uns auf unserer Reise Schutz angedeihen zu lassen, reisten wir am 23sten Juni nach Yaourie ab und schifften uns in Kagogie in einem plumpen Kanoe auf den Niger ein. Er ist hier ein herrlicher Strom, 2 Stunden breit, sein Wasser glatt wie ein See, sein Ufer grün wie ein Park, mit Dörfern und Weilern bedeckt. Einige Stunden weiter hinauf wurde sein Bett felsig, von schwarzen Klippen bedeckt, in der Nähe von Yaourie aber wieder eben, und kleine grüne Inseln ragten lieblich über die glatte Oberfläche empor. Nach Osten zeigten sich hohe steile Bergesketten, zum Lande Engarski gehörig, welches Yaourie unterworfen ist. Die Anwohner des Niger sind hier die Cumbrie's, ein gutmüthiges aber einfältiges Völkchen, von den mächtigen Nachbarn unterdrückt und zur Sclaverei ausersehen. Ihre Hütten stehen zum Schutz gegen die Krokodile auf Pfeilern, der Eingang ist klein, oben, schwer zu erklimmen. Ihre Weiber reiben sich das Haar mit rother Erde ein und stoßen sich als besonderen Putz einen Krokodilzahn durch beide Lippen bis tief in die Nase. Sie treiben Ackerbau und Fischfang, tödten die Krokodile durch Harpunen und brauchen statt des Salzes Asche.

Wir landeten am östlichen Ufer des Stromes und kamen durch dorniges Gebüsch auf einem schmalen Pfade, der nur für einen Mann Platz bot, vor die Thore des wohlbefestigten Yaourie. Der Sultan, ein alter dickköpfiger, dickbäuchiger, schmutzig gekleideter Mann empfing uns ziemlich unfreundlich, und machte mir Vorwürfe, daß weder Clapperton noch ich selbst ihm unsere Aufwartung gemacht hätten. Er verlangte große Ehrerbietung vor seiner Person und schien es übel zu nehmen, daß wir ihn nicht auf unsern Knieen anredeten. Die Frage nach Parks Papieren beantwortete er ausweichend, und legte immer einen besonderen Nachdruck darauf, daß jener in Bussa umgekommen sei. Er ist habsüchtig und undankbar und hat schon manchen Kaufmann um das Seinige betrogen. Wir

verkauften ihm für 25,000 Kauris Pulver, Messer und rothes Tuch, so wie eine Portion Knöpfe, das Stück zu 200 Kauris, doch waren wir froh, endlich statt der Kauris eine Sclavin zu erhalten, welche Pascoe zur Frau nahm. Er gab uns auch eine Portion nichtsnutziger Straußfedern als Geschenk für den König von England mit, welche er einem lebenden Strauß abgerupft hatte. Dabei machte er uns aber einen Abzug von 2000 Kauris für Butter, welche dem Strauße eingerieben werden sollte, damit die Federn wieder wüchsen! Genug, es war ein alter schmutziger und habsüchtiger König, der wahrscheinlich nicht ohne Schuld an Mungo Parks Tode ist. Des Sultans Töchter, eine ziemliche Anzahl und unter ihnen manche recht alte Jungfrauen, besuchten uns täglich zu unserer größten Beschwerde. Sie brachten häufig eine Art Bier (Buza) mit und berauschten sich damit selbst. Wurden die Damen uns zu lästig, so verscheuchten wir sie mit unsern Pistolen. Von einem alten Araber erhielten wir in Yaourie eine Flinte, welche Park gehört hatte, durch Tausch mit einer von den unsrigen. Die Stadt ist sehr groß, die Mauer hat einen Umkreis von 4 bis 5 deutschen Meilen. Es wird hier viel Reis und Weizen, sowie Indigo und Tabak gebaut, schlechtes Schießpulver bereitet und gutes Sattelzeug und baumwollenes Zeug gefertigt. Die vornehmen Frauen kämmen ihr Haar sehr sorgfältig und färben es mit Indigo, die Lippen färben sie gelb und blau, die Augenlieder mit Spießglanz schwarz, Zähne und Nägel mit Hennah gelb. So sehen sie bunt und wunderlich genug aus. Die Häuser sind zum Theil zwei Stockwerke hoch, in Coozie- (Kegel-) Form, der Fußboden wird überall mit Kuhmist und Wasser täglich zwei bis drei Mal befeuchtet. Citron-, Palm- und Micadaniabäume, auch Dattelpalmen stehen in der Stadt, doch tragen letztere hier keine Früchte. Yaourie liegt schon seit 4 Monaten mit dem abtrünnigen Engarski im Kriege. Da jedoch der ganze Verlust an Menschenleben nur 6 Mann beträgt, so müssen die Kriege hier zu Lande wohl nicht sehr blutig sein. Vor unserer Abreise versahen wir noch das ganze königliche Haus mit tüchtigen Portionen der Purgirwurzel, da wir beständig um Arzenei gegen alle mögliche Uebel gequält wurden,

und schifften darauf am 2ten August durch den Cubliefluß in den Niger.

Während unserer langen Anwesenheit in Yaourie hatte es viel geregnet, und wir sahen jetzt Wiesen und Felder mit 12 Fuß hohem Grase und Getreide bedeckt. Zum Schutze des Getreides standen auf den Feldern häufig Tritte, worauf Mädchen, Frauen und Kinder als lebendige Vogelscheuchen manövrirten. Wir landeten in Warri, einer bedeutenden Handelsstadt, zu Engarski gehörig, und fuhren darauf nach Garnicassa auf der andern Seite des Stromes. Hier wohnten wir einem Tanze der Frauen und Mädchen bei Mondschein bei, was uns viel Vergnügen machte. In Bussa wieder angelangt, gab uns die Midiki ein anderes Quartier, denn sie war eifersüchtig auf unsere Trommelschlägerin, welche am Halse einen kleinen vergoldeten Knopf trug, den wir ihr geschenkt hatten. Uebrigens war sie freundlich gegen uns und weinte, als sie unsere, durch die Sonnenhitze angeschwollene Haut an Gesicht und Händen sah. Der König äußerte einmal zu Pascoe, er habe lange kein Fleisch gegessen, und der Fische sei seine Zunge überdrüssig. Wir schossen eine Guineahenne und schickten sie ihm, doch war sein Zartgefühl so verletzt, daß er sich den ganzen Tag darauf schämte, uns zu besuchen. Betreffs unserer Abreise den Niger hinab baten wir ihn um ein Kanoe und er versprach uns ein solches, befragte jedoch zuvor eines Morgens das Becken rouah (schwarze Wasser, wie der Niger hier genannt wird) ob wir sicher reisen könnten. Die Antwort fiel günstig für uns aus, doch rieth uns der König, die Herrscher von Wowau und Nuffie um Schutz zu ersuchen. In der letzten Zeit wurden uns die Nahrungsmittel knapp und eben so die Mittel, welche zu kaufen. Endlich fanden wir noch einige alte leere Blechbüchsen mit der Etiquette „concentrirte Fleischbrühe“. Diese wurden begierig gekauft und auch von einem vornehmen Mann mit großer Selbstgefälligkeit als Kopfputz getragen.

Am 14ten August verließen wir Bussa und kamen auf schrecklichen Wegen durch eine Gegend, welche von Löwen und Elephanten wimmelte, am folgenden Tage nach Wowau. Der alte König freute sich, daß die „weißen Männer ihn nicht ver-

achteten sondern zu ihm kämen, er hätte die Welt nicht in Frieden verlassen können, wenn wir aus dem Lande gegangen wären, ohne den alten König von Wowau zu besuchen." Er war verwundert und entzückt, als wir ihm von der Größe und dem Glanze Englands erzählten, und meinte „die weißen Männer des Westens sind doch sehr von den Arabern unterschieden, so viel freundlicher, so viel besser, so sehr in jeder Art überlegen!" Der König verwendet viel auf Verbesserung der Wege, damit, wenn der Feind es bemerke, er sich vor der Macht und der Volkszahl seines Reiches und seiner Wachsamkeit fürchte und umkehre. Die Religion ist hier ein Gemisch von Mohamedanismus und der alten Fetischreligion, doch hat letztere mehr Ansehen. Ein großer Zug von Frauen, mit einer alten Priesterin, welche von andern Weibern auf den Schultern getragen wurde, feierte die Mysterien der alten Landesreligion. Es war ein grotesker Zug. In die wildschreienden Stimmen von 100 Frauen mischten sich greller Pfeifenklang und Trommelwirbel. Der Sabbath der Mohamedaner wurde durch recht hübsche Musik und ein Pferderennen gefeiert. Bei Wowau werden sehr viel Yams gebaut, und begegnet ein Einwohner auf der Straße einem Fremden, so ist die gewöhnliche Frage: „Was, kommst Du nach Wowau, Yams zu essen?" Ich wurde hier von den Vorboten des einheimischen Fiebers befallen, und da meine Arzeneien in Bussa zurückgeblieben waren, eilte ich zu Pferde dahin zurück. Mein Bruder blieb noch mehrere Tage in Wowau und kam am 21sten August zu mir nach Bussa zurück.

Wowau und Bussa gehören eigentlich nicht mehr zum Reiche Borgu, obgleich die Sprache der beiden ersteren die Borgusprache fast schon verdrängt hat. Auch giebt der König von Niki, welcher den Titel eines Sultans von Borgu führt, einen kleinen Tribut an Bussa, eben so wie der König von Wowau, doch werden beide lau in ihrer Verpflichtung und der König von Bussa besitzt nicht die Macht, sie zu zwingen. Zu dem Reiche Borgu gehören 7 Föderativstaaten, Niki, Buoy, Kiama, Sandero, Kinzka, Lugu sind die mächtigsten. Von Niki sind 70 bedeutende Städte abhängig, welche als Tribut jede ein hübsches Mädchen dem Könige zum Weibe schicken, ähn-

lich verhält es sich mit Buoy. Der Häuptling von Lugu ist der reichste durch Handelsleute, welche durch sein Land nach der Küste ziehen, die übrigen sind arm. Kiama zahlte sonst Tribut an den König von Niki, hat jetzt aber den Fellatahs Gehorsam geschworen. Dieses Volk scheint in neuester Zeit seiner Eroberungen nach und nach wieder verlustig zu gehen, welche es unter dem Propheten Danfodio gemacht hat. Von den 8 Staaten Haussa's gehören dem Sultan Bello jetzt nur noch Kano ganz und ein paar kleine zum Theil. Auch das Ländchen Zegzeg mit der Hauptstadt Zaria hat sich vor kurzem frei gemacht, und Doncassa, der rechtmäßige Herrscher von Haussa hat in diesen Tagen die Einladung erhalten, seinen alten Königssitz in Kaschna wieder einzunehmen, welches so eben von den Fellatahs gesäubert ist. Dagegen macht Bello in Nuffie Fortschritte, indem er die einheimischen Kriege zwischen den Brüdern Magia und Ederesa begünstigt und nach Umständen bald den einen, bald den andern auf den Thron erhebt, in Wahrheit aber selbst das Land beherrscht. Auch scheint Bello Eroberungspläne gegen Yaourie zu hegen und er verstärkt sein Ansehen in Yarriba durch einwandernde Fellatahs zusehends.

Die Midiki unterhandelte mit ihrem Bruder, dem König von Wowau über den Preis eines Kanoe für uns, und wir erhielten ein solches für unsere beiden Pferde, große starke Thiere, an 60 Pfund Sterling werth. Doch es war viel zu klein und wir hatten viele neue Umstände und neuen Aufenthalt. Am 1ten September war in Bussa großes mohamedanisches Fest mit Pferderennen; letzteres fiel zwar nicht so hübsch aus, wie in Kiama und Wowau, doch that sich der König, welcher von hoher und edler Gestalt ist, in seiner stattlichen Kleidung auf dem prächtig aufgezäumten Grauschimmel, sehr hervor und das Volk leistete in Musikmachen, Flintenabfeuern, Lärmen und Tanzen mit dem Kuhschwanz statt des Fächers, sein Möglichstes. Zu Ende des Tages hielt der König an sein Volk eine Rede, welche, gleich den constitutionellen Thronreden europäischer Könige, mit der Versicherung innerer Ruhe in seinem Reiche und den freundlichen Gesinnungen der fremden Mächte gegen dasselbe begann. Darauf ermahnte er sein Volk zur Arbeit und

Mäßigkeit, und schloß mit der Mahnung, nicht zu viel Bier zu trinken. Er sprach mit vieler Beredtsamkeit und handhabte statt des Scepters einen Löwenschweif. Der andere Tag sah die Fortsetzung des Festes und war überall dem Tanze und ungetrübter Fröhlichkeit gewidmet. Am Nachmittag trat auch der König aus seiner Wohnung und nahm Theil an den Vergnügungen. Ein altes Weib tanzte mit so außerordentlicher Beweglichkeit und lächelte so verschmitzt und liebäugelnd nach dem König hin, daß dieser, einer so dringenden Aufforderung nachgebend, auch in den Kreis trat, seine künstlerischen Fertigkeiten zu zeigen. Alles stand auf und es ward ein großes Gedränge. Seiner Majestät imposante Größe und würdige Haltung paßten nicht ganz gut zu den flüchtigen Bewegungen des Tanzes, zumal sein Fuß an Größe dem eines Dromedars nahe kam. Als der erste Tanz zu Ende war, begann er einen zweiten, der den kurzen Gallop eines ins Feld ziehenden Pferdes nachahmte. Es war zu lächerlich für uns, zumal als der Tänzer zuletzt in seine Hütte trabte, vom Rauschen der Bewunderung und Beifallrufen aller Anwesenden verfolgt. Nach einiger Zeit kam der König wieder ins Freie und vertheilte zwei Kalebassen voll Kauris an die Musiker, Sänger und Tänzer, warf auch eine Menge Kauris unter das Volk, wodurch eine sehr lebhafte und belustigende Scene entstand, und tanzte zuletzt noch, um seine Liebe zu seinem Volke zu zeigen, die Rennbahn hinauf und hinunter bis in seine Wohnung. Es war dieß wirklich eine königliche Leistung; das Volk ward von Patriotismus beseelt, die Midiki lächelte, von Wonne erfüllt, einen solchen Gemahl zu besitzen. Der König hatte sein Möglichstes aufgeboten um seinen Schwager, den König von Wowau auszustechen, der trotz seines Alters der beste Tänzer aller hier bekannten Länder sein soll. —

In der Nacht wurden wir durch einen fürchterlichen Lärm erweckt. Es war eine Mondfinsterniß, das Volk sammt seinem König gerieth in die größte Angst, den mildglänzenden Freund ihrer Nächte zu verlieren, und suchte durch das entsetzlichste Schreien und den Gebrauch aller, irgend Lärm hervorbringenden Instrumente die Sonne wegzuscheuchen, welche ihrer Mei-

nung nach den Mond verfolgt. Der König zitterte und bebte und ließ Niemanden aus seiner Nähe, der zu ihm kam. Wir beruhigten ihn mit der genauen Angabe der Zeit, in welcher der Mond wieder sein Licht erhalten würde, und gewannen hierdurch nicht wenig an Ansehen. Später war Alles wieder ruhig, doch hatte die nächtliche Störung auf den König und uns nachtheilig gewirkt, und eine Erkältung verursacht. —

Wir sehnten uns nach gerade nach unserer Weiterreise, die Lebensmittel wurden uns immer knapper zugemessen und das Interesse des Königs und seiner Midiki für uns schien sehr nachzulassen. Unsere Nahrung bestand zuweilen aus Elephanten- und Flußpferdfleisch; beides schmeckt ranzig, letzteres ähnlich dem Schweinefleisch.

Während unserer Anwesenheit kam eine Gesandtschaft von Niki zur Beilegung einiger Streitigkeiten mit Bussa, desgleichen eine Fatakie Borgukaufleute, welche von Gondscha Gurunüsse nach dem Osten brachte. Die Borguleute aus Niki waren ziemlich so gekleidet, wie die Bussaer, aber sehr furchtsam und zeigten eine sclavische Unterwürfigkeit. Die Einwohner von Niki und Kiama gelten aber für tapfer und räuberisch, die Bewohner von Bussa und Wowau für sanft und ängstlich. Karavanen werden in Borgu zuweilen geplündert und theilen sich Räuber und Könige in die Beute. Vier Fünftel aller Menschen in diesen Ländern sind Sclaven, doch ist ihr Loos nicht schlimm. Sie müssen sich selbst ihre Nahrung erwerben und die Hälfte ihres Verdienstes gehört ihnen. Körperliche Züchtigung erleiden sie höchst selten. Entläuft ein Sclave und wird er nachher eingefangen, so legt man ihn ein paar Tage in Ketten und verkauft ihn bei der ersten Gelegenheit. Der Hexenglaube herrscht auch unter diesen Wilden, so gut wie unter den aufgeklärten Europäern der früheren Jahrhunderte. Man glaubt von den verdächtigen Personen, daß sie die Geister anderer Menschen essen, und bestraft die Männer, indem man sie gebunden in den Niger wirft; die Weiber werden zu ewiger Sclaverei verurtheilt. Die heuchlerischsten Creaturen sind hier, wie anderwärts, die frommen Priester. Ein solcher kam zu uns, von Milde und Salbung glänzte sein fettes Gesicht. Er bat uns

dringend um eine Portion schnell tödtendes Gift, und eröffnete uns im Vertrauen, dasselbe sei für seinen Nachbarn bestimmt, welcher ihm einmal ein Unrecht zugefügt habe. Wir jagten den grauen Schurken mit Vorwürfen zur Thür hinaus.

Endlich kamen die Boten von Rabba mit Mohamed, dem Sohne des Königs von Nuffie und noch einem Gesandten zu unserm Geleite, und brachten uns das Versprechen des Häuptlings von Rabba und des Königs von Nuffie, uns schützen zu wollen, so wie die Versicherung ihrer besonderen Freude über unseren bevorstehenden Besuch. Der gute König von Bussa schrie vor Freude wie ein Kind, daß wir sicher weiter geleitet würden und er sein möglichstes zu unserem Schutze gethan habe. Am 20sten September nahmen wir einen herzlichen und wirklich rührenden Abschied von dem Königspaar und allen Nachbarn und Bekannten, welche weinten und auf uns des Höchsten Segen herabflehten. Wir schifften uns auf zwei Kanoes ein, doch waren beide schlecht und leck. Der Niger war durch die Regenzeit sehr angeschwollen und überall leicht zu passiren; er strömte 2 bis 2¹/₂ Stunden Weges in der Stunde und hatte fruchtbare Ufer. An der Grenze Nuffies kamen wir zu einer hübschen Insel, welche von wilden Pferden, aber nicht von Menschen bewohnt wird und „Jedermannsinsel" benannt wird. Wir blieben diese Nacht in Pataschie, einer großen schönen Insel, mit mannigfachen Palmengruppen und andern herrlichen Bäumen geschmückt. Der Häuptling, ein kohlschwarzer Mann mit hellen blauen Augen, gutmüthig und herzlich, war mit mehreren seiner Leute den ganzen Tag bei uns, Palmwein zechend und unsinnige Geschichten erzählend. Auch vom alten Häuptling von Teah, einer benachbarten, gleich freundlichen und gleich fruchtbaren Insel, erhielten wir einen Besuch, und der ehrwürdige Herr von ausnehmendem Umfange äußerte die lebhafteste Freude, noch vor seinem Tode weiße Männer zu sehen, ein Genuß, den weder sein Vater, noch seine Mutter, noch sein Onkel gehabt habe. Teah gehört zu Nuffie, Pataschie zu Wowau. Beide Inseln sind gut angebaut, die Bewohner gutmüthig und äußerst schüchtern. Wir erhielten Lebensmittel im Ueberfluß, und verlebten hier einige recht fröhliche Tage.

In Pataschie steht eine Hütte, mit rohen irdenen Nachbildungen eines Weibes und Krokodils verziert, in welche alle Weiber, die sich irgend etwas zu Schulden kommen lassen, zur Strafe eingesperrt werden. Wir sahen hier einen Fetischpriester, wunderlicher als Knecht Ruprecht gekleidet in geflochtenes Heu, mit einer Art geflochtener Hütte über Kopf und Oberleib, mit Franzen und Troddeln geziert. Er bückte sich mit diesem ungeheuren Hute über mehrere Leute, die auf dem Grase saßen, schüttelte ihn recht tüchtig, was ein wunderliches Geräusch machte, schrie teufelmäßig und ging weiter, andere zu beglücken auf gleiche Art.

Ein Abstecher nach Wowau, dessen König es sehr übel genommen hatte, daß wir zum Feste nicht gekommen waren, um seine Virtuosität im Tanzen zu bewundern, brachte mir zwar einen leidlichen Empfang und einen herzlichen Abschied vom wunderlichen Alten, doch nicht das versprochene Boot. Der König behielt unsere Pferde und vertröstete uns in Betreff des Bootes auf Lever. Als wir aber nun nach einem herzlichen Lebewohl von Pataschie am 30sten September nach Lever (auch Layaba genannt) kamen, sahen wir, daß wir von allen diesen Königen hintergangen waren, denn Lever ist eine Stadt von Nuffieleuten, den Fellatahs in Nabba zinsbar, und von Wowau nicht abhängig, auch hatte der König von letzterer Stadt hier nirgends ein Kanoe zu seiner Verfügung. Wir sahen uns daher aus Noth zu dem allerdings nicht ganz redlichen Mittel gezwungen, die Kanoes des guten Häuptlings von Teah, auf welchen wir von Pataschie gekommen waren, zu behalten, und die Bezahlung dem fürstlichen Worte des Königs von Wowau zu überlassen, obschon wir wußten, daß auf solches nicht viel zu geben ist. Wir schämten uns aber doch sehr, als der Häuptling von Teah uns durch einige Boten unser undankbares Benehmen vorhalten und die Boote zurückfordern ließ. Wir entschuldigten uns gut oder übel und bewachten Nachts die Fahrzeuge. Ein Priester mit Namen Ducu, aus Bornu gebürtig und in Ansehen bei den Fellatahs, hatte sich seit unserer Ankunft mit erstaunlicher Beweglichkeit und Gesprächigkeit an uns herangemacht; dieser brachte die Leute aus

Pataschie und Teah bald zum Schweigen durch Androhungen von Strafe und Tod, wenn sie uns noch lange belästigten. Lever wird trotz des regelmäßigen Tributs an Rabba doch häufig von Fellatahs gebrandschatzt. Eine solche Bande lag auch jetzt hier und wollte sich unseres Kanoes als guter Prise bemächtigen. Als ich aber mit einer Pistole auf sie losging, flohen sie in größter Bestürzung, denn vor Weißen haben sie gewaltigen Respect. Auch unserm geschäftigen Priester Ducu ging die Courage aus, als wir ihm wegen Falschheit gegen uns ernstlich zu Leibe gingen. Er bewirkte nämlich beim Häuptling von Lever die stete Verzögerung unserer Abreise, um uns etwas auszusaugen, und erklärte nach einigen gelinden Vorwürfen unsererseits mit der größten Unverschämtheit, wir seien in seiner Hand und seiner Gnade unterworfen. Wie erschrak aber der mobile Heilige, als ich anscheinend ganz wüthend mit der Pistole auf ihn losging und ihm drohte, ihn augenblicklich, wie eine Guineahenne niederzuschießen, wenn er uns Hindernisse in den Weg legte. Wir hatten fortan nicht über ihn zu klagen. Die Eingeborenen sind trotz ihrer erbärmlichen, rechtlosen Lage, sehr vergnügt und tanzen Abends mit Fuchsschwänzen in der Hand und Kaurischnüren um Arme und Beine, sie genießen mit gedankenloser Fröhlichkeit die gegenwärtige Stunde und denken nicht des folgenden Tages, „Denken würde nur ihr Paradies zerstören!“

Am 4ten October kamen wir nach Badschebo, auf der Yarribaseite, einer großen Handelsstadt von Nuffieleuten und Fellatahs bewohnt, mit engen Straßen, schmutzig und heiß. Wir sahen hier große Kanoes mit Strohhütten auf dem Verdecke. Hinter Badschebo zeigten die Ufer malerisches Ansehen, mächtige Bäume, von deren Spitzen hübsche Schlingpflanzen bis zum Ufer herabhingen und natürliche Lauben bildeten, wechselten mit reizenden Gruppen von Gesträuch, aber Einsamkeit und todähnliches Schweigen ruhte auf Wald und Fluß, und es fehlten die lustigen Singvögel auf Bäumen und im Busch und die niedlichen Blumen mit ihren süßen Gerüchen, welche meine heimathlichen Fluren und Wälder beleben. In Litschie am Nuffieufer mußten wir, wie an mehreren anderen Orten, ver-

weilen, um neue Ruderer einzunehmen, denn sie führten uns immer nur kurze Strecken und weigerten sich dann hartnäckig, weiter zu fahren. Die Ufer wurden nun felsig mit steilen Bergen von grauenerregender Gestalt, der Lauf des Nigers geht nach Südost. Ein hoher Fels, 300 Fuß hoch, stand plötzlich vor unsern Augen, ganz einsam und schroff aus dem Wasser aufsteigend. Eine alte Sage belebt diesen, Kesa genannten Berg mit guten Genien, welche die Reisenden in ihren Schutz nehmen. Auf der Insel Belie, brachte uns Mohamed den Gruß des Königs von Nuffie, Magia, und des Fellatahfürsten Mallam Dendo von Rabba, welcher uns nach einer Insel, beherrscht vom „Könige des schwarzen Wassers", zu gehen empfahl. Am andern Morgen kam dieser Wasserkönig, genannt Suliken Ruah, in einem großen saubern Kanoe mit einer Zeltdecke von Scharlachtuch und goldenen Troddeln, hübsch gekleideten Ruderern, Musikern und Trommlern. Der „König des schwarzen Wassers" ist ein schöner, großer, kohlschwarzer Mann, hübsche Knaben mit Kuhschwänzen, als Fliegenwedel gebraucht, standen ihm zur Seite, glänzendschwarze schöne Frauen mit netten Mützen, kurzen Röckchen, silbernen Spangen um die Knöchel und Korallenschnüren um den Hals, begleiteten ihn. Er empfing uns in des Häuptlings Hütte und beschenkte uns mit Honig und Gurunüssen. Ihm zu Ehren schmückten wir unser Kanoe mit einer weißen Zeltdecke und steckten Britanniens Flagge auf, warfen uns in unsere Festkleider und brachen also nach der Insel des Wasserkönigs, Zagoschie, auf. Suliken Ruah ließ uns den Vorrang, schiffte aber mehrmals plötzlich an uns vorbei, um sich und sein Gefolge von uns bewundern zu lassen. Die Insel Zagoschie ist niedrig, die Stadt auf Morast gebaut; sie liegt Rabba gegenüber. Die Einwohner sind sehr zahlreich und betreiben lebhaft die Schifffahrt. Wir sandten hier an Mallam Dendo, Sultan Bello's Vetter und Häuptling von Rabba, und an den König Magia Geschenke, die anfangs gut aufgenommen wurden, später zu neuen Forderungen reizten. Wir besaßen nichts Vorzügliches mehr und mußten uns endlich entschließen, Mungo Parks Rock an Mallam Dendo zu schicken. Dies Geschenk aber machte ihn uns ganz zum

Freunde, und veranlaßte ihn, den Vorschlag Magia's, uns gehörig auszusaugen, mit Entrüstung von sich zu weisen. Er nannte sich gegen Besucher aus Haussa selbst einen Weißen, eine Lächerlichkeit, welche sich die Schwarzen öfter erlauben. So zankten sich in Yaourie ein paar Leute; „Wie?" rief der eine, „Du erbärmlicher Sohn einer schwarzen Ameise, willst Du Dir anmaßen, zu sagen, daß mein Vater ein Pferd war? Sieh einmal die Christen hier an! Was sie sind, bin ich auch, und meine Eltern waren solche Leute! Antworte nicht, sag' ich Dir, denn ich bin ein weißer Mann!" Der Sprecher war kohlschwarz. Rabba ist durch Milch, Oel und Honig berühmt, Roggen, Reis und Platanen werden daselbst gebaut, Matten und Sandalen gefertigt und vor allen Thieren wird das Pferd in Ehren gehalten. Wie auf Zagoschie für sein Kanoe, sorgt hier jeder Mann für sein Pferd vor allem. Der Markt ist sehr belebt, Haupthandelsartikel sind Sclaven. Ein starker Bursche kostet 40,000 Kauris (50 Thlr.), ein Mädchen 50,000 und darüber, je nachdem es hübsch ist. Große Elephantenzähne werden mit 1000 Kauris bezahlt.

Am 16ten October verließen wir den „König des schwarzen Wassers", der zuletzt noch ein Profitchen von uns durch Austausch unserer Kanoes gegen ein größeres gezogen hatte, entließen unsere sämmtlichen Führer und Begleiter aus Nuffie, Wowau und Bussa und stachen zum ersten Male allein unter uns und durch Führer unbelästigt in den Fluß. Die Ruder, welche die Einwohner uns zu geben auf keine Art zu bereden waren, hatten unsere Leute gestohlen, so daß wir auch fremder Ruderer nicht bedurften. Der Strom war sehr angeschwollen und hatte die Dorfschaften und Reisfelder der niedrigen Ufergegenden überschwemmt. Wir hielten nirgends an, und konnten auch am Nachmittage bei der größten Sonnenhitze, der vielen Moräste wegen nirgends landen. Abends kam ein Gewitter und mit der Dunkelheit wurde unsere Lage gefährlich. Oftmals tanzten die Lichter benachbarter Dörfer und Inseln vor unseren Augen vorüber, doch überall waren unsere Versuche, sie zu erreichen, vergeblich. Endlich beschlossen wir, alle diese Anstrengungen zu lassen und ruhig mit der Strömung fort zu rudern.

Doch das Unwetter wurde immer ärger, durch die Finsterniß zuckten feurige, entsetzlich zackige Blitze, das Rollen des Donners tönte unaufhörlich, und um unsere Noth voll zu machen, geriethen wir unter eine Schaar Flußpferde, hier Wasserelephanten, Gewau Roua genannt, welche den ganzen Strom zu erfüllen schien. Unsere Leute schrieen vor Angst, jeder hielt sein letztes Stündlein gekommen, denn diese Unthiere werfen nicht selten die leichten Kanoes um. Ich schoß nach den Thieren, da verfolgten sie uns, so daß wir alle Kräfte anstrengen mußten, ihnen zu entkommen. Nach einem zweiten Schuß erhob sich ein furchtbares Brüllen und wir gewannen sichtlich an Vorsprung. Endlich hörte die Verfolgung auf. Um Mitternacht erhob sich ein wüthender Orkan, der uns an eine kleine Sandbank trieb, doch hatten wir das Glück einen Dornstrauch zu fassen, an welchem wir unsern Nachen leidlich befestigen konnten. Alle meine Leute waren so ermüdet, daß sie hier während des Aufruhrs der Elemente, halb im Wasser liegend und vom Regen oben durchnäßt, ruhig schliefen; selbst mein Bruder schlief fest. Um 3 Uhr Morgens ward es heller und es gelang uns, bei einem Fischerdorfe zu landen. Der Ort hieß Dacannie, war von Nuffieleuten bewohnt und wir fanden eine gute Aufnahme durch Fellatah-Mallams, welche von Rabba ausgesandt, den mohamedanischen Glauben hier lehrten.

Bei unserer Weiterfahrt sahen wir hohe Berge von Zuckerhut-, Kegel- und Tafelform. Wir kamen vor zwei großen, am Flusse gegenüber liegenden Städten vorbei, doch landeten wir nicht, um nicht einen gezwungenen Aufenthalt zu finden und um unsere Geschenke zu schonen. Die Ufer wurden nun höher, sie waren gut bebaut, mit Städten, Dörfern und Palmbäumen besetzt. Der Strom trug viele Kanoes mit Hütten, die Männer ruderten, die Weiber und Mädchen sangen zur Guitarre, und äußerten lebhaft ihre Verwunderung, wenn sie uns sahen. Wir übernachteten auf einer Insel, genannt Gungo, deren Einwohner sich nur vom Fischfang nähren. Unter Anführung des Häuptlings kamen sie sämmtlich am Abend vor unsere Hütte, setzten sich im Kreise um uns herum, bis sie uns sattsam gesehen hatten. Sie waren gutmüthig und bescheiden und bewirtheten

uns mit Fleisch vom Flußpferde. Wir hatten am folgenden Tage mit Sturm und Regen zu kämpfen, und als wir das fast sinkende Kanoe ins Schilf steuerten, tauchte neben uns ein ungeheures Krokodil nieder, welches unser Kanoe leicht hätte umwerfen konnen. Der Niger war gewaltig angeschwollen und seine Strömung riß uns einmal über eine halb überschwemmte Insel und warf unser Kanoe gegen ein Haus. Wir brachten eine Nacht auf der Insel Fofo zu, wo wir zuerst einen Kokosbaum sahen. Es hielten sich hier ein paar Leute aus Rabba auf, welche vom Häuptling der Insel den jährlichen Tribut einziehen wollten. Der Häuptling war sehr betrübt, denn er hatte das Geld noch nicht zusammen, und die Fellatahs pflegen in Ermangelung des vollständigen Tributs ein paar Einwohner mitzuschleppen und in Rabba als Sclaven zu verkaufen. Am 19ten October kamen wir vor dem Ausflusse des Kudunia vorbei und gelangten nach Egga, einer großen, schönen Stadt hinter einem tiefen Morast, durch welchen Kanäle zur Stadt führen. Diese ist $^3/_4$ Stunden lang, $^5/_4$ Stunden vom Flusse entlegen und treibt lebhaften Handel. Ihre Straßen sind sehr eng, „damit die Fellatahs nicht leicht hindurch reiten können", die Umgegend ist fruchtbar und alle Lebensmittel sind sehr billig, vorzüglich die Fische. In der Nähe halten sich in den Wäldern sehr viele Hyänen auf und haben, nach der Versicherung der Einwohner, sämmtliche Schafe von Egga vertilgt. Der alte Fürst saß in seiner Zollahe oder Audienzhütte auf einer Kuhhaut und betrachtete uns lange mit Staunen, äußerte dann: wir seien recht wunderliche Leute, aber sehenswerth. Er ist ein alter, wohl hundertjähriger Mann mit einem langen Barte, aber von fröhlichem Wesen. Den ganzen Tag sitzt er in seiner Hütte mit seinen Freunden, lauter alten Graubärten, und alle rauchen und schwatzen und lachen herzlich, und wer vorbeigeht, stimmt aus Höflichkeit in das Lachen mit ein, so daß vom Morgen bis zum Abend ewiges Gelächter dort tönt. Er zeigte uns auch seine Tanzkunst und sein Sängertalent, und obgleich er bald seine Krücken zur Hülfe nehmen mußte, und seine Stimme so schwach war, daß nur ein mühevolles Piepen zu hören war, so erschallte doch von seinen getreuen Unterthanen

gewaltiger Beifall. Wir wurden hier durch Besucher, vorzüglich durch die Schönen von Egga sehr belästigt, und obschon sie meistentheils Geschenke brachten, mußten wir doch unsere Hütte zuletzt förmlich verpallisadiren und Wachen ausstellen. Fast alle Besucher forderten von uns Talismane und Zaubersprüche, denn allgemein gilt hier der Weiße für ein übernatürliches Wesen, und der Glaube an Zaubersprüche ist unter den Negern überall zu Hause. Die Kanoes von Egga sind mit Blut bestrichen und mit Federn besteckt, was als Schutz gegen die Räuber gilt. Wir erhielten in Egga so trostlose Schilderungen von den Völkerschaften stromabwärts, daß unsere Leute nur mit unsäglicher Noth und durch heftige Drohungen zu bewegen waren, weiter zu fahren. Endlich entschlossen sie sich und am 22sten October verließen wir den lustigen alten Häuptling.

Seemöven und Pelikane begrüßten uns, als Zeichen der Annäherung an die See. In Kakunda wurden wir von einem mohamedanischen Lehrer in seiner Schulstube bewirthet. Das Volk ist hier von sehr starkem Körperbau, aber sanft und fleißig, trägt wenig Zierrath und Kleidung, auch färben sich die Weiber nicht. Aber als Zeichen der Stämme fanden wir von jetzt an überall verschiedene Tättowirungen. Der Kakundastamm hat 3 Einschnitte im Gesicht vom Schlafe nach dem Kinn. Auch hier wurden wir zu großer Vorsicht gemahnt und man rieth uns, die nächste Strecke wenigstens in der Nacht zu fahren. Die Städte unterhalb Egga haben jede ihren unabhängigen König, die Sprachen sind verschieden und wurden uns unverständlich, doch fanden wir in großen Städten unter den Vornehmen und den Mallams meist Leute, welche die Haussasprache verstanden. Die Furcht vor den Fellatahs war auch in Kakunda sehr groß.

Unsere Abfahrt von Kakunda geschah in Befolgung des Rathes bei Abend, und wir kamen vor mehreren Städten und hohen Bergen in der Nacht vorüber. Am Morgen sahen wir den großen Fluß Tschadda in den Niger münden; er ist fast so groß, wie der Hauptstrom. Nach einigen Stunden fuhren wir vor einem nackten, weißen Felsen vorüber, auf welchem eine unzählbare Menge Vögel nisteten. Bald hinter diesem fanden

wir einen Landungsplatz und daneben einen großen Raum, der offenbar als Marktplatz gebraucht wurde. Wir nahmen von einer Hütte Besitz und achteten nicht auf einzelne Leute, welche voller Schrecken vor uns flohen. Doch bald sahen wir Einwohner in großen Haufen und wohlbewaffnet mit Bogen und Pfeilen und Musqueten herannahen. Die Lage war gefahrvoll, denn wir verstanden die Sprache nicht und galten für Räuber. Ich sammelte meine Leute, ließ sie die Waffen laden und ging dem Anführer der Feinde unbewaffnet entgegen. Schon stand dieser mit wilden Blicken mir gegenüber und hatte den Pfeil auf gespanntem Bogen gegen meine Brust gerichtet, auf unserer Seite stand der alte Pascoe im Anschlag auf den Häuptling. Ich streckte meine wehrlose Hand dem Feinde entgegen — schon zog dieser die Sehnen des Bogens straffer — da fiel ihm einer seiner Leute in den Arm· — Alle zitterten wie Espenblätter und standen wie angewurzelt. Der Häuptling sah mir mit großen Augen ins Gesicht, endlich sank er auf die Knie, ein Blitz schien seinen schwarzen, rollenden Augen zu entströmen, sein ganzer Körper zuckte krampfhaft zusammen; er ließ das Haupt herabsinken, ergriff unsere dargebotenen Hände und zerfloß in Thränen. Fortan war Friede und Freundschaft unter uns, und wir wurden herzlich bewirthet. Auch fand sich bald ein willkommener Dolmetscher, ein Mallam aus Funda. Wir befanden uns auf dem Bocqua-Markt, wo alle 9 Tage Markt gehalten wird. Kaufleute von oberhalb und unterhalb des Niger sammeln sich hier und vertauschen ihre Waaren und kaufen und verkaufen Sclaven; von allen Handelsartikeln erhält der Häuptling einen Zoll.

Am andern Tage fuhren wir weiter und kamen vor der Stadt Atta vorüber, welche auf einer schönen grünen, mit Bäumen geschmückten Ebene liegt. Der Niger strömt hier noch zwischen Bergen von ansehnlicher Höhe dahin, später werden die Ufer niedrig und morastig, von dickem Gesträuch bedeckt. Wir sahen einen Arm des Stromes nach Südosten sich abzweigen, und landeten unter Kokosbäumen bei einem Dorfe, Namens Abba-Zacca. Der Häuptling war finster und unfreundlich, unsere Geschenke schienen ihm nicht zu genügen. Als er

aber unverschämt wurde und gar alles haben wollte, nahmen wir eine entschlossene Haltung an und bedeuteten ihm, er würde nichts bekommen, wenn er sich so betrage. Das half, und er erbot sich, uns den Fluß hinunter zu einer großen Stadt zu bringen, wo sein Bruder Häuptling sei. Die Uferbewohner, welche der Häuptling am andern Morgen, unserm Kanoe vorausfahrend, von der Ankunft der Weißen benachrichtigte, kamen in großen Schaaren in den Strom, uns näher zu betrachten, und brachten uns häufig Eier als willkommenes Geschenk.

Als wir vor einem Dorfe Namens Damuggu vorüberschifften, rief uns ein kleiner schielender Bursche in einer englischen Soldatenjacke an: „Holla, ihr Engländer, kommt hieher!" Wir wollten jedoch weiter und fuhren vorüber; doch bald kam uns ein Dutzend Kanoes nach mit der Aufforderung, ihrem Häuptling unsern Besuch abzustatten. Wir kehrten demnach zurück und landeten unter dem Jauchzen und Hussarufen einer Menge Menschen. Der kleine Bursche war ein wichtiger Mann und Gesandter des Königs von Bonnei und hier um Sclaven zu kaufen. Wir sahen hier noch mehrere Personen mit Stücken europäischer Kleidung und sich brüstend mit Brocken der englischen Sprache, welche sie von Liverpooler Schiffern aufgeschnappt hatten. Letztere kommen häufig in den Bonneifluß, um Palmöl einzunehmen. Der Häuptling empfing uns sehr gut und bezeigte uns viel Wohlwollen, vorzüglich bewogen durch einen guten Mallam aus Nuffie, welcher sehr zu unsern Gunsten redete. Er war so erfreut, daß er am folgenden Tage uns zu Ehren ein großes Fest veranstaltete. Da war den ganzen Tag über Lärm und Freude, es wurde scharf getanzt und unaufhörlich aus einer Masse Flinten und kleinen Kanonen geschossen. Die Einwohner sind Heiden, wie in Yarriba. Ihre Neugier belästigte uns sehr, sie umstanden uns so dicht, daß uns die frische Luft fehlte, so daß wir beim König Vorstellungen dagegen machten. Dieser gab uns Vollmacht, so viele der Zudringlichen todtzuschießen und zu köpfen, als uns beliebe. Natürlich machten wir von dieser Erlaubniß nicht Gebrauch, und erlangten Ruhe durch minder barbarische Mittel. Die Stadt ist groß, aber schmutzig, die Einwohner sind hier weniger cultivirt, als

im Innern. Reis wird nicht gebaut, Yams und indianisches Korn, sowie Fische sind die Hauptnahrungsmittel. Pferde sieht man nicht. Der König ist der jüngere Bruder des Königs von Atta. Beider Vater war sehr reich, bei seinem Tode wurden nach Landessitte die Schätze mit ihm begraben. Reichthum und Einfluß auf die benachbarten Völker hielt der Nachfolger für wichtiger, als die Befolgung alter Gebräuche; er ließ daher die Schätze wieder ausgraben und den Leichnam des Vaters enthaupten, als Strafe für die bewiesene Habsucht. Natürlich entstand im ganzen Attalande darüber große Gährung, und der jüngere Bruder hielt den Augenblick für geeignet, durch eine Empörung sich an die Stelle seines Bruders zu setzen. Doch sein Aufstand mißlang und er mußte fliehen. Das Glück entschädigte ihn zwar später durch den Thron von Damuggu, aber er hatte seine Absichten auf den väterlichen Sitz noch nicht aufgegeben, und hoffte von uns einen mächtigen Zauber zu erhalten, mittelst dessen er seinen Bruder entthronen könnte. Uebrigens behandelte er uns sehr freundlich, gab sich viel Mühe, durch verschiedene Fetisch-Ceremonien uns Glück zur Reise zu verschaffen, beschenkte uns in der Hoffnung, daß wir von England aus ihn reichlich entschädigen würden. Er gab uns auch Gesandte an den König von Bonnei mit, welche diesem als Geschenke 6 Sclaven (meist freie Neger, wegen geringer Verbrechen zur Sclaverei verdammt), einen Pagen, Ziegen und Elephantenzähne überbringen sollten.

Drittes Kapitel.

Am 4ten November Abends reisten wir fröhlich von Damuggu ab, ohne Ahnung des schlimmen Schicksals, welches unserer wartete. Am folgenden Tage kamen wir dem Handelsplatz Kirri gegenüber und sahen einen Arm des Niger nach West, wie man uns hier sagte, nach Benin abgehen. Wir trafen hier auf etwa 50 Kriegskanoes, größer wie wir sie bisher gesehen, mit langen Bambusröhren und großen Fahnen mit englischen und andern europäischen Wappen bemalt, aber auch mit Stühlen, Flaschen, Gläsern und dergleichen, jedes Schiff

bewaffnet mit 40 Mann und einer Drehbasse, für 6pfündige Kugeln eingerichtet. Voller Verwunderung betrachtete ich das Schauspiel — mein Bruder war auf dem Kanoe des Königs von Damuggu noch weiter zurück — als uns ein wilder Kerl auf einem der Kriegskanoe anrief, beizulegen. Wir mußten der Uebermacht gehorchen und wurden auf unglaublich rasche Weise unseres ganzen Gepäckes, so wie unserer Kleider beraubt. Als die Räuber aber Pascoes Weib ergriffen, um auch diese wegzuführen, trieben wir sie mit Ruderstangen aus dem Boote und fuhren den Räubern nach. Einige Leute auf einem großem Kanoe, welches vom neuen Calabar kam, riefen uns an: „Holla, weißer Mann, bist Du Engländer, bist Du Franzos?“ „Ja, Engländer,“ antwortete ich, — „Komm her in unser Kanoe,“ riefen jene, und ich ging zu ihnen. Meinen Bruder sah ich später auf seinem Kanoe gleichfalls kommen. Die Kriegskanoes machten einen Angriff, und sein Kanoe ward in den Grund gestoßen, der Sachen aber, bevor es sank, von den Räubern mit gewaltiger Schnelligkeit und Geschicklichkeit beraubt. Mein Bruder hielt sich durch Schwimmen oben, bis er von einem Kanoe, in welchem sich mitleidige Frauen und Mädchen befanden, aufgenommen wurde. Es entstand nun ein unsäglicher Wirrwarr, viele Kanoes waren zusammengestoßen, einzelne schlugen um, Kinder und Weiber stürzten in die Fluthen, Alles ging durch einander. Endlich kam einige Ordnung ins Geschwader, man brachte uns und unsere Leute, sowie die Leute aus Damuggu und die Abgeordneten von Bonnei nach einer kleinen Insel und die Kriegskanoes rückten in geschlossener Linie nach Kirrie. Hier sollte ein Palaver wegen des Vorfalls mit uns gehalten werden Unsere Räuber gehörten zum Ebuvolke, und waren unter der Maske des Handels vielleicht in räuberischer Absicht gekommen. Das Kirrivolk wurde uns, vorzüglich durch die Bemühungen einiger mohamedanischer Priester, wohlgeneigt, und im Palaver erhielten sie die Majorität, so daß derjenige Befehlshaber, welcher uns zuerst angegriffen hatte, zur Enthauptung verurtheilt wurde, und die Sachen uns zurückgegeben werden sollten. Zur weiteren Entscheidung sollten wir dann zu Obie, König vom Ebulande gebracht werden. Zwar machte das Ebu-

volk noch einen Angriff, es wurde jedoch zurückgetrieben, mußte sich auch eine Durchsuchung der Schiffe gefallen lassen, und wir erhielten unsern Medizinkasten und eine Kiste mit Büchern zurück. Das war Alles, was aus dem Wasser herausgefischt sein sollte! —

Kirri's Bewohner sind sehr stark, wohlgebaut und von wilden Zügen. Ihre einzige Kleidung ist eine Leopardenhaut um die Hüften. Die Haare tragen sie geflochten, mit rother Erde eingerieben, das Gesicht ist voller Einschnitte und tiefer Furchen, welche mit Indigo gefärbt eine schreckliche Entstellung verursachen. Die Frauen haben als Putz schwere, $^1/_4$ Fuß dicke und $^1/_2$ Fuß breite Elfenbein-Ringe an Beinen und Armen, Korallen- und Glasperlenschnüren um Nacken und Busen, als Bekleidung nur ein Schnupftuch um die Hüfte. Die Frauen des Ebuvolkes sind sehr hübsch und die garstigen Männer verdienen solche schöne Frauen nicht. Zeichen des Ebuvolkes ist die Spitze eines Pfeils auf jeden Schlaf, mit der Spitze dicht ans Auge tättowirt.

Wir setzten unsere Reise betrübt in einem Ebukanoe fort. Unterwegs wurde angelegt, um Yams zu kaufen. Der Handel ist eigenthümlich. Bewaffnet kommen die Bewohner und legen die Früchte in verschiedene Haufen zusammen, ziehen sich dann bis zu einiger Entfernung zurück und lassen bei den Früchten ein altes Weib als Vermittlerin. Schweigend legt nun der Käufer neben einen Haufen Yams die Gegenstände, welche er dafür geben will; ist dem Weibe der Preis genehm, so überläßt sie den Haufen, im Gegentheil wird er von dem Eigenthümer zurückgenommen, und nun erst zu dem folgenden Haufen geschritten. Die alte Frau schien uns ihrem Amte mit großer Geschäftskenntniß und Unparteiligkeit vorzustehen.

Die Ufer wurden nun allmälig seicht und der fasrige Mangelbaum vorherrschend. Wir gelangten zu einer großen Ausbuchtung des Niger, wo sich derselbe in 3 Arme theilt; die beiden äußeren sind wahrscheinlich der Beninfluß und der alte Calabar. Die Ufer waren mit Palmbäumen bedeckt. Nicht weit davon liegt E b u hinter Morästen. Vor der Stadt kamen wir vor einer Menge Kanoes vorbei, einige waren sehr groß

und führten Hütten und Zelte. Einige herkulische Kerle riefen uns aus einem der Kanoes an und fragten mit einer wahren Stentorstimme in gebrochenem Englisch, wie es uns gehe. Sie kamen zu uns, schüttelten uns die Hand so kräftig, daß wir sie heftig gequetscht glaubten, und stellten sich uns vor. Der Vornehmste bedeutete uns, er sei ein wichtiger Mann, sein Bruder sei König Boy, sein Vater König Forday, welcher mit König Jacquet das ganze Braßland regiere, er selbst aber sei Flinte, der „kleine Kriegskönig.“ Er gab uns Nachricht, daß ein spanisches und ein englisches Schiff (Thomas von Liverpool) im ersten Braßstrom sich aufhielten um Palmöl zu kaufen, und diese Nachricht that unserm Herzen sehr wohl. In einem hübschen Hause von gelber Erde gebaut, angeputzt und mit Palmblättern gedeckt, umgeben von sauber eingehegten Höfen, wo Platanen, Bananen und Cocosbäume standen, fanden wir ein Unterkommen und wurden nach einiger Rast zum König Obie geführt. Bevor dieser erschien, unterhielt uns Flinte sehr redselig, klopfte uns mit seiner schweren Faust nach jedem Satze auf die Lende, stemmte seine schweren Arme auf unsere Schultern, lachte übermäßig laut bei jedem Worte und applicirte häufig zum Zeichen seiner Zufriedenheit seine flache Hand mit der fühlbarsten Kraft auf unsere Backen. Alle Fragen erwiederte er mit „Ei ja freilich“ mit ganz eigenthümlichem Nachdruck und einem unwiderstehlich komischen Lächeln. König Obie erschien endlich, ein schlanker junger Mann mit sanften, offenen Zügen, und begrüßte uns feierlich mit »Yes!« Das war sein einziges englisches Wort. Ein Diener mit einem kupfernen Götzenbilde folgte ihm und setzte es ihm auf die rechte Hand. Er selbst nahm Platz auf einem Erdaufwurf als Thron. Seine Kleidung war ähnlich der Prachtkleidung des Königs von Yarriba und mit Korallen und Messingschellen verschwenderisch bedeckt. Sein kurzer spanischer Rock von rothem Tuch mit goldenen Epauletts und goldenen Tressen war ihm aber viel zu eng, überdies waren die Aermel vorn abgeschnitten, um die Armringe sehen zu lassen. Desgleichen saßen die Beinkleider höchst preß, gingen auch nur bis zur Mitte der Beine. In einer wohlgesetzten Rede von zwei Stunden erzählte der Abgeordnete von Bonnei unsere

Schicksale, worauf wir mit Yams in ranzigem Oel bewirthet wurden. Obgleich wir davon zu genießen nicht im Stande waren, genoß doch der Königssohn Flinte mit vielem Behagen dreifache Portionen, und versicherte, „das sei das beste Liverpooler Rindsfett.“ Das Palaver am andern Tage hatte kein Resultat zur Folge, Leute aus Bonnei und von Braß stritten sich darüber, mit welchem von beiden wir gehen sollten. Am dritten Tage endlich wurde ich zum König abermals gerufen. Da ich Fieber hatte, bat ich meinen Bruder, statt meiner hinzugehen. Beim König Obie war König Boy, Bruder von Flinte, mit vielen Dienern. Er trug eine Weste, einen Rock, ein hübsches gestreiftes Hemde, viele Korallen und Perlen und ein großes seidenes Taschentuch, welches bis an die Kniee herabhing, aber keine Beinkleider, denn diese darf hier nur König Obie tragen. Letzterer erschien in einem weiten Seidengewande und verkündete uns als Beschluß: Wir sollten so lange in Ebu zurückgehalten werden, bis wir gegen einen Werth von 20 Sclaven ausgelöst wären. Das war ein Donnerschlag für uns, doch brachte es König Boy bei Obie dahin, daß er selbst die Garantie unseres Lösegeldes übernahm und uns gleich nach Braß mitnehmen durfte; freilich mußten wir eine Anweisung auf den Werth von 15 Sclaven und auf ein Faß Rum als Vergütung für seine Mühen geben. König Boy that sich viel zu Gute auf seine Macht und Herrlichkeit, und zeigte uns auch Atteste von europäischen Schiffern. Eins derselben besagte: die Einwohner von Braß seien die größten Schurken der Welt, König Jacquet der allererste, König Forday sei auch nicht besser; Boy, dessen Sohn, jedoch ehrlicher und rechtlicher, als die andern. Wir waren jetzt froh, daß wir unsere baldige Abreise von Ebu erwarten konnten, denn wir litten unsäglich durch Hunger und Verachtung der Einwohner. Wir sahen uns sogar öfter genöthigt, um Lebensmittel zu betteln und wurden durch die Hartherzigkeit der Menschen meist bitter gedemüthigt. Nur wenn wir die Weiber oder Kinder des Königs bei kleinen Diebstählen in des Königs Magazine ertappten, erhielten wir Erfrischungen als Preis des Stillschweigens. König Obie und unsere alte kleine dicke Wirthin waren die Einzigen, welche uns einiges Wohl-

wollen bewiesen. Letztere gab sich viel Mühe, unsere trüben Stunden zu verkürzen, und unterhielt uns in Gesellschaft einiger ihrer Freundinnen manchen langen Abend wirklich recht angenehm durch ihre fröhliche Munterkeit, gewürzt und erhalten durch das Kreisen der Palmwein-Calebasse.

Endlich fuhren wir auf König Boys Kanoe nach Braß ab. Das Kanoe enthielt eine Menge Waaren und Leute und war sehr überladen, so daß wir armselige Personen sehr eingeengt waren. Als wir in der Nacht, um ein wenig zu schlafen, uns ausstreckten, lagerten sich bald die schweren, durch die dicken Elfenbeinringe noch gewichtigeren Beine des Königs Boy und seiner Gemahlin Addizetta, Obies Tochter, über uns, und ich mußte beide Majestäten in die Beine kneifen, bis sie im Schlafe sich eine andere Lage gaben. In der zweiten Nacht legten wir an einem kleinen Dorfe an, und ich eilte ans Ufer, um mich einmal ausstrecken zu können. Aber wie eine Schaar hungriger Wölfe fiel ein Haufen schwarzer Ameisen über mich her und zwang mich wieder aufzustehen. Meine Leute zündeten nun ein Feuer rings um mein Lager an, und nun schlief ich ein paar Stunden recht süß. Am folgenden Tage kamen uns mehrere Kanoes von Braßtown entgegen, voran König Forday, Boys und Flintes Vater, welcher sich Monarch aller umliegenden Länder nennt und ein eingefleischter Säufer ist. Die Flotte rückte nun auf Braßtown zu und wurde mit Kanonendonner von einer großen Menschenmenge empfangen. Ehe aber Boy die Stadt betrat, wurde er von Fetischpriestern mit Kreide über und über bestrichen und bekam einen Kopfputz von Heu und langen Federn auf, landete dann auf einer kleinen Insel, wo der Schu-Schu (Oberfetischpriester) wohnt und wurde von diesem unsertwegen, da noch kein Weißer den Strom herabgekommen war, geweiht. Braßtown besteht aus zwei Städten, welche am Flusse gegenüberliegen; die eine beherrscht König Forday, die andere König Jacquet, ein ausgemachter Schurke. Nirgends sah ich eine so schmutzige, häßliche Stadt, und da sie niedrig liegt und vom Meerwasser häufig überschwemmt wird, sind sämmtliche Wohnungen feucht. Unser Quartier erhielten wir in einem Hause Boy's, ziemlich europäisch eingerichtet und vom Besitzer

„das englische Haus“ benannt. Die Einwohner bauen Platanen und leben außerdem nur noch von Fischen. Die Wohlhabenden beziehen Yams von Ebu und benutzen als Tauschmittel das Salz, welches hier gewonnen wird. Kauries gelten nur bis Bocqua. Boy bewirthete uns ziemlich spärlich, doch erbarmten sich unser zwei seiner Weiber, und brachten uns in Boys Abwesenheit Rum und Yams auf ihre eigene Gefahr, denn hätte Boy den Diebstahl entdeckt, so würden sie tüchtig durchgehauen und verkauft worden sein. König Forday ließ uns rufen, und preßte uns auch für sich Anweisungen auf Lieferungen von englischen Schiffern ab. Er war halb betrunken und befand sich mit einer Menge von Weibern und Hunden in einem schmutzigen Gemach.

Am 17ten November fuhr ich nach des Königs Befehl allein mit Boy und seinen Leuten in einem Kanoe ab, um die im ersten Braßstrom liegende englische Brigg Thomas aufzusuchen und von dem Capitain die versprochenen Waaren zu holen. Erst wenn letztere angekommen wären, sollten mein Bruder und die anderen Leute freigegeben werden. Unterwegs rief der Befehlshaber des Kanoes an mehreren Stellen laut nach seinem Fetisch; antwortete dann an irgend einer Stelle das Echo, so wurde ein halbes Glas Rum, ein Stück Yam und Fisch ins Wasser geworfen, um den Fetisch zu füttern, dessen Stimme ihrem Glauben nach vernehmbar geworden war. Am Abend gelangten wir in den zweiten Braßstrom, einen Arm des Quorra, und am folgenden Tage in den ersten Braßstrom, den Hauptstrom, von Europäern „Nun“ genannt. Hier sahen wir bald zu unserer unaussprechlichen Freude zwei Schiffe vor Anker liegen. Das erste war ein Schooner, ein spanisches Sclavenschiff, dessen Mannschaft theils schon todt war, theils im kläglichsten Zustand sich befand. Auf dem englischen Schiffe sah es fast noch kläglicher aus, und der Capitain Lake selbst lag an einem Rückfalle des bösen Fiebers darnieder. Auf meine Bitten, die Forderungen des Königs Boy zu befriedigen, indem er der promptesten Wiedererstattung von Seiten der englischen Regierung gewiß sein könnte, schlug er mir dies Ansinnen unter den ärgerlichsten Flüchen rund ab; „nicht einen lumpigen Flintenstein geb' ich für eure Anweisungen, nicht einen Quark geb' ich dafür!“ Ich war

ganz versteinert vor Ueberraschung und über solches Verfahren halb todt vor Abscheu und vor Schaam, auch konnte ich nicht hoffen, daß der Capitain seinen Sinn ändern würde, da er selbst seinen Lieutenant, welchen die Uferleute als Pfand für das Lootsengeld gefangen genommen hatten, nicht einmal durch Entrichtung des letzteren auslösen wollte. Mit Noth brachte ich Boy dahin, zurückzukehren und meinen Bruder und die Begleiter nach dem englischen Schiffe zu bringen, indem ich ihm vorstellte, daß der Capitain nichts herausrücken würde, bevor nicht meine sämmtlichen Leute übergeben wären. Aergerlich kehrte Boy nach Braßtown zurück und trat, wie mir mein Bruder später erzählte, mit einer solchen Wuth in seine Wohnung, daß meines Bruders Leben in der höchsten Gefahr schwebte. Doch beruhigte sich König Boy bald und die folgenden Tage gaben ihm Beschäftigung, da der alte König Forday feierlich abdankte und seinen Sohn Boy zum König einsetzte. Es wurde in der ganzen Stadt zu Ehren Sr. Majestät tüchtig getrunken, und Boy selbst war so aufgeräumt, daß meines Bruders Bitten bei ihm Eingang fanden, und er das Versprechen erhielt, am folgenden Tage mit unseren Leuten zum „Thomas" gebracht zu werden. Sie kamen am 24sten November, von Boy geleitet, auch glücklich an. Als aber Boy den Capitain nun um die Erfüllung meiner Versprechungen anging, fuhr ihn dieser mit einer Donnerstimme an: „Ich will nicht. Nicht einen Flintenstein geb' ich dir! Schaff mir meinen Lieutenant, du schwarzer Spitzbube, oder in ein paar Tagen bring ich tausend Kriegsschiffe her, die eure Nester verbrennen und euch alle mit einander tödten!" König Boy fuhr erschrocken zurück, und als er sah, daß die Leute bewaffnet waren und sich anschickten, die Segel loszubinden, verschwand er plötzlich vom Verdeck und fuhr im Kanoe zum Ufer. In kurzer Zeit kam auch der Lieutenant, so sehr fürchteten die Bewohner von Braß, daß Lake die Drohungen wahr machen könnte. Fast wäre aber dem Capitain und uns dieses Benehmen theuer zu stehen gekommen. Denn als wir die Anker gelichtet hatten, und den Strom hinunterfuhren, hörte der Landwind auf und nöthigte uns, den Anker auszuwerfen, um nicht gegen die Sandbank getrieben zu werden,

welche die Mündung des Flusses im Halbmond umgiebt. Drei Tage brachten wir also zu in steter Angst vor dem Scheitern des Schiffes und der dann unfehlbar erfolgenden grausamen Behandlung einer feindlichen, auf unser Verderben lauernden Bevölkerung. Die Grundwellen warfen das Schiff entsetzlich hin und her, das Ankertau riß und wir mußten den schwachen Nothanker auswerfen. Endlich am dritten Tage erhob sich ein leichter Wind und wir kamen glücklich über die Sandbank.

Am 1ten December kam Capitain Lake auf seinem Wege nach dem Cameronflusse vor der Insel Fernando-Po vorüber und setzte uns auf unsere Bitten hier ans Land. Die Insel wird durch einen hohen Bergrücken mit zwei Gipfeln gebildet, welche bis 10,000 Fuß über das Meer emporsteigen. Schöne Waldbäume ziehen sich vom Meere aus bis drei Viertheile die Berge hinauf, dazwischen liegen die Hütten der Eingebornen und grüne Felder, weiter hinauf folgt niedriges Buschwerk und dürres Gras. Tiefe Schluchten und Spalten in schwarzer Finsterniß wechseln mit der Helle der kahlen Felsen, die höchsten Gipfel verbergen oft Nebelwolken. In der Entfernung von nur 10 Stunden von der Insel breitet sich die flache Küste des Festlandes aus, und majestätisch steigt aus ihr der Gipfel der Cameronsberge 13,000 Fuß hoch empor. Vor Kurzem (1827) ist auf Fernando-Po eine englische Niederlassung, Clarence in der Bucht gleichen Namens gegründet, und um das wohlbefestigte Gouvernementshaus haben sich schon eine Menge freier Neger und Krumänner angesiedelt. Letztere sind ein ganz besonderer Negerstamm aus Setta Kru an der Küste, nahe dem Palmenvorgebirge, in Sprache und Lebensweise von den Nachbarn durchaus verschieden. Sie sind Seemänner und verrichten überall an der Küste von Guinea Seemanns- und Lootsendienste. Haben sie dann im Verlauf mehrerer Jahre sich einiges Vermögen erworben, so gehen sie in ihre Heimath zurück. Die Eingebornen von Fernando-Po sind ein kräftiger und gesunder Menschenschlag, dabei gutmüthig, aber schmutzig im höchsten Grade. Das lange Haupthaar und der ganze Körper ist mit rother Erde und Palmöl so beschmiert und verkleistert, daß man nicht einmal die ursprüngliche Hautfarbe erkennen kann, eine

Grasmütze auf dem Kopf und bei älteren Personen etwas Gras um den mittleren Theil des Körpers ist die einzige Bekleidung. Als Schmuck tragen sie Knochen von Schlangen, Vögeln und Schafen, zerbrochene Muscheln, Glasperlen und Kokosschalen um die Hüften. In Sprache und Sitten haben sie nichts mit den benachbarten Völkerschaften des Festlandes und der anderen Inseln gemein, nur in der Neigung zum Diebstahl gleichen sie allen Negern. Yams und Fische sind die Hauptnahrungsmittel, und sind sie so glücklich, einen Affen oder Papagei zu erlegen, oder eine Schildkröte zu fangen, so verzehren sie solche als Leckerbissen. Der erste Häuptling hat von den Engländern den Namen „Gurgelabschneider" bekommen, und dieser Name bezeichnet ihn hinlänglich. Er verschmäht alle europäische Kleidung. Für Europäer ist die Luft der Insel sehr ungesund, vorzüglich in der Gegend von Clarence; die Georgenbai, welche nach Westen liegt, und von dem Seewinde bestrichen wird, eignet sich in dieser Hinsicht besser zu einer Ansiedlung.

Gouverneur der Insel war Capitain Becroft, welcher alles that, uns den Aufenthalt angenehm zu machen. Er hatte die Gefälligkeit, mich auf einer Reise nach dem Calabar mitzunehmen. Dieser Fluß mündet 24 Stunden von Fernando-Po. An seinem östlichen Ufer liegt 20 Stunden aufwärts Ephraimstadt, auch Herzogsstadt (Dukes Town) genannt, wo Herzog Ephraim residirt. Da er reichlich von den Reisenden beschenkt wird, empfängt er sie zuvorkommend und nennt sich einen Freund der Weißen. Als wir sein Haus betraten, fanden wir ihn schreibend, bekleidet mit einem Tressenhut und einem Stück Seidenzeug um die Hüften. Er sprach auch gebrochen Englisch und zeigte uns sein Staatszimmer, eine Treppe hoch, angefüllt mit einer Masse europäischer Geräthe, kostbaren Sophas, Spiegeln, Kupferstichen in goldenen Rahmen und andern Dingen, welche er meistentheils von Liverpooler Schiffern erhalten hatte. Eine hübsche Drehorgel und ein großer solider Armsessel mit Bronze waren die Hauptgegenstände, aber Alles war mit dickem Staube bedeckt, da der Herzog nicht erlaubt, daß Jemand die Sachen berührt. In der Nähe des Palastes, welcher aus mehreren Höfen mit Laubengängen besteht, befindet sich ein Fetisch-

baum, mit Menschenschädeln und Gebeinen behangen, nicht weit davon das Priesterhaus. Die Fetischgeistlichkeit dieses Landes ist die abscheulichste der Erde. Der Priester trägt einen Menschenschädel als Larve vor dem Gesicht, so daß er aus den leeren Augenhöhlen heraussieht, darüber entweder Ochsenhörner, oder einen dreieckigen Hut, einen Affen- oder Hundeschädel; ein Netz von trocknem Grase geflochten ziert seinen Leib, hinten hängt ein großer Ochsenschweif heraus. Die Priester lehren das Dasein von guten und bösen Geistern; letztere wohnen in Bäumen, durch Behänge derselben mit Menschenschädeln und Menschengebeinen werden sie unschädlich gemacht. Die bösen Geister des Flusses werden durch Menschenopfer beschwichtigt. Man nimmt gewöhnlich einen ausgedienten Sclaven und befestigt ihn um die Mitte des Leibes mit einem Strick an einen Baumast über dem Flusse, so daß Arme und Beine in das Wasser tauchen, der Leib darüber schwebt. Der Unglückliche muß in der Hitze langsam verschmachten, wenn nicht ein Krokodil rascher seinem Leben ein Ende macht. Bei unserer Ankunft sahen wir einen Leichnam also über dem Wasser hängen. Die Einwohner bezeichnen ihre Trauer durch Bestreuen mit Asche und tragen ein schlechtes Stück Zeug um die Hüften. Also angethan kam der erste Beamte des Herzogs zu uns, dessen eifersüchtige Weiber so eben seine Lieblingsfrau vergiftet hatten. Er war sehr betrübt und vergoß reichliche Thränen. Der Calabar macht viel Krümmungen, und steht mit den Nigermündungen durch viele Kanäle in Verbindung, hat aber keine Communation mit dem östlich liegenden Cameronsflusse. Die Ufer sind mit Mangelbäumen besetzt, das Wasser wird durch zahlreiche und große Krokodile bewohnt. Lebensmittel sind theuer, doch sind die hiesigen Yams die schönsten und zartesten in ganz Afrika.

Mit Herrn Becroft machte ich noch zweimal die Reise nach dem Calabar, und blieb im Ganzen 7 Wochen auf der Insel. Capitain Lake kam auf seiner Brigg Thomas bei Fernando-Po vorbei und wollte uns nach England mit zurücknehmen. Wir dankten jedoch, da wir seine Gastfreundschaft und Höflichkeit sattsam kennen gelernt hatten. Und wir konnten uns glücklich preisen für die Abweisung seines Anerbietens, denn im

Angesicht der Insel wurde die Brigg von einem Seeräuber gekapert und die Mannschaft nebst dem Capitain ist entweder ermordet, oder hat „über die Planke" gehen müssen. Man hat von ihnen und dem Schiffe niemals wieder etwas gehört.

Am 20sten Januar schifften wir uns nach Rio Janeiro ein. Auf dieser Reise erkrankte die ganze weiße Mannschaft nebst den Officieren, mehrere starben, und die Leitung des Schiffes ward längere Zeit hindurch nur von mir, meinem Bruder und zwei freien Negern besorgt. Am 16ten März landeten wir in Rio Janeiro, betraten ein Transportschiff der englischen Regierung und sahen am 9ten Juni unser heimisches Altengland wieder.

Der Hauptstrom Sudans war nun dem größten Theil seines Laufes nach bekannt, es galt jetzt, die Entdeckung für Handel und Schifffahrt zu benutzen. Liverpooler Kaufleute veranstalteten 1832 eine Expedition mit 2 Dampfschiffen, wobei auch Richard Lander sich befand. Sie gelangte bis Rabba, doch das ungesunde Klima raffte fast sämmtliche Weiße hin, und zuletzt ward Lander 1834 in der Nähe von Ebu mit seinen wenigen Begleitern aus einem Hinterhalt, den wahrscheinlich portugiesische Sclavenhändler gelegt hatten, erschossen. Gleiche Ungunst des verderblichen Klimas erfuhr die große brittische Nigerexpedition im Jahre 1843. Von 300 Europäern der drei Dampfschiffe entkamen nur 5 Mann, unter ihnen der schottische Exerciermeister Duncan, dessen Reise nach Dohomey wir unten geben werden. Die einzige Frucht der letzten Unternehmung war die Anlegung einer kleinen Meierei am rechten Quorraufer, dem Einfluß des Tschadda gegenüber, doch ist auch diese später eingegangen. Noch einmal versuchte Cap. Becroft 1844 den Niger hinaufzufahren, aber auch diese Expedition brachte keine Resultate. Kriege unter den Einwohnern an den Ufern des Flusses hemmten jeden Handel und Rabba lag in Ruinen.

D.

John Duncan's

Reisen in Westafrika,

nebst Laings Reise zu den Sulimas und Bowdich's Gesandschaftsreise nach Ashanti.

Der folgenden Reise des ehemaligen Exerciermeisters bei der Nigerexpedition 1841, jetzigen englischen Consuls in Abomey, haben wir einige andere Reisen in Nord-Guinea eingeschaltet, um unsere Leser mit den Hauptpunkten des Landes bekannt zu machen. Es sind die Reisenotizen einer Dame über Freetown, dann die Reise von Cap. Laing zu den Sulimas und Bowdich's Gesandschaftsfahrt nach Ashanti (beide letztere nach Harnisch), welchen wir auf diesen Ausflügen gefolgt sind.

Erstes Kapitel.

Am 17ten Junius 1841 verließ ich Spithead auf dem königlichen Dampfer Prometheus. Nach einem kurzen Aufenthalt zu Tanger und Gibraltar erreichten wir bei trefflichem Wetter am 6ten Juli den Gambia und warfen um 8 Uhr Abends vor der Stadt Bathurst die Anker aus. Diese englische Niederlassung ward 1816 gegründet, hat hübsche feste Häuser und befindet sich in gedeihlichem Handelszustande. Sie hat circa 2000 Einwohner, welche den Gambia weit hinauf beschiffen und in den Negerdörfern Gasthäuser finden, deren Besitzer zugleich als

Dolmetscher dienen. Um die Häuser der Europäer herum stehen dichtgedrängt die kegelförmigen Hütten der Neger, deren größter Theil aus freigelassenen Sclaven besteht. Außerdem kommen hieher viele Mandingo's, die Hauptvermittler des Handels mit dem Innern. Auch die schlanken, ebenholzschwarzen Joloffen, beweglich und gewandt, sind hier häufige Gäste. Sie rechnen sich komischer Weise zu den Weißen und betrachten den Namen eines Negers als Schimpf.

Am 8ten Juli gelangten wir nach Sierra Leone und warfen vor der Stadt Freetown den Anker aus. Die Stadt liegt malerisch am Fuße hoher Berge, der Ausläufer des Konggebirges, welche fast senkrecht vom Ufer aufsteigen und nach der einen Seite hin in ein schroffes Vorgebirge auslaufen. Südlich von der Stadt liegen die kleinen grünen Bananasinseln. Die dunkelrothe Erde des Ufers und der Wege wechselt bunt mit den phantastisch bemalten Häusern der Stadt und dem saftigen Grün der Bergesabhänge. Die Colonie ist 1787 von der afrikanischen Gesellschaft gegründet, um die befreiten Negersclaven, welche sich nach dem amerikanischen Kriege in London stark angesammelt hatten und dort lästig fielen, anzusiedeln, hat manche kritische Zeit, in welcher sie dem Untergange nahe war, überstanden und besteht jetzt aus einer Menge von Ortschaften, welche sich circa 23 Meilen weit an der Küste ausdehnen. Die Einwohner sind Neger aller Stämme, denn alle aus genommenen Sclavenschiffen befreite Neger werden nach dieser Niederlassung gebracht und auch freiwillig kommen viele Neger, um sich hier anzusiedeln. Von Weißen sieht man nur Beamte, Garnisonmilitair und einzelne Kaufleute.

Die Stadt Freetown ist hübsch gebaut, von Gärten umgeben, die Straßen sind breit und gerade. Sie sind mit Gras dicht bewachsen, welches die kleinen hiesigen Kühe, Ziegen und Schafe abweiden. Trocknes Straßenpflaster würde hier von dem unerträglichsten Staube begleitet sein. Die Häuser, mit grellen Farben roth, gelb, grün und blau bemalt, sind mehrere Stock hoch, die Familie wohnt im oberen Stock, weil es hier luftiger und durch die Höhe gesunder ist, als im Unterhause. Alle Zimmer sind, des Luftzuges wegen, mit Thüren und Fenstern

reichlich versehen. Das Klima ist zwar heiß, aber bei richtiger Lebensart nicht übel zu ertragen. Am schönsten ist es des Morgens von 5 bis 8 Uhr, dann spürt man schon die gewaltige Hitze, durch den Landwind, welcher Vormittags weht, noch vermehrt. Allmählig tritt dann der Seewind ein, im Anfange kaum bemerkbar, dann stärker bis 6 Uhr Abends, wo er am heftigsten weht. Dieser Wind ist so weich und balsamisch, daß es mir immer einen großen Genuß gewährte, am offenen Fenster der Seeseite zu sitzen. Vor dem Hause breitet sich der Garten mit Rasenplätzen und Blumenbeeten aus, Orangen und Citronenbäume vereinen mit dem Duft ihrer Blüthen den Goldschmuck ihrer Früchte, und aus dem dichten dunkelgrünen Laubwerk des Rosenapfels (Eugenia jambosa) fließen wie seidene Quasten die herrlichen weißen Blüthen herab. Weiterhin schauen die strohbedeckten Hütten der Neger hervor aus dem Dickicht von Orangen, Citronen, Bananen und Pisang, und Gruppen von Palmen werfen hie und da ihre langen Schatten. Nach Untergang der Sonne bricht das Dunkel rasch ein. Durch das Laub blinken wie Sterne Tausende von Lichtern, Gesang der Neger erschallt aus jedem Hause zum Ton des Tamtam und der Musik von Flöten und Waldhörnern auf den Straßen, und von dem Flusse herauf tönt die schwermüthige Weise der Ruderer. Jetzt erhebt sich auch ein tausendstimmiges Gesumme der Insekten, feurige Käfer flimmern wie Sternschnuppen und große Nachtschmetterlinge schnurren über die Blüthen hin. Ein Hornsignal von der hochgelegenen Caserne erschallt und in demselben Augenblick erhellt ein Blitz die Landschaft, welchem das dumpfe Echo eines Kanonenschusses folgt. Es ist 8 Uhr und Zeit die Fenster zu schließen. In der Nacht dreht sich der Wind langsam und wird am Morgen Landwind.

Am Tage nach meiner Ankunft besuchte ich den Rennplatz auf einer kleinen abgelegenen Halbinsel unter hohen, wüsten Bergen. Hier läßt sich Abends die Elite der Colonie sehen, um freie Luft und Bewegung zu genießen. Die Europäer, vorzüglich die Damen, sehen kränklich aus, hinschmachtend und melancholisch. Die Einzigen, welche sich hier zu ergötzen schienen, waren die Reiter von Othellos Farbe, alle mit Schnurr-

bart und in netter blauer Jacke. Sie sprengten auf halbwilden Pferden in vollem Prunk ihrer scharlachrothen Schabracken und mit klirrenden Zügeln einher.

Die Hütten der Neger bestehen aus Flechtwerk, ihre Gärtchen sind mit einfachen Zäunen umgeben, an denen die schönsten Schlingpflanzen emporranken. Die Bewohner saßen am Abend gruppenweise zusammen vor der niedrigen Thür ihrer Hütte. Die Männer rauchten, schwatzten und lachten, die Frauen bereiteten das Abendessen in glänzenden Schalen, die aus der Rinde der Calebasse verfertigt sind. Andere kehrten heim mit schweren Lasten auf dem Kopfe, während die kleinen wollhaarigen Kinder zwischen Hunden, Ziegen und Schafen umhersprangen und lärmten.

Der Markt von Freetown ist mit Früchten aller Art, der Hauptnahrung der Neger, reichlich besetzt; so herrliche Ananas, wie hier, sieht man in Europa nicht, und sie kosten nur $^1/_2$ bis 1 Kreuzer das Stück, eben so viel ein Bündel von 3 bis 6 Bananen; ein Dutzend große schöne Orangen nur 3 Kreuzer. Aber das Brod ist schlecht und die Milch sehr theuer. Butter wird aus Amerika eingeführt. Außer Nahrungsmitteln wird Töpfergeschirr, Baumwollenzeug, Liqueur und Palmwein verkauft. Die Verkäufer sind meist Negerinnen, oft nur halb bekleidet, und außer einem schwerbeladenen Korbe auf dem Kopfe schleppen sie noch ihre Kinder auf dem Rücken mit sich fort. Die meisten schwarzen Frauen tragen einen Rock von grobem blauen baumwollenen Zeuge oder von dünnem Kattun, der blau und weiß mit Sternen und Streifen bedruckt, der amerikanischen Flagge ähnlich ist; die Wohlhabenden haben Röcke von besserer Qualität und seidene Shawls. Sonntags wird aller Putz hervorgesucht und mit rothen Bändern reichlich ausstaffirt. Schuhe tragen die Negerinnen nicht, und alle watscheln wie die Gänse. Die hübschesten Frauen sind die der Dscholoffs; sie tragen ein großes, gewöhnlich weißes Tuch, welches über den Kopf geworfen wird und nach Art der spanischen Mantilla in breiten Falten über die ganze Figur herabfällt. Die Kleidung der Männer ist sehr verschieden. Die schwarzen Ansiedler und die hier freigelassenen Neger gehen in der Tracht der Europäer.

Die Mandingos machen sich am hübschesten in ihrem langen fliegenden Mantel mit herabhängenden Aermeln, vom Gürtel zusammen gehalten, den sehr weiten, um die Knöchel zusammen gebundenen Beinkleidern, ihrer hohen spitzen Mütze von blauem, rothem oder weißem Zeuge, ihrem Grigri (Amulet) um den Hals und dem Rosenkranze von Glaskorallen. Die Timannis tragen eine Art Hemde ohne Aermel und starke wasserdichte Hüte von Gras geflochten und mit schwarzer Oelfarbe bestrichen. Weniger platte Nasen und nicht so wolliges Haar, auch hellere Haut als die übrigen Neger haben die Fulahs; sie sind durchgängig sehr groß, obschon für ihre Größe nicht breit und muskelkräftig genug, und tragen ihr Haar geflochten oder in langen Locken. Die Krus finden sich auch hier sehr zahlreich, sie sind kühne und arbeitsame Neger, ehrlich und treu, als Dienstboten, Kahnführer und Piloten, auch als Matrosen sehr beliebt. Sie sind noch niemals zu Sclaven gemacht, auch hat noch Niemand von ihnen sich zum Christenthum bekehrt. Die Mandingos und Fulahs sind Mohamedaner, die Dscholoffs meist Katholiken, durch die Portugiesen bekehrt, die in Freetown ansässigen Neger größtentheils Protestanten.

Die Colonie Sierra Leone, liegt im Gebiete der Timannis, welche die früher an der Küste herrschenden Bullomneger verdrängt haben. Sie sind durch den hier früher stark florirenden Sclavenhandel sehr verderbt, betrügerisch, schelmisch und habsüchtig. Nördlicher an der Küste wohnen Susuneger, weiter hinauf im Innern Fulahs, Kurankos und am Ursprung des Sierra Leoneflusses Sulimas. Eine eigenthümliche Erscheinung bei diesen Völkern ist die Purrah, eine Art Vehme, deren Mitglieder sich in Thierfellen und Masken vermummt im Dunkel des Waldes versammeln, durch Eidschwur gebunden und durch Unterricht und Prüfungen förmlich eingeweiht sind. Sie treffen mit sicherer Hand, aber im Dunkel der Nacht die vervehmten Verbrecher oder Feinde, bestrafen oft ganze Städte durch Raub und Plünderung und sind der Schrecken aller Völker rings herum. Wer ihren Versammlungsorten an den heiligen Orten der Wälder naht, erscheint nie wieder, oder als Purrah. Jeder Volksstamm hat seine Purrah, Abgeordnete

aller Purrahs bilden die große Purrah. Will man durch diese Gegenden unangefochten reisen, so muß man einen Purrah zur Sicherheit bei sich haben. Ihre Kennzeichen sind zwei gleichlaufende eingeätzte Striche um die Mitte des Körpers, die nach der Stirn aufwärts und nach der Brust hinunter laufen. Die Kuranko's sind besser, auch geschickter als die Timanni's und den Mandingo's sehr ähnlich, doch nicht so klug und noch Heiden. Sie bewohnen ein Gebirgsland, an den Abhängen schön wie ein Garten; hin und wieder sind öde Waldstrecken, wo Leoparden hausen. Jedes Haus hat seinen eingezäunten Garten und als Hauptnahrungsmittel wird die Kassave (Iatropha manihot) gebaut, deren knollige Wurzel gutes Mehl giebt. Wie mit dem Namen des Weißen der Neger die Vorstellung „Geld" verbindet, so sind die Namen Timanni mit Reis, Fulah mit Milch, Kuranko mit Kassave verknüpft.

Nördlich von den Kuranko's wohnen die Sulima's mit der Hauptstadt Falaba, welche Major Laing im Jahre 1822 besuchte. Der Rokelle oder Sierra Leonefluß scheidet hier beide Staaten, und Laing überschritt den 150′ breiten Fluß auf einer sogenannten Nyankata. Dieses ist ein sinnreiches Brückengeflecht zwischen zwei hohen Bäumen, bestehend aus drei Hauptseilen, wovon das untere zum Gehen, die beiden anderen zum Anhalten dienen. Die Seile sind mit Stäben verbunden und mit Zweigen durchflochten. An den Bäumen steigt man auf einer Leiter 40—50′ hinan, auf dem Flusse hängt die Brücke fast bis zur Oberfläche des Wassers. In Falaba ward Laing mit militärischem Pomp zu Pferde und zu Fuß empfangen, auch sang ihm zu Ehren ein zierlicher Sänger mit Glocken an den Ellenbogen und Handgelenken, allein und in Abwechselung mit 10 wunderlich gekleideten Frauen von entsetzlich starker Lungenkraft. Der Bruder des Königs und Generalissimus führte darauf einen Schwerterkampf gegen 12 Musquetire auf, welche er sämmtlich überwand, und hielt eine Rede an den König, worin er den Tag pries, an dem ein weißer Mann zu den Sulimas gekommen sei, und den König aufforderte, Gott zu danken, denn er sei dadurch ein größerer König geworden, als sein Vater und Großvater gewesen. Zuletzt zeigte noch ein

Schlangenbeschwörer seine Kunststücke. Die Bewohner von Falaba sind verpflichtet, drei Tage im Jahre für den König zu arbeiten, an dem einen wird gesät, am andern gejätet und am dritten geerndtet. Laing war an einem Säetage gegenwärtig, Trommeln, Pfeifen und Gesang begleiteten die Arbeit der 500 Leute, welche den Samen ausstreuten und der 2000, welche ihn einhackten. Die Arbeit glich einem Zauberwerk, 3 fette Stiere wurden nachher verzehrt.

Die mohamedanische Religion und der Fetischdienst bestehen hier in wunderlichem Gemisch. Dreimal des Jahres erscheint bei den großen Festen der König als Muselmann, sonst immer als Heide. Als Laing den König einmal besuchte, fand er ihn still betend, doch bat der König, seinem Volke solches nicht zu sagen, da es wider die Sitte sei.

Die Sulima's sind groß, 5 Fuß 7 Zoll durchschnittlich, und sehr kriegerisch. Eigenthümlich ist die Theilung der Arbeit zwischen Männern und Frauen. Während letztere mit Ausnahme des Säens und Erndtens alle Landarbeiten besorgen, auch Häuser bauen, selbst Bartscheerer und Wundärzte abgeben, melken die Männer die Kühe und besorgen die Milchkammer, nähen und waschen die Kleider. Sie grüßen sehr gefällig, indem sie die rechten Hände flach an einander legen, dann an die Stirn und an das Herz, der Niedere zieht vorher vor dem Höheren die Schuhe aus, den König grüßt man durch Neigen der linken Schulter. Es werden hier geschickte Sattelarbeiten geliefert und als Handelsartikel Sclaven und Elfenbein ausgeführt. Der König ist der einzige Kaufmann im Lande. Aus Sangara am Niger kommen schön gewebte Zeuge, Pferde und Geld, die Mandingo's bringen europäische Waaren. Die Quellen des Niger, welche mehrere Tagereisen von Falaba entfernt liegen sollten, konnte Laing nicht aufsuchen, da die wilden Kissi's mit den Sulima's im Kriege waren, doch sah er von einem Berge aus den Berg Loma am Ursprung des Niger und nach der andern Seite die Stadt Timbo im Fulahlande. Nach Timbo, etwa 160 Stunden nordöstlich von Freetown, gelangte im Jahre 1841 eine Gesandtschaft mit Thomson, Missionär der englischen kirchlichen Gesellschaft, und wurde vom König Omar gut auf-

genommen. Er erhielt sogar eine Einladung vom König von Bambarra, seine Reise bis zu dessen Hauptstadt Sego am Niger auszudehnen, starb aber schon 1843 zu Darah bei Timbo. Doch ist nun nach dieser Seite, wie nach Falaba die Straße geöffnet, und mit dem völkerverbindenden Handel wird auch die Cultur der Länder und unsere Kenntniß von denselben bald lichter werden.

Am 17. Juli segelten wir von Sierra Leone ab. Wir schifften vor dem Cap Mesurato vorüber, wo seit 1821 die Nordamerikaner die Colonie Liberia von freien Negern gegründet haben. Mit Ausnahme der wenigen Oberbeamten und Aerzte sind sämmtliche Ansiedler Neger, die bei ihrer freien, auf Selbstregierung berechneten Verfassung allen umliegenden Völkern ein leuchtendes Beispiel der Gesittung und des Fleißes aufstellen. Von hieraus wird wahrscheinlich wahre Civilisation unter die Schwarzen verbreitet werden und schon gewöhnen sich die umwohnenden Negerstämme, die Einwohner Liberias als ihre Lehrer in Ackerbau, Künsten und Religion anzusehen. Die Colonie mit der Hauptstadt Monrovia erweitert ihr Gebiet durch Kauf von Jahr zu Jahr.

Am 21. Juli erreichten wir Cape Coast Castle, den Mittelpunkt britischer Macht auf der Goldküste. Das starke Fort wurde 1652 von den Schweden angelegt, kam dann an die Dänen, Holländer und endlich an England. Es liegt im Lande der Fanti's, welche gleich den Amanahi's, Ahanti's und Aquapims an derselben Küste, so wie den Assims im Innern durch mehrfache Kriege den Ashanti's zinsbar geworden sind. Dieses kriegerische Volk zeigte sich in größerer Macht zuerst im Anfange des vorigen Jahrhunderts und breitete von dem Innern her seine Herrschaft allmälig über die ganze Küste aus. Auch haben die Engländer in diesem Jahrhundert mehrmals ihre Macht gefühlt und die Existenz von Cape Coast stand mehr als einmal in Frage. So ward im Jahre 1823 der britische General Macartey aufs Haupt geschlagen und mit vielen seiner Officiere gefangen genommen. Noch lebend schnitt man ihnen die Kinnbacken aus zur Verzierung der Trommeln, und ihre Herzen wurden zur Anspornung des Muthes von den jungen Kriegern

verzehrt. Im folgenden Jahre belagerten die Ashanti's das Fort Coast Castle und wurden nur durch die heftig ausbrechenden Blattern zum Rückzuge bewogen. Endlich im Jahre 1825 kam es bei Dudwah zu einem heftigen Kampfe, aus welchem zuletzt, schon fast geschlagen, die Engländer durch den panischen Schrecken, welchen das Werfen der congrevschen Raketen hervorbrachte, als Sieger hervorgingen. Seitdem ist Friede zwischen Engländern und Ashanti's und haben selbst christliche Missionäre in Cumassi Eingang gefunden. Die ersten ausführlichen Nachrichten über die Ashanti's hat uns Bowdich geliefert, welcher im Jahre 1817 eine englische Gesandtschaft nach Cumassi, der Ashantihauptstadt, begleitete.

Am 22. April brach der Zug von Cape Coast auf und ging über Annamaboe durch das Land der Fanti's. Die Gegend hinter Annamaboe war herrlich, Aloen, Palmen, Guajavabäume, Pisangfeigen und Platanen bildeten liebliche Haine, am Grunde dufteten große Lilien. In Paintri, 3 Meilen von Annamaboe, verweilten die Reisenden im gastlichen Hause des Fantihäuptlings einen Tag, fanden hier gute Feldwirthschaft und bequeme, reinliche Wohnungen. Hinter Paintri kamen sie durch große Waldungen. Hier ragten mächtige Seidenbaumwollenbäume oft 150 Fuß hoch, und der colossale Baobab oder Affenbrotbaum bildete ungeheure halbkugelige Massen von 120 bis 150 Fuß Durchmesser. Der Stamm dieses Ungeheuers war bei einer Länge von nur 15 Fuß zuweilen 80 Fuß im Umfang stark, seine gewaltigen Aeste glichen großen Bäumen. Dazwischen suchten Tamarinden, Akazien und Mimosen ihren Platz zu behaupten, dichtes Gestrüpp wucherte zu den Füßen der Baumriesen, und taudicke Schlingpflanzen rankten von Baum zu Baum und verflochten Stämme und Zweige zu einem undurchdringlichen Gehege. Oft konnte in diesem Labyrinth nur die Axt den Weg lichten, Sümpfe und fließende Wasser erhöhten die Beschwerden der Reisenden und das Geheul der wilden Thiere tönte schauerlich durch die Nacht. Die eingebornen Gepäckträger und Führer fürchteten sich vor den Waldgeistern und

suchten sich gegenseitig Muth einzuflößen. Hin und wieder trafen sie in den Wäldern leere Plätze, wo einst Dörfer gestanden hatten, und einige elende Hütten bezeichneten die Stellen, wo einst volkreiche Städte blühten. Hinter dem Fantilande kamen sie durch das der Assim's, sie fanden bessere Straßen und freundliche Leute in regelmäßig gebauten Oertern, der dichte Wald dauerte jedoch fort und hemmte jede Fernsicht.

Im ersten Orte der Ashanti's sahen sie ein Beispiel von der Orthodoxie des Heidenthums. Ein alter ehrwürdiger Mann nahm sie freundlich auf und bewirthete sie mit Palmwein und Früchten, unterhielt seine Gäste ganz heiter und wünschte sich Glück, vor seinem Tode noch weiße Männer gesehen zu haben. Und doch war dieser liebenswürdige Greis schon ein zum Tode Verurtheilter, weil er es gewagt hatte, das höchste Wesen auf seine Art anzubeten, nicht wie die Fetischpriester es verlangt hatten. Er hatte den König bitten lassen, ihn seines Alters wegen im eigenen Hause hinrichten zu lassen, damit er nicht nöthig habe, sich den Beschwerlichkeiten der Reise zu unterziehen. Die Gnade des Königs erließ ihm auch die Reise, und an demselben Tage, an welchem die Reisenden in Kumassi einrückten, langte auch der Kopf des alten Freidenkers an.

Bei Dumpassie fanden die Reisenden das erste größere Kornfeld seit ihrer Abreise von der Küste, auch sahen sie hier Töpfer, Weber und Schmiede arbeiten. Der Weg wurde nun besser, je mehr sie sich der Hauptstadt näherten, reiche Dörfer und Städte lagen in der Landschaft und die ganze Gegend war voller Leben. Eine Stunde vor Kumassi benachrichtigten sie den König von ihrer Ankunft und ruhten in einem Krum (Dorf) ein wenig aus. Um 2 Uhr Nachmittags den 16. Mai hielten sie ihren Einzug in die Hauptstadt unter Voraustragung eines in rothe Seide gehüllten und zwischen zwei hohen Stangen aufgehangenen todten Schaafes als eines Fetisches und Opfers. Ueber 5000 Menschen, größtentheils Krieger, kamen ihnen mit einer fürchterlichen Musik aus vielerlei bunt durcheinander wirbelnden Instrumenten entgegen. Dabei wurden sie durch unaufhörliches Flintenfeuer in eine Rauchwolke gehüllt, während dessen englische, dänische und holländische Flaggen ge-

schwenkt wurden. Die Gesandten mußten nun Halt machen, um einen Kriegestanz der Hauptleute mit anzusehen. Diese trugen große Kriegshüte mit Widderhörnern und Adlerfedern und waren mit Schellen, Leopardenschwänzen, Muscheln und Amuleten dicht behangen. Ein Köcher mit vergifteten Pfeilen und ein rothüberzogener, mit seidenen Troddeln geschmückter Speer bildeten ihre Waffen. Nach einer halben Stunde bewegte sich der Zug im schrecklichsten Gedränge langsam weiter fort und mußte noch einmal halten, um die Einladung des Königs abzuwarten. Während dieser Zeit hatten die Gesandten ein häßliches Schauspiel, indem ein zum Opfer bestimmter Mann im Prunke vor ihnen vorübergeführt wurde. Seine Hände hatte man auf den Rücken gebunden, durch Wangen und Lippen ein Messer gesteckt, ein Ohr war abgeschnitten und wurde vor ihm hergetragen, das andere hing mit einem Stück Haut vom Kopf herab. Mehrere Wunden hatte er in seinem Rücken und unter jedem Schulterblatt stak ein Messer. An einem durch die Nase gezogenen Strick ward er von Männern mit großen schwarzen Zottelmützen unter Trommelschlag weiter gezogen.

Endlich gelangten sie zur Audienz und fanden den König in der Mitte seiner Vornehmen und Hauptleute, von wohl 30000 Kriegern und einer unzählbaren Volksmenge umgeben. Es war ein glänzendes, unerwartetes Schauspiel, und das Gold war so verschwenderisch an Kleidung, Waffen und andern Dingen angebracht, daß das Ganze einem Feenmährchen glich. Hunderte von Spielleuten ließen auf einmal ihre Kriegslieder hören, wechselnd mit Trommeln, Hörnern und lieblich tönenden Flöten. Wenigstens hundert sehr große Thronhimmel oder Sonnenschirme wurden fortwährend auf und nieder gezogen. Sie waren aus Seidenzeug, scharlach, gelb oder hellfarbig und auf der Spitze mit Halbmonden, allerlei Thieren und Waffen aus Gold, an den Seiten mit allerlei Klingelwerk, kleinen Spiegeln, ausgestopften Thieren, kleinen Elephantenzähnen und Leopardenfellen verziert. Nicht weniger glänzten die Staatssänften, deren Sitz und Kopfkissen mit karmoisinrothem Sammet überzogen waren. Alle Großen des Reichs umgaben mit ihren glänzend gekleideten Dienern den König. Sie trugen ein nach

Art der römischen Toga über die Schulter geworfenes, großes schweres Seidengewand. Ihre Schläfen umgab ein kleines seidenes Netz, ihren Hals ein künstlich gearbeitetes Halsband von massivem Golde, von beiden hingen maurische Zaubersprüche in goldenen, silbernen und seltsam gestickten Kapseln herab. Manche trugen so schwere Armbänder, daß sie die Hand auf einen Knaben stützen mußten. Die großen Trommeln waren mit den Schenkelknochen und Schädeln der Erschlagenen besetzt. Die Stühle, worauf die Großen saßen, waren von schwarzem Holz, mit Elfenbein und Gold ausgelegt. Dahinter standen dienende Knaben, mit reichem Putz geziert, hinter manchen aber hübsche Mädchen mit silbernen Becken. Die Krieger saßen auf der Erde und so dicht, daß die Gesandten nicht durchkonnten, ohne auf ihre Füße zu treten, was ihnen indessen völlig gleichgiltig zu sein schien. Ihre Mützen waren von Leopardshaut mit hinten hinabhängenden Schwänzen. Die Seiten ihrer Gesichter waren mit weißen Strichen seltsam bemalt und die Arme so gestreift, daß es wie Rüstung aussah. An einer Stelle saßen siebenzehn vornehme Mauren, reich in weiße Seide mit Stickerei und edlen Steinen gekleidet, von Dienern in dunkelblauem Zeuge umgeben. Je näher man dem König kam, desto betäubender wurde die Musik. In der Nähe des Königs saßen seine obersten Beamten, der Kammerherr, der Hauptmann der Boten, der Hauptmann über Kauf und Verkauf, der Aufseher über den königlichen Begräbnißplatz, der Oberste der Spielleute, der Scharfrichter, vier Dolmetscher und der Schatzmeister, jeder umgeben mit Gefolge und den Zeichen seiner Würde. Hinter dem Mundkoch standen viele kleine Geräthe, mit Leopardenfell zugedeckt, und eine große Menge massiven Silbergeschirrs war vor ihm aufgestellt. Der Scharfrichter, ein Mensch von gewaltiger Größe, trug ein goldenes Beil auf seiner Brust, vor ihm stand der Armesünderstuhl, mit Blutflecken überdeckt. Die Dollmetscher trugen goldene Bambusstäbe, vor dem Schatzmeister strahlten Schüsseln, Wagschalen, Büchsen und Gewichte von gediegenem Golde.

Die Gesandten nahten sich einzeln dem König, um seine Hand zu fassen. Er trug um seine Stirn ein rothes Korallen-

band, um seinen Leib ein dunkelgrünes seidenes Gewand, um Arme, Knie und Knöchel Bänder von Gold und Korallen, Ringe auf allen Fingern. Er saß auf einem niedrigen, goldverzierten Stuhle auf fast goldbedecktem Throne, über ihm breitete sich ein glänzender Thronhimmel aus. Mit großem Erstaunen, aber ohne seine majestätische Haltung zu verlieren, betrachtete er die Weißen, deren Anblick er zum ersten Male genoß, und reichte einem Jeden die Hand. Darauf ließ er sie unter einen Baum führen, um den Gegengruß von seinem Hofstaat zu empfangen. Alle Beamten und Hofleute zogen mit ihrem Gefolge vorüber. Manche Oberbefehlshaber wurden von Sclaven in Sänften getragen, während ihre Hauptleute ihre Kriegsthaten verkündigten. Alte schwache Hauptleute saßen auf den Schultern starker Sclaven. Auch Kinder vornehmer Eltern wurden mit Schmuck belastet unter einem Thronhimmel vorübergetragen. Die Priester tanzten im Vorübergehen. Zuletzt zog auch der König vorüber, begleitet von Fackeln, da es schon Nacht geworden war. Er hielt bei den Gesandten an, fragte nach ihren Namen und wünschte ihnen gute Nacht.

Bei den in den folgenden Tagen stattfindenden Verhandlungen und Berathungen zeigte der König vielen Verstand und ehrlichen Willen, und es kam auch ein den Engländern günstiger Tractat zu Stande. Auch bewirthete der König die Gesandtschaft auf seinem Landgute außerhalb der Stadt, in einer schönen Landschaft gelegen. Das Mittagsmahl ward auf silbernen Schüsseln unter großen scharlachtuchenen Schirmen servirt und war köstlich. Suppen wechselten mit Gemüsen, allerlei Braten mit Gedämpftem und Mehlspeisen, die herrlichsten Früchte mit dem schönsten Backwerk, so wie die besten Weine mit den feinsten gebrannten Wassern. Der König war überhaupt ein liebenswürdiger Mann, zärtlich gegen die Seinigen, großmüthig gegen Viele, wohlwollend gegen Alle, obschon bisweilen heftig und eigensinnig. Gegen die Engländer bewies er einigemal eine auffallende Ehrlichkeit, indem er einmal ihnen sagen ließ, er könne ihren Besuch nicht annehmen, obschon er sie hätte rufen lassen, weil er gerade ungewöhnlich erzürnt sei, und ein anderes Mal, weil ihn eine unangenehme Nachricht verleitet

hätte, über Gebühr zu trinken. Er war ein Freund der Wahrheit und bestrafte die Lüge hart. Als einst ein Ortsvorsteher von bestochenen Richtern ungerechterweise verdammt werden sollte, nahm ein junger Dienstbursche desselben, da sein Herr vor Bestürzung nicht reden konnte, beherzt das Wort und sprach: „König, du hast Leute, die dich waschen, die dich speisen und tränken und dich bedienen, aber du hast keine Leute, die dir die Wahrheit sagen und dich warnen, wenn deine Sache Gott nicht gefällt.“ Die Versammlung rief darauf einstimmig, man müsse dem jungen Menschen den Kopf vor die Füße legen; aber der König ließ ihn ausreden, worauf die Sache so klar wurde, daß der Angeklagte freigesprochen wurde. Der muthige Diener ward vom König reich beschenkt und allmälig zu hohen Aemtern befördert.

Der König hat über 3000 Frauen, von denen er häufig einige an andere verschenkt. Sie wohnen in verschiedenen Straßen und auf benachbarten Landsitzen, wenige im Palast. Gehen sie aus, so werden sie von einer Menge kleiner Jungen begleitet, welche jeden mit Riemen aus Elephantenhaut peitschen, der nicht sogleich davonläuft, wenn dieser Zug kommt. Des Königs Schwestern können sich mit jedem verheirathen, er sei so niedrig, wie er wolle; stirbt aber eine so verheirathete Frau, so erwartet man von ihrem Manne, falls er nicht von ganz hohem Range ist, daß er sich selbst tödte. Im Gefolge des Königs befinden sich auch eine Anzahl Leute (Okra's genannt), welche ihr Leben ganz dem Könige geweiht haben und bei dessen Tode geopfert werden. Auch eine Art Pagen, kleine diebische Jungen, werden zum Hofstaat gerechnet. Sie dürfen stehlen, so viel sie wollen, doch darf sie jedermann bei Ertappung auf frischer That nach Herzenslust durchprügeln, nur nicht tödten. Im Palast wird täglich offene Tafel gehalten; die Hauptleute im Dienst werden mit Palmwein bewirthet. Wird ein Oberbefehlshaber ernannt, so überreicht der König ihm eigenhändig ein Schwert mit goldenem Griff, nachdem er ihm drei mal einen sanften Ritterschlag auf den Kopf damit gegeben hat. Das Hauptgeschäft der Oberbefehlshaber besteht darin, im Rücken des Heeres die Schaaren vorwärts zu treiben und die Aus-

reißer niederzustoßen. Daher heißt der Refrain in einem aschanti'schen Liede: „Wenn ich kämpfe, so sterbe ich, wenn ich fortlaufe, so sterbe ich auch: besser also, ich rücke vor und sterbe." Die Kriegshörner haben ihre besondern Signale, so z. B. in Worte ausgedrückt: „Ich übertreffe alle Könige der Welt" — „betragt ihr euch gut, Ashanti's?" u. s. w. Um Mitternacht blasen die Hörner des Königs auf dem Marktplatz: „König Sai dankt seinem ganzen Volke und allen Häuptlingen für heute." Die Regierung in Ashanti ist monarchisch=aristokratisch, bei allen wichtigen Verträgen mit fremden Staaten müssen der König von Dagwumba, einem nördlich gelegenen Vasallenstaate, und die Cabozirs (Häuptlinge, Generale) zu Rathe gezogen werden, und alle den Tractat beschwören. Die Thronfolge ist die Africa eigenthümliche, sie geht immer in der weiblichen Linie fort, und die Kinder der Schwester folgen.

Die Religion ist Fetischreligion, Dagwumba und die nördlicher liegenden Vasallenstaaten sind jedoch schon mohamedanisch. Sie haben ein dunkles Gefühl vom höchsten Wesen und seiner Gerechtigkeit, so wie von der Fortdauer nach dem Tode, glauben aber an Götzen oder Geister in Flüssen, Wäldern und Bergen und suchen sich durch Opfer, vorzüglich Menschenopfer, dieselben geneigt zu machen. Kein großes Fest wird ohne Menschenopfer gefeiert, je vornehmer und reicher der Opferer ist, desto mehr Menschenblut muß fließen. Beim Tode vermögender Leute werden Sclaven getödtet, damit es jenen im künftigen Leben an Bedienung nicht fehle, beim Tode des Königs werden alle Leichenfeste seiner Regierung wiederholt, allenthalben fließt Blut. Die Priester wohnen theils in Fetischhäusern, in einiger Entfernung von den Städten, oder in tiefen Gruben, oft 50 beisammen, oder zerstreut unter den Städtern. Sie treiben Beschwörungen, werden als Orakel und bei Krankheiten benutzt und sind schlau genug, den Fetischglauben zu ihrem Vortheil auszubeuten. Das größte Vertrauen jedoch setzen die Ashantis in die Zaubersprüche der Mauren, meistentheils Stellen aus dem Koran, welche in Kapseln als Amulete getragen werden. Das wichtigste Fest ist die Yamsfeier, welche jährlich im September stattfindet und wobei viel Pulver verschossen und viel

Palmwein vertrunken wird, leider auch unzählige Menschen geopfert werden. Die Rechtspflege ist ziemlich patriarchalisch, in zweifelhaften Fällen wird aus einer Baumrinde ein Gifttrank bereitet, von welchem beide Parteien trinken müssen. Wer mit Erbrechen davon kommt, ist unschuldig, wer stirbt, hat's verdient! Die Einwohner sind reinlich, höflich, gastfrei und bescheiden, in Bearbeitung der Zeuge, Metalle und des Leders den andern Negervölkern weit voraus, selbst Bildschnitzerei findet sich unter ihnen. Der Handel ist blühend, in den Städten täglich Markt.

Die Stellung, welche die Schwarzen sich selbst den Weißen gegenüber geben, bezeichnen die Sagen, welche sie erzählen. Nach der einen schuf Gott im Anfange 3 weiße und 3 schwarze Männer mit eben so viel Frauen. Er legte einen Kürbis und ein verschlossenes Papier neben sie, und ließ ihnen die Wahl frei. Die Schwarzen griffen nach dem Kürbis und fanden darin Gold, Eisen und allerlei Metall, die Weißen öffneten das Papier und fanden darin Weisheit. Nach einer andern, wahrscheinlich jüngeren Sage waren von Noah's Söhnen einer schwarz, der andere braun, der dritte weiß. Als Noah und sein Weib gestorben waren, sammelten die Söhne die ganze Erbschaft, Gold, Silber, Edelsteine, Vieh und Waffen, besonders aber Pfeifen und Tabak, schmausten, zechten und rauchten und legten sich zur Ruhe, um am nächsten Tage die Theilung vorzunehmen. Der Weiße erwachte zuerst, nahm das Beste der Erbschaft und ging ins Land der Weißen. Nach ihm erwachte der Braune, nahm, was von Werthvollem noch übrig war, und ging damit ins Land der Mauren. Endlich erhebt sich der Schwarze und findet nur noch einige Pfeifen, Tabak, etwas Hirse und Baumwolle. Aergerlich stopft er sich eine Pfeife, überlegt, und überlegt noch, was er thun soll. Die Sprache der Ashanti's besitzt auffallenden Wohlklang und ist in der Ausbildung den übrigen Negersprachen voran geeilt. Selbst gewöhnliche Redensarten werden zierlich und bilderreich ausgedrückt. Statt „gute Nacht“ sagt man: „schlafe bis die Welt wieder erleuchtet ist,“ statt: „er betrügt jenen“: „er steckt ihm den Hinterkopf in den Mund.“

Die Stadt Kumassi liegt am Abhange eines Berges, der Eisenerze enthält und ist auf der andern Seite von einem Sumpfe umgeben. Sie ist $^{3}/_{4}$ Meilen im Umfange groß, und hat breite und lange Straßen. Hinter dem Marktplatze ist ein kleiner Hain, Sammengomer, d. h. Geisteraufenthalt, genannt, wohin die Leichname aller geopferten Menschen gebracht werden. Obschon auf den Bäumen Schaaren von Geiern lauern, Panther und Hyänen hier ihre nächtlichen Mahlzeiten halten, ist doch oft die Menge der Geopferten so groß, daß sich entsetzlicher Gestank von dort über die Stadt ausbreitet.

Lassen wir nach dieser Abschweifung ins Land und in die Sitten der Ashanti's unsern schottischen Exerciermeister weiter erzählen:

Meine Wohnung in Cape Coast fand ich im schön eingerichteten Hause des Kaufmanns Hutton, ward aber bald vom Klimafieber ergriffen und lag während der gefährlichen Periode der Krankheit in beständigem Schlafe. Mein Diener, ebenfalls davon ergriffen, erlag trotz aller Pflege. Nach meiner Genesung hielt ich mich noch ein paar Monate in Cape Coast auf und gewöhnte mich recht gut an das Klima. Obgleich noch im November die Hitze sehr groß war, im Schlafzimmer 88°, in der Sonne 115° Fahr., so hielt ich mich doch fast immer im Freien auf und beschäftigte mich mit der Einrichtung von Herrn Hutton's Landgut. Land ist hier umsonst zu haben, aber der Ackerbau liegt sehr im Argen. Die Eingebornen sind über alle Begriffe faul, ein englischer Bauer arbeitet mehr als ein Dutzend Fanti's. Hutton beschäftigte gegen 100 Leute beim Bauen, aber sie schaffen wenig. Sie gehen eine Meile weit nach dem Steinbruch und kommen zurück, jeder mit einem Stein von nicht mehr als 9 Pfund Schwere auf dem Kopfe. Die Schiebekarren, welche Hutton anfertigen ließ, setzten sie auf ihren Kopf, und erklärten, es sei eine schwerere Arbeit, sie zu schieben, als zu tragen. Da sie fast umsonst leben können, so arbeiten sie nur, um sich Luxusartikel zu erschwingen, wie Rum, Tabak oder ein „Atum", das Stück Zeug, welches sie um ihren Leib binden.

Für einen Penny Yamswurzeln oder Fische reichen den Tag über zu ihrer Nahrung hin, und dieses wird von ihren Frauen verdient, während sie selbst rauchend vor ihren Hütten liegen. Sie sind sehr abergläubisch, fast täglich hält der eine oder der andere Haufen einen Fetischdienst, um entweder irgend einer Angelegenheit ein günstiges Gedeihen zu sichern, oder um jemanden mit einem Fluche zu belegen. Hat z. B. ein Fetischpriester bei der Anfrage, ob ein Kranker genesen werde, erklärt, der Fetisch habe es verneint, und gelingt es dann einem Arzte, den Kranken zu retten, so wird der Arzt feierlich mit einem Fluche belegt, weil er „den Fetisch zum Lügen veranlaßt habe". Ihre Fetische bestehen zuweilen in Lumpenbündeln, wie Kinderpuppen, oder in Thonbildern, die einige entfernte Aehnlichkeit mit einer Menschengestalt haben, und an Wegen oder auf den Straßen aufgestellt, oft Wochen lang auf derselben Stelle bleiben. Im Walde bilden lange Grotten von dichten Schlingpflanzen eine Art Fetischtempel, an deren unterem Ende zuweilen ein Granitblock zu bemerken ist. Dieß ist nach ihrem Glauben der Fetisch, der mit andern, nicht weit entfernten Fetischen in verwandtschaftlicher Beziehung steht und zu früher Morgenstunde in menschlicher Gestalt diesen seine Besuche macht. Die vielen Festtage werden mit furchtbarem Lärm gefeiert; die „Tenti" oder „Kinkasi", eine große Trommel von 4′ Länge und 1′ Durchmesser, welche von dem einen auf dem Kopf getragen wird, während ein anderer sie mit aller Kraft und ganz ohne Takt bearbeitet, Hörner und lange hölzerne Pfeifen erschallen den ganzen Tag, dabei wird aus alten Flinten fortwährend geschossen und unendlich viel Rum getrunken. Bei den Begräbnissen wird ein Hund geschlachtet, da die früher hier üblichen Menschenopfer verboten sind. Dem Todten, der auf einen plumpen Armstuhl gebunden sitzt, wünscht man eine glückliche Reise und in der andern Welt eine reichliche Anzahl von Dienern, und senkt ihn dann in das Grab, welches sich in der Wohnung selbst unter dem Fußboden befindet. Auch giebt man dem Todten seinen Goldschmuck und ein gewisses Maaß Rum mit, doch wird ersterer häufig wieder herausgeholt, letzterer bedeutend verdünnt.

Meine Absicht war, durch das Ashantiland nach dem Innern vorzudringen, und ich ließ durch Boten den König bitten, mir dazu behülflich zu sein.

Während ich die Antwort von Kumassi erwartete, machte ich mit Herrn Hutton und andern Kaufleuten kleinere und größere Abstecher nach den verschiedenen europäischen Niederlassungen an dieser Küste. Sie liegen ziemlich bunt durch einander zerstreut, und haben ziemlich dasselbe Aussehen. Ein meist verfallenes Fort mit unbrauchbaren Kanonen und geringer Besatzung, eine Negerstadt zu den Füßen des Forts und hier und da europäische Häuser und Waarenniederlagen findet man bei fast allen. Wie für die Engländer Cape Coast, ist für die Niederländer Elmina, für die Dänen Christiansborg der Hauptort und Sitz des Gouverneurs. Die Europäer führen ein ziemlich lockeres Leben und die schwarzen Einwohner nehmen sich an ihnen ein erbauliches Beispiel. Die Cabozir's oder Häuptlinge betrinken sich täglich gewöhnlich zwei Mal in Palmwein, Peto (einer Art Bier aus Mais) und Rum. Trotz der Missionshäuser blüht der Fetischdienst überall und seine Priester stehen sich wohl dabei. Das Land ist sehr fruchtbar und gleicht an vielen Orten einem englischen Park, wo blumige Auen mit Wäldern abwechseln. Der Handel mit dem Innern ist lebhaft, seit Abschaffung des Sclavenhandels sind Gold, Elfenbein und Palmöl die Hauptartikel für die Ausfuhr. Durch den Handel kommen fast von allen Negervölkern, so wie von Arabern und Mauren Kaufleute nach der Küste, auch finden sich viele Mulatten durch Vermischung der Europäer mit Negerinnen. Ich besuchte nach einander Annamabu, einen bedeutenden Handelsplatz, das auf hohem Felsen romantisch thronende Cormantine, das lebhafte Winnebah mit den schönen Frauen und athletischen Männern und das dreitheilige Accra, aus der englischen, holländischen und dänischen Stadt bestehend. Die Dänen haben das Verdienst, nicht nur zuerst die Sclaverei abgeschafft, sondern auch das meiste zur Bebauung des Bodens und zur Civilisirung der Neger gethan zu haben.

Endlich erhielt ich Bescheid vom Könige von Ashanti. Er wünschte sehr, mich in Kumassi zu sehen, verweigerte mir aber

die Durchreise in das Innere. Unter solchen Umständen veränderte ich meinen Plan und beschloß beim König von Dahomey mein Glück zu versuchen.

Auf einem Küstenfahrzeuge gelangte ich am 11ten Februar nach Ahguay, einem berüchtigten Sclavenmarkt, wo Herr Hutton eine Faktorei besaß. Der Cabozir, ein alter Trunkenbold, kam uns mit seinen Vornehmen — lauter ekelhaftem Gesindel — unter Musquetenfeuer entgegen, begleitet von der ersten Fetischfrau. Diese war am ganzen Leibe mit Weiß von Austerschalen angestrichen, trug einen großen Hut aus Gras und einen Rock von demselben Stoff, einen Schaf- oder Ziegenschädel an der Stirn und in jeder Hand einen plumpen Stab. Indem sie diese an einander schlug, begleitete sie mit dieser Musik ihren Tanz, und bewegte sich dabei ungefähr eben so anmuthig, wie ein Heuhaufen, den der Mäher auf seiner Gabel schüttelt. Hinter der Stadt fließt der schöne Lagunenfluß, fischreich und auch Krokodile enthaltend, von Westen nach Osten parallel mit dem Meere. Auf einem Kanoe fuhren wir am 15ten Februar nach Popoe, 8 Meilen von Ahguay am Meere gelegen, zum Besuch bei einem Fantikaufmanne, Herrn Lawson. Dieses war ein 70 Jahr alter Neger, wie ein Affe von Aussehen, verschmitzt und von großem Ansehen in der Stadt, so daß sein Ausspruch mehr gilt, als der des Dutang (Cabozir). Er ließ sich herab, uns zwei ungeheure Fleischberge mit plumpen, pfundschweren, massiv silbernen Armbändern als seine Frauen vorzustellen. Popoe zählt etwa 5000 Einwohner, verfertigt viel Baumwollenwaaren und irdene Töpfe. Die Hauptnahrung des Volkes sind die Kaukie's, (Klöße von gemahlenem Mais), Maniok und Fische. Am 16ten fuhren wir die Lagune hinan nach der berühmten Marktstadt Grejapojee, gewöhnlich Greejee (i) genannt. Die Stadt ist zwar nur klein aber hat einen bedeutenden Markt, welcher zwei Mal wöchentlich alle am Lagunenfluß und weiter im Lande wohnenden Kaufleute versammelt. Weiter hinauf an der Lagune liegt Porto Seguro, eine große Stadt, doch wenig von Handel belebt. Die Lagune von Greejee bis hierher führte uns vor mehreren kleinen Städten vorbei, wo wir Zoll entrichten mußten. Der Landstreifen, wel-

cher den Fluß vom Meere trennt, ist hübsch mit Kokospalmen, weiter hinauf mit der schönen Kohlpalme, so wie mit andern großen Bäumen, Sträuchern und Schlingpflanzen bewachsen und gewährt einen herrlichen Anblick. Bunte, schön gefiederte Vögel belebten die Büsche und Schaaren flinker Affen hüpften den Vögeln gleich von Baum zu Baum. Aber das Concert im afrikanischen Walde, das sich gegen Abend erhebt, ist ohne Melodie. Wohl hört man das lärmende Geschrei der Papageien und die schnalzende Stimme der Glanzstaare und ein Durcheinander von Pfeifen, Zirpen und Schnattern, aber Europa's liebliche Sänger fehlen.

Ich machte von hier aus mit 8 gemietheten Leuten auf einem Kanoe einen Abstecher die Lagune hinauf nach Podefo, einer Marktstadt am Ausfluß des Flusses Haho in die Lagune. Die Schwarzen kamen hier schaarenweise ins Wasser, mich zu sehen, da ihnen der Anblick eines Weißen noch neu sein mochte. Es werden viel Sclaven aus dieser Gegend weggeführt. Die Lagune breitet sich hier seeartig aus, und auf der Nordseite des Sees liegt Akwoay, eine Stadt von 7 bis 8000 Einwohnern. Der Cabozir oder Gadadu (Herrscher und König) lud mich freundlich ein, mit ihm Peto zu trinken und zeigte sich überhaupt sehr wohlwollend und gastfrei. Obgleich ich ihm kein Geschenk gab, bat er mich doch um Wiederholung meines Besuchs — das einzige Beispiel von Uneigennützigkeit, welches mir bisher an dieser Küste vorgekommen ist. Die Häuptlinge von den größeren Lagunenstädten, wie von Akwoay, Porto Seguro, Greejee, Popoe und Ahguay sind ganz unabhängig. Den Fluß Haho verfolgte ich eine Strecke aufwärts. Hohe, bewaldete Ufer, von Jasmin und Lilien durchduftet, engten den Fluß je höher wir kamen, desto mehr ein, Kraniche und Pelikane suchten sich ihre Nahrung, Flußpferde und Krokodile stürzten sich rauschend ins Wasser. Die Leute wollten nicht weiter und es brach eine förmliche Meuterei aus. Ich warf den einen ins Wasser, drohte den andern mit der Musquete und brachte es endlich dahin, daß sie mir gehorchten. Doch trug ich den Umständen Rechnung und kehrte um. — Auf meinem Rückwege nach Porto Seguro schoß ich einen Affen, dessen Fleisch

delicat schmeckte. Auch ein Krokodil erlegte ich und überzeugte mich, daß die Haut des Unthiers nicht kugelfest ist. Nach Landessitte mußte ich dem Cabozir anzeigen, daß ich ein Krokodil erlegt habe, da unter seiner Aufsicht die für giftig gehaltene Galle dem Thiere ausgenommen wird.

Auf einem Boot schifften wir nach Whydah, und hatten auf dem Lagunenfluß ein Zollhaus mit einer Verschanzung zu passiren, welche zugleich zum Fischfang dient. Der Zoll wird in Rum bezahlt, man erhält dafür eine Calebasse voll reinen frischen Wassers. Die Ufer sind mit mangroveartigen Bäumen bewachsen; ich sah hier, wovon ich schon früher gehört, Austern auf Bäumen. Da nämlich die Wurzeln mancher Bäume hoch über den Boden sich erheben, zur Zeit der Fluth aber vom Wasser bedeckt werden, so hinterlassen sie eine unzählige Menge von Austern, mitunter von gewaltiger Größe. Die Umgegend von Whydah ist gut und hübsch bebaut. Aus Brasilien zurückgekommene Negersclaven, meist Fulahs und Leute aus Eyo (Katunga) haben sich hier angesiedelt und oft hübsche Meiereien errichtet. Auch besteht in der Umgegend eine Colonie emancipirter Sclaven aus Sierra Leone, doch sind sie träge und lassen ihre Weiber durch Sammeln der Palmnüsse, deren Oel guten Absatz findet, für sich arbeiten. Die Stadt liegt 3 Meilen von der Lagune, der Weg führt durch Sümpfe und kleine Seen zu ihr. Sie besteht aus drei Theilen, der portugiesischen, französischen und englischen Stadt, doch ist erstere die bedeutenste. Der Cabozir oder Avoga heißt Dagbwa (große Kalebasse), ein Ehrenname, vom König von Dahomey ihm verliehen, wodurch angedeutet werden sollte, daß der König mit diesem Statthalter trinken oder sich hinsichtlich der Vollziehung seiner Befehle fest auf ihn verlassen könne. Er bewirthete uns mit Wasser (überall in Afrika der erste Willkommen), brasilianischem Rosenwein und Anis, sein Lieblingsgetränk ist aber amerikanischer Rum von der schlechtesten Sorte. Für Herrn Hutton und mich waren Stühle aufgestellt, er selbst saß auf der Erde und streckte sich bald in den Staub der Länge nach behaglich nieder. Der Avoga hat auch ein Pferd und einen Esel, doch reitet er selten aus und wird dann von zwei Männern gehalten. Gewöhnlich

reist er in einer Hängematte, welche von zwei Sclaven an einem langen Bambusrohr auf dem Kopfe getragen wird. Der Markt von Whydah übertrifft jeden andern uns bekannten an der Küste. Die niedrigen Buden stehen dicht neben einander und bilden mehrere Straßen, der Fußboden derselben ist aus Lehm gut gearbeitet, hart und glatt, ein Fuß über dem Erdboden und daher trocken, und wird täglich mit Kuhmist gescheuert. Man findet hier alle heimischen Bedürfnisse und Eßwaaren, Arzneipflanzen und viele europäische Manufacturwaaren. Von allem aber wird eine Abgabe an den König von Dahomey erhoben, von manchen Gegenständen z. B. Elfenbein so viel, daß der Handel mit demselben fast ganz aufgehört hat. Außerdem wird noch eine Kopfsteuer und eine Art Einkommensteuer erhoben, und diese ist so hoch, daß z. B. einer von de Suza's Sclaven jährlich 2500, ein anderer 1500 Dollars zu bezahlen hat. Auch die Sclaven, welche ausgeführt werden, sind einer hohen Steuer unterworfen. Bevor die Sclaven zu Schiffe gebracht werden, wird ihnen mit einem Glüheisen der Stempel ihres Herren aufgedrückt. Uebrigens gehen sie mit leichtem Muthe in die Fremde, denn im Grunde haben sie weder Gefühl für die Familie noch für ihr Vaterland. Die Fetischreligion florirt hier noch sehr und die Priester erhalten für den Fetisch reichliche Geschenke. Hauptfetisch ist in Whydah die Schlange, und es giebt in verschiedenen Stadttheilen Häuser, in welchen Schlangen aufbewahrt und regelmäßig gefüttert werden. Kriecht ein solches Thier einmal aus dem Hause heraus, so wird es feierlich wieder eingeholt, und das Volk wirft sich zu Boden und streut Staub auf das Haupt, wenn es vorüber getragen wird. Außer vielen Schlangen giebt es bei Whydah auch viele Eidechsen, Heuschrecken von 8½ Zoll Länge und eine große Vampyrfledermaus, 33—36 Zoll von einer Flügelspitze zur andern. Viehzucht wird wenig getrieben, Schweine, wilde Ochsen, Rothwild, Patakus (Hyänen), Panther, wilde Katzen und kleine Wölfe treiben sich in großer Anzahl umher. Salz wird in Whydah in Menge bereitet, indem man das Salzwasser an der Sonne verdunsten läßt.

Zweites Kapitel.

Der Aufenthalt in Whydah ward mir sehr angenehm durch die zuvorkommende Gastfreundschaft des Herrn de Suza, des ersten Sclavenhändlers weit und breit, aber eines rechtschaffenen, dienstfertigen Mannes. Er erwirkte mir auch vom Könige von Dahomey die Erlaubniß zu einer Reise in seine Residenz und weiter hinauf zum Kong-Gebirge aus und versah mich sehr freigebig mit allem Nöthigen, so wie mit Geschenken für den König. Wir brachen am 6ten Junius demgemäß mit zwanzig Packträgern von Whydah auf, von denen mehrere Mann nur mit Gelde beladen waren. Die Kauris sind nämlich eine sehr unbequeme Münze, es ist ein Mann dazu nöthig, um einen Werth von circa 2 Pfund Sterling zu tragen. Wir kamen an diesem und den folgenden Tagen durch mehrere kleine Dörfer und die Stadt Aladda mit einem königlichen Hause zur Beherbergung der weißen Reisenden. Der König hält an diesem Orte mehrere Frauen, die oberste derselben sandte mir Wasser und etwas Geflügel. Die Stadt Whybu, von circa 600 Einwohnern ist besser gebaut als die meisten übrigen Städte, die Einwohner sind auch betriebsamer als die näher der Küste wohnenden. Jedes Haus bedeckt ein Quadrat von 70 Fuß und besteht aus mehreren Gebäuden, deren Thüren sich mit Ausnahme einer einzigen, die als Eingang dient, sämmtlich innerhalb des Vierecks öffnen. Vor dem Hauptgebäude zieht sich ein Säulengang mit einer Lehmbank hin. Wenn hier der Herr mit seinen Haussclaven der Ruhe pflegt, und ihm ein Glas Rum oder eine andere Stärkung gereicht wird, so theilt er den Genuß jederzeit mit seinen Leuten; doch giebt er das Trinkgeschirr nicht aus der Hand, sondern gießt dem vor ihm auf den Knieen liegenden Sclaven so viel in den geöffneten Mund, als er ihm zugedacht hat. Die Häuser sind von Lehm erbaut, und man findet von der Küste bis Whybu auf dem im Ganzen recht fruchtbaren Lehmboden nicht den kleinsten Stein. Wir kamen durch offene Gegenden, mit großen Bäumen reichlich bewachsen, und belebt durch eine ungeheure Anzahl der buntfarbigsten Schmetterlinge. Bei der kleinen Stadt Akpway trafen

wir den ersten Sandstein, darauf durchzogen wir einen 10 Meilen langen Sumpf mit mächtigen Bäumen; dazwischen standen verschiedene kleine Fruchtbäume, namentlich eine Art kleiner Zwetschen von lieblichem Geschmack. Hinter der Marktstadt Trogbado wird der Boden unfruchtbarer, und man findet 3 Fuß unter der Oberfläche Eisenstein in geschmolzenem Zustande. Wir zogen hier eine Meile weit durch einen Schwarm von Heuschrecken, welche ein Geräusch wie das Sausen des Windes im Walde oder wie ein tüchtiges Hagelwetter machten. Nachdem wir in der großen Stadt Canamina mit circa 10,000 Einwohnern die Nacht zugebracht hatten, hielten wir am 12ten Juni Mittags unsern Einzug in Abomey.

Der Mayho, Premierminister des Königs, ein ausgezeichneter alter Mann, frei von Habgier und Eigennutz, führte mich in das große Haus, welches für mich eingerichtet war, trank meine Gesundheit in Branntwein und erkundigte sich angelegentlich, warum der Missionär Herr Freemann so lange sich in Abomey nicht habe sehen lassen. Am Abend brachte mir Mayho des Königs Botschaft, daß letzterer mich am nächsten Morgen in früher Stunde empfangen wolle. Es war dieses eine besondere Ehre für mich, da Fremde oft mehrere Tage warten müssen. Während Mayho die Botschaft des Königs berichtete, lagen so wohl er selbst, wie alle Anwesenden auf den Knieen. — Am andern Morgen ritt ich in vollständigem Waffenschmuck und von einigen Vornehmen geleitet, nach dem Platze vor dem königlichen Schlosse. Die Mauern desselben, aus rothem Lehm erbaut und in Zwischenräumen von 30 Fuß mit menschlichen Schädeln verziert, bedeckten einen ungeheuren Flächenraum. Unterwegs sahen wir mehrere Menschenleichen an Stangen hängen, die sich zum Theil schon mehrere Monate dort befunden hatten und deren Haut von der Sonne gebleicht und zu Pergament verdorrt war.

Unter einem großen Sonnenschirm in der Mitte eines von 20 andern Schirmen dieser Art gebildeten Halbmonds stand für den König ein hoher Stuhl mit einem Schemel bereit. Als er aus dem Palast kam, salutirte ich vor ihm nach militärischer Art, und er erwiederte den Gruß mit vielem Anstand. Hierauf

ersuchte er mich, abzusteigen und zu ihm zu kommen. Mayho und vier andere Vornehme, welche mich der Majestät vorführten, schritten vor mir her und warfen sich vor dem Könige der Länge nach nieder, rieben beide Seiten ihres Gesichts auf dem Boden herum und küßten ihn dann; hierauf erhoben sie sich in knieende Stellung und verweilten in dieser, bis sie sich völlig mit Staub bedeckt und über und über besudelt hatten. Darauf trat ich näher. Der König stieg von seinem Throne herab, schüttelte mir herzlich die Hand und äußerte seine aufrichtige Freude über die Ankunft eines Engländers in seinem Lande. Er schlug vor, meine Gesundheit zu trinken, fragte mich aber, ob es bei uns nicht üblich sei, die Gesundheit unserer Königin zuerst zu trinken. Ich bejahte es, erklärte mich aber der Billigung meiner Königin gewiß, wenn ich als sein Gast seine Gesundheit zuerst ausbrächte, und that solches zum großen Wohlgefallen des Königs in trefflichem Kirschbranntwein. Dann folgte die Gesundheit der Königin von England und ihrer ganzen Familie, hierauf die meinige. So oft der König trinkt, wird sein Gesicht durch vorgehaltene Tücher verdeckt und es erschallen Musquetenschüsse, Hurrahs und Gonggongtöne. Nach Musterung meines Pferdes und der Ausrüstung machte ich auf den Wunsch des Königs mehrere Evolutionen zu Pferde. Der König war ganz entzückt und klatschte in die Hände, worauf zum Entsetzen meines Pferdes die ganze zahllose Versammlung sich gleichfalls händeklatschend erhob. Dann ersuchte er mich an seine Seite zu kommen, und ward ich von Mayho und den Vornehmen mit denselben Ceremonieen wieder vorgeführt. Der König ist groß und athletisch gebaut, 43 Jahr alt, von angenehmer Gesichtsbildung, schöner Stimme und gutem Anstand. Gefolge und Leibwache saßen mit gekreuzten Beinen auf der Erde, die Musqueten aufrecht zwischen den Beinen haltend. Es zogen nun Schaaren weiblicher Soldaten heran mit barbarischer Musik. In einiger Entfernung lagerten sie sich und ihre Anführer wurden nach einander vorgeführt, und diejenigen, welche sich hervorgethan hatten, belobt und belohnt. Nach Zurücktreten der Officiere erfolgte ein Gesang zu Ehren des Königs, worauf jede einzelne Kriegerin vortreten durfte, um dem Könige ihre Treue

zu erklären. Die langweilige Ceremonie wurde damit beschlossen, daß das ganze Regiment auf die Knie sank und sich mit dem hellrothen Staube überschüttete. Dann sprangen alle plötzlich unter lautem Hurrah empor, warfen die Musquete heftig in die eine Hand und stimmten, sie hoch in die Luft haltend, ein zweites Hurrah an. Dann ward geschultert und jede lief so schnell sie konnte, davon, so daß es ein Wettrennen von 600 Weibern war. Die Amazonen hatten als Kleidung einen Unterrock von weiß und blau gestreiftem Baumwollenzeug, darunter kurze Hosen. Der Gürtel ist zugleich Patrontasche, die Arme sind unbekleidet. Sie sind sehr behende und können in Folge beständiger Körperübung große Beschwerden ertragen. Nach dem ersten Regimente wurden auf gleiche Art noch viele andere Regimenter vorgeführt, so daß an die 6000 Amazonen die Revue passirten. Der König erklärte mir alles, ließ mir auch aus seinem Palaste Papier holen, damit ich mir Notizen machen könnte, und stellte mir die bedeutensten Weiber-Officiere vor. Unter diesen war die Befehlshaberin aller seiner 600 Frauen, ein kräftiges Weib von edlem Ansehen und hellbrauner Gesichtsfarbe. Er stellte sie mir als „meine Mutter" vor, denn sie war beauftragt, alle Weiße oder Engländer während ihres hiesigen Aufenthalts mit Lebensmitteln zu versorgen. Uebrigens wird der Name Mutter durchgängig statt Frau gebraucht, und nur der König nennt seine Weiber „Frauen", die andern nennen sie „Mutter".

Mittlerweile war die Dunkelheit eingebrochen, der König trank noch zum Abschiede mit mir und ich begab mich in meine Wohnung. Hier empfing ich den Besuch vieler Vornehmen, von andern trafen Rohrstöcke (eine Art Visitenkarten) ein. Wenn der König einen Stock schickt, werfen sich alle Anwesenden vor dem Rohre des Königs aufs Angesicht und küssen den Boden. Am folgenden Tage war vor dem Throne des Königs wiederum Musterung der Truppen, heute zuerst der männlichen. Etwa 4000 Mann zogen ohne militärische Ordnung vorüber, der Befehlshaber jedes Regiments ritt in der Mitte desselben auf einem Klepper von zwei Mann gehalten, oder wurde in einer Hängematte getragen. Dann kamen wieder circa 8000 Weiber

in verschiedenen Regimentern, die Trommeln und Fahnen mit Menschenschädeln ausgeschmückt, mit Proviant in Kalebassen auf den Köpfen. Sie führten ein merkwürdiges Manöver aus, indem sie große 70 Fuß breite und 8 Fuß hohe Verschanzungen von Dornensträuchern mit den gefährlichsten spitzen Stacheln in vollem Laufe erstürmten und die in einer Einfriedigung dahinter befindlichen Sclaven gefangen nahmen. Dann zogen sie, jede mit 4 Sclaven an einer Schnur und mit getrockneten Schädelhäuten früher getödteter Menschen geschmückt, vor dem Könige vorüber, die Officiere hielten feierliche Anreden an den König und wünschten ihm Glück zur Rückkehr seines siegreichen Heeres und zur Erbeutung zahlreicher Sclaven. Zuletzt erschien noch ein Regiment von 300 Frauen aus Ginoa, welche im Kriege keine Gefangenen machen, sondern alle tödten. Die berühmtesten weiblichen Anführer wurden mir vom Könige vorgestellt, und ihnen die Ehre auseinander gesetzt, von einem Officier der mächtigsten Königin der Erde in sein Buch verzeichnet zu werden. Zuletzt hielt der König auch an mich eine Rede, in welcher er seine Freude ausdrückte, mich zu sehen, und nur bedauerte, so selten von Engländern besucht zu werden. Zugleich rühmte er sich, in Afrika so mächtig zu sein, als England gegenüber Spanien und Portugal, und rief die anwesenden Ashantis zu Zeugen auf, daß seine Macht die ihrige jetzt so sehr übertreffe, wie sie ihm früher überlegen gewesen wären.

In der Umgebung des Königs befand sich ein Ashantiprinz, nicht ohne Schlauheit und Scharfsinn, aber eingebildet und eifersüchtig auf mich. Er prahlte viel und suchte die Engländer herabzusetzen, bis der König ihm zornig Schweigen anbefahl, da er es nicht dulden wolle, daß ein Engländer in seinem Lande beleidigt werde. Als darauf bei der Speisung nur ich allein einen Tisch erhielt, auch mir nur Gläser gereicht wurden, während anwesende Spanier und Portugiesen, so wie der Prinz von Ashanti nur Kalebassen erhielten, verlangte letzterer auch ein Glas, ward aber vom König bedeutet, er als Schwarzer habe die Wahl, aus der Kalebasse zu trinken, oder ohne Labung heim zu gehen. Zuletzt trank ich noch mit dem Könige die Gesundheit der Königin von England aus einem Menschenschädel.

Am 13ten Juli besuchte ich den König in seinem Palaste und ward durch 2 Vorhöfe in den Haupthof geführt, überall waren Bewaffnete. Der König saß auf einem rothen Teppich mit Goldborten vor der Thür unter dem Säulengange, er erhob sich bei meiner Annäherung und fragte mich freundlich, wie mir das gestrige lange Sitzen bekommen sei. Dann ließ er einen großen Sonnenschirm aufstellen, darunter einen Tisch mit Speisen und Getränken, und es wurde abermals gegessen, getrunken und Gesundheiten ausgebracht. Darauf traten die obersten Beamten in mannigfacher Kleidung, mit silbernen Panzerhandschuhen und einer Masse Schmuckkügelchen und Knöchelbändern, aus kleinen eisernen Ketten verfertigt, vor. Viele hatten Masken von Bären- und Affenköpfen, silberne Hörner an der Stirn und Hanswurstkleider. Jedem Vornehmen folgte sein „Zweiter" in militärischer Kleidung. Funfzehn Schritt vor dem König waren im Dreieck drei Schädel aufgestellt, nicht weit davon stand eine Kalebasse mit Schädeln, und 7 Standarten mit lächerlichen Figuren trugen gleichfalls Schädel auf der Spitze. Es waren dieß Andenken an den Sieg der Dahomeys über die Mahis, welche durch die Amazonenschaaren des Königs überwunden waren. Innerhalb dreier Tage hatten die Dahomeys 126 Städte erobert sammt der Hauptstadt, welche durch ähnliche Dornverschanzungen gedeckt war, wie die Amazonen beim Manövre überstiegen hatten. Die Schädel hatten den höchsten Personen und den Cabozirs der Mahis gehört.

Unter großem Jubel der Versammlung erklärte jetzt der König seinen Wunsch zu tanzen, trat auf den freien Platz heraus und begann eine elephantenartige Hüften- und Schulterbewegung, ergriff dann einen Stab mit einem Schädel unter dem Handgriff, und tanzte zwischen den Schädeln herum. Drauf ließ er sich eine Cigarre geben und rauchte, auf den Schädelstab gelehnt, trat dann zu mir und gab mir eine Cigarre und bat mich, seine Gesundheit zu trinken. Er fragte mich bei dieser Gelegenheit, ob ich am folgenden Tage einer Hinrichtung von 4 Verräthern beiwohnen und das Ehrenamt des Scharfrichters übernehmen wolle. Natürlich lehnte ich diese Ehre ab. Später zog sich der König zurück und ließ neue Speisen heranbringen.

Als ich bei der schrecklichen Hitze im Menschengedränge schläfrig zu werden begann, ließ er mir in einer sehr schönen silbernen Dose eine Priese Tabak reichen. Ich hielt anstandshalber so lange wie möglich aus, da das Fest meinethalben bereitet war. Am Abend schickte der König einen Boten mit dem Stab in meine Wohnung und ließ fragen, wie mir das lange Sitzen bekommen sei. —

Am nächsten Tage begab ich mich abermals in den Palast und die vorigen Scenen wiederholten sich, bis zuletzt die vier Verräther vom Mahivolke vorgeführt wurden. Mit einem Knebel im Munde, der sie am Sprechen verhindern sollte, mußten sie vor dem König knien, der Obergonggongmann schlug viermal auf seine Gonggong und sprach zu ihnen von der Abscheulichkeit ihres Verbrechens. Darauf wurden sie eine Strecke hinter den König geführt und der alte Mayho mußte den Scharfrichter machen. Dem ersten schlug er mit einem Streiche den Kopf ab, der zweite wurde gräßlich verstümmelt, worauf ein anderer Hofmann vortrat, und dem dritten Verbrecher den Kopf glatt abhieb, den vierten aber ebenfalls schrecklich verstümmelte. Ich wurde mit Blut bespritzt. Ein alter scheußlicher Kerl fing in einer kleinen Kalebasse das Blut auf und ließ es gierig in seine Gurgel laufen, bot mir auch das Blut mit etwas Rum gemischt zum Trinken an. Ich hätte ihm eine Kugel durch den Kopf jagen mögen. Nach der Hinrichtung wurden die Leichen an den Füßen vor die Stadt in eine große Grube geschleppt und von Geiern und Wölfen augenblicklich verzehrt.

Am 15ten Juni machte ich in einem andern Theile des Palastes, wo die Wände mit eingemauerten Menschenschädeln verziert waren, meine Aufwartung und die Feste nahmen ihren Fortgang. Vier große Männer mit langen Ochsenschwänzen tanzten vor dem König und fanden vielen Beifall. Darauf erschien die Mutter des Königs, 80 Jahr alt, in einer prächtigen Tunika von hochrothem Seidensammet, mit einer großen von zwei Frauen getragenen Schleppe; ihren Kopf bedeckte ein ungeheurer Kastorhut mit goldbordirtem Rande. Vor ihr her gingen 9 Frauen mit Pfannen und Krügen voller Menschenschädel und Schenkelknochen. Sie warf sich vor ihrem Sohne

auf den Boden und überschüttete ihr graues Haupt mit Staub und Erde. Auch die Großmutter des Königs, die wohl 100 Jahr alt war, aber noch Fülle und Ebenmaß besaß, erschien vor dem König und beide alte Frauen tanzten nun vor ihm mit großer Leichtigkeit. Darauf krochen sie auf den Knieen zum Throne und vertheilten dann nach einem kurzen Gespräch mit Sr. Majestät eine große Menge von Kauri's unter ihr Gefolge. Nachdem der König mit mir abermals die beliebten drei Gesundheiten getrunken hatte, ersuchte er mich, die Maultrommel zu spielen, und als er darauf mit großer Herablassung mit mir zu tanzen begann, während ich zugleich dabei die Maultrommel spielte, erhob sich ein betäubender Jubel der ganzen Versammlung; nur der Ashantiprinz und die Portugiesen ärgerten sich über die Fülle der Ehren, welche mir zu Theil wurde. Zu guter Letzt mußte ich noch mit des Königs Favoritfrauen tanzen. Diese tragen, wie die Frauen der ersten Minister, kleine silberne Kronen auf dem Kopfe.

In den folgenden Tagen ging ich wenig aus, da des Königs Frauen oft auf den Straßen umhergehen und Jedermann ihnen ausweichen und von seinem Wege ablenken muß. Auch giebt es viele Stellen in der Stadt, wo man aus der Hängematte oder vom Pferde steigen und zu Fuße gehen muß. Außerhalb der Stadt sind wieder viele Zollhäuser, wo man seinen Paß vorzuzeigen hat. Solche störenden Gebräuche verleideten mir das Ausgehen. —

Der König hat während seiner Regierung schon manche schlechten Einrichtungen verbessert, unter andern die Sclavenopfer bei Leichenbegängnissen abgeschafft und befohlen, daß alle Todesurtheile der Verbrecher seiner Bestätigung unterliegen sollen. Auch verkauft er seine eigenen Unterthanen nicht mehr als Sclaven, sondern verschafft sich letztere durch Kriege und Sclavenjagden unter den benachbarten Völkern. Es ist freilich grausam, wenn Familienglieder bei solchen Gelegenheiten von einander gerissen werden, doch sind im allgemeinen unter den Negern die Familienbande sehr locker. Mein schwarzer Dolmetscher aus Sierra Leone fand zufällig seine Mutter als Sclavin hier wieder. Die Freude schien Anfangs sehr groß, und er wollte seine

Mutter loskaufen und nach Whydah mitnehmen, doch bedachte er sich bei Berechnung der Kosten anders und meinte, sie hätte es hier ja doch auch ganz gut.

Am 9ten Juli endlich schickte mir der König nach manchem Hinhalten eine Schutzwache von 100 Mann als Geleit zum Konggebirge. Einige der Officiere hatten eigenthümliche Verpflichtungen. So war ein Cabozir aus dem Mahilande dazu verpflichtet, einige Schritt vor meinem Pferde zu gehen und mir über Alles Auskunft zu geben, zugleich mit einem Stabe mich auf schlechte Stellen des Weges (der fast immer ein schmaler, sehr tief ausgetretener Fußsteig ist) aufmerksam zu machen. Ein Anderer mit dem Titel und Rang eines „Königsweibes,“ obgleich ein hübscher junger Mann, war eine Art königlicher Bevollmächtigter, und sollte jede Beschwerde von mir über den Anführer des Geleites oder irgend einen Stadt-Cabozir durch einen Boten an den König befördern. Mit Kauri's und Rum vom Könige reich beschenkt, ward ich von Mayho und andern Vornehmen aus der Stadt geleitet, während 21 Kanonenschüsse und Gewehrfeuer uns nachdonnerten. Wir kamen durch eine gut bebaute, fruchtbare Gegend, wo das Getreide 6 Fuß hoch stand und in 12 Monaten 4 mal geerndtet wird. Wir sahen auch einzelne verkrüppelte Exemplare des Schihbutterbaumes. Die aus den taubeneigroßen Nüssen voller eigelblicher fetter Substanz durch Auskochen gewonnene Schihbutter war ehedem ein großer Handelsartikel, doch haben die Sclavenhändler den König vermocht, den größten Theil der Bäume ausrotten zu lassen. Auch hübsche Tamarindenbäume, Quassien und Mimosen, so wie Aloe und Kletterpflanzen wachsen hier reichlich. Rings um in der Ferne breiteten sich hohe Gebirge amphitheatralisch aus. Vor der Stadt Setta (mit circa 9000 Einw.) ward ich vom Cabozir mit 200 gut bewaffneten Soldaten unter königlichen Ehren als Gast des Königs empfangen, und da es Abend geworden war, von den Einwohnern der Stadt mit Fackeln hineingeleitet. Am andern Morgen schickte der Cabozir reichlich Lebensmittel, erschien darauf selbst und warf sich auf die Knie vor mir; ein gleiches that der Anführer meines Geleites. Darauf hielt der Cabozir eine hübsche Rede über die

Ehre, die ihm zu Theil geworden, der Anführer meines Geleites beantwortete sie im Namen des Königs und beide warfen sich dann der Länge nach auf den Boden, küßten ihn und begannen die gewöhnlichen Staubwaschungen. Mit Essen und Trinken, Soldatentänzen und Manövern, so wie Besuchen der Vornehmen bei mir wurde der Tag verbracht. — Die Cabozirs der verschiedenen Städte haben das Monopol des Handels in ihrem Kreise und geben dafür dem Könige eine Abgabe. Sie werden aus der Zahl Vornehmer oder Günstlinge des Königs ernannt; großer, starker Körperbau und ein stattlicher Bart sind die Hauptterforderniße zu dieser Würde. Eroberte Städte erhalten die Heerführer, welche sie erobert haben, oft werden auch die alten Cabozirs in ihrem Amte belassen. Hin und wieder am Wege fanden wir Zollhäuser, wo Abgaben von den Waaren entrichtet werden. Diese sind ebenfalls Belohnungen für Leute von Verdiensten, und wir passirten zwei solcher Zollhäuser, welche dem Mayho gehörten.

Am 11ten Juli verließen wir Setta und erblickten in nordöstlicher Richtung das Hochland. Wir gingen über einen Bach mit einem schönen Wasserfall, passirten mehrere Krums (Dörfer), in welchen ich als Gast des Königs sehr zuvorkommend aufgenommen wurde, und gelangten zum Flusse Zoa, welcher nach Südost geht und an der Küste den Namen Lagos führt. Seine Ufer sind hoch und mit riesenhaften Bäumen bewaldet, deren ungeheure Wurzeln wie ein Flechtwerk sich über den Fluß spannen. Große Granitblöcke ragten aus dem Wasser hervor, das Flußbett bestand aus dunkelfarbigem Sande. Wir wurden auf einem Kanoe zu je 10 Mann auf einmal übergesetzt. Als ich zuletzt an die Reihe kam, bat mich der Anführer dringend, mein Gesicht dem Hintertheil des Bootes zuzukehren, denn es sei ein „böser Fetisch," wenn ein vornehmer Mann bei der Ueberfahrt über ein Wasser nach der Richtung sehe, welcher das Kanoe zusteuere. Hinter dem Flusse führte der Weg uns durch ein dichtes Gestrüpp, dann vor einem Sumpfe vorüber mit schönen Wasserlilien, den europäischen vollkommen ähnlich, ferner durch mehrere tiefe Thäler bis zum hohen steilen Berg Gbowelly, der das westliche Ende einer Gebirgskette bildet. Indem wir uns

am Fuße desselben westlich wandten, befanden wir uns plötzlich in einem Halbmond romantischer Berge vor einem Dörfchen. Der alte Cabozir that sein Möglichstes von Gastfreundschaft, hatte auch die Güte, mich bei Besteigung des steilen Gbowelly zu begleiten. Dieser und die andern benachbarten, ebenfalls schroff aus der Ebene aufsteigenden, mit tiefen Felsspalten versehenen Kuppelberge bildeten im Kriege mit den Mahis natürliche Festungen, wo letztere sich 7 Monate gegen die Angriffe der Dahomeys hielten. Aber Hunger und die überlegene Kriegskunde der Feinde lichteten ihre Reihen, entsetzliches Elend folgte, und als die Sieger die Berge besetzten, sahen sie Haufen von Leichen mit Thieren und lebenden Menschen untermischt. Ich sah in einer Art Senkung neben dem Gipfel des Berges die Ueberreste einer zerstörten Stadt mit hunderten von Menschenschädeln und Thiergebeinen.

Auf der Ebene am Fuße der Berge, denen an vielen Stellen eisenhaltige Mineralquellen entsprudelten, und über mehrere Bäche unsere Reise verfolgend, erreichten wir die große Stadt Pawia. Diese liegt hübsch auf einer Anhöhe mit einer weiten Aussicht über die Umgegend, enthält reinliche viereckige Häuschen und mehrere Marktplätze, und besitzt eine betriebsame, wie es scheint glückliche Bevölkerung von circa 3000 Seelen. Sie treiben Viehzucht und benutzen sogar den Dünger zum Ackerbau, verfertigen gute Eisensachen und Zeuge. Der Cabozir machte mir alle die Komplimente, welche dem Gaste des Königs gebührten, und es fehlte nicht an Schmäusen und Trinkgelagen, militärischen Evolutionen, an Tänzen und Musik. Am 13ten Juli nahm ich Abschied und schrieb auf die Bitte des Cabozir die Namen seiner Vornehmsten und seinen eigenen in mein „Fetischbuch," was überall im Lande als die höchste Ehre angesehen wird. Wir gelangten an diesem Tage über mehrere kleine Flüsse an den Fuß des Zoglogbo, eines imposanten Berges, obgleich an dieser Seite nur 1800 Fuß hoch. Oben auf demselben liegt in einer Art Krater oder Kessel die Stadt gleichen Namens, in welcher die drei Könige von Yarriba, Annagu und Mahi drei Monate lang von den Dahomeys belagert wurden, bis sie der Hunger zur Uebergabe zwang und ihre Köpfe fielen.

Der Cabozir, genannt Kpatschie, empfing mich am Fuße des Berges und führte mich in einer engen, fast perpendiculären Spalte an der Hand den Berg hinauf, während ein anderer Mann bei den gefährlichen Stellen hinten nachschob. Die Felswände zur Seite der Spalte erhoben sich oft über unsere Köpfe und waren weiter hinauf mit Baumwollenbäumen besetzt in welchen viele Arten Affen ihr Wesen trieben. Durch ein Thor aus dicken Planken mit starken eisernen Riegeln gelangten wir in die Stadt, welche auf der Höhe des Berges ziemlich hübsch gebaut ist. Der Rand des Kessels wird durch mächtige Felsblöcke gebildet, unter welchen sich viele Häuser befinden. Der glatte Boden, mit Eisenschlacken und sehr grobkörnigem Gestein bedeckt, deutet auf einen ausgebrannten Vulkan. Von der höchsten Zinne der Felsen hat man eine herrliche Aussicht auf die fernen Berge und die Gelände zu ihren Füßen. Mehrere Versenkungen auf der Höhe bilden natürliche Cisternen, in welchen sich das Regenwasser ansammelt. Man hat auf dem Berge auch Rindvieh, Abkömmlinge eines Paares, welches vor langer Zeit mit großer Mühe hinauf geschafft worden ist. Es nährt sich von den Blättern und Zweigen verschiedener Sträucher und ist sehr klein. Soll ein Stück Rindvieh transportirt werden, so wird es von 2 Mann an einem Stock, der durch die zusammmengebundenen Füße gesteckt wird, auf dem Kopfe getragen.

Ein gleich beschwerlicher und steiler Fußsteig in einer Felsenspalte führte uns auf der andern Seite des Berges hinab nach einem Städtchen, welches sich durch großen Gewerbfleiß auszeichnet. Weiterhin kamen wir zur Stadt Baffo, gleichfalls am Fuße des Berges und von Felsen überragt. Der Cabozir kam uns mit seinen Frauen und Vornehmen entgegen und alle waren mit Kauris an rothen und blauen ziegenledernen Riemen aufgeputzt wie Husarenpferde. Der Fuß des Berges war mit riesenhaften Bäumen, Seidenbaumwollenbäumen, Sycomoren und Akazien mit vollen Blüthentrauben eingefaßt, von Aesten und Felsen hingen viel prächtige Schlingpflanzen herab, Clematis und Jasmin verbreiteten lieblichen Duft, und der leise Bergwind, welcher die Blätter anmuthig bewegte, ließ die Er-

innerung an meine Heimath lebhaft in mir aufkommen. Denn gewöhnlich herrscht in der Gluthluft Afrikas eine erstickende Windstille, und wird die Luft bewegt, so sind es rasende Tornados und Gewitterstürme. Der Cabozir so wie seine Frauen besuchten mich oft und suchten meine Unterhaltung, mehr noch war ihnen an einem Glase Rum gelegen.

Am 18ten Juli machte ich mit großem Schutzgeleit einen Ausflug nach der Stadt Whagba, 20 Meilen nordwärts. Unser Weg ging zwischen gewaltigen Granitfelsen hindurch, rechts und links erhoben sich Bergkuppen, zum Theil mit Städten auf ihrer Höhe. Viele Bäche durchkreuzten unsern Pfad, auch vor einer warmen Quelle mit klarem Wasser kamen wir vorüber. Einen eigenthümlichen Anblick gewährte der Berg Kpaloko, dessen Wände fast senkrecht aus dem Thale aufsteigen, und dessen Spitze einen scharfen Bogen bildet. Er besteht aus gewölbten Granitlagen, deren einige sich abgetrennt hatten und heruntergerutscht förmliche Gewölbe bildeten. An seinem Fuße stand einst die blühende Stadt Kpaloko, die größte Manufacturstadt im Mahilande, welche von den Dahomeys zerstört worden ist. Westlich sahen wir auch den Berg Kuglo, 1800′ hoch, mit der Stadt gleichen Namens auf der Spitze. Der Cabozir war aber trotzig, und statt gleich den übrigen dem Gaste des Königs seine Aufwartung zu machen, hatte er einen bösen Fetisch in unsern Weg gestellt, ein irdenes Gefäß mit Palmöl und den Federn eines weißen Vogels. Es ging sogleich ein Bote zurück nach Abomey, um dem König dieß böse Betragen zu melden. Die Stadt Whagba ist mit Dornverschanzungen und doppelter Mauer befestigt und der Cabozir hat eine ausgedehnte Macht über alle Orte 20 Meilen im Umkreise. Er empfing uns mit allen üblichen Ehrenbezeugungen. Wir kehrten auf einem andern Wege durch die romantischen Felsenberge nach Basso zurück.

Hier überkam mich die Lust, auf eigene Hand eine Reise weiter nördlich hin zu unternehmen, zumal ich in Abomey von einem mohamedanischen Priester gehört hatte, daß in einer Stadt an dem Dabadab-Gebirge sich ein Kaufmann Namens Terrassowia aufhalte, welcher bei dem Tode Mungo Parks in Yaourie gegenwärtig gewesen sei. Auch hatte mir jener Priester ein

Schreiben an Terrasso-wia mitgegeben, welches ich im Falle des Zusammentreffens überreichen möchte. Eine Bergmasse, welche ich in nördlicher Richtung gesehen hatte, schien mir allen Anzeichen nach das Dabadab-Gebirge zu sein, obgleich ich von Niemandem über den Namen Auskunft erlangen konnte. Ich richtete es demgemäß so ein, daß ich mit meinen beiden Dienern und nur drei Soldaten auf einem Ausfluge, in die Umgegend allein war und sie dann meinem Plan geneigt machte. Ich brachte sie mit Noth dahin, auf der Stelle mitzureisen, und nach einem langen Tagemarsch durch wenig bebaute Gegenden erreichten wir die Stadt Zafura. Es wurde uns hier bald klar, daß wir das Gebiet des Königs von Abomey verlassen hatten, wir wurden nicht mit freudigem Willkommen und demüthigem Niederwerfen empfangen, sondern mit Mißtrauen. Auf meine Frage nach Terrasso-wia ward der Cabozir zwar freundlicher, denn jener Mann ist im ganzen Lande bekannt und beliebt, gab mir aber die unwillkommene Nachricht, daß jener nach einer Stadt im Innern, 7—9 Tagereisen von hier, gezogen sei. Trotzdem beschloß ich, ihn auch dort aufzusuchen und schickte den schwächsten der Soldaten nach Basso zurück, um dem Anführer meines Geleites zu melden, daß ich meinen Freund Terrasso-wia noch etwas weiter verfolgen werde. Ich erfuhr in Zafura, daß die benachbarten Berge allerdings die Dabadab-Berge seien, daß aber wegen eines unglücklichen Kriegszugs der Dahomeys in diese Gegend der König der letzteren verboten habe, den Namen auszusprechen. Die wenigen Lebensmittel, welche wir hier erhielten, mußten wir sehr theuer bezahlen. Wir wanderten nun 8 Tage lang unter vielen Mühseligkeiten und starken Märschen durch das Land der Fellatahs, wurden von den Häuptlingen der Ortschaften, hier Gadadu's, später auch Scheiks genannt, mitunter mit Freundlichkeit und Gastfreiheit, öfter mit Mißtrauen aufgenommen und hatten oft nichts zur Nahrung als den Mais, den wir auf den Feldern einsammelten, denn unsere Kauris waren uns ausgegangen, und an Geschenken hatte ich nur einige Nadeln, Scheeren, Taschenmesser und Maultrommeln mitgenommen. Mehrmals brachten wir die Nacht im Freien an einem großen Feuer zu. Bei jedem Gadadu hatte

ich ein Examen über den Zweck meiner Reise zu bestehen, und der Name Terrasso-wia's war überall der Zauber, der das erste Mißtrauen beseitigte. Andere gewann ich durch die Aussicht, künftig Handelsverbindungen anzuknüpfen, alle jedoch wunderten sich, daß ich nicht Sclaven aufkaufen wollte, denn überall besteht in Sclaven der größte Handel, selbst Eltern brachten ihre Kinder auf den Markt zum Verkauf. Die herrschende Religion ist hier der Islam, und wo die Häuptlinge mit Gefolge uns aus den Städten entgegenkamen, befanden sich bei ihnen mohamedanische Priester, welche Stellen aus dem Koran sangen. Lederarbeiten, Eisenzeug und baumwollene Zeuge waren die hauptsächlichsten Manufacturgegenstände, das Land war in der Umgegend der Städte gut bebaut, und wir sahen zahlreiche Heerden des kleinen Rindviehs und kleiner Pferde. Wir kamen auch über mehrere Flüsse, welche nach Osten und Südosten fließen. Die Städte, welche wir durchreisten, waren Akwaba, Koma, wo der König Chosee uns mit Achtung und Güte behandelte, die große Stadt Babakunda, welche Chosee gehört, Seka mit einem großen Sclavenmarkt, Assofudah, Quampanissa, Bidassoa, hinter welcher Stadt wir einen großen sumpfigen Wald passirten, wo köstliche wilde Trauben mundgerecht von den Bäumen herabhingen und sich viel Elephanten zeigten. Weiterhin passirten wir Zabakano mit 9000 Einw. in einer schönen hügligen Gegend gelegen, Sagbo, wo wir Dromedare und gezähmte Elephanten sahen, Soku mit guten Färbereien, Kallakandi und Guba mit 7000 Einw. Als wir hinter dieser Stadt durch einen Wald kamen, sahen wir eine große Boa von einem Baum herabhängen; ich schoß sie mit Posten in den Hals und hieb ihr darauf den Kopf ab. Sie maß 31 Fuß, doch sollen sie oft noch viel größer sein. In Guba werden Töpferwaaren und Pfeifenköpfe aus einem guten Thon mit schwarzer Politur verfertigt, welche bis Badagry gehen. Bei der Stadt Ongo sahen wir in der Ferne mehrere Tafelberge. Vor dem Ziel unserer Reise trafen wir in einer kleinen Stadt ein mahomedanisches Kloster, worin Neubekehrte zum Unterrichte 13 Monate lang sich aufhalten müssen. Handelsreisende zahlen hier eine Abgabe und die Vorübergehenden müssen die Sandalen oder

Schuhe abziehen, vom Pferde oder aus der Hängematte steigen, bis sie vorüber sind, auch dürfen sie sich nicht umsehen.

Endlich am 1ten August gelangten wir nach Adofudia, einer Stadt in einer trocknen gesunden Ebene mit fruchtbarem guten Boden gelegen, und wurden vom König und den Vornehmen am Thore empfangen. Der König führte mich auf meine Bitte sogleich auf den Marktplatz, wo Terrasso-wia seine Waaren ausgestellt hatte und ließ ihn herausrufen. Es war ein ehrwürdiger freundlicher Mann, der seine Freude äußerte, zum 2ten Mal in seinem Leben einen Weißen begrüßen zu können. Der König hatte die Aufmerksamkeit, sich zurückzuziehen, und Terrasso-wia führte mich in seine Wohnung und empfing mit großer Freude den Brief des mohamedanischen Priesters in Abomey. Er erzählte mir nun den Hergang bei Mungo Parks Tode. Dieser war in einem großen Kanoe mit Mattenzelt den Dscholiba herabgekommen und hatte in Yaourie einen Diener, der aus dieser Stadt gebürtig war, ausgelohnt und entlassen. Bei der Abfahrt kam jedoch ein Diener des Königs mit dem Befehl, Park vor ihn zu führen, da jener entlassene Diener über Zurückhaltung seines Lohnes Klage geführt habe. Alle Versicherungen Parks und seiner Leute halfen nichts, und als Park trotzdem vom Ufer stoßen wollte, legte der Beamte Hand an das Deck. Park hieb ihm mit dem Säbel die Hand ab, es entstand ein Tumult und das Volk warf Steine in das Kanoe. Noch konnte Park entrinnen, aber er schoß unter das Volk, ließ seine Leute laden und schoß mehrere Leute todt. Dadurch ward der Kampf heftig und Park ward mit Wunden bedeckt zum König geführt, wo er seinen Geist aushauchte. Terrasso-wia war als dritter Mallam oder Priester bei der Katastrophe gegenwärtig gewesen, und vermuthete, daß der König von Yaourie, ein habsüchtiger boshafter Mann, die ganze Geschichte veranlaßt habe. Er floh auch später selbst aus dem Lande des Despoten, ging erst als Priester nach Bornu, später kam er als Kaufmann hieher und handelte jetzt mit Schmucksachen aus Bornu, Scheermessern, Zeugen, Bogen und Pfeilen, so wie europäischen Metallarbeiten, mitunter mit Sclaven.

Bei dem Kaufmann traf ich noch einen alten Bekannten

von der verunglückten Nigerexpedition her, einen Kaufmann aus Tripolis, der sich zu jener Zeit in Rabba aufhielt, und jetzt von Terrasso-wia beschäftigt wurde. Als er mich erkannte, sprang er mit ausgestreckten Armen auf mich zu und umschlang mich. Während wir uns unterhielten, näherte sich ein großer hübscher Mann mit einnehmenden Gesichtszügen, verbeugte sich und sprach mich zu meiner großen und freudigen Ueberraschung erst spanisch, dann englisch an. Er stammte aus Bornu, war im Kriege gefangen genommen und als Sclave von Ort zu Ort verkauft, bis er von Whydah nach Bahia gebracht wurde, wo er 21 Jahr als Sclave, und von diesen zehn Jahre lang bei einem Kaufmann aus Liverpool als oberster Koch in Diensten war. In Folge der Emancipation der im Dienste brittischer Unterthanen befindlichen Sclaven, ward auch er in Freiheit gesetzt und ging in das Land seiner Kindheit zurück. Doch seine Vaterstadt war vom Feinde zweimal niedergebrannt worden und jetzt größtentheils von Fremden bewohnt, er selbst war ein Fremder an der Stätte seiner Geburt. Vereinsamten Herzens zog er nach der Küste, um nach Bahia zurückzukehren, traf in einer Stadt mit Terrasso-wia zusammen und schloß sich diesem auf seinen Handelsreisen an. Er erklärte die Zeit der Sclaverei in Bahia für die glücklichste seines Lebens, sprach von dem englischen Kaufmann mit der größten Achtung und wünschte sich zurück in die civilisirte Welt. Er ließ es sich nicht nehmen, die Speisen, welche der König uns lieferte, selbst zuzubereiten und er zeigte sich als Meister in seiner Kunst.

Wir wurden vom König eingeladen und fanden ihn auf einem türkischen Teppich mit gekreuzten Beinen sitzen. Er stand auf, um mir die Hand zu schütteln, und setzte sich dann auf einen niedrigen, reichgeschnitzten Stuhl, während seine beiden ersten Mallams jeder eines der königlichen Beine in seinen Schoß nahm. Wir unterhielten uns bei Fackelschein und der König war unermüdlich in Fragen über England und sein Oberhaupt. Er schien bestürzt zu sein, als er hörte, daß dieses eine Frau sei, und zuckte mitleidig die Achseln, als ich ihm auf seine Frage nach der Anzahl ihrer Männer sagte, daß sie nur einen einzigen besitze. In Terrasso-wia's gastlichem Hause schlief ich

vortrefflich, und trat am andern Tage meine Rückreise nach dem Konggebirge an.

Adofudia ist so groß wie Abomey, im Handel und Gewerbfleiß dieser Stadt ähnlich. Zehn starke Tagereisen davon liegt Timbuctu, welches nach Terrasso-wia's Bemerkung kleiner als Adofudia, und nur als Marktplatz durch Austausch von Waaren belebt ist.

Ohne besondere Ereignisse erlebt zu haben, trafen wir am 13ten August in Baffo ein, wo mich mein Schutzgeleit und dessen Anführer fast verzweifelnd erwartet hatten. Er hatte mehrere Tage nach meiner heimlichen Abreise nichts essen wollen, da er fest überzeugt war, daß es ihm den Kopf kosten würde, wenn er ohne mich nach Abomey zurückkäme. Der König von Abomey hatte sich täglich erkundigen lassen, ob man irgend etwas von mir erfahren habe. Es wurde sogleich ein Eilbote an ihn abgesandt, und durch reichliche Spenden von Rum an meine Leute der Trübsinn in allgemeine Heiterkeit verwandelt. Der folgende Tag wurde mit Trinken und Tanzen zugebracht, am 15ten August aber brach ich mit meinem Geleit, durch 100 Mann meines Freundes Kpatschie und eben so viele des Cabozir von Baffo verstärkt, nordwestwärts nach der Stadt Logozohy im Lande der Annagu's auf. Hinter einer reich bewässerten mit bunten Schwertlilien geschmückten Ebene, welche als neutrales Gebiet zwischen den Mahis und Annagus angesehen wird, zieht sich halbmondförmig die Kette des Dassa-Gebirges hin, welches von unabhängigen Berg-Annagus bewohnt wird. Dieses ist ein eigenthümliches Volk mit eigener Sprache. Es versteht sich gut auf Landbau und Viehzucht, bereitet sich alle Werkzeuge selbst und unterhält keinen Verkehr mit den umwohnenden Völkern. Durch ihre Vorsicht und die feste Lage ihrer Bergstädte, so wie durch ihre Kenntniß in Bereitung der Gifte, sind die Einwohner schon seit vielen Menschenaltern in freiem Besitz ihrer Berge geblieben. Als man vor drei Jahren eine ihrer Städte mit einem Angriffe bedrohte, vergifteten sie alle Gewässer, aus welchen die belagernden Dahomeys ihren Bedarf nahmen, so daß Tausende der letztern einen martervollen Tod fanden und die Belagerung aufgehoben werden mußte. Sie

sind eifersüchtig auf Alles, was ihnen gehört, und leiden nicht, daß man ihnen einen Stein entwendet. Als ich neben ihren Bergwänden entlang reitend, einen mir auffallenden Stein aufheben ließ, erhoben sie, in großen Schaaren neben uns auf den Bergen mitziehend, ein so drohendes Geschrei, legten ihre vergifteten Pfeile auf ihre gespannten Bogen und brachen in solche Verwünschungen aus, daß der Stein eilig wieder hingeworfen werden mußte. Ihr Gift bereiten sie aus einer Art Cactus oder Euphorbium, dessen milchartiger Saft mit dem Auge in Berührung gebracht, gänzliche Blindheit, und dem Blute vermischt, augenblicklichen Tod zur Folge haben soll. Als ich neugierig nach einem jener weichen, stachellosen, graugrünlichen Gewächse griff und einen Theil des äußerst spröden Stengels abbrach, wurde dieser mir von den Soldaten unter lautem Geschrei aus der Hand gerissen und weit hinweg geschleudert. Ich sah in einigen benachbarten Krums auch in der That eine ungewöhnlich große Anzahl blinder Menschen und Hunde, ohne daß Spuren von Blattern an ihnen zu bemerken gewesen wären. Das Dassagebirge ist sehr romantisch und besteht an manchen Stellen aus ungeheuren, wild durch einander geworfenen Granitblöcken. Es erhebt sich bis zur Höhe von 2500 Fuß. Wir überschritten es auf einem malerischen Passe zwischen überhängenden Granitblöcken, welche jeden Augenblick auf uns herabzustürzen drohten, ringsum tosten und schäumten wild herabstürzende Gebirgswasser und der blaue Adler schwebte über der Scene von wilder Erhabenheit. Löwen, Panther und Hyänen haben hier ihre dunklen Schlupfwinkel und stellen der schlanken Antilope nach, die zu den Bächen kommt, um ihren Durst zu löschen.

Nachdem wir das Dassagebirge hinter uns hatten, kamen wir durch eine Ebene, dünn mit Palm- und Schihbutterbäumen bewachsen, und überschritten darauf ein zweites halbmondförmiges Gebirge aus Kalksteinen und schön geflammtem bunten Marmor bestehend und bis zum Gipfel schön bewaldet. Auf der nördlichen Seite des Berges liegt die Mahi-Stadt Logozohy, welche wir bei vollem Regenwetter, wohldurchnäßt erreichten. Am andern Tage zog ich nach der Weisung des Königs von

Dahomey, welcher überall in größeren Städten den solennen Einzug befohlen hatte, mit meinem ganzen Gefolge eine halbe Meile aus der Stadt heraus denselben Weg, auf welchem ich gekommen war, und wurde nun vom Cabozir mit allen Feierlichkeiten so empfangen, als ob ich soeben erst angelangt wäre. Die Stadt zählt 8—9000 Einwohner und ist sehr regelmäßig gebaut. Ich mußte hier am Cabozir, der an einem lästigen Husten litt, und an einem jungen Menschen, der mit dem Aussatz behaftet war, meine ärztliche Kunst probiren, und hoffe, daß die Larans, die ich beiden verordnete, nicht geschadet haben möge. Im Verfolg unserer Reise kamen wir an einen kleinen reißenden Fluß mit hohen bewaldeten Ufern. Hier waren die Leute von Dahomey sehr erfreut, ihre Pioniergeschicklichkeit zu entwickeln, und hatten in kurzer Zeit eine Hängebrücke fertig. Jenseit des Flusses kamen wir ins Land der Annagu's. Der Cabozir von Savalu, einer der mächtigsten Statthalter des Königs, kam uns hier in einer prächtigen Sänfte getragen entgegen, ließ sich um uns herumtragen und stieg dann aus, mich zu begrüßen. Es fehlte auch hier nicht das übliche Niederwerfen vor dem Gaste des Königs und das Bewerfen mit Staub, desgleichen eine lange Anrede, welche der Cabozir mit der Bemerkung schloß, ich sei einem Manne zu vergleichen, der schon viele Monate lang im Walde vergebens einen Holzblock für sein Feuer gesucht habe, endlich aber einen ganz eigenthümlichen Baum auffinde, der wie eine Lampe brenne. Auf gleiche Weise, sagte er, sei ich durch das Mahi- und Fellatahland gereist, hätte aber nirgends eine so großartige Stadt gesehen, wie Savalu, wo ich eben einziehen wolle. Der Weg zur Stadt ist großartig und malerisch. Wir erstiegen nach und nach sechs Plattformen, zu welchen natürliche Treppen von einer ganz eigenthümlichen, perpendiculär geschichteten Steinart führten, die fast wie versteinertes Holz aussah. Diese Treppen erstrecken sich ziemlich eine Meile weit, die Plattformen selbst sind mit zahlreichen Dörfern besetzt. Hinter der Stadt ragt bis zum Gipfel schön bewaldet der Berg Savalu empor und bildet mit seinen kühn aufstrebenden, grauen Felsen und Abhängen einen anmuthigen Hintergrund der Stadt, die größer, geschmackvoller und gleich-

förmiger gebaut ist, als irgend eine Stadt im Mahilande. Das Haus des Cabozir liegt auf einer Plattform über dem Marktplatz, ist von einer 10—12 Fuß hohen Mauer eingefaßt und zwei Stock hoch, so daß die Frauen des Cabozirs aus den Lichtlöchern der oberen Etage den ganzen Marktplatz überschauen können. Sie sahen auch, als mir auf dem Platze die soldatischen Ehren mit Tanz, Gewehrfeuer und Rumtrinken gebracht wurden, verstohlen aus den Fenstern, verschwanden aber sogleich, sobald sie bemerkt wurden. Savalu ist die Grenzstadt von Annagu, dessen Bewohner als ein gesetzloses, raubsüchtiges und grausames Volk bekannt sind. In der Stadt werden ziemlich feine, seidenartige Gewebe verfertigt, auch strickt man hier Nachtmützen und andere Sachen. Unter dem Zudrang einer ungeheuren Menschenmenge, welche durch Ochsenziemer etwas in Zucht gehalten wurde, erneuerte sich am folgenden Tage der ganze feierliche Empfang, und wurden mir an diesem Tage auch die Fetischfrauen vorgeführt, welche ihr Jahresfest feierten. Sie schienen die artigsten und hübschesten Frauen der Stadt zu sein und waren mit Korallen- und Erzarmbändern geschmückt. Jede von ihnen trug außer dem heimischen Gewande ein großes seidenes Tuch europäischer Manufactur. Sie warfen sich in den Staub vor mir nieder, sprachen ein kurzes Gebet und begannen dann einen Tanz und einen eigenthümlichen Gesang, zu welchem sie tactmäßig einander in die Hände schlugen.

Am 19ten August verließen wir Savalu und gingen über das Savalugebirge, kamen dann durch eine Ebene mit Schihbutterbäumen, Gesträuch aus wildem Wein und setzten zweimal über den Fluß Zoa, der hier sehr reißend ist. Spät am Abend erreichten wir die Stadt Jallaku, die erste im eigentlichen Dahomeylande. Bei Fackelschein mußte ich alle üblichen Begrüßungen annehmen, obgleich ich schon seit mehreren Tagen ein Fieber mit mir herumtrug. Die Stadt liegt auf einem flachen Felsen am Fuße des durch übereinander liegende ungeheure Felsblöcke malerischen Berges Jallaku, des letzten Berges, den wir auf der Rückreise nach Abomey berührten. Das Thermometer wechselte zwischen 71°—80° F., das Klima war also bedeutend kälter als an der Küste während der kältesten Jahres-

zeit. In den folgenden Tagen reisten wir auf schlechten Wegen durch eine dicht bewaldete Ebene, übernachteten im Freien mit militairischen Vorsichtsmaßregeln gegen einen etwaigen Ueberfall durch die Annagu's, und erreichten am Abend des zweiten Tages die ziemlich bedeutende Stadt Gijah, am folgenden Mittag Doko, wo ich zu meiner Freude den Cabozir von Whydah erblickte, welcher Avoga oder Hauptmann der Weißen genannt wird, und mir vom König von Abomey aus entgegengeschickt war. Er ist der Bruder des Cabozirs von Doko.

Am folgenden Mittage rückten wir in Abomey wieder ein, am Thore durch meinen alten Mayho freundlich empfangen. Der König freute sich sehr, mich gesund wieder zu sehen, machte mir einige gelinde Vorwürfe über meine abenteuerliche Reise ins Fellatah-Land, und unterhielt sich lange mit mir über den Sclavenhandel, so wie über die Hebung des Handels und des Ackerbaues. Er erklärte, ersteren nicht plötzlich abschaffen zu können, überließ jedoch durch einen besondern Vertrag Whydah mit einem gewissen Umkreise von Ländereien an England, damit ein Beispiel für seine Unterthanen in Bezug auf Handel und Ackerbau gegeben würde. Dahomey war früher abhängig von Ashanti, der jetzige König erklärte sich jedoch unabhängig und erbaute zum Zeichen seiner Souverainität einen Palast eine Meile von der Stadt, den er nach der Hauptstadt von Ashanti Kumassie benannte. Ich wurde hier mit vielen Leckereien bewirthet und hatte Gelegenheit, eine Menge von Kriegszelten zu bewundern, welche die vieler europäischen Völker an Geschmack und Zierlichkeit übertreffen. Auch die Schädelsammlung des Königs wurde mir gezeigt, über 4000 Stück; die Schädel der Könige lagen in großen kupfernen Kesseln, die der Cabozirs in Kalebassen. An den Schädel einer jeden bedeutenderen Person ward ein ausführlicher Bericht von dessen Umständen und Schicksalen geknüpft, und ich erstaunte über die Gedächtnißkraft, welche so viele Einzelheiten bewahrt hatte. Viele Schädel hatten gar keine Scheitelnaht, die der Mahis wichen vom Nasenbeine bis zum Scheitel am weitesten zurück und verlängerten sich sehr nach hinten, die der Annagus und der Dahomeys waren am dicksten, die der Fellatahs am dünnsten, und unterschie-

den sich durch mehr europäische Form und sehr niedrige Stirnknochen von den übrigen bedeutend. Von den königlichen Schädeln waren einzelne der wichtigsten mit Messing verziert und mit Eisen umnietet.

Ich genoß mehrere Tage die ausgezeichnete Gastwirthschaft des Königs und war frei von allen Zudringlichkeiten und Betteleien, welche in andern Gegenden so unangenehm sind. Auch ist mir nicht das Geringste vom Volke entwendet, so lange ich in Dahomey war. Aber ich litt unaussprechlich durch ein Fieber und durch die Wunde meines Fußes, in welcher sich der Brand einzustellen drohte, so daß ich ein paar Tage lang das Bett hüten mußte. Mein einziger weißer Diener erlag dem Fieber und ich fühlte mich sehr verlassen.

Unter solchen Umständen ward mir der Rückweg nach Whydah, welches ich ohne Gefährde erreichte, sehr beschwerlich. Herrn de Suza, der mich so edelmüthig zu meiner Reise ausgerüstet hatte, fand ich sehr krank und ich nahm einen wehmüthigen Abschied von diesem Portugiesen, der trotz seines Sclavenhandels auf der ganzen afrikanischen Küste als ein Mann von sehr edlem Charakter berühmt ist.

In Cape Coast hielt ich mich bis zum Februar 1846 auf, lag viele Wochen lang fast hoffnungslos am Fieber danieder und hatte mein Leben nur der aufopfernsten Gastfreundschaft und Pflege zu danken. Auf einem kleinen Schooner machte ich dann die Rückreise nach England, auf welcher mein Gesundheitszustand trotz der langweiligen und unbehaglichen Fahrt von drei Monaten sich bedeutend besserte.

E.

Die Portugiesischen Besitzungen in Südwestafrika.

Ein Reisebericht von G. Tams, Dr. med. et chir.

Im Jahre 1841 unternahm der portugiesische Generalconsul zu Altona, Herr Ribeiro dos Santos, in eigener Person eine Handelsreise nach der Küste Angola, von deren Handelsverhältnissen er zuvor sich aufs Genaueste unterrichtet hatte, indem zu diesem Zwecke einige Jahre früher ein junger Kaufmann ihm dahin voraufgegangen war. Man hatte die Absicht alle von Europäern bewohnten Plätze behufs des Tauschhandels zu besuchen und demgemäß mit allen möglichen Handelsartikeln sich versehen, welche nur irgendwie dem Bedürfnisse der verschiedenen Negerstämme oder der dort ansässigen Europäer entsprechen möchten. Schießpulver, Blei und Waffen aller Art bildeten nebst leichten Zeugen aller Farben, wobei die blaue Farbe, als des Negers Lieblingsfarbe, leider nicht genug bevorzugt war, die Hauptladung unserer Schiffe; dazu fehlte es nicht an allerlei Schmucksachen und jeder Art des Hausgeräths. Doch ergab sichs später, daß wir mancherlei Ueberflüssiges geladen und Anderes zu wenig berücksichtigt hatten. So z. B. fanden Lampen fast gar keinen Absatz, da man überall Wachslichter brennte, welche durch Glascylinder gegen Zugwind oder Mücken und Fliegen geschützt werden; und eben so ging es mit den meisten unserer Perlen, mochten sie auch die schönsten Farben haben, da man weiße oder hellblaue massive Porzellanperlen allen andern vorzog. Dagegen machte weißes Porzellangeschirr bei den entlegeneren Negerstämmen großes Glück, obwohl der

eigentliche Zweck desselben nicht begriffen wurde, und Maultrommeln und Harmonika's waren kaum genug mitgenommen, während die Nachfrage nach Tabak und Cigarren vollends nicht befriedigt werden konnte. Die Ausrüstung von sechs Schiffen, von denen eins ganz nur mit portugiesischen Weinen beladen erst später zu uns stieß, erschien auf Kosten eines Mannes fast zu viel, und Jeder glaubte, daß es nur dem Sclavenhandel gelten könne. Allein dem war nicht also. Es wollte Herr dos Santos nur dem Handel und der Wissenschaft den besten Dienst erweisen, wenn ihm der Zweck der Reise wohl gelungen wäre. Aus diesem Grunde hatte er das Hauptschiff, der Vasco da Gama, mit allen Genüssen und Bequemlichkeiten des höheren Lebens versehen, es fehlte nicht an einer gewählten Bibliothek, an feiner Küche und gebildeter Gesellschaft; es war ein junger Portugiese, vieler Sprachen mächtig, auf dem Schiff als Secretär, dazu zwei junge Freunde der Wissenschaft, Herr Großbender aus Hamburg und Herr Wrede aus Hannover als Naturforscher, dann noch ein italienischer Künstler, der mit bewundernswerther Fertigkeit die Glasharmonika zu spielen wußte und noch ein Corps von sechs gewählten Musikern. Dazu nun hatte Herr dos Santos eigends eine Zeichensprache erfunden, durch welche die kleine Handelsflotte stets in lebendigem Verkehr erhalten werden möchte, indem durch verschiedene Flaggen und Ballons oder durch nächtliche Laternensignale zum Vergnügen der Reisenden Mittheilungen der verschiedensten Art von Schiff zu Schiff versucht wurden. Es schien als ob man nur zu einer großen Lustfahrt auf dem weiten Meere ginge, und daher konnte auch ich, obwohl unsere Ankunft in der ungesundesten Jahreszeit zu erwarten stand, doch der Versuchung nicht widerstehen als Schiffsarzt an der Reise Theil zu nehmen. Leider aber sollte der Ausgang unserer Hoffnungen nicht entsprechen; denn jenen oben erwähnten jungen Kaufmann, auf dessen Rath und Einsicht man so sehr vertraut hatte, trafen wir nicht mehr am Leben, die beiden Naturforscher und Herr dos Santos selbst wurden Opfer des mörderischen Klima's, der junge Portugiese mußte noch auf der Rückreise dem Küstenfieber unterliegen und mir selbst ward dann elf Monate später mit nur wenig Andern das sichere Loos zu

Theil der Unglücksbote all der schönen Hoffnungen zu sein, welche in dieser kurzen Zeit so ganz gescheitert und zertrümmert waren. — Inzwischen mag der Leser, der am Bilde unserer Reise sich vielleicht erfreuen mag, zugleich im Geiste auf dem Friedhofe zu Benguela weilen, wo Herrn dos Santos Leiche ruht, der diese Freude ihm erstorben hat.

Erstes Kapitel.

Es war der 28ste Juni 1841 nun einmal bestimmt zu unserer Abreise und daher lichteten wir trotz des widrigen Westwindes an diesem Tage die Anker, um mit dem Strom der Elbe wenigstens ein Stück weiter abwärts zu gelangen. Allein drei Mal mußten wir liegen bleiben ehe wir am 30sten Curhafen erreichen konnten und tiefe Betrübniß brachten wir mit über den Tod eines lieben Altonaer Freundes, der Herrn dos Santos bis Glückstadt begleitet hatte und nun beim Transport an das passirende Dampfboot durch das Umschlagen der Jolle plötzlich sein Ende fand. Erst am 3ten Juli früh um 5 Uhr sagten wir Curhaven unter Kanonendonner Lebewohl, um uns aufs Neue den wilden Wogen der unruhigen Nordsee anzuvertrauen und bekamen trotz des nicht eben günstigen Windes doch schon nach drei Tagen die südöstliche Spitze Englands in dicken Nebel gehüllt in Sicht, mußten aber an der schroffen kreidigen Küste Schutz suchen gegen einen heftigen Westwind im Angesichte der Stadt Deal. Zahllose Bettler umlagerten hier zwei Tage lang mit unendlicher Frechheit unsere Schiffe, indem sie meist Genèver oder Tabak erbaten oder zu kaufen bereit waren, und kleinmüthig ließen alle unsere Capitäne sich solches gefallen, in jedem Bettler gleichsam die ganze mächtige Nation der Engländer respectirend. Am 10ten Juli ward der Wind uns günstig und zwei volle Tage hindurch auf einer Fahrt von neunzig Meilen Länge hatten wir bei gutem Wetter beständig die englische Küste des Kanals mit all den Forts und Festungen, den niedlichen Städten und zierlichen Landsitzen deutlich im Auge, während Schiffe von allen Welttheilen und Flaggen aller Nationen rund

umher im Zuge sich drängten. Dann aber begann mit dem letzten Blick auf Englands Westende das hellgrüne Wasser plötzlich dunkler zu werden, weil hier das Senkblei keinen Grund mehr findet wie bisher, die Menge der Seevögel wurde sparsamer und verschwand endlich fast gänzlich bis auf die kleinen Seeschwalben, von denen einzelne die täglichen Gefährten auf der ganzen Reise blieben, und bald ward nach dem reichbewegten Leben der Meereswüste ewiges Einerlei nun um so mehr von Allen tief empfunden. Eines unserer Schiffe, welches seit acht und vierzig Stunden nicht mehr gesehen war, fand hier zur allgemeinen Freude sich wieder zu uns und trotz häufiger Stürme und nächtlicher Finsterniß geschah zu meiner größten Verwunderung fortan nie solche Trennung wieder auf der ganzen weiten Reise. Interessant war hier auch das Erscheinen einer ungeheuren Schaar von Delphinen, welche, so weit das Auge reichte, mit großer Hast von Nordwest her dem Winde und den Wellen folgend immer paarweise hoch über die Wasserfläche emporsprangen, indem sie, wie es schien, bemüht waren von einer schäumenden Wogenspitze zur andern hinüber zu springen. Hiermit zugleich aber begann die Seereise, wie immer für Alle die, welche nicht Gefallen finden am unterhaltenden Fange zahlloser Medusen und Clionen (Strahlen- und Weichthiere) viel Langweiliges zu haben; daher wir uns sehr glücklich schätzten, als wir an der nördlichen Spitze von Spanien in den sogenannten portugiesischen Nordost-Passat gelangten, der sonst gewöhnlich erst am Südende der pyrenäischen Halbinsel beginnt. Durch seine Hülfe erreichten wir in wenig Tagen das kleine, hohe, felsige Porto Santo, ohne jedoch auf den sechs bis acht geographischen Meilen der Ostküste, die dem Auge sichtbar wurden, auch nur eine einzige menschliche Wohnung oder Spuren von Kultur auf dem verbrannten Lavaboden zu gewahren, indem das einzige kleine Städtchen an der Südwestküste unserm Auge verborgen blieb. Herr dos Santos trennte sich hier von den übrigen Schiffen, um in Madeira bei der Stadt Funchal einige Tage anzulaufen, wir andern aber passirten dies reizende Eiland mit seinen kleinen Nachbarn, den nördlichen und südlichen Desertas erst gegen Abend, da es schon dunkelte,

da von hier bis zu den Capverden ewig derselbe Passat weht, schon am Abend des zweiten Tages nachher die Insel Palmas. An verschiedenen Stellen brannten helle Feuer auf den aus grauer Lava bestehenden Höhen und friedliche Gruppen lagerten daneben; aber mit dem anbrechenden Morgen waren die oberen Umrisse auch dieses Eilandes schon wieder im Horizont, und wenige Meilen zur Linken gewahrten wir einen sehr hohen Bergrücken dunkelgrauer Lava, der hin und wieder mit dunkelm Gestrüpp bedeckt und an einzelnen Stellen von weißen Streifen, anscheinend Kreide, durchzogen war. Das war die Insel Ferro. Der hohe Pik von Teneriffa, der nicht selten über fünf und zwanzig geographische Meilen weit sichtbar ist, ward meinem Blicke durch dichte Nebel verborgen. Dagegen sah ich wenige Meilen südlich von hier die ersten fliegenden Häringe, welche an Zahl bald so sehr zunahmen, daß schon am nächsten Tage oft viele Tausende zugleich sich aus dem Wasser erhoben. Viele hatten das harte Geschick, indem sie der Gefräßigkeit des Haifisches entgehen wollten, auf unser Verdeck zu fallen und oft bestand nun unser Frühstück zum größten Theil aus diesen schmackhaften Fischen. Den ersten Haifisch erblickten wir zwei Tage späterhin; allein er folgte uns nur kurze Zeit, da dieses träge Unthier nie sich abmüht einem Schiffe nach zu schwimmen, welches mehr als zwei Meilen segelt in vierstündiger Wacht und unsere Schiffe legten deren wohl sieben bis acht zurück in gleicher Zeit. Kaum war derselbe wieder unsichtbar geworden als wenige Schritte neben uns eine große Riesenschildkröte (Testudo midas), pflegmatisch den Hals aus der Schale steckte um ihn eben so ruhig wieder einzuziehen ohne furchtsam unterzutauchen. Wind und Wellen gaben ihr jetzt die Richtung nach den noch 80 Meilen entfernten Capverdischen Inseln und etwa hundert Meilen mochten wir von den Canaren sein. Erstere erreichten wir schon am dritten Tage nachher, indem wir früh am Morgen des 5ten August hoch in den Wolken die Spitzen der Insel St. Antonio vor uns sahen, aufgebaut aus grauer Lava bald zuckerhutähnlich zugespitzt, bald zackig und zerrissen, dann wieder fortlaufend mit gleichmäßigem Rücken oder von tiefen Schluchten durchzogen mit sanft zum Meere absteigenden

Thälern. Die trübe Nebelluft hatte dem heiteren Himmel Raum gegeben und schönes Grün, Gebüsch und tiefer hinein selbst dichte Wälder gewahrte das Auge an den scheinbar nackten Felsen, an deren schroffen Abfällen oder losgetrennten Trümmern die hochschäumende Brandung Schaaren von Seevögeln aufscheuchte. Wir ankerten hier vor dem Negerdörfchen Ponto do Sal, wo Herr Fonseca, ein Agent unseres Hauses, wohnte, um Herrn dos Santos abzuwarten. So wurde mir Gelegenheit die ganze Insel zu durchstreifen; doch gelang mir weder der Weg am Meere, weil hier die Wellen oft unmittelbar ans steile Ufer schlagen, noch das Erklimmen einer Höhe, von der aus gleich die ganze Insel hätte übersehen werden können, weil alle Sträucher an den höheren steilen Wänden, meist Baumwollensträucher, nur so wenig Erde hatten, daß sie beim Klimmen keinen rechten Anhalt bieten konnten. Bevor ich nun aber eine zweite Ausflucht versuchte, lernte ich an der Tafel eines jungen Portugiesen, der zu Straßburg erzogen war und jahrelang in Paris gelebt hatte, jetzt aber neben Herrn Fonseca der einzige europäische Kaufmann auf der Insel war, noch erst zum ersten Male die Produkte der heißen Zone kennen, welche unter den Namen Gojavas, Papaias und Mamaias neben Bananen und Ananas zum Nachtisch stets herumgegeben werden und die ich späterhin noch oftmals schmecken sollte. Draußen waren aber die Trauben zur Reife gediehen, schöne Apfelsinen und eine Art kleine Citronen hingen überall in reichem Maaße an den Bäumen, als ich darnach zu der etwa zwei Stunden entfernten Hauptstadt Grande Ribeira mich aufmachte. Hie und da kletterten wilde Ziegen und Esel an den Bergen; einzelne Negerhütten hatten Kaffee, Zucker und Mais zum eigenen Bedarfe in nächster Umgebung am grünen Ufer eines Baches, deren mehrere mit raschem Fall ins Meer plätschern; ringsum wucherte die Indigopflanze in Folge früher Seitens der Regierung damit gemachter Culturversuche; Neger und Negerinnen, welche Früchte und Gemüse zum Verkauf hinabtrugen nach Ponto do Sal grüßten mit dem üblichen Gruße: „Lauvado seja nosso Senhor Jesu Christo“ (gelobt sei unser Herr Jesus Christus), worauf die übliche Antwort lautet: „Para sempre“

(in Ewigkeit, Amen.) — Da standen wir nach zweistündigem, ermüdendem Marsche plötzlich auf einer freien Höhe und übersahen zu unsern Füßen ein reizendes Gebirgsthal von schroffen Felsabhängen rund begrenzt, alle Wände bedeckt von Weinbergen und mitten innen in paradiesischen Gärten neben hochstämmigen Palmen und großblätterigen Pisangs die Wohnungen der Menschen. Dahin stiegen wir jetzt hinab zur Hauptstadt der Insel. Da aber jedes Haus am Ende eines Gartens liegt, so bilden die Straßen nur schmale Gänge zwischen hohen Steinmauern, welche alsbald von Neugierigen so erfüllt waren, daß wir nur mit Mühe zu einer Art Weinschenke vordringen konnten, um dort ein wenig auszuruhen. Allein auch hier waren wir vor dem Eindringen der Neugier kaum geschützt; es war vielmehr als ob in uns die ersten Europäer dort erschienen wären, obwohl doch ein portugiesischer Offizier als Gouverneur in der Stadt residirt. Sehr bald erschien indeß ein dicker wohlgekleideter Neger und ergriff mich ohne Umstände freundlichst bei der Hand, um mich in sein Haus zu führen, welches durch eine dicke Gartenmauer verdeckt war. Durch eine Thür, welche einer der wenig Sclaven, die man auf der Insel findet, öffnete, traten wir in den sauber gehaltenen Garten und gerade gegenüber lag das Haus. Vor demselben war eine schöne alte Allee, welche abwechselnd durch Kokus, Dattelpalmen und Pisang gebildet ward, Alles reichlich mit Früchten behangen, während die übrigen Anpflanzungen meist aus Maniok, Apfelsinen und Gojavas bestanden. Für meinen Wirth aber schien das Alles wenig Bedeutung zu haben; denn er führte mich zunächst vor eine alte Nürnberger Wanduhr, welche mit jeder abgelaufenen Stunde „Kukuk" rief, mit der Versicherung, daß dies das einzige Exemplar auf der ganzen Insel sei. Seine Ehrenbezeugung galt meinem ärztlichen Berufe; alsbald aber wurden auch meine Begleiter, die beiden Naturforscher und der Schlachter zu einem Frühstücke herbeigeholt, bei welchem europäische Butter und brasilianischer Zwieback statt des Brodes verabreicht wurde, während alle Arten eingemachter Südfrüchte aus Amerika daneben circulirten. Eine Menge mit herbeigeströmter Neugieriger nahm unbefangen an dem Mahle Theil, bei welchem der Wirth

es sich angelegen sein ließ, schnell eine Gesundheit nach der andern auszubringen, und jeder Gast durch wiederholtes Klopfen mit dem leeren Glase zu verstehen gab, daß er der Trinkerpflicht gehörig nachgekommen sei. Trotz des reichlich genossenen Weines blieb Alles in der Grenze des Anstandes, und nach aufgehobener Tafel führte mich der Wirth zu den abgelegenen Theil des Hauses, wo seine Frau und Töchter wohnten. Denn auch hier hat sich die Sitte der Sonderung beider Geschlechter verbreitet, nur mit dem Unterschiede, daß bei Geringeren diese Trennung sich blos auf die Mahlzeit bezieht, wo immer zuerst die Männer und dann die Frauen speisen. Ich hatte große Noth die ängstliche Schüchternheit der Frauen zu überwinden um mich vom Zustande ihrer Leiden gehörig zu unterrichten, wurde aber nach allen Seiten hin den ganzen Tag hindurch so sehr in Anspruch genommen, daß ich erst spät am Abend mit meinen Freunden wieder zusammen traf, welche inzwischen die Umgebung der Stadt näher durchforscht hatten. Man rieth uns wegen der schnell hereinbrechenden Dunkelheit den Mondschein abzuwarten, und so geschah es, daß wir Zeugen und Theilnehmer eines heiteren Tanzes wurden, der wie von selbst zu Stande kam, indem ein Mulatte von der Insel Boavista schlecht genug dazu aufstrich. An den Nationaltänzen, einem beständigen Suchen und Fliehen unter lautem Händeklatschen oder wieder einem stundenlangen Singen und Fingerklatschen, einer Art Ecossaise worin zwei Reihen von Tänzern ohne Musik, wie eine wenig unterbrochene Frage und Antwort, sich verhielten, konnten wir selbst, zum Bedauern der Tanzenden, nicht Theil nehmen; als aber endlich zwei Damen sich fanden, welche auf Boavista von englischen Matrosen Walzer und Gallopade gelernt hatten, mußten wir oft damit aufwarten, während Andere, die es noch zu thun versuchten, herzlich verlacht wurden.

Erst am folgenden Morgen kehrten wir nach Ponto do Sal zurück und noch am Abend dieses Tages erquickte ich mich an der so ganz dazu einladenden Küste an einem erfrischenden Seebade. Natürliche dicht geschlossene Becken von Lavablöcken nahmen hier nämlich das Meerwasser in sich auf und sichern

den Badenden vor dem gefräßigen Hai und andern Meerungeheuern, so daß man ohne jede Furcht dem Spiel der Wellen sich ergeben kann. Allein zwei andere Feinde sind trotzdem sehr zu beachten; einmal der heiße Sonnenstrahl, dem meine Freunde, wenig Stunden früher badend, den nackten nassen Rücken ausgesetzt hatten, in Folge dessen sie selbst von heftigem Fieber befallen wurden und mehrere Tage lang den Rücken wund fühlten wie von spanischen Fliegenpflastern, und dann die scharfen Spitzen der überall das Gestein überziehenden Serpula lumbricalis, welche auch mir den Ballen des einen Fußes dermaßen verletzten, daß die darnach erfolgende Entzündung und Geschwulst für einige Tage mir das Gehen unmöglich machte. Die Neger kennen dieses Uebel sehr wohl und der nach ihrem Rathe angewandte Umschlag von gebackenen Bananen befreite mich denn auch wieder von diesen Leiden.

Erst am 8ten August in Begleitung des Herrn Fonseca, den Goldgier zum Gewerbe des Sclavenhandels nach Benguela oder Loanda trieb, setzten wir unsere Reise wieder fort. Wir hätten St. Vincent in einem Tage erreichen können, aber der Passat hatte fast gänzlich aufgehört und so fuhren wir denn langsam an St. Antonio dahin, indem dies hohe Eiland mit seinen zerstreut liegenden freundlichen Dörfern oder einzelnen Wohnsitzen und den bis in die Wolken ragenden Spitzen an unserm Auge still vorüberzog. Gegen Süden hin dacht das Gebirge langsam sich ein wenig ab und statt der schroffen, kahlen und durchaus unfruchtbaren Felspartien erscheint eine überaus fruchtbare ebene Ausflachung, in welcher eine Menge kleiner Zucker- und Kaffeepflanzungen sich befinden und wo einst auch die Indigofabrik gelegen war. Häufig herabrieselnde Bäche geben jedem Flecke eine solche Fruchtbarkeit, daß ein grüner Teppich das Ganze zu überdecken scheint und hier liegt denn auch Santa Cruz, ein kleines Städtchen an der Südküste, dessen freundliche Häuserchen im dicken Schatten von Kokuspalmen, Wein und Pisang sich befinden. Der hier gebauete Kaffee hat selbst in Europa einen guten Namen; doch läßt der Handel alles Andere gänzlich unbenutzt, obschon die schönsten

Trauben, Zucker und dergl. m. in der höchst fruchtbaren Umgebung überall gedeihen.

Nur drei englische Meilen von hier entfernt liegt die sonnenverbrannte Insel St. Vincent, deren Hafen wir erst am folgenden Tage erreichten. Kaum glaublich ist der grelle Gegensatz derselben zu St. Anton. Dort hängt die feuchte Wolke fast beständig an den hohen Gipfeln, und hier seit dritthalb Jahren schon kein Tröpflein Regen und ewig heiterer Himmel über dem fast ganz schwarzen Gestein mit wellenförmig abgerundeten Höhen. Nur jene farbegebenden Flechtenarten, die unter dem Namen der Roxellen bekannt sind, bekleiden dem Auge aus der Ferne unerkennbar diese nackten Gipfel und nur das Meer allein kann hier den Menschen ärmlich noch ernähren. Trotzdem aber ist St. Vincent manchem Schiffer wohl bekannt. Denn in der Mitte der Nordwestküste findet sich eine halbkreisförmige Einbuchtung rings von steilen Felswänden umgeben, und nur im tiefsten Innersten vom Seesand ausgefüllt, der so vertrocknet ist, daß nicht ein Hälmchen darauf wächst, und eben dort nun liegt das Negerstädtchen Porto Grande mit seinen schlechten Bretterbaracken, aber am rings geschützten schönen Hafenbecken. Gleich einem Leuchtthurme steht ihm gerade gegenüber am Eingange des Hafens mitten im Wasser ein gewaltiger Lavablock, „der Vogelfels" genannt, mehr als hundert Fuß über der Meeresfläche erhaben und von Tausenden von Seevögeln bewohnt, die ihn mit ihrem Kothe überkalkt haben. Zu beiden Seiten fährt man ein und aus und eben lag seit vierzehn Tagen hier ein Apenrader Schiff, um seine Steinkohlenladung abzugeben an ein Londoner Dampfboot, welches über hier den Weg nach China machen sollte. Hinter dem Hause des portugiesischen Gouverneurs, der hier zum Schutz des Hafens ein zehn Neger befehligen mag, liegt die einzige Quelle der Insel und daneben ist ein Brunnen gegraben, wohin in ganzen Reihen singend oft die Schönen ziehen, um das zum Kochen der Fische nothwendige Wasser in Kalebassen auf dem Haupte herbeizutragen. Sonst aber ist die Insel so dürr und wasserlos, daß sie höchstens etwas Futter für Ziegen hervorbringt, und doch fand ich auf einem Wege durch dieselbe wohl

an dreißig Gerippe dieser armen Thiere, welche bei der jetzigen Dürre verschmachtet waren. Daher besteht denn auch die ganze Beschäftigung der höchst armseligen Bevölkerung fast einzig und allein nur im Fischfange, und dazu üben nackte Knaben am Ufer durch Schwimmen und Tauchen sich ein, während das weibliche Geschlecht mit dem Trocknen der Fische daselbst beschäftigt ist. Einzelne Nachbarinseln, namentlich Sal, betreiben bedeutenden Handel mit Seesalz, und auch hier könnte dasselbe wohl gewonnen werden, da sich die Küste an vielen Orten dazu eignet; allein man lebt lieber armselig in alten Baracken als unter Anstrengung in schönen Häusern, und seitdem der Schulmeister alt geworden und der Pater von St. Anton aus dem gewichtigen Grunde nicht mehr herüber kommen will, weil sein Vorgänger auf einer geistlichen Reise hierher seinen Tod gefunden habe, so denkt man kaum daran die sonst nicht üble Kirche zu erhalten, in der schon lange nicht mehr die ewige Lampe unterhalten wird. Nur als die Negerknaben um die Wette untertauchten, um ein ins Meer gefallenes Bund Schlüssel wieder aufzusuchen, bemerkte ich an dem jedesmaligen eifrigen Kreuzschlagen, wodurch sie vor dem Haifisch sich zu sichern glaubten, daß sie trotzdem doch gute Katholiken seien. Vier Tage lang hatten wir hier geharrt; der liebenswürdige portugiesische Officier, dessen Kinder, gleich allen übrigen, mit bloßem Hemdchen angethan im Sande spielten, hatte mir die von Herrn dos Santos versuchte, aber gänzlich verunglückte, Anpflanzung zur Erzielung von Bauholz gezeigt und seine alten drei Kanonen auf dem Vorsprunge eines Felsens, zu deren Gebrauch jedoch gar oft das Pulver fehlte; der Capitän des dänischen Schiffes hatte mir seine Klagen ausgeschüttet über den Mangel an Lebensmitteln, und daß er schon einmal mit einem Boote nach St. Antonio gewesen sei, um einige Hühner und Schweine einzukaufen; die Betteleien der Einwohner um Tabak und Cigarren begannen schon lästig und unerträglich zu werden und dazu waren wir in Folge unserer Badeleiden fast allein auf die Beschäftigung mit Schaalthieren, Fischen, Korallen und Korallenmoosen angewiesen, von denen überall die Küste wimmelte; da erschien endlich der Vasco da Gama und noch ein anderes

unserer Schiffe und wir verließen am Morgen des 13ten August unter dem Gruße des üblichen Kanonendonners den Hafen von Porto Grande, um nun während voller acht Wochen den erquickenden Anblick einer benachbarten Küste zu entbehren. Denn nach dem der wenig ostwärts liegende kahle Lavafelsen Santa Luzia, der etwa eine gute viertel Meile sich hindehnt, und an der südlichen Spitze die Ruinen eines früheren Städtchens zeigt, jetzt aber nur der Ruheplatz von Vögeln und von vielen Seeschildkröten ist, uns bald im Rücken war und auch die hohen Gebirge von St. Vincent und St. Antonio dem Auge endlich ganz verschwanden, drängten sich alle Erlebnisse dahin zusammen, daß wir kreuz und quer auf spiegelglatter Fläche oder über himmelanstürmenden Wogen dahin fuhren, bald an dem Schaumspritzen eines mächtigen Wallfisches, ganz in der Nähe unseres Schiffes uns erfreuend, bald wieder von dem Farbenspiel der großen blasenförmigen, in Blau und Roth spielenden Physalia megalista entzückt, welche zum Geschlecht der Holothurien oder der an das Gewächsreich grenzenden Thierwelt gehörig, in zahllosen Mengen über die unabsehbare Fläche verbreitet waren. Den geraden Lauf auf Benguela konnten wir nicht einhalten, wie wir wollten, nachdem wir unter 5° 44′ W. L. bei wenig Wärme mitten am Tage die Linie passirt und die ziemlich rohe Sitte der Neptunstaufe an einigen zur Mannschaft gehörenden Personen hatten vollziehen sehen. Daher gingen wir unter eben dieser Länge und 29° 28′ S. Br. bei nächtlicher Weile am 27sten September südlich an St. Helena vorüber, und wurden hier von sehr vielen Kapschen Tauben, Albatrossen und Seeschwalben umschwärmt; dann aber wurden diese uns oft lange begleitenden Thiere der hohen See wieder seltener bis ihre wieder zunehmende Menge die Nähe der afrikanischen Küste uns verkündete, die wir am 10ten October unter dem Jubelrufe: „Land, Land" zum ersten Male erblickten. Wir waren wenig südlich von der Stadt Benguela und durften hoffen sie noch heute zu erreichen, indem wir ganz nahe am Lande dahin fuhren. Denn so bedeutend ist hierselbst die Meerestiefe, daß selbst die größten Schiffe bis auf ein oder zwei englische Meilen mit Sicherheit sich nahen dürfen. Ueberraschend ist die

Aehnlichkeit dieser schroffen bis hart ans Meer reichenden Bergabhänge mit denen einiger dänischen Inseln, wie Möhn und Stevensklint, mehr überraschend aber war für mich das liebliche Grün, was Thäler und Höhen bedeckte, da ich vielmehr die afrikanische Küste dieser Zone, als nackt und sonnenverbrannt mir vorgestellt hatte. Hohe Palmen und mächtige Andansonien in den Thälern, mastenhohe Cactus, aus der Ferne verwitterten Baumstämmen vergleichbar, und niedriges Gesträuch auf den Höhen geben der Landschaft überall das Ansehen üppiger Schönheit; nirgends aber ist die Hand des Menschen darin zu sehen, da selbst die rohen Negerstämme nur einzeln diese Einöden durchziehen, wenn Handelsgeschäfte sie aus dem Innern an die Küste locken.

Da uns die Meeresströmung und ein schwacher Seewind langsam nur dem Ziele näher führten, so mußten wir wegen der eintretenden Dunkelheit und wegen der Brandung, die mit dem Geräusche eines entfernten Donners an der Küste sich brach, für heute noch die Landung verschieben und erst am Morgen des 11ten Octobers liefen wir ein in den herrlichen Hafen, der gegen alle Winde schützt und an dieser Küste wenigstens zu den besten gehört. Noch blieb die Stadt uns halb verborgen, da nur erst einzelne Dächer unter dem dicken Grün hervorsahen, welches diesen sumpfigen Bergkessel zwischen den zum Theil sandigen Bergen der ersten Küstenterrasse wie mit einem Teppich überzogen hat; der größte Theil der Häuser ward von hohen Kokuspalmen ganz verdeckt, und nur die halb verfallene Festungsmauer, das Gouvernementsgebäude und wenige Privathäuser wurden sichtbar. Aber schon ehe wir noch in der nöthigen Ferne vom Lande Anker geworfen hatten, kam ein schlecht uniformirter weißer Zollbeamter von vier fast nackten Negern gerudert an Bord, um seine Schuldigkeit zu erfüllen, und ein Schwarm anderer ganz oder halb nackter Neger kam bald mit wildem Lärmen, tanzend und jauchzend, einander schlagend und fortstoßend, bis an die Brust im Wasser watend uns entgegen, um den geringen Lohn fürs Tragen durch die Brandung zu verdienen; denn trotz der geschützten Lage des Hafens fehlt diese hier nie ganz, so daß bei lebhafterem Seewind das Landen

oft unmöglich wird. Mit wahrem Widerwillen nur bestieg auch ich den Rücken eines solchen mit röthlicher Erde im Gesicht bestrichenen Schwarzen, an seinen ekelhaft schmierigen Haaren mich festhaltend, und setzte so den ersten Fuß ans Land im Reich der Portugiesen und der Sclavenkäufer zu Benguela.

Unser erster Gang war zum Gouverneur, vor dessen Palast ein Mulatte Wache hielt. Mit weißer leinener Jacke angethan und gleichen Beinkleidern, eine abgetragene schirmlose Militärmütze auf dem Kopfe, im linken Arme unbehülflich ein plumpes Gewehr haltend, ging dieser im brennenden Sande hier auf und ab; einige Neger, vielleicht aus weiter Ferne hergekommen, lagen in demüthiger Stellung daneben, des Augenblicks gewärtig, wo es Sr. Excellenz gefallen würde ihr kleines Anliegen zu vernehmen. Der Palast selbst, mit seinen dicken Wänden, ohne Fußboden und überall entsetzlich schmutzig, würde bei uns für einen Wagenschuppen gelten können, sein Bewohner aber, der Gouverneur, früher Offizier in Portugal, der irgend eines Verbrechens wegen an diese Küste geschickt war und jetzt Frau und Kinder in Loanda zurückgelassen hatte, um durch heimliche Begünstigung des Sclavenhandels zu Benguela schneller reich zu werden, war gegen uns so freundlich und zuvorkommend, daß er mir und den beiden Naturforschern sogleich von vorn herein die Erlaubniß ertheilte zu jagen, wo es uns nur belieben würde. Hierauf ließ meine Neugier mir nicht weiter Ruhe und ich beeilte mich einen Weg durch die Stadt zu machen, welche, nach der Aussage des Gouverneurs, von etwa 3000 Seelen bewohnt sein sollte. Dieselbe hat einen weit größeren Umfang als ich mir darnach vorgestellt hatte; denn an den breiten, geraden und regelmäßig geordneten Straßen stehen fast mehr Ruinen als Häuser, welche in Folge eines vor fünf bis sechs Jahren durch eine Negerhorde gemachten Ueberfalls entstanden sind. Sonst aber hat Alles mehr oder minder eine europäische Form, obwohl die Wohnungen der Neger nur aus Lehm und Palmzweigen bereitet sind. Eigentliche Negerhütten aus Palmblättern oder Binsen, in Form spitz zulaufender Bienenkörbe, finden sich nur an den Enden der Stadt; einen äußerst traurigen Anblick in der Stadt selbst aber gewähren diejenigen

Straßen, welche zu beiden Seiten allein von zehn Fuß hohen Steinmauern begleitet werden, zumal wenn man bedenkt, was der eigentliche Zweck derselben ist. Diese Mauern sind nämlich nichts anderes als die Umfassungswände der Sclavenspeicher d. h. etwa sechzig Fuß langer Höfe von ziemlich gleicher Breite, von denen immer zwei oder drei neben und hinter den Wohnhäusern der Europäer sich befinden, welche selbst dann der andern Straße zugekehrt sind. Je ein solcher Hof faßt etwa 150 bis 200 Neger, die hier ohne jegliches Obdach der Sonnengluth, dem Thau und Regen ausgesetzt bleiben bis zu ihrer Einschiffung, während doch selbst für Schweine und Ziegen und was sonst noch in diesen Höfen sich aufhält ein Wetterdach errichtet ist. Die Herren dieser Speicherräume sind, mit Ausnahme von zwei oder drei Italienern, nur Portugiesen. Sie kennen allein das Gefühl für den Reichthum, daher die Sclaven für sie nur als Waare, nicht als Menschen gelten. Kein weißes Weib hat je hierher den Weg gefunden um menschlichere Gefühle in der Brust des harten Mannes anzuregen. Mulatten sind die Diener dieser Herren und Schwarze ihre Dienerinnen. Was Tagelöhner sonst verrichten, das Reinigen des Unkrauts im Gemüsegarten oder das Herbeitragen des Trinkwassers aus dem zwei bis drei Legoas (18 Legoas gleich 15 geogr. M.) fernen Flüßchen Catumbella, das thuen Sclaven in der Kette zur Zeit der höchsten Sonnengluth, wenn ihr Gebieter nicht das Haus verlassen darf. Denn diese Weißen sind am Tage selber wie Gefangene Gottes; sie dürfen ungestraft nicht an das Licht der Sonne kommen. Nur früh am Morgen von halb sechs bis gegen acht, wo dann die Sonne mehr die Nebel zu durchbrechen pflegt, die täglich über diesem Pflanzensumpfe lagern, sieht man ihre traurigen Gestalten behufs der Geschäfte in den Straßen, aber wie aus dem Grabe gekommen, — die Stimme ist schwach, der Athem wie zwischen den Zähnen, der Bauch stark aufgedunsen vom mehrfach überstandenen Küstenfieber — so schleichen sie gespensterhaft dahin. Einer von ihnen, ein Portugiese, der seit 23 Jahren hier war, gab mir die Versicherung, daß er am meisten für sein Leben fürchte, wenn er so ganz einmal sich ohne jedes Leiden fühlte; denn Alle leiden fortwährend an Vergröße-

rung der Milz und fühlen nur beim sogenannten „kleinen Regen“ sich so leidlich wohl, den „großen Regen“ aber und die Sonnengluth des Tages scheuen sie wie eine Pest. Muß daher der Weiße einmal hinaus am vollen Tage, so trägt er einen breitgerandeten Strohhut, der selbst die Schultern noch beschattet, oder er läßt auf kleineren Touren in der Stadt in einer Sänfte, der sogenannten Tipeua, sich tragen, der Länge nach ausgestreckt unter dem Dach von Seide oder Leinewand. In solcher Tipeua allein macht er auch seine größeren Reisen, oft fünf bis sechs Legoas und darüber des Tages nur auf den Schultern der Neger. In seinem Hause sind für gewöhnlich die Fensterläden nach allen Seiten hin geöffnet, um den Luftzug frei durchströmen zu lassen und dabei trägt er dünne, leichte, in der Regel weiße Beinkleider, nebst Hemd und Jacke von feiner Leinewand als eigentliches Hauskleid. Als Gesellschaftstracht gilt auch hier der schwarze Frack; allein dem Gaste wird alsbald zu größerer Bequemlichkeit eine leichte Jacke oder Blouse gereicht, weil er sonst kaum die Hitze würde ertragen können. Denn die Temperatur dieses noch tiefer als das Meer liegenden Kessels beträgt im Schatten gewöhnlich 27 bis 28° R. und steigt nicht selten selbst bis 32°. Dabei ist die Sonne nie ganz frei und ihre Umrisse bleiben stets durch Nebel verdeckt; aber die Luft ist in so flimmernder Bewegung, daß das Auge höchst ungern nur den Schein des Lichtes erträgt. Selbst das Raubthier macht sich bei solcher Hitze nicht hervor aus dem Versteck, Alles ist stumm, der kleine Papagei und der afrikanische Colibri sind im dicksten Laube verborgen, die Pflanzen lassen matt die Blätter hängen und kaum ein Lüftchen fächelt Leben in die Todtenstille. Dann hört man draußen nur den Tritt der Sclaven, welche Wasser holen aus dem höher gelegenen Catumbella oder Waaren zum Meeresufer hinabtragen, je 8, 10 oder 15 zu einer Kette verbunden, drinnen aber wandeln Sclavinnen mit großen Fächern um den Tisch, die Fliegen- oder Mückenschwärme abzuwehren und ihrem Herren Kühlung zuzufächeln. Diesem aber ist dann kaum der Genuß des weit herbeigeholten Trinkwassers erlaubt. Seine Sclaven freilich und die wenig schönen Kühe, mit den vier bis fünf langen Hörnern,

welche in der Nähe der Stadt geweidet werden, trinken ohne Nachtheil aus den nur wenige Fuß tief eingegrabenen Wassergruben, die sich in jedem Hofe finden; er selbst aber muß das filtrirte Wasser noch mit Branntwein erst vermischen und darf von all den schönen Früchten seines Klima's stets mit Vorsicht nur genießen. Selbst die Producte des Meeres werden mit wenig Ausnahmen gemieden, weil jeder von Vergiftungen durch Fische zu erzählen weiß, und weil nun Rindfleisch selten ist, so muß man sich mit Huhn und Schwein und Ziege für gewöhnlich hier genügen lassen. Hat endlich der späte Nachmittag wieder eine behaglichere Natur gebracht, so darf man endlich behufs des Spazierganges wieder das Haus verlassen, doch nicht einmal ein Pferd ist hier zu haben. Denn man behauptet, daß die aus Brasilien übergeführten kaum ein Jahr hindurch das hiesige Klima zu ertragen fähig wären, daher kaum zwei oder drei Pferde in der ganzen Stadt vorhanden sind. Mit der schnell hereinbrechenden Dunkelheit eilt Alles dann wieder heim und mit ihr tritt oft solche Kühle ein, daß mir wenigstens der Luftstrom durch die Laden öfters höchst empfindlich war. Kattun und Gazeumzüge bewahren den Schläfer dann endlich vor den Stichen der Muskitos; nur zu oft aber ist der Herr des Hauses über Nacht mit der Sorge um den Verkauf seiner Sclaven beschäftigt, da das wachsame Auge der englischen Kreuzer zur Einschiffung an einem unbekannten Orte der Küste zwingt, daher gar oft in nächtlichen Eilmärschen große Sclaventransporte nach der erst neuerlich angelegten, 20 Meilen südwärts liegenden, portugiesischen Colonie Mossamedes geschafft werden müssen, was immerhin mit großen Gefahren verbunden bleibt.

Gegen dies traurige Leben und Treiben der Weißen, welche den Ankömmling vollends mit ihren Rathschlägen und Warnungen, auch in Betreff der Speisen und Getränke, oft nur zu ängstlich machen, bietet das Leben der Eingeborenen einen eigenthümlichen Gegensatz. Schon ihre zum Theil recht niedlichen Wohnungen, freilich nur von Lehm und Palmzweigen, aber doch im europäischen Styl erbaut, verrathen, daß sie aufgehört haben so ganz nur im Naturzustande fort zu leben. Allein ihre Cultur ist doch nur eine äußere ohne jeden tieferen inneren

Grund. Denn wie es mit dem Innern der Kirche steht, welche äußerlich dem Fremden in die Augen fällt, mit vielem Schnitzwerk und den Heiligenbildern daran, während im Innern schon seit Jahren kein Priester mehr das Sacrament verwaltet, nachdem drei von Loanda gesandte Priester in einem Jahre nach einander schnell des Klima's Beute wurden, so steht es auch mit dem Heiligthum des Glaubens dieser Schwarzen, die sich Christen nennen; ihr Glaube ist der alte Aberglaube noch, der in dem Kreuz nur eine andere Form des Fetischdienstes hat. An Unterricht ist kaum zu denken; er war nie mehr als bloßes Einprägen der Ceremonien der katholischen Kirche und hat seit dem Verfall der Kirche gänzlich aufgehört. Schreiben und Lesen lernen war aus dem Grunde schon nicht nöthig, als ihre Sprache nur einer der unzähligen Dialekte der Bundasprache oder der Sprache der Congoneger ist, welche aller Schriftzeichen entbehrt. Trotzdem aber ist die portugiesische Sprache den Negern der Stadt fast allgemein bekannt, denn alle Neger lernen mit großer Leichtigkeit Englisch und Portugiesisch, wo sie mit diesen Nationen verkehren, und rechnet man dazu die Kenntniß einiger Zaubermittel zu medicinischem Gebrauch und einiger Formen, die sie Europäern glücklich abgesehen haben, so ist das ihre ganze Wissenschaft. Heiter von Natur, lieben sie Musik, Gesang und Tanz; doch ist der Inhalt ihrer melancholischen Weisen, mit denen sie die unsittlichsten Tänze stundenlang begleiten, nichts mehr als der ewig wiederkehrende Gedanke: „Benguela ist eine schöne Stadt, und hat sehr schöne Frauen." Und in der That ist die Körperform und Gesichtsbildung dieser Schwarzen gar nicht häßlich, oft sogar schön zu nennen. Allein die kindischen Verzierungen oder Verunzierungen jeglichen Körpertheils, das Anstreichen des Gesichts mit rother oder weißer Erde, das Tätowiren, wunderliche Haarfrisuren und das Behängen mit Glasperlen, Thiergebissen, Federn und Thierhäuten giebt ihnen in unsern Augen oft ein sehr unbehagliches Aussehen. Früh Morgens sieht man hie und da, doch freilich seltner nur, den Einen oder Andern seinen Mais oder „Tapiok" (Maniok) besorgen, während Andere zum Fischfang nach dem Meere eilen. Denn Fische bilden hier nicht nur die einzige Nahrung der Verkaufs-

neger, sondern auch die Hauptnahrung der Freien. Noch Andre tragen Tauben zum Verkauf umher, die rings herum in den Gebüschen girren. Dann, wenn die Hitze kommt, ruht Alles ohne Sang und Klang, sich sonnend oder Tabak rauchend vor der Hütte. Eine Hand voll „Farinha“ oder Bohnenmehl, hier zu Lande die pulverisirte Wurzel der Maniokknolle, genügt zum einfachen Mittagsmahle. Dies wird im Schatten verzehrt und ohne jegliche Zuthat mit den Fingern aus der linken Hand zum Munde geführt, und seltner nur giebt man sich noch die Mühe, dasselbe mit Wasser bespritzt in irdenen Gefäßen über dem Feuer zu rösten. Zuweilen sah ich spannenlange Stückchen Zuckerrohr vertheilen, die als Nachtisch vernascht wurden; nicht daß das Zuckerrohr hier selten wäre, aber man muß es erst vom Catumbella holen, wo es in großer Menge wächst. Und eben so ist es mit der Maniokwurzel, welche überall herum wuchert und mit leichter Mühe aus der Erde gescharrt wird; aber nur einzelne Mehlhändler geben sich die Mühe in ganzen Feldern sie zu bauen*). In seltenen Fällen bereitet man aus Mais in Form dicker Pfannenkuchen ein wenig schmackhaftes Brod, da diese Pflanze sonst nur als Viehfutter verbraucht wird, indem Ziege und Schwein in keiner Negerhütte fehlen. Was mich vor allem aber Wunder nahm, das war die so geringe Menge, die überall zur Sättigung genügend war; indeß später sah ich immer Aehnliches sogar bei solchen Negern, die zu starken Arbeiten benutzt werden. Der Nachmittag dient dem Neger wie dem Weißen zur eigentlichen Freudenzeit, wenn nicht das Wechselfieber auch ihn, wie oft zur Zeit des kleinen Regens, in die Hütte bannt. Die Nacht aber darf Keinen ohne Obdach finden und wäre es auch nur das rund oder spitz zulaufende

*) Die Maniokwurzel wird wie unsere Kartoffel zur Stärkebereitung über großen Gefäßen gerieben, mit Wasser ausgelaugt und an der Sonne getrocknet. Ich sah zu Loanda die Neger vielfach damit beschäftigt vor ihren Hütten; denn wie vor der Hütte das Feuer brennt, so wird auch jede Arbeit für gewöhnlich dort verrichtet. Uebrigens wächst dort auch, namentlich am Bengoflusse, eine sehr schmackhafte Bohne, unter dem Namen Mandanabohne, daher das eigentliche Farinha oder Bohnenmehl an der hiesigen Küste nicht unbekannt ist.

Dach aus Schilf und Palmzweigen, die Hütte des Aermsten. Denn jetzt kommen die Raubthiere aus ihren Schlupfwinkeln bis in die Stadt hinab und nur bei hochbrennendem Feuer oder mit der Fackel in der Hand darf man noch draußen weilen. War doch erst acht Tage vor unserer Ankunft eine Sclavin hart neben der Stadt, mitten am Tage von einem Löwen gefressen, und wurde doch während unserer Anwesenheit, um fünf Uhr Nachmittags, eine Hyäne inmitten der Stadt selbst niedergeschossen! Und freilich macht Gewohnheit bald die Furcht verschwinden, indeß dem Fremden kommt es gar entsetzlich vor, wenn nächtlich in den Straßen das Geheul des Raubthiers sich vernehmen läßt oder wenn das Verkriechen und Heulen der Hunde als Zeichen gedeutet wird, daß die Hyäne eben in der Nähe sei.

Gegen das laute, geräuschvolle, gesellige Leben dieser Neger, welche auch sonst noch in der Stadt verkehren, durch Umtragen mannigfacher Waaren und dergleichen, bieten vor allen zwei große regelmäßige Stadtplätze einen Gegensatz, die nur von den oben beschriebenen Mauern und von den wenigen Wohnungen der Europäer begrenzt sind, indem sie meistens todt und leer erscheinen. Ein ganz besonderes Gepräge aber wird ihnen und der ganzen Stadt zu Theil durch das häufige Eintreffen von Sclavenzügen aus dem Innern des Landes, deren Größe man ermessen kann, wenn man erfährt, daß noch im Jahre 1838 von hier allein sind zwanzig Tausend Sclaven ausgeführt, und sicherlich möchte diese Zahl sich heute kaum verringert haben. Für diese Sclavenzüge allein wird der Vorrath von Fischen bereitet, die man in großer Menge auf dem Meeressande dörrt, um sie an diese Karavanen zu verhandeln, zugleich der einzige Erwerbszweig dieser freien Neger, von denen Niemand sich mit irgend einem Handwerk befaßt, so daß man Bauten und dergleichen nur durch Schiffshandwerker kann besorgen lassen. Und dieser Handel ist zugleich der Grund, weshalb die freien Neger Benguelas wie aller andern portugiesischen Städte von dem überall gebräuchlichen Menschenraube verschont bleiben, obwohl es sonst ein Leichtes wäre für die zu Tausenden erscheinenden Neger des Innern, sich dieser nach der Landseite zu ganz unbe-

festigten Städte zu bemächtigen. Denn jener oben erwähnte Ueberfall vor fünf bis sechs Jahren, war nur durch eine weit und breit herumplündernde Horde ausgeführt, welche nicht daran dachte behufs des Sclavenhandels Gefangene zu machen, und wahrscheinlich tief aus dem Innern oder gar vom fernen Osten her herbeigezogen war, um darnach spurlos wieder zu verschwinden. Aus gleichem Grunde sind auch jene deportirten Europäer sicher, welche des ungesunden Klimas wegen Benguela gleich verlassen und oft ganz allein zerstreut umher wohnen an den Karavanenstraßen, da auch sie es verstehen, durch willkommene Handelsartikel den Schwarzen sich unentbehrlich zu machen, wenn sie nicht eben selbst zum Ankauf der geraubten Sclaven sich verstehn. Ein Neger im Innern aber ist seiner selbst nie gewiß; es bedarf nur des geringsten Zwistes zwischen Leuten seines Stammes und denen eines andern Stammes, und er wird, ehe ers noch weiß, als Opfer der Vergeltung ausersehen, oder aber er wird vom Zauberpriester als Grund des Mißlingens irgend eines Vorhabens bezeichnet, die Blutrache zwingt zur Vergeltung, eine nicht bezahlte Schuld soll durch ihn als den Verwandten oder Befreundeten des eigentlichen Schuldners gedeckt werden, ein Häuptling hält ihn für gefährlich, wenn er sich einmal zu frei im Rathe äußerte, und was dergleichen mehr ist, kurz immer schwebt das Netz des Feindes über seiner Freiheit oder das Schwert desselben über seinem Haupte. Aus diesem Grunde sieht man nicht nur die Sclaven führenden Karavanenzüge, sondern auch jeden einzelnen Neger des Innern oft bis zur Uebertreibung stark bewaffnet, und die verschiedene Art der Bewaffnung verleiht denselben dann in unsern Augen ein gar wunderbares Aussehen. Feuergewehre sieht man sehr selten bei ihnen, denn diese finden sich nur in den Händen der Wenigen, welche in der Nähe der europäischen Colonien aus der Elephantenjagd ein Geschäft machen, indem sie ohne allen Mundvorrath, den Dolch im Gürtel und die Patronen mit der Kugel in der Tasche, weit hinausziehen in die Wildniß und ihre Beute an die Karavanenstraßen tragen, um sie mit dieser Post der Heimath zuzusenden. Fast alle tragen vielmehr meist selbstgefertigte Waffen, Keulen und Messer im Gürtel und dann noch

Lanze, Bogen und Pfeile, welches Alles nicht selten bei einer Person zugleich getroffen wird. Zuweilen sah ich einen Parirstock von 5 bis 6 Fuß Länge, in dessen Mitte ein Stück vom Fell des Rhinoceros oder Elephanten befestigt war zum Schutz für die Hand, nie aber einen eigentlichen Schild. Auch europäische Säbel findet man selten; denn die afrikanischen selbstgefertigten Säbel sind von ganz gleicher Güte, und man zeigt nach Südosten hin, um dort ein metallreiches Land zu bezeichnen, in welchem die schönsten Klingen bereitet würden. Am schönsten aber pflegen die Wurfspieße gearbeitet zu sein, mit denen der Neger selbst gegen größere Thiere kühn den Angriff wagt. Diese bilden oft die einzige Waffe eines Mannes, sind ganz aus Eisen, fünf Fuß lang und von der Mitte bis nahe an das hintere Ende mit langhaarigem Ziegenfell überzogen, während dagegen die Lanzen nichts weiter sind, als harte, sechs Fuß lange Holzstiele, an deren Ende ein spannenlanger zweischneidiger Dolch befestigt ist. Schwer aber begreift sich's, wie der Neger die leichten Rohrpfeile, ein feines hartes Stückchen Holz mit widerhakiger Eisenspitze, eingeschoben in leichtes Rohr, dessen unteres Ende mit Vogelfedern versehen ist, vermöge seines einfachen Bogens mit solcher Kraft und Sicherheit fortzuschnellen weiß; denn der Ungeübte schießt mit diesem fast geraden zähen Bügel, den eine Sehne aus Schweinsleder zusammenhält, kaum auch nur halb so weit, geschweige daß er sicher schießen sollte. Auch von der Keule dieser Schwarzen hatte ich mir eine ganz falsche Vorstellung gemacht und konnte die nur etwa zwei Fuß langen, zollstarken Hölzer mit doppelt starken, oft länglichrunden, ausgezackten Endknollen kaum dafür erkennen. Und doch ist gerade diese unscheinbare Waffe bei der Leichtigkeit ihrer Handhabung eine der gefährlichsten, daher bei fernher kommenden Karavanen dies oft die einzige Waffe ist, nur daß man hie und da daneben auch noch den Parirstock sieht. Für gewöhnlich aber gewahrt man alle diese Waffen in mannigfaltigster Zusammenstellung bunt durcheinander, und bunter und mannigfaltiger noch die wunderlichen Ausschmückungen des Körpers, da jeder Neger sich nach seiner Laune schmückt und nur in seltnen Fällen eine gewisse Gleichartigkeit der Sitte zu ent-

decken ist. Daher finden sich schon zu Benguela selbst die verschiedensten Trachten, wiewohl für gewöhnlich jenes zwei bis drei Ellen lange Stückchen Kattun von blauer Farbe, um die Hüften geschlagen und durch einen Strick oder Knoten in sich selbst zusammengehalten, die ganze Kleidung dieser städtischen Neger bildet. Allein in den meisten Fällen hängt darüber vom oberen Rande des Schurzes nach vorn hin noch irgend ein Thierfell herab und möglicherweise so, daß das Kopfende mit der rauhen Seite nach außen gekehrt ist. Denn in diesen Fellen trägt der Neger seinen Heiligen, seinen Gott oder Fetisch bei sich, und oft versieht die Haut des Tiegers oder gar des Löwen diesen Dienst, meist aber ists ein bloßes Affenfell. Schon Männer lassen in ihrer Eitelkeit bisweilen einen Theil dieser Häute hinten nachschleppen, besonders aber reiche Frauen fügen dem einfachen Schurze stets noch eine große schwarze Umhüllung hinzu, welche von der Stirne anfangend, über Kopf und Schulter so herabhängt, daß die ganze Figur davon umhüllt wird, indem allein das Gesicht nur noch frei bleibt, und gilt es dann vollends bei festlichen Gelegenheiten zu prangen, so tragen sie drei bis vier solcher Laken über einander, deren verschiedene Farben dann auf der Brust oder doch in der Schleppe sichtbar werden müssen. Zu diesem Schmucke kommen dann noch die wunderbarsten Verzierungen an andern Körpertheilen, namentlich am Haupte und am Halse, oder an Armen und Füßen, wobei Glas- oder Porzellanperlen immer eine Hauptrolle spielen. Vor allen Dingen umgeben zahllose Perlschnüre den Hals, außerdem aber Oberarm, Unterarm und Handgelenk. Bei kleinen Kindern sind in gleicher Weise auch die Beine so umschnürt, während Erwachsene dergleichen Bänder aus geflochtenen Elephantenhaaren oft an gleicher Stelle tragen.

In der Nähe von Benguela deuten kupferne oder eiserne fingerdicke Ringe um Fuß und Handgelenk, welche nicht zusammenhängen und bei jeder Bewegung Geräusch machen, den Rang und Stand des Inhabers an, überall aber sind die drei bis achtfachen spiralförmigen Ringe ausschließliches Vorrecht der Könige. In den Ohren dürfen natürlich goldene oder messingene Ringe nicht fehlen; aber zu dem Allen kommt dann noch

insonderheit die Behandlung des Haupthaares. Sehr viele Männer tragen das Haupt glatt, rasirt und eben so die Frauen, welche mit langem Gewande ganz verhüllt gehen. Bei den Frauen aber, welche das Haar in natürlicher Form tragen, darf ein hölzerner Kamm von eigener Hand, ein zierlicher Stecken oder die Nadel vom Stachelschwein nie fehlen. Andere zertheilen das Haar in mehrere Tausend kleine Flechten und ziehen auf jeden Strang eine Perle oder mehr dergleichen von verschiedenen Farben, so daß bei jeder Bewegung wieder Geräusch entstehen muß, welches dann von dem Auf- und Niederwiegen einer Vogelfeder begleitet wird, die noch zum Ueberfluß am Ohre oder mitten auf dem Kopfe prangt, eine Tracht, die mehr den inneren Stämmen anzugehören scheint, aber täglich zu Benguela gesehen wird. Für gewöhnlicher begnügt man sich damit, eine Art Gartenanlage auf dem Haupte nachzubilden, indem man einzelne Stellen mit der Schur verschont, und dann bleibt entweder bloß ein Büschel Haare mitten auf dem Scheitel stehen, oder ein schmaler Streifen von der Stirn zum Nacken, oder vom rechten zum linken Ohre, oder eine Hälfte des Ganzen und wie es sonst beliebt. Dazu kommt dann noch das Bemalen mit röthlicher Thonerde, einmal der Fußsohlen, wodurch die Füße wie mit Sandalen bekleidet erscheinen, bei beiden Geschlechtern; dann aber insonderheit bei allen Frauen, die noch irgendwie gefallen wollen, der Anstrich des Gesichts, drei weiße Striche wagrecht über die Stirn hin, ein senkrechter desgleichen längs dem ganzen Rücken der Nase, zwei rothe Flecken auf den Wangen und noch ein weißer wieder auf der Spitze des Kinnes. Finden dagegen solche roth bemalte Stirnen oder Backen sich bei Männern vor, so darf man sicher schließen, daß sie Kopfschmerz oder Zahnweh haben, da jener rothe Thon zugleich als Heilmittel gegen dergleichen gebraucht wird, und nie sieht man Karavanen, bei denen nicht einzelne Mitglieder so bestrichen wären. In Betreff der Haut- und Zahnverzierungen bemerke ich, daß diese in dem Grade abnehmen, als die Neger mit Europäern in nähere Verbindung treten und zu Benguela gehört oft schon ein aufmerksames Auge dazu, um die fein geschnitzten Kreise auf den Wangen oder auf der Stirn eines dortigen Negers oder

einer Negerin zu erkennen, oder zu bemerken, daß der Oberkiefer durch das Ausfeilen seiner Vorderzähne bis zur Mitte wie in zwei Hälften gespalten erscheinen soll. Man behauptet, daß jeder Stamm darin seine eigenthümliche Weise habe, daß schon den Kindern das Volkswappen vom Vater auf den Schulterblättern eingeprägt werde, und daß selbst an der Zahnfeilung nur schon mancher Stamm erkennbar sei. Und allerdings habe ich Gelegenheit gehabt, die ausgebreitete Kenntniß eines Negers zu bewundern, der daran allein die verschiedenen Stämme aus dem Innern zu erkennen wußte. Zugespitzte Eckzähne sah ich sehr häufig und ebenso zwei- oder dreitheilig gefeilte Zähne, jedoch mit Erhaltung der Politur. Das Abbrechen der Zähne aber in der Form, daß je einer Lücke gegenüber ein Zahn stehen bleibt, soll nur von einzelnen menschenfressenden Horden geschehen, doch greifen darum noch nicht, wie man gefabelt hat, die Zahnreihen in einander, da dies nur an den Vorderzähnen geschieht und die Backzahnreihen aufeinander fassen.

Man sollte meinen, daß man zu Benguela die bestimmtesten Nachrichten über das Innere des Landes erfahren müßte, zumal da viele Deportirte unternehmend genug waren über dreißig Tagereisen weit von der Küste sich anzusiedeln. Indeß diese Menschen haben nur Sinn für ihren Sclavenhandel, und wenn das Geschäft sie einmal auf wenig Stunden oder Tage hierher zurückführt, so wissen sie nur im allgemeinen die Schönheiten der höheren inneren Gegenden und deren gesundes Klima zu rühmen. Aus diesem Grunde erfährt man weder hier noch zu Loanda irgendwie mehr, als das schon längst Bekannte, was halb wie Fabel, halb wie Wahrheit klingt, indem es zur Unmöglichkeit wird, die unbestimmten Angaben über herrliche Ströme, hohe schneebedeckte Berge, (wovon die aus Nordost herbeiziehenden Karavanen in Loanda wenigstens nichts wissen wollten) die nur auf schmalen Pfaden überstiegen werden können, oder wieder Erzählungen von einer herrlichen Strombrücke, mächtigen Wäldern, großen Seen und reichen Goldländern, in denen es von Menschen wimmele und was dergleichen mehr ist, zu einem der Wirklichkeit in der That entsprechenden Bilde zusammenzufassen. Seitdem der Engländer Tuckey im Jahre 1816 bei der Befah-

rung des Zaire- oder Congoflusses mit fast allen seinen Leuten umgekommen ist, sind keine derartigen Versuche wieder gemacht worden, und Niemand ist im Stande, die überall höchst zweifelhaften Berichte des Franzosen Douville zu prüfen, der im Jahre 1828 bis 1830 eine Reise durch Congo, Angola, Benguela bis zum Cuffua-See und Bomba will gemacht haben. Wie weit es daher Wahrheit oder Uebertreibung ist, wenn z. B. der Cuffua-See dargestellt wird als ein See von zwanzig Stunden Länge und zehn Stunden Breite, in dessen Umgebung zwei Stunden weit alles Pflanzenleben fehle, umringt von einem Gürtel wild zerklüfteter Berge und selbst bedeckt mit einer dicken Schicht Erdpech, welche kein Sonnenstrahl durchdringen könne, so daß das Wasser kalt darunter sei und jedes Leben darin fehle, das wird vielleicht noch lange unentschieden bleiben müssen; denn unsre Karten tragen diesen See wie vieles Andere nur vermuthungsweise auf, so daß in Wahrheit von Benguela bis Mozambique das ganze Innere gleich dem ganzen Süden bis zum Orangestrom mit sehr wenig Ausnahmen so gut wie noch mit Nacht bedeckt zu denken ist. Nur in Betreff der Sicherheit im Innern erfuhr ich aus dem Munde solcher europäischen Deportirten, daß sie dort unbesorgt und ruhig leben könnten, und daß ein solcher Ueberfall, wie ihn Benguela jüngst erfahren habe, von dem für gewöhnlich ganz tief im Innern nomadisch herumstreifenden Stamme der Jaggas ausgegangen sei, welcher die Gefangenen lieber fresse als verkaufe. Ebenso ward aber allgemein das zwischen hier und Loanda liegende, an Steinsalz reiche Land Quissama, mir als von einem rohen Volke bewohnt geschildert, welches sich an keine Verträge binde, daher die Landverbindung dorthin stets gefahrvoll bleibe. Vielleicht daß es gelingt, durch den zur Zeit zu Mossamedes stationirten portugiesischen Gouverneur bald näheren Aufschluß über das eigentliche Leben solcher Völker zu erhalten. Denn dieser ritterliche Officier, der auf verschiedenen Forts des Innern schon befehligt hat, ist mit der Tochter eines etwa zehn Tagereisen weiter ostwärts wohnenden Negerkönigs verheirathet und war schon bis auf funfzig Tagereisen weit ins Innere vorgedrungen. Gestützt auf das Ansehen seines königlichen Schwiegervaters und ver-

traut mit den Sprachen und Sitten der Negerstämme, beabsichtigt derselbe nun eine weitere Entdeckungsreise noch quer durch Afrika bis an die Küste Mozambique, woher schon Sclaven nach Loanda sind zu Markt gebracht. Sollte dieselbe ausgeführt werden, und sollte sich überhaupt Mossamedes an Stelle des zwanzig Meilen nordwärts liegenden Benguelas zur Hauptstadt dieser Küste erheben, wie das fast zu erwarten ist, da hier ein guter Hafen neben so gesundem Klima sich findet, daß von hundert Soldaten, welche zur Anlage des Forts hierher geschickt wurden, bei angestrengter Arbeit in drei Monaten auch nicht Einer erkrankte, so würde in Zukunft vielleicht gerade von diesem Orte aus auch eine mehr wissenschaftliche Erforschung dieses unbekannten Landes zu erwarten sein. Für jetzt aber fand ich in ganz Benguela nur einen einzigen Europäer, der überhaupt noch einigen Sinn für die Erforschung der Landesproducte hatte und dem es Freude machte, des Morgens mit der Flinte im Arm die nächste Umgebung der Stadt zu durchstreifen. Er hatte hier zuerst die Ipecacuanha, Erbrechen erregende Wurzel des Veilchenstrauchs (Viola Ipecacuanha aus Brasilien) entdeckt, Proben von Aloe gesammelt, die sogenannte japanische Erde oder den aus Ostindien eingeführten verdickten Saft einer Mimose, Mimosa Catechu, auch hier gefunden und war der Einzige, der Ichtyocolla (Fischleimen) in ziemlicher Menge wirklich ausführte. Auf meine Frage aber, warum er nicht alle diese Producte mehr zum Gegenstand eines bedeutenderen Handels mache, erwiderte er, daß jeder Productenhandel nicht der Mühe lohnen würde, so lange der weit einträglichere Sclavenhandel noch betrieben werden könne, und eben darin liegt denn auch der Grund, weshalb die reiche Pflanzenwelt dieses Erdtheils noch so ganz unbeachtet blieb, und Benguela nur dem Magen durch seine weit gepriesenen schönen Kohlarten und Salate bekannt geworden ist.

Herr dos Santos hatte die Absicht, durch seine oben erwähnten jungen Freunde während eines längeren Aufenthaltes zu Benguela die Natur der nächsten Umgebung näher erforschen zu lassen; denn diese ist so überreich und üppig, daß ganze Schaaren von Elephanten, bei eintretender Dürre auf den weiten

Höhen, zu ihr wie zu einer nie versiegenden Vorrathskammer herabsteigen, und daß dem Löwen und der Tigerkatze nie die Beute mangelt aus dem Hirschgeschlechte der Antilopen oder ein Zebra, Affe und dergleichen. Allein da wir für jetzt nur kurze Zeit hierselbst verweilten, und später bei der Rückkehr von Loanda Herr dos Santos noch im Hafen auf dem Schiffe das Leben verhauchte, und Tod oder Krankheit Alles schnell ergriffen hatte, so blieb auch dieser schöne Zweck der Reise gänzlich unerfüllt, und ich kann statt vom Leben, nur vom Tode zu Benguela noch Bericht erstatten. Es liegt aber etwa fünf Minuten außerhalb der Stadt auf einer kleinen Erhöhung ein etwa hundert und funfzig Schritt breiter, quadratischer Platz, welcher zur Abwehr der Hyänen von einer starken Mauer umgeben ist. Dies ist der Begräbnißplatz der Europäer, Kalundo genannt. Eine Gitterthür führt zu ihm ein und ein Schutzdach gegen die Sonne ist für die Leidtragenden am südlichen Ende desselben errichtet, um dort die letzten Ceremonien an den Todten zu vollziehen, darin bestehend, daß zur Beförderung einer schnelleren Verwesung die Leiche mit ungelöschtem Kalk überschüttet und mit einigen Flaschen Essig übergossen wird. Nur mit großer Wehmuth sieht man hier die vielen Denkmäler, welche von Freunden und Verwandten aus der fernen Heimath lieben Todten sind geweihet worden, meist einfache Kreuze mit Angabe des Namens und Geburtsortes; insonderheit ausgezeichnet aber ist nur das schöne eiserne Denkmal eines früheren Gouverneurs. Dorthin nun trugen auch wir unseren Freund und Gebieter. Aber es war uns nicht vergönnt, diesen letzten stillen Gang allein zu machen. Denn schon am Ufer empfing uns ungebeten eine Schaar von schwarzen Klageweibern, welche weinend und klagend den Zug begleiteten, indem sie sich es angelegen sein ließen, von Zeit zu Zeit in übertriebenen Ausdrücken die hohen Tugenden des Verstorbenen zu rühmen. Gleich neben diesem Orte außerhalb der Mauer ist der Ort, wohin die Schwarzen ihre Todten bringen, die sie bei Sonnenuntergang nach ihrer Sitte zu verbrennen pflegen. Ein eigends dazu bestimmter Neger hat dies Geschäft allein zu besorgen. Mehrmals sah ich ihm zu, wie er zu diesem Zweck die mit den

Füßen gegen die See auf flacher Erde gelagerten Leichen dürftig mit trocknem Grase und Reisern überdeckte, vom Fußende her dieselben anzündete und eiligst davon ging, wahrscheinlich aus Furcht vor wilden Bestien, welche um diese Zeit ihre Schlupfwinkel zu verlassen pflegen. Denn ganz in der Nähe des Ortes und überall auf den Wegen sieht man die Höhlen der Hyäne eingegraben in Form eines etwa drei oder viermal vergrößerten Fuchsbaues, ein zehn bis funfzehn Fuß unter der Erde fortlaufend und dann umgebogen; zerbissene und zerbrochene Knochen oder Schädel liegen überall herum, selbst in den Straßen der Stadt, und diese Leichtfertigkeit des Todtenverbrennens ist vielleicht eben der Grund, warum dies häßliche Thier hier so häufig ist, daß oft am Morgen halbvollendete Gruben desselben inmitten der Straßen gefunden werden. Am Tage vermag kein Geräusch, kein Steinwurf oder sonst etwas sie aus der Höhle aufzuschrecken, die sie mit großer Kraft in dem von der Sonnengluth erhärteten Boden in wenig Stunden aufzuwühlen weiß; doch mit der Dämmerung ist sie schnell da und keine Nacht vergeht, wo man nicht in der Stadt ihr häßliches Geheul vernehme. Der Ort nun, wo ein reicherer Neger verbrannt ist, pflegt durch Aufsteckung trockener Büsche bezeichnet zu werden, an denen sein Schmuck aufgehängt wird, und als ein solcher eben jetzt verstorben war, sah ich eine doppelte Reihe dieser Büsche aufgesteckt, welche mit langen Perlschnüren, beschnitzten Kalebassen, Kuhhörnern und einem mit Perlen verzierten Kuhschwanze behangen waren. Von solchen Gegenständen wagt kein Neger trotz sonstigen Diebesgelüstes etwas anzurühren, weil es des Todten Fetisch rächen könnte, und daher liegen denn auch überall dergleichen Gegenstände auf der Erde hier herum. Denn der alte Aberglaube ist auch hier trotz der Bemühungen katholischer Missionen, deren verlassene Stationsorte an den entlegensten Punkten Süd-Guineas herumliegen bis auf den heutigen Tag noch immer derselbe geblieben. Selbst in der Nähe der europäischen Niederlassungen erzählt man davon wahrhaft fabelhafte Dinge; wahrhaft grausame Sitten aber sollen dadurch namentlich im Innern von Benguela bedingt sein. Denn nach dem Bericht eines portugiesischen Beamten soll unter andern

bei den östlichen Grenznachbarn des Districts Bailundo (150 Meilen östlich von Benguela) noch heutigen Tages die Sitte herrschen, daß beim Regierungsantritt eines neuen Sobas oder Königs das Fleisch eines geschlachteten fetten alten Negers mit dem einer Kuh oder eines Schweines innig vermischt, von dem Könige und seinen Vasallen festlich verspeist wird, zum Zeichen, daß der König ein Recht habe, mit allen Unterthanen ein Gleiches zu thun. Und ebenso herrscht dort besonders auch der Glaube, daß der Fetisch eines Lebenden die Seele eines Verstorbenen gemordet habe; daher denn namentlich die Leichen der Reicheren von dem Zauberpriester so lange im Orte herumgetragen werden, bis dessen Mörder aufgefunden ist, indem gewöhnlich ein Feind des Hauses oder ein lange beneideter Reicher als Opfer der Rache auserlesen wird, welcher sich dann durch Verschluckung von Gift von dem Verdacht zu reinigen hat. Uebrigens herrscht auch an dieser Küste noch überall die Sitte der Beschneidung, was ich deshalb bemerken will, weil man in neuerer Zeit das Gegentheil behauptet hat. — Von Benguela aus, welches von etwa 2000 Schwarzen, 300 Weißen und etwa doppelt so viel Mulatten bewohnt wird, sieht man täglich den Nachbarort Catumbella vor Augen, der deshalb von großer Wichtigkeit ist, weil dort allein die von den Europäern erzeugten Kinder ohne Gefahr erwachsen und dann vom siebenten Jahre ab das Klima der Stadt selbst zu ertragen fähig sind. Ich selbst hatte nicht Gelegenheit den Ort näher zu betreten; aber wunderbar ist es immer, daß so gesunde Luft in solcher Nähe schon gefunden wird, da doch der Ort mit Benguela in gleicher Höhe und in gleicher Meeresnähe liegt. Könnte Benguela dorthin seinen Sitz verlegen, so möchte es noch länger hier bestehen können; allein schon jetzt bleiben die verfallenen Festungswerke unangerührt, ein paar halb eingestürzte Ziegelbrennereien arbeiten nicht mehr und Niemand denkt daran das vor sechs Jahren zerstörte Fort nach dem Innern zu wieder herzustellen; kein Arzt der Seele ist mehr hier; die Apotheke und das Krankenhaus verdienen kaum den Namen, da nur Betrüger oder Pfuscher darin walten; kurz Alles deutet darauf, daß man damit umgehet, das Gouvernement von hier

zu entfernen und mit der Zeit nach Mossamedes zu verlegen. Inzwischen ist für jetzt noch Benguela, mit einem sogenannten Präsidium dem Fort Caconda im Innern verbunden, die Hauptstadt dieser Küste und wird von hieraus die Herrschaft geübt über die Districte: Bailundo, Dombe grande da Quinzamba, Hambe, Galangue, Quilengues e Sambos, Quilengues e Huita und Bihé. Ein Bataillon Linientruppen und eine Compagnie Artillerie sind zu dem Zwecke bestimmt; allein zwei Drittel der weißen Soldaten werden in der sogenannten Carneirade, der Zeit des großen Regens, gewöhnlich Opfer des Klima's, daher Mulatten unentbehrlich sind als eigentlicher Stamm der Heeresmacht. Schon vor langer Zeit einmal lag ein Benguela zehn bis zwölf Meilen nördlich von hier unter dem Namen Altbenguela, vielleicht, daß wir den Ort in Zukunft weiter südlich suchen müssen. Für jetzt aber verlassen wir Benguela, um von 12° 34′ S. Br. nordwärts segelnd zunächst nach Novo Redondo aufzubrechen.

Zweites Kapitel.

Schon waren die übrigen Schiffe voraus nach Loanda, als auch wir am 28sten October Abends sechs Uhr die Anker lichteten, um unserer Bestimmung gemäß auf dem Wege dahin erst noch Redondo anzulaufen. In einem Tage macht man bei der fast immer günstigen Windrichtung aus Südwest den Weg dahin. Weil aber unser Capitän den Ort allein nach der Landcharte bestimmen wollte und jede Erkundigung nach der wahren Lage des Ortes stolz abgewiesen hatte, da seine Charte ihn noch nie getäuscht haben mochte, so wurde schon früh Morgens beigedreht und als der anbrechende Tag uns dicken Rauch gewahren ließ, der aus einem Palmenwalde aufstieg, so näherten wir uns der Küste und erkannten neben einer Menge von Negerbaracken zwei Häuser von europäischem Schnitt. Das mußte Novo Redondo sein, und sogleich war ich mit den Naturforschern in dem Boote, welches die Landung versuchen sollte. Allein das überall schroffe, theils sandig, theils felsig erscheinende Ufer,

an welchem einige Klippen kaum über die Meeresfläche hervorragten, schien bei der hochspritzenden Brandung das Landen unmöglich zu machen und da auch die Anstrengungen der Neger, uns zur Hülfe zu kommen, vergeblich blieben, indem sie nie über die erste Welle hinaus kamen und stets kopfüber zurückgeworfen wurden, so wurde für heute die Landung aufgegeben, um sie am folgenden Tage, ehe der Seewind wehen würde, früh am Morgen nochmals zu versuchen. Schon früh halb vier Uhr waren wir wieder am Werke; aber auch heute blieb nur immer in gleicher Entfernung vor uns das anscheinend kleine Flüßchen, welches die schroffen Küstenfelsen durchbricht, und neben ihm der schmale, üppig grüne Ufersaum, auf dem wie Bienenkörbe unter Kokuspalmen in geraden Reihen die Hütten der Neger standen, indem an jegliche ein Boot gelehnet war. Endlich gelang es einem Neger uns mit seinem Boote zu erreichen, welches aus sechs armstarken Knütteln gezimmert war, auf denen zu beiden Seiten und nach vorn zu drei andere Knüttel als Brüstungen und zur Befestigung der Ruder aufgebunden waren, während nach hinten zu das Fahrzeug offen blieb zum etwaigen Nachschleppen der Beine, da seine ganze Länge nur fünf Fuß betrug*). Ein Tuch um seinen Kopf gebunden enthielt einen Zettel mit allerlei Fragen in portugiesischer Sprache, von den beiden Europäern geschrieben, die unter der Menge am Ufer sichtbar wurden. Uns aber war es genug von diesem Neger, der selbst des Portugiesischen nicht kundig war, durch Kopfschütteln zu erfahren, daß dies nicht Novo Redondo sei, und spätere Nachforschungen ergaben, daß wir vor Inandanha waren, einem Orte, den die meisten Charten tiefer im Lande angeben, der aber 9 bis 10 Meilen nördlich von Benguela an der Mündung des gleichnamigen Flüßchens zu suchen ist. Die

---

*) In den nördlicheren Gegenden hat man statt dieser sogenannten Bimbas ausgehöhlte Baumstämme, welche aus dem starken Stamme eines Baumes gemacht werden, der ganz mit langen scharfen Dornen besetzt ist und deshalb unersteigbar ist. Dies ist der Mafumeirobaum, dessen Holz so weich ist, daß ein Arbeiter, je nach der Größe des Bootes, in Zeit von ein bis zwei Monaten die Arbeit des Aushöhlens vollendet. Seine mächtigen Stämme finden sich aber nur an den Ufern der bedeutenderen großen Flüsse.

beiden Weißen waren nur behufs des Sclavenhandels hier, von Novo Redondo aus beauftragt, wohin wir bald nach Mittag die Fahrt fortsetzten. Da aus der Bildung des Ufers, welches weiterhin wieder langsamer gegen das Meer sich abdacht, auf eine geringere Meerestiefe zu schließen war, so legten wir am Abend in ziemlicher Entfernung von der Küste bei, als wir aufs neue Rauch aufsteigen sahen und bald darauf ein europäisches Haus erblickten. Noch ehe es tagte war unser Boot am Lande, indem die Brandung hier nicht hinderte und fast ganz fehlte. Aber auch dies war Novo Redondo nicht, sondern die kleine Negerstadt Quicumbo, ganz im Walde von Kokuspalmen versteckt an einem gleichnamigen Flusse, den hohe Bäume begleiten so weit das Auge reicht. Zu ihr gehörte das europäische Haus, ebenfalls wieder als Factorei eines Herrn Nicolao von Novo Redondo, welches selbst noch zwei Legoas weiter nordwärts lag. Endlich zwei Stunden später hatten wir Novo Redondo rudernd erreicht und hinter einem Vorsprunge lag das freundliche Städtchen auf dem Scheitel eines Berges, etwa 150 Fuß über dem Meere, an einem Flüßchen gleiches Namens, rings herum von lachender Flur und Waldung umgeben. Auf der Charte war es um zwei und dreißig Minuten tiefer südlich angegeben, da es in Wahrheit 11° 13′ S. Br. zu suchen ist. Den schlangenförmigen Lauf des Flusses verfolgt das Auge bis gegen die zweite Kette des bis zu den Capcolonien hinablaufenden Trigebirges, welches etwa zwei bis drei Legoas entfernt, sich hier so hoch erhebt, daß trotz der Höhe der Küstenberge das Auge nicht darüber hinaus sehen kann. An den etwas kahlen Abhängen dieser Kette sieht man deutlich fünf Negerstädte liegen, welche von Süden nach Norden folgende Namen tragen: Tetè, Quipemba, Andelle, Chingo und Gansa. Ihre Bewohner verkehren täglich mit Novo Redondo, von ihnen Quisala genannt, ohne von der Sitte und Herrschaft der Portugiesen irgend berührt zu werden. Sie bringen einzeln oder in ganzen Gesellschaften Hühner und Tauben hierher, wogegen sie Branntwein erhalten, den sie tanzend und singend sogleich an Ort und Stelle zu sich nehmen. Alle sind stark bewaffnet, und weniger tättowirt und entstellt am Haupthaar als

die Neger zu Benguela, schienen sie mir auch schöner und stärker wie diese. Auffallend war mir die Kleidung einiger Reichen, von denen einer, wahrscheinlich als Zeichen seines Reichthums, ein paar Kuhhörner an seinem Kopf befestigt hatte. Jenseits des Flusses, der bei schwacher Strömung doch gutes, klares Trinkwasser enthält und unfern des Ortes Tetè seine Hauptquelle hat, liegt ein Palmenwald und die Gärten der Neger, die neben den neun oder zehn Europäern in etwa hundert Baracken hier wohnen. Von dem Palmenwalde hat Herr Nicolao Tabana, der Krösus dieses Ortes, ein Italiener, der nebst drei oder vier und zwanzig Landsleuten im Jahre 1818 als Deportirter an die hiesige Küste kam, einen Theil an sich gekauft behufs der für den dortigen Handel sehr wichtigen Fabrikation des Palmweins; zugleich aber weiden auch seine zahlreichen Viehheerden darin neben einer Menge kleiner Gärten und Plantagen. Der Fluß selbst, obgleich nur knietief, ist doch an seiner Mündung sehr breit und mit baumhohen Schilfe dick bewachsen, und da er hier mit dem sumpfigen Ufer eines andern Flüßchens zusammen hängt, welches eine halbe Meile nordwärts mündet, so ist diese Gegend der Aufenthaltsort sehr vieler Nilpferde, deren Zähne täglich im Orte zum Verkauf gebracht werden. Auch Alligatoren in dem Schilfsumpfe und Löwen, Unzen und Elephanten an den Bergen sind hier gewöhnliche Erscheinungen.

Die eigentlichen Herren dieses Ortes, Herr Nicolao und fünf seiner Landsleute, waren nun freilich gegen uns sehr freundlich; allein mir war trotzdem in ihrer Nähe nicht ganz wohl. Denn was von Einem derselben erzählt wird, er habe als Vatermörder die Heimath verlassen müssen, schien mir auf Alle zu passen. Alle sind natürlich Sclavenkäufer und zur Besorgung dieses Geschäfts bedient man sich hier nicht, wie zu Benguela, der Hülfe der Weißen, sondern der Neger selber, die ihre Rechnung vermittelst kleiner Bohnen verständlich machen. Ihre Treue in diesen Geschäften ist nur der zu vergleichen, mit der sie als Soldaten bis zum Tode selbst gegen ihre eigenen Brüder kämpfen. Als da nun aber einmal die Rechnung eines solchen Schwarzen nicht gleich stimmen wollte, wurde derselbe

vor meinen Augen alsbald in den Sclavenhof geführt, gepeitscht und an die Kette gelegt, um selbst mit erster Gelegenheit übers Meer geschickt zu werden. Zu ähnlichen Zwecken sind in Herrn Nicolao's Sclavenhöfen hin und wieder Ringe und Ketten angebracht, obwohl er selbst von solchen Dingen nichts zu wissen schien. Denn so eben gab er der Menge ein großes Volksfest, wobei diese abwechselnd in die Kirche strömte, die er dicht neben seinem Wohnhause hat errichten lassen und mit einer ewigen Lampe versieht, und dann wieder zu den reich besetzten Tischen vor derselben. Er selbst erschien von Zeit zu Zeit dann vor der Thür, um auf die Vivats gnädig seinen Dank dem Volke zuzuwinken. Die portugiesische Regierung hat zwar an diesem Orte seit einigen Jahren ein klägliches Fort nach der Seeseite zu errichten lassen und einen verwachsenen kränklichen Offizier als Commandanten hingeschickt, der etwa sechs Schwarze unter sich hat, die abwechselnd Wache stehen und Abends um 9 Uhr die Trommel rühren müssen; allein da zur Zeit des Palmweins Räuberhorden aus dem Innern kommen, so hat Herr Nicolao unter dem Vorwande des nothwendigen Palmenschutzes stets fünf und zwanzig wohlgeübte Schwarze unter Waffen und bauet jetzt an einem Fort auf eigene Hand nach der Landseite zu. Im Besitz von zwanzig Millionen Piaster, mit einer Mulattin ehelich verbunden und Vater vieler Kinder und Enkel, dürfte sein Streben wohl weiter gehen als nur auf Schutz der Palmen. Denn jene armen Neger, die in den Gärten sich ein wenig Maniok und Mais erbauen und außer Schwein und Hühnern Nichts besitzen, sind schon in Wahrheit seine Unterthanen und arbeiten für ihn allein, zumal zur Zeit des Palmweins, wo ohne viele Hände nicht gut fertig werden ist. Von seiner Klugheit wenigstens läßt sich sehr wohl einmal ein kleiner Negerfürst erwarten, der leicht der Schwäche einer portugiesischen Oberherrschaft spotten dürfte, und um so mehr, da dieser Ort nicht einmal einen Hafen hat.

Vermöge eines oben beschriebenen Bootes oder einer großen „Bimba“ kamen wir ziemlich durchnäßt von der Brandung zu unserm Schiffe zurück, wo wir zunächst den gefährlichen Folgen solcher Durchnässungen, durch den Gebrauch von Spirituosen,

vorzubeugen suchten, um dann am Morgen des 1sten Novembers den weiteren Lauf auf Loanda zu richten. Da die ungeheure Brandung an dieser Küste nirgends Klippen oder Sandbänke duldet, so konnten wir dem Lande immer so nahe bleiben, daß die hochbewaldeten Thäler und Höhen der ersten Terrasse, die überall bis über hundert Fuß erhaben ist, ganz deutlich vor dem Auge lagen. Vergebens aber späheten wir aus nach den Ruinen von Alt-Benguela, dessen Zerstörung durch wilde Stämme des Innern einst den Aufbau von Benguela in der Bahia dos Vaccas, der Kuhbai, veranlaßt hat; nirgends war an der ganzen Küste eine Spur von Menschen zu entdecken. Dann endlich wenige Meilen südlich, der Mündung des Coanza, zieht sich die Hügelreihe bis über den Gesichtskreis zurück und das Thal dieses Stromes erscheint dem Auge gleich einem unabsehbar weitem Sumpfe; nordwärts aber treten die Hügelreihen früher an die Küste zurück, diese selbst wird wieder schroff aber kahler als zuvor, wie von der Sonne versengt und nur von einzelnen Euphorbien, gleichwie von eingerammten Pfählen besetzt, vom Meere her als röthliche, ocherhaltige Erde erscheinend. Dort an dem ersten hervorragenden Berabhange, drei Legoas jenseits des Stromes, erblickt man schon aus weiter Ferne rothe Dächer, helle, hochgethürmte Mauern, Kirchen, Thürme und dergleichen, — das ist Loanda, die Hauptstadt der portugiesischen Macht im ganzen Afrika, gegründet durch Paulo Dias de Novaes, daher St. Paulo genannt, dann von den Holländern eingenommen vom Jahre 1641 bis 1648 und wieder erobert am Tage der Empfängniß Maria's, daher mit dem Zunamen da Assumpcao, kurzweg Loanda genannt, nach der den Hafen bildenden Insel. Je näher man kommt, um so mehr wächst das Erstaunen hier eine so ganz europäische Stadt zu finden. Denn inmitten der halbkreisförmig zu den Bergen aufsteigenden Häuserreihen, zwischen blauen oder rothen Ziegeldächern und gelb und weiß getünchtem Mauerwerk, sieht man von Kirchen und vom Hospital verschiedene Thürme sich erheben und auf der Höhe selbst, noch über diesem Allen, thront das Schloß des Gouverneurs, ein stattlicher „Palast“, wie man ihn hier zu Lande nennt. Dazu nun in

der Nähe gleich das feste Fort St. Miguel, mit seinem schönen Mauerwerk von Backstein und Granit, fast senkrecht über einer dunklen, scheinbar verbrannten Felsparthie, und um so drohender erscheinend, als die Umgebung rings herum im Gegensatz aus bloßem Sand besteht. Dann wieder andere Festungswerke unmittelbar am Hafen, wohin man unter Führung eines schwarzen Lootsen von Norden her eintritt, nachdem die Spitze der vorliegenden flachen Insel Loanda umfahren ist. Zunächst St. Pedro oder „Felsenfort", gleich einem Schwalbenneste ein hundert und funfzig Fuß hoch, an dem Felsabhange klebend, eine englische Meile weit bis zur gegenüber liegenden Insel den Eingang zum Hafen bestreichend und jedem Schiffe Halt gebietend, das den Besuch des Guardamors nicht abzuwarten Willens ist; dann eine viertel Meile weiter hin das Klippenfort, Pennedo oder St. Franzisco de Pennedo, auf einem künstlich angelegten Vorsprunge mitten in den Hafen hineingebaut und von drei Seiten vom Wasser umspült, das traurige Gefängniß aller Hochverräther oder solcher, die unter diesem Namen Neid und Rache dorthin senden; und endlich noch zuletzt im Hafen selbst der Anblick eines Kriegsschiffes mit acht Kanonen und überall nur Weiße als Besatzung und Bemannung — dies Alles überrascht den Europäer dergestalt, daß er den Augenblick der Landung kaum erwarten kann, weil er in solcher Stadt nun auch die Sitten, Sprachen und Genüsse seines Heimathlandes wieder anzutreffen glaubt. Ich wenigstens beeilte mich in solchem Gefühle alsbald den übrigen Schiffen, die unsere Ankunft mit wehenden Flaggen begrüßt hatten, meine ärztliche Visite zu machen und war dann bald im Landungsboote, welches von vier Schwarzen aus Cabinda mit kräftigen Schlägen, in Zeit von etwa zwanzig Minuten, ans Ufer gerudert ward. Diese freien, wohlgebildeten starken Neger aus der Nachbarschaft sind nämlich hier die eigentlichen Hafenarbeiter, indem sie sich für geringen Lohn zu diesen und andern schweren Arbeiten freiwillig vermiethen und das Erworbene zu Weib und Kind nach Hause tragen. Sie arbeiten nur immer wenige Monate, um für ihr Weib oder sich selbst einen kleinen Schmuck zu erwerben und tragen ihren Manipancha als Schutzgott stets

bei sich, um ihn wie ein Orakel nach dem Ergehen ihres Weibes zu befragen, wobei es interessant ist zu sehen, wie sie dieses Püppchen zunächst mit einem Schluck Wassers oder Branntweins bespritzen, dann lange leise Gebete murmeln und endlich, wenn der Götze einen bestimmten Geruch von sich giebt, was durch öfteres Annähern der Nase erspürt wird, denselben unter wilden Zuckungen zum Ohre führen, um seine Offenbarung zu vernehmen, die stets nur auf ihre eigenen Verhältnisse Bezug hat. Es werden aber diese Fetische, welche meist die Gestalt eines wohlgebildeten Mannes haben von eigends dazu bestimmten Personen unter Aufsicht eines Priesters gefertigt, denen verboten ist irgend ein anderes Geschäft zu treiben und welche fern von allen Verwandten und Bekannten wohnen müssen. Eine Glasperle, ein Stückchen Tuch, ein Ring und vor allen ein Stückchen Harz ist jedesmal in dem Innern des Götzen angebracht und zuweilen sieht man dergleichen Fetische in Gestalt der Hottentottischen Race, wo dann ein Spiegel diese Oeffnung schließt, der die Kraft hat in Folge einer, dem Götzen dargebrachten Libation (Trankopfer) dem Neger in weitester Entfernung das Bild seines Weibes und dergleichen vorzuführen; und in der That, wenn man sie so erzählen hört, was der Spiegel im Augenblicke ihnen gesagt habe, so möchte man glauben, sie sehen wirklich Weib und Kind und ihre ganze Heimath in dem Zauberspiegel, da sie mit großer Lebendigkeit auch von den kleinsten Dingen zu berichten wissen, z. B. ob das Weib eben Baumwolle spinne, Mais hacke u. dergl. m.

Da mit Ausnahme einer steinernen Treppe an der Alfandenga, dem Zollhause oder der Börse, für die Bequemlichkeit des Landens nirgends gesorgt ist, so wurde das Boot aufs Land gezogen, um es unter einem Dach von Stroh gegen die Sonne zu schützen. Man wird versucht darüber sich zu wundern, da doch Loanda ein so bedeutender Handelsort ist; allein wenn man bedenkt, daß der Wellenschlag wegen der vorliegenden flachen Insel nie bedeutend ist und daß an diesem Orte wegen der großen Entfernung der Stadt das Löschen und Einnehmen einer Ladung sehr beschwerlich ist und Sclavenausfuhr eigentlich allein betrieben wird, so muß man das erklärlich fin-

den, und da nun heut zu Tage selbst die Sclaven meist an andern Punkten der Küste eingeschifft werden müssen, wegen der strengen Wache der Engländer, so geschieht vollends nichts zur Verbesserung der Anlandeplätze und man begnügt sich mit dem weißen Quadernpflaster zwischen der Steintreppe und der Alfandenga, dem eigentlichen Sammelplatze der hiesigen Kaufleute. Alle Wege zur Stadt hinauf sind sandig aber eben, wenn nicht ein starker Regen sie etwa tief durchfurcht hat, wo sie dann immer alsbald wieder geebnet werden. Auch die Straßen der Stadt sind nur solche Wege mit Ausnahme von zwei derselben, welche aus der niedrigeren Stadt zur höheren aufführen. Diese sind gepflastert, und außerdem findet man vor einigen Häusern kleine Wegstrecken mit einer Muschelart, der Arca senilis, zierlich ausgelegt. Lastwagen kennt man nicht; es mögen nächst dem Gouverneur etwa zwei oder drei Privatleute überhaupt noch im Besitze eines Wagens sein; selbst Reiter sind sehr seltene Erscheinungen und daher ist die Staubaufregung in den Straßen nie bedeutend, zumal der täglich wehende Seewind nur so leise weht, daß er den Sand nicht von der Stelle hebt. Gleich in der Nähe der Alfandenga ist der Fruchtmarkt, wo jeden Tag von fünf bis acht Uhr früh die Bedürfnisse an Früchten und Gartengemüsen zu sehr billigen Preisen eingekauft werden. Außer der Kartoffel, die durch Yamswurzeln ersetzt wird, findet man alle Arten europäischer Gemüse dort vertreten und selbst die Vornehmsten pflegen den Einkauf selbst zu besorgen, indem sie einen Sclaven hinter sich haben. Zwei andere Plätze sind eigentlich nur Erweiterungen der Hauptstraße. Dort sind lange Reihen kleiner Matten- oder Leinewandszelte aufgeschlagen, in denen schöne Negerinnen Decken, Körbe, Messer, Scheeren, Kattune, Negerpfeifen u. dergl. m. verkaufen; aber auch hier liegen allerlei Früchte mit aus und in Kokusnußschalen wird den Vorübergehenden zur Erquickung eine Art rother Suppe von angenehm säuerlichem Geschmack geboten, welche aus Tomatos oder Liebesäpfeln (pommes d'amour) bereitet wird. Salzverkäufer fehlen auch hier nicht, da auf allen Märkten der Küste das im Innern als Münze geltende Steinsalz täglich feil geboten wird, welches im Lande Quissama und sonst wo leichter

als Seesalz gewonnen wird. Noch immer aber findet man ganz beträchtliche Theile der Stadt nur aus Negerhütten bestehend, welche aus Bambus oder Palmzweigen, rund oder viereckt, mit einfachem Schilfdach darüber ohne jede Zuthat von Stein und Kalk errichtet sind, obwohl ein früherer Gouverneur die Forträumung solcher Hütten einmal geboten hat. Viele derselben werden bei großen Regen ganz mit fortgespült; indeß das ganze Hausgeräth besteht gewöhnlich nur in einigen Kalebassen und einem irdenen Gefäße zum Kochen, zu welchem Zweck das Feuer vor der Hütte brennt; selten findet sich noch einiges Geräth zum Fischen oder gar eine Hacke zur Bearbeitung des Fleckchen Landes nahe an der Wohnung oder man sieht noch hie und da den Einen und den Andern mit flechten von Körben beschäftigt, die aus den groben Blättern der Fächerpalme verfertigt werden, feiner und künstlicher geflochten aber aus Cabinda oder von den Stämmen des Innern zur Stadt gebracht werden. Mit Ausnahme dieser Stadttheile hat Loanda durchgehends vollkommen gut eingerichtete Häuser, die gewöhnlich zwei Stockwerke hoch, aber mit Ausnahme des Schlosses und einiger anderer Krongebäude durchgehends ohne Fenster sind. Denn diese werden durch gewöhnliche Fensterladen vollkommen ersetzt, da Zugluft selbst nach Erhitzung beim Tanze nicht gefürchtet wird, wohl aber Sonne und Regen. Die Höfe dagegen haben statt der Ringmauern hier überall nur hohe Einfriedigungen. In diesen ist nun außer einzelnen kleinen Negerzelten regelmäßig auch die Küche, weshalb denn auch die Schornsteine auf allen Häusern fehlen können.

Eigentliche Vergnügungsorte giebt es nicht, da die nächste Umgebung überall sehr einförmig ist. Denn außer einigen Fruchtbäumen erblickt man nur drei Andonsonien, einige Kokuspalmen, kleine Fächerpalmen und eine häufig vorkommende Ricinusart, welche nebst Indigo und wenigen Euphorbien und Kaktusarten den ganzen Pflanzenschmuck der Gegend ausmachen. Nur auf der Insel Loanda, welche in verschiedenen Dörfern vor Zeiten 2000 Einwohner gehabt haben soll, jetzt aber fast um die Hälfte fortgespült ist, wodurch zugleich die südliche Einfahrt des Hafens mit Untiefen erfüllt und unmöglich geworden ist, besitzen

die reichern Loandaner noch heute ihre Landhäuser. Diese aber sind eigentlich nur behufs des Sclavenhandels da, wenn es einmal gilt zur günstigen Stunde gleich an der Westseite der Insel die Einschiffung zu bewerkstelligen. Daher sind solche auch nur von einzelnen Negern bewohnt, die für gewöhnlich mit dem Sammeln der kleinen Muscheln beschäftigt sind, welche zur Auslegung der Straßen verwandt werden; die Umgebung aber ist um so dürftiger als überhaupt dieser Theil der Insel so unfruchtbar ist, daß er kaum Nahrung für einige Ziegen hervorbringt. Dagegen finden sich am Südende der etwa drei Legoas weit sich erstreckenden Insel an einzelnen recht fruchtbaren Stellen Gärten und Kokuspalmen, und dort ist auch ein kleines Fischerdorf vorhanden. Von der Stadt hinaus zum Fort Penedo führt jedoch eine aus verschiedenen Bäumen bestehende ganz hübsche Allee, in deren Nähe durch einen Italiener eine Villa angelegt ist. Dorthin allein lockt die Gastlichkeit des Besitzers oftmals die lustwandelnden Loandaner. Sonst aber wird das Vergnügen nur in geselligen Kreisen in der Stadt selbst gesucht. So hat man ein kleines Liebhabertheater auf welchem die Vornehmern die Rollen selbst übernehmen, indem jedoch nur drei oder vier Mal jährlich gespielt wird. Dann hält der Gouverneur jeden Sonntag Abend förmlich Hof, zu welchem Ende ein allgemeines Tanzvergnügen angeordnet ist. Weiße, Mulatten und Schwarze, Alles wird geladen, was nicht das Unglück hatte Sr. Excellenz zu mißfallen; allein der Neuling wird es nie vergessen, daß er hier unter lauter Sclavenhändlern und Menschen sich befindet, welche vor keinem Verbrechen zurückschaudern, was ihren Zwecken dienlich ist. Nach der Landessitte wird Thee und Limonade nebst Kuchen aus Weizenmehl herum gereicht, der von dort ansässigen portugiesischen Bäckern gebacken wird; dann trennt man sich unter lächerlichen Complimenten um elf Uhr Nachts und geht nach Hause, wenn man nicht unter Begleitung von Fackelträgern prunkend in der Tipoia sich kann tragen lassen.

Weit anziehender für mich war das Schauspiel der vielen vorüberziehenden Karavanen, welche besonders in der Morgenstunde unmittelbar an meinem Fenster vorbei kamen. Mein

Wirth, die höchste Medicinalbehörde von Laonda, pflegte alsbald nach fünf Uhr früh seine Krankenbesuche zu machen und sein tyrannisches Weib war dann mit der Beaufsichtigung ihrer Sclavinnen beschäftigt, so daß ich stundenlang ungestört den langen Zügen nachsehen konnte, welche schwer belastet mit Waaren aus weiter Ferne hier eintrafen um durch unbedeutende Kleinigkeiten bereichert wieder heimzuziehen. Einige trockene Fische, ein wenig Branntwein, ein Schmuck, ein Spiegel u. dergl., zuweilen auch ein wenig Schießpulver ist für gewöhnlich der ganze Gewinn der langen weiten Reise. Züge von zwei Tausend und darüber, mit den ewig wechselnden Trachten und aufs verschiedenste bewaffnet, sah ich nicht selten hier vorüberziehen; aber nur selten waren bei einer und derselben Karavane viele Sclaven zum Verkauf, und dies hat darin seinen Grund, daß die meisten Großhändler ihre zwei bis drei Cacheiros (Geschäftsreisende) in das Innere senden um die Aufkäufe zu machen und den Transport dann auf besondern Wegen zu besorgen. Was diesen Großhändlern entgangen ist kommt für den ärmeren Kaufmann mit zur Stadt, wohin sonst größtentheils nur Elephantenzähne gebracht werden, oft so groß, daß kaum zwei Neger einen Zahn zu tragen fähig sind. Im übrigen folgt bei diesen Zügen, mögen sie noch so groß sein, immer nur ein Mann den andern, wie das theils durch die engen Wege im Hochgebirge, theils durch die Vorsicht geboten ist. Einige Schellenträger beginnen und schließen immer den Zug, um wilde Thiere auf- oder abzuschrecken und die Verkaufssclaven gehen gleich den Uebrigen mit Waaren beladen in der Reihe. Selten nur folgen sie dem Zuge die Hände auf den Rücken gebunden oder ein Tau um den Hals befestigt. Werden aber viel Sclaven von wenig Treibern geführt, so gebietet die eigene Sicherheit dieselben durch Ketten oder Stricke um den Hals zu verbinden und den Händen die freie Bewegung zu rauben. Dergleichen Züge kommen aber nur bei nächtlicher Weile in die Stadt und erst wenn sie glücklich fortgeschafft sind, erfährt man, daß wieder so und so viel Sclaven in der Stadt gewesen seien. Mein Wirth pflegte zu solchen Zeiten immer im freundschaftlichsten Umgange mit den Offizieren der englischen Kreuzer

zu leben, um so die rechte Stunde zum Geschäft zu ersehen, oder er kehrte erst in der Morgenfrühe vom weiten nächtlichen Ritte zurück, wenn anderweitige Anordnungen nöthig geworden waren. Denn die Engländer, ob sie es nicht verschmähen sich in den angesehensten Häusern festlich bewirthen zu lassen, üben doch stets eine unbestechliche Wachsamkeit aus und haben manches Eigners Schiff gefangen in dessen Hause sie noch eben erst beim frohen Mahle saßen; eine große Seltenheit aber ist es, daß auch ein portugiesisches Kriegsschiff einen Sclavenführer aufbringt. Zum Verkauf von einzelnen Sclaven wählte mein Wirth gewöhnlich die Zeit des Nachtisches, wo dieselben dann herein befohlen und rücksichtslos im Angesichte der Gäste gelobt wurden. Insonderheit gern aber kaufte man die weiblichen Sclaven, welche von meiner Wirthin erzogen waren; denn diese verstand es meisterhaft grausam, die armen Geschöpfe mit dem üblichen Strafinstrumente zu behandeln. An einem etwa zwei Fuß langen Stiele von Guajakholz ist nämlich eine runde handgroße Platte befestigt, etwa einen halben Zoll stark, welche vielfach durchbohrt ist um weniger laut zu klatschen und damit wurden nun beim geringsten Versehen die Hände der armen Nähterinnen oft blutig geschlagen, während die größte Grausamkeit dann aber noch darin bestand, daß sie sogleich zur Arbeit wieder herangezogen wurden. Kein Tag verging während der sieben Wochen meines Aufenthalts, daß nicht diese „Palmetadas“ (Schläge in die flache Hand) zu Dutzenden wären ausgetheilt worden; doch gab es glücklicherweise auch andere Herrinnen, welche Belehrung und Gehorsam auf eine menschlichere Weise herbeizuführen wußten.

Die männlichen Sclaven in der Stadt selbst werden namentlich zum Tragen der Tipoia benutzt, da man nichts so sehr fürchtet als das Gehen auf dem bloßen Sande. Aus diesem Grunde pflegte mein Wirth seine Krankenbesuche stets zu Pferde abzumachen und immer folgte dann dem kleinen muthigen Thiere, von der brasilianischen Race, ein Schwarzer zu Fuße, mit der Weisung sich bei schnellem Reiten an den Schweif des Pferdes zu klammern um augenblicklich zur Stelle zu sein, wenn ihm beim Absteigen die Zügel zugeworfen würden. Nie hörte ich,

daß dieser seines Herrn Unzufriedenheit erregt hätte; allein zu solchen Diensten wurden schon Kinder eingeübt von meiner Wirthin, welche aufs unbarmherzigste zu züchtigen wußte, wenn die armen Kleinen nicht augenblicklich von der Erde aufgehoben hatten, was zufällig oder absichtlich ihren Händen entfallen war. Zum Militärdienste dagegen werden Sclaven von der Regierung hierselbst nicht verwandt. Nur ein kleiner Theil von Eingeborenen aus dem Innern bildet unter dem Namen der Empacaceiros eine eigene unentbehrliche Compagnie von Schwarzen. Sie sind als gute Schützen und verwegene Jäger bekannt und werden gebraucht, wenn militärische Hülfe im Innern nothwendig ist, weil Europäer einem angestrengten Marsche alsbald unterliegen würden. Namentlich kann man ihrer nicht entrathen bei Beförderung von Nachrichten an die entlegenen Forts, von denen Bihé 300, S. José 150 Legoas entfernt ist, während andere zwölf Forts in geringeren Entfernungen von neunzig bis zu fünf Meilen heranwärts zerstreut liegen. Mit einem Dutzend Kugelpatronen, mit Dolch und Fetisch ausgerüstet, ohne jegliche andere Verproviantirung machen sie diese Gesandtschaftsreisen mitten durch die Wildniß und man erzählt sich, daß ein solcher Empacaceiro einmal bewußtlos unter den Tatzen eines auf ihm liegenden todten Löwen hervor gezogen sei, auf den er im Augenblick des Ansprungs Feuer gegeben hatte, dann aber wenige Tage später freudig gestorben sei, in dem Bewußtsein an dem Feinde Rache geübt zu haben. In dem Fellstreifen eines selbst erlegten Thieres besteht ihr einziger Stolz und mit solchen Fellstreifen um den Kopf und dem gewöhnlichen Schurz versehen, sieht man sie in der Stadt vor den Wohnungen der hohen Beamten einzeln auf Posten stehen. Dieser Wachtdienst ist aber mehr eine Art Botendienst zu nennen, da sie acht Tage lang ohne Ablösung vor demselben Hause bleiben, aus welchem sie zugleich beköstigt werden, nach Belieben das Gewehr fortstellend und in der Sonne schlafend bis etwa eine Botschaft aufgetragen wird. Zur Nachtzeit, wenn vielleicht die Nähe eines wilden Thiers vermuthet wird, ziehen sie wohl in eben dieses Haus sich zurück, sonst aber bleiben sie im Freien ohne jedes Obdach. Das Bewußtsein aber so eng den Weißen anzugehören,

macht sie treu bis zum Tode und wären diese Helden nicht vorhanden, so möchte es oft schlecht um die Sicherheit der Stadt bestellt sein bei der Anwesenheit so zahlreicher stark bewaffneter Karavanenzüge, wiewohl in Wahrheit der Branntwein ein weit sichereres Schutzmittel dagegen bietet.

Das Leben im Hause meines Wirths pflegte sich täglich in folgender Weise zu wiederholen: um acht Uhr früh versammelten wir uns zum Frühstück, wo es gebackene Kalbsfüße gab oder unreife Schoten vom Cayennepfeffer in Bouillon gesotten und seltener auch wohl gekochte Schnecken; dazu ward Lissabonwein getrunken so viel der Durst verlangte. Dann folgte Schlaf bis gegen Mittag hin, wo Porterbier zu englischem Käse getrunken wurde und wieder Schlaf bis gegen vier Uhr Nachmittags. Jetzt erst begann nach einem kräftigen Mittagsmahle das eigentliche Leben. Gleich nach dem Essen ward Kaffee gegeben und nun ein kleiner Spaziergang gemacht, dem dann bis in die Nacht hinein gewöhnlich bis ein Uhr das Kartenspiel nachfolgte. Dabei ward immer nur Limonade gereicht, aber unmittelbar vor dem Schlafengehen empfahl mein Wirth aus Gesundheitsrücksichten stets ein Glas Wasser mit Genèvre gemischt. Ausflüge zu den benachbarten Felspartieen machte ich seltner nur; Nichts von Bedeutung lockte mich dazu. Nur einmal auf einem Morgenspaziergange traf ich auf einen Heuschreckenschwarm, der von Nordwest her kam. Alles lief sogleich mit Büschen ihn abzuwehren, da er sich noch nicht ganz gesenkt hatte. Doch waren eben genug herunter gefallen um alle Bäume kahl zu fressen, wiewohl zugleich die ganze Bevölkerung dadurch auf acht Tage lang mit Speise versehen wurde, indem Groß und Klein sie sammelte, um sie zu rösten.

Mehr fesselte mich die Erscheinung eines Negerfürsten, eines schon bejahrten S o b a s, der mit einem Gefolge von über tausend Mann zu Loanda eintraf, um dem Gouverneur seine Aufwartung zu machen. Getragen auf einer großen platten Sänfte, saß er auf einer stuhlähnlichen Erhöhung von einer Bastmatte überschattet, welche vier andere Neger an langen Stöcken über seinem Haupte hielten. Zwei Schwarze hoben ihn von seinem Sitze und von dem Gouverneur in der Thür empfangen ward

er nun in den Audienzsaal eingeführt. So lange die Berathung dauerte strengte die Musikbande, welche er mitgebracht hatte, alle Kräfte an mit Hörnern und Trommeln draußen sich hören zu lassen. Dann wurden ihm selbst auf einige Tage im Palast Zimmer angewiesen und die Bewirthung nach Wunsch veranstaltet; sein größtentheils bewaffnetes Gefolge aber zerstreuete sich in der Stadt herum und die Musikbande zog nun täglich durch die Gassen und brachte Alles auf die Beine. Diese bestand aus fünf Hornbläsern und drei Tambours. Zwei kleinere Trommeln, welche an Riemen um den Hals gehangen beim Schlagen mit dem kleinen Holzstab unterm linken Arm gehalten wurden, waren etwa zwei bis drei Fuß lange Hölzer, an beiden Enden mit Ziegenleder überzogen, die dritte aber war wohl fünf Fuß lang, nur auf einer Seite beschlagen und mußte beim Gebrauch zwischen den Beinen gehalten werden. Die Hörner waren Elephantenzähne mit ziemlich weiter Aushöhlung von ungleicher Länge, das kleinste etwa anderthalb, das größte reichlich vier Fuß lang. Aeußerlich zierlich mit Thierbildern beschnitten und sonst noch durch schwarze Ringe und viel rothe und gelbe Zeichnungen geschmückt, schien jedes nur einen Ton anzugeben, so daß durch Pausiren und Einfallen die eigentliche Musik zu Stande gebracht wurde, welche jedoch in angemessener Entfernung mein Ohr nicht gerade unangenehm berührte. Jedenfalls bildete sicher die halbe schwarze Einwohnerschaft der ganzen Stadt in den drei Tagen ihres Dortseins die beständige Begleitung dieser Bande. Ein zarteres Instrument der Neger sowohl an der Küste wie auch im tieferen Binnenlande, welches ich zuerst zu Novo Redondo kennen lernte, ist die Marimba, aus neunzehn eisernen Tonstäben bestehend, welche auf einem fein geschnitzten Brette über zwei Querstäben so aufliegen, daß die in die Höhe gerichteten längeren Enden derselben mit dem Daumen in schwirrende Bewegung gesetzt werden ähnlich der Zunge einer Maultrommel, wodurch eine angenehme Musik im Umfange von zwei und einer halben Tonleiter hervorgebracht werden kann. Einen sehr schwachen und unbedeutenden aber ebenfalls angenehmen Ton giebt ein anderes unvollkommneres Instrument, welches in Form eines Violinbogens einen Metall-

draht oder eine Pflanzenfaser angespannt erhält, und vermöge eines Stäbchens von Holz oder Eisen berührt einen verschiedenen Ton angiebt, je nachdem der Daumen der linken Hand die Seite mehr oder weniger frei läßt oder verkürzt. Immer aber ist bei dem Neger der Inhalt seiner Musik allein nur der Liebesgedanke und selbst jene scheinbar kriegerische Lärmmusik in den Straßen hatte doch nur allein diesen Inhalt, wie an den Tänzen, dem Fingerknipsen und dem mit einfallenden wilden Geschrei der Schwarzen offenbar zu ersehen war. Der Soba wurde darnach entlassen wie er empfangen war. Seine Erscheinung aber rief in mir eine andere Gestalt wieder wach, die ich zur Zeit meiner Ankunft im dunklen Kerker des Forts Penedo gesehen hatte. Dort nämlich schmachtet seit drei Jahren schon ein unglücklicher Negerprinz, der eine nordöstliche Provinz, vermuthlich Sogno beherrscht und die portugiesischen Gesandten, welche den versprochenen Tribut von ihm forderten, hatte ermorden lassen. Eigene Verwegenheit hatte ihn in die Hände der listigen Portugiesen gebracht und jetzt wurde er der Form wegen jeden Monat einmal zum Schlosse hinauf ins Verhör geführt, welches denn jedesmal mit der Hoffnung auf baldige Freiheit ihn erfüllen mußte, während man doch entschlossen war ihn den langsamen Tod der feuchten Kerkerluft sterben zu lassen. Weit und breit mußte sein Name bekannt sein, da fernher kommende Karavanen bei seiner Erscheinung sich eiligst auf die Knie warfen, um so mit niedergesenktem Blicke dem seinigen nicht zu begegnen; aber sie ahneten nicht, daß die Generalsuniform, in der ihm gestattet war auf dem Schlosse zu erscheinen, während die Wachen nur von weitem ihm folgten, bald wieder mit den schweren Ketten vertauscht wurde, welche ihm kaum das Gehen erlaubten. Er glaubte sich im guten Recht, als Herr dos Santos ihn fragte warum er sich gegen die Königin von Portugal empört habe, indem er antwortete, daß diese nie in seinem Reiche geherrscht habe und er allein mit seinem Bruder dem Könige von Sogno um die Herrschaft streitig gewesen sei und fragte uns in gutem Portugiesisch zu wiederholten Malen, ob seine Freilassung noch fern sei, die ja nicht ausbleiben könne, da er kein Verbrechen begangen und

nur sein Recht behauptet habe. Als Antwort schlossen sich die dicken Thüren seines engen Gefängnisses aufs neue gleich Grabesriegeln über der Gruft eines lebendig Begrabenen.

Ists doch als ob ein Fluch auf Allem ruhete, was diese Sclavenhändler nur erbauet haben, und ob nach außen hin dem Namen nach das Reich auch wachsen mag durch klüglich abgeschlossene Verträge oder durch Ungerechtigkeit, die unterm Schein des Rechts vollzogen wird, so deutet doch im Innern Alles auf den nahenden Verfall der Herrschaft dieser Portugiesen. Aber wie alles Böse des Scheins des Guten bedarf, so wird neben dem Schein der Gerechtigkeit auch der Schein der Religion noch heute hier erhalten, obwohl auch dies von Vielen kaum noch für nöthig erachtet wird. Einzelne Kapellen der Stadt sind bereits ganz verfallen, aber dem Schlosse gegenüber prangt noch die Domkirche mit einem hübschen Thurm versehen und innen reichlich mit Bildern und Heiligen geschmückt; dann brennt die ewige Lampe noch in der zweiten Kirche am Markt, ohne daß Andächtige, so viel ich sah, dieselbe je besuchen. Die dritte Kirche endlich, Nazareo genannt, am nördlichen Ende der Stadt war am Abend des Weihnachtstages allein erleuchtet und Neger und Negerinnen in ihrem besten Schmuck, erfüllten sie der Art, daß der Boden wie von Knieenden übersäet war. Es ward uns schwer hindurch zu kommen zu dem versteckten Stuhl der Geistlichkeit; welche durch einen Mulatten und einen Neger im kirchlichen Ornat vertreten war. Hier fanden wir einen Tisch mit Wein und brasilianischem Naschwerk besetzt und wurden aufgefordert zuzulangen, während die Wirthe selbst das beste Beispiel gaben. Da nun die Gäste nach einander immer durch neue ersetzt wurden, so war es natürlich, daß die Vertreter des göttlichen Amtes endlich taumelnd nach Hause gingen und man am andern Morgen als eine lächerliche Geschichte erzählte, daß Einer derselben auf der Straße noch in eine kleine Schlägerei verwickelt sei, wobei sein priesterlicher Ueberwurf ihm sei zerrissen worden; Niemand aber fand darin etwas sehr Auffallendes! Das sind die letzten Ueberbleibsel der einst so herrlichen katholischen Kirche; dies ist der wahre Inhalt jenes hochklingenden Titels eines Bischofs von Congo und Angola,

den Einer dieser beiden Herren noch heute führt, früher der Titel des Bischofs von St. Salvador in dem weit gesunderen Innern, welches trotz seines herrlichen Klimas immer wieder von Portugiesen verlassen ist, weil es dem Sclavenhandel nicht bequem gelegen ist. Längst verfallen ist auch das alte Jesuitencollegium, keine Spur ist mehr von den früheren drei Conventen der italienischen Capuziner, vom dritten Franziskanerorden und den hosenlosen Karmelitern. Und wie nun fehlt das lebendige Wasser, wornach den Menschen nie wieder dürsten soll, so fehlt dieser traurigen Bevölkerung von Sclavenhändlern selbst heute noch das gewöhnliche Trinkwasser, nach dem das Werk eines Canals aus dem Cuenza nicht gelungen und wieder aufgehoben ist wegen verschüttender Versandungen. Den Versuch der Holländer zur Zeit ihres Besitzes, aus den höher gelegenen Theilen des Flusses einen Canal herzuleiten, hat man nicht wieder aufgenommen. Ein eigends dazu berufener Deutscher arbeitet, wahrscheinlich erfolglos, nun seit drei Jahren schon an einem artesischen Brunnen. Inzwischen läßt der Gouverneur das Trinkwasser für sich und andere hohe Staatsbeamte eine gute deutsche Meile weit aus einer Quelle beim Fort S. Pedro durch sechs Kameele täglich herbeischaffen; die übrigen Einwohner, denen das schlechte Cisternenwasser oder das todte Wasser der flach gegrabenen Gruben der Insel Loanda nicht zusagt, müssen es kaufen von den Negern, die ein Geschäft daraus machen täglich ganze Bootsladungen aus dem entlegenen Bengoflusse herbei zu schaffen, doch ist auch dieses dann noch zu filtriren durch die in allen Häusern dazu bereit stehenden Steine.

Uns aber sollte dieser Fluß Veranlassung zum Tode werden. Es pflegt nämlich dorthin alljährlich in der gesundesten Jahreszeit, im März und April, eine Jagdfahrt gemacht zu werden, welche die Erlegung des Krokodils durch Kartätschen zum Zwecke hat. Herrn dos Santos zu Ehren, der nach Benguela wieder abreisen wollte, sollte dieselbe schon jetzt unternommen werden, obschon es seit vierzehn Tagen doch täglich des Morgens und Abends heftig geregnet hatte und die Zahl der europäischen Kranken bereits sich zu mehren begann. Auf unsern Schiffen war noch Alles gesund, das Wetter war noch ziemlich

heiter, obwohl der Himmel etwas mehr bedeckt war, die See- und Landwinde weheten kräftiger als früher und versprachen die Hitze des Tages zu mäßigen, kurzum man wagte die Fahrt, zu der schon alle Vorbereitungen seitens des Gouverneurs gemacht worden waren. Uns trug ein Boot dahin, Andere machten die vier bis fünf Legoas zum Schießhause schneller zu Lande. In wenig Stunden hatten wir nordwärts fahrend die schmale Mündung des Bengo erreicht, welche kaum einige zwanzig Schritt breit die Küstenterrasse durchbricht und jetzt noch mehr durch Anhäufung von Pflanzen und Baumstämmen verengt war. Zahlreiche Haifische schwimmen mit träger Bewegung hier auf und ab und neun derselben zählten wir in einem Augenblick. Die bedeutende Brandung hätte uns fast gefährlich werden können, zumal ein Baumstamm dem Auge verborgen vor der Mündung aufgehalten war; indeß für diesmal rettete uns die Geschicklichkeit der Ruderer. Langsam stromaufwärts fahrend zwischen dem mannigfaltigsten Pflanzenwuchs und dichter Waldung, die rechts und links den Fluß begleitet, erreichten wir erst nach viertehalb Stunden unser Ziel. Nur der unendliche Reichthum rings herum, herrlich blühende Schlingpflanzen, hohe reich behangene Fruchtbäume und allerlei Gesträuch wie zu einer einzigen Pflanzendecke verbunden, darin das Leben der Affen, des Perokits (Papagey), des wilden Perlhuhns oder wieder des Löffelreihers am Ufer des plätschernden Flußes, ließ mich die unerträgliche Hitze vergessen, die über uns lastete. Jeden Augenblick fuhren Negerboote vorüber, reich mit Früchten beladen, die sie in wenig Stunden hier gesammelt hatten, Orangen, Ananas, Citronen, Bananen, Mangos, Gujavas u. dgl. m. Wo Schilf und Rohr die sumpfigen Ufer bedeckt, sieht man scheinbar künstlich gebildete Wege, indem das Schilf dort niedergedrückt ist; das sind die Gänge des Krokodils, was mit Nilpferden und Rhinoceros hier hauset. Letztere werden jedoch häufiger im benachbarten Dande und Cuenza angetroffen und auch den Alligator sahen wir jetzt nicht. Zwei Negerdörfer lagen am rechten Ufer des Flusses, hin und wieder eine vereinzelte Baracke, wo vom Flusse aus die Waldung vermöge der Axt eben erst zugänglich gemacht war. Einige derselben waren

auf Pfählen gebaut und wenige lagen so hoch, daß für Mais, Bananen und Maniokwurzel, welche schwer im feuchten Boden gedeiht, ein kleines Gärtchen übrig blieb. Erst um zwei Uhr Nachmittags waren wir am Ziele. Kanonensalven begrüßten uns, ein Bretterhaus mit einem Binsendach nahm uns in seinen Schatten auf. Dies gehört einem Portugiesen, der als ein weit und breit berühmter Löwenschütze neben den dreißig Negerhütten von Quifangondo angesiedelt ist, und im Besitze großer Heerden ist. Von ihm erfuhr ich, daß der Löwe erst noch vor acht Tagen in seinen Viehkraal eingebrochen sei und, obschon die Mauer neun Fuß Höhe hatte, dennoch mit einem Stück Jungvieh darüber entkommen sei; auch versicherte er, daß derselbe, wenn er bei Tage in die Heerden breche, oft zehn bis funfzehn Stück mit der Tatze im Genick erschlage, und daß an diesen kaum die Spur des mörderischen Schlages wahr zu nehmen sei; nur einem Thiere reiße er gewöhnlich den Bauch auf, um sich an seinen Eingeweiden zu sättigen. Da über dem Essen und Trinken der eigentliche Zweck der Jagdfahrt ganz vergessen schien und bald ein feiner Regen einfiel, der mit kleinen Unterbrechungen bis zur Dunkelheit fortdauerte, so sahen wir uns genöthigt ohne jede Bequemlichkeit eine traurige Nacht hierselbst zuzubringen. Vergeblich hatte ich Schutz gesucht gegen die Plage der Muskitos, als der heiter anbrechende Morgen mir einen kleinen Ausflug weiter stromaufwärts gestattete. Aber Alles war so öde und still, vielleicht in Folge des anhaltenden Kanonirens, daß ein Perlhuhn und drei andere kleine Vögel die ganze Ausbeute waren. Eben waren wir aus dem Boote gestiegen um zu Fuß weiter vorzudringen, als wir auf eine Hütte stießen, die mir noch heut ein Räthsel ist. Zwei Schritt vom Ufer auf feuchtem Boden mitten im Schilfe künstlich in Form eines Bienenkorbes geflochten, hatte sie bei fünf Fuß Höhe nur drei Fuß Durchmesser. Ein Fußtritt gegen das von innen angedrückte Brett, welches als Thür diente, weckte den Bewohner, der ängstlich heraussah. Ich habe vergebens mich umgefragt zu welchem Zwecke dieser Einsiedler gerade hier sich eine Hütte und solche Hütte mag gebauet haben. Aber es wurde mir hierdurch vollends unheimlich zu Muthe in der pfadlosen

Wildniß, und der eben wieder einfallende Regen wurde als willkommener Vorwand zur Rückkehr von mir begrüßt.

Nur zwei Legoas von Quifangondo liegt noch auf der Höhe der ersten Küstenterrasse das Kloster St. Antonio, dessen hohe Gartenbäume von hier gesehen werden. Es soll noch heute eine wohleingerichtetete Kapelle haben; allein von Geistlichen seit langem schon verlassen sein. Ich konnte es nicht aufsuchen, da Herr dos Santos in meiner Gesellschaft um zwölf Uhr wieder aufzubrechen wünschte auch ohne der Jagd beigewohnt zu haben, um derentwillen die übrige Gesellschaft noch einige Tage dort blieb. In einer Viertelstunde hatte der reißende Strom uns wieder bis zu seiner Mündung hinabgeführt und so gewannen wir Zeit noch hier dem Fange eines Krokodiles beizuwohnen, zu dem ein hier wohnender kühner Fischer sich von selbst erbot, als wir bezweifelten, daß Krokodile hier so häufig wären. Schnell hatte er ein Ferkel getödtet und einen mäßig starken Knüttel der Länge lang hindurchgeschoben, an dessen Mitte eine Kette befestigt war, welche durch einen Strick verlängert wurde. Die so bereitete Lockspeise wurde nun aufs Gerathewohl in den Strom geworfen und der Strick im Boote befestigt. Kaum eine Minute mochte verflossen sein, so erhob sich ein ungeheurer Rachen und verschwand mit dem Ferkel. Schnell war der Fischer im Boote, in welchem zwei starke eiserne Lanzen mit Widerhaken an langen Stricken zum Harpuniren bereit waren. Lange suchte das Thier die Tiefe des Wassers, indem das Boot ihm folgte bald zur Rechten bald zur Linken hin, bis es endlich ganz in der Nähe desselben mit großer Heftigkeit emporschnellte. Dabei aber unterließ der Fischer nicht ihm die Lanzen kräftig aufs Haupt zu schleudern, und nun trat eine lange Pause ein. Nach einer halben Stunde endlich erschien das Unthier aufs neue und immer häufiger, zuletzt mit weit aufgesperrtem Rachen. Da fiel der Neger plötzlich aus dem Boote! Allein eben so schnell befand er sich wieder in demselben um das Harpuniren unermüdlich fortzusetzen, bis endlich nach anderthalbstündigem Kampfe das erschöpfte Thier sich willig seiner Führung hingab und auf den Strand gezogen ward, wo es nur halb mit Wasser bedeckt ohne Gefahr

die letzten Streiche empfangen konnte. Seine Länge betrug über zwanzig Fuß und der Fischer meinte, daß Alligatoren von fünf und zwanzig Fuß Länge gar keine Seltenheiten seien. Leider war inzwischen der Regen wieder eingefallen und begleitete uns auf dem ganzen Heimwege, den wir um 6 Uhr Abends zurückgelegt hatten. Mich entschädigte ein erquickender Schlaf für alle Mühseligkeiten der Reise, obwohl ich wegen meines durch Muskitostiche entstellten Aussehens noch einige Tage lang mich mußte auslachen lassen; für meine Freunde aber hatte jene Jagdfahrt die traurigsten Folgen. Selbst die Theilnehmer aus Loanda wurden etwa vierzehn Tage nachher ohne Ausnahme vom Klimafieber befallen und Viele wurden schon am fünften oder neunten Tage Opfer des Todes, Andere erst bei späteren Rückfällen. Nur zwei an der Küste geborene Weiße blieben mit mir verschont, die übrigen acht und zwanzig Weißen, welche von der Parthie waren, erkrankten oder starben insgesammt.

Neun Tage später verließen wir den Hafen um nach Benguela zurückzugehen, wohin unsere Naturforscher schon voraus waren. Vier Tage in See wurden wie vom giftigen Hauche angeweht auf einmal vier Matrosen krank, die mit zum Bengo gewesen waren; am folgenden Tage folgten die fünf übrigen. Zugleich begann auch Herr dos Santos sich über Unwohlsein zu beklagen und sieben Tage später war er todt. Herr Wrede aus Hannover war in Folge einer Durchnässung von Thau und Regen zu Novo Redondo gestorben und Herr Großbender aus Hamburg lag zu Benguela an der Seite eines jungen Altonaer Kaufmanns, des Hauptagenten unsres Hauses, schwer darnieder. Die ganze Stadt war jetzt wie ausgestorben, da alle Weißen im traurigsten Zustande in ihren Häusern eingekerkert das Ende der großen Carneirade bis Ende März erwarten mußten. Unter so traurigen Umständen traten wir möglichst bald die Rückreise nach Loanda an um hier, nachdem unser Schutzpatron nicht mehr zu fürchten war, die schnöden Bedrückungen der portugiesischen Behörden noch recht gehörig kennen zu lernen, welche jetzt möglicherweise noch das Letzte von uns zu erpressen suchten. Ein voller Monat ging darüber unnütz hin, bis wir am 25sten Februar endlich den Hafen verlassen konnten.

Drittes Kapitel.

Wegen fast fehlenden Windes gebrauchten wir zu der kleinen Reise nach Ambriz volle vier und zwanzig Stunden und darüber. Aber ehe wir noch ankern konnten, erblickten wir ein Boot mit dunkelbraunem Segel, auf welchem wir alsbald die englische Flagge entdeckten. Es war eins von den großen Kreuzbooten, welche zur Brigg Waterwich vor Loanda gehören. Unter der Besatzung von nur sechszehn Mann, befanden sich vier Schwarze, ein Arzt und ein Officier; aber eine große Kanone auf der vordersten Bank hieß uns die stolze Visite desselben ohne weiteres respectiren. Denn diese Kreuzboote, welche oft zur Hälfte mit Schwarzen bemannt sind, werden überall an der Küste gar sehr gefürchtet, nicht nur weil sie bei der Leichtigkeit ihrer Bewegung und der geringen Höhe über Wasser selbst stark bewaffneten Sclavenschiffen vollkommen gewachsen sind, sondern auch deshalb vor allem, weil die Besatzung derselben, dem Regen und der nächtlichen Kälte und allen Gefahren des Klimas preis gegeben, gewissermaßen ein Recht zu haben glaubt, alle Küstenbewohner und angehaltenen Schiffe auf Tabak und Genèvre zu brandschatzen. Freundlicherweise gab der Officier uns einen ortskundigen Matrosen mit, unter dessen Beistande wir die hier zerstreut liegenden Klippen vermieden und noch am Tage den hinter einem kleinen Vorsprunge des steilen Ufers liegenden sicheren Landungsplatz glücklich erreichten. Noch diesen Abend gingen wir zu dem Handelshause, welches Herr dos Santos vor einigen Monaten hier errichtet hatte. Der Vorsteher desselben saß mit einem kürzlich erst zurückgebliebenen spanischen Matrosen hinter einem schlechten Tische bei einem Glase Genèvre, auf der Erde herum schliefen und lungerten zahlreich die Schwarzen, und von der Decke herab hing eine Lampe, welche kärglich die Gruppe beleuchtete. Mich hatte seit Kurzem erst die so überaus lästige Pickelhitze am Bord ergriffen, welche die Neuangekommenen alles Schlafes zu berauben pflegt, daher ich mich nach einer kühlen Nacht am Lande sehnte. Allein das laute Schreien, Trommeln und Klatschen der nächtlichen Wächter, welche die Runde machen, um Löwen

und Unzen vom Ueberspringen der bis zu sieben Fuß hohen Rohrmauer abzuhalten, raubte mir alle Ruhe, und endlich zog ich es vor, mit meinen von Muskitos zerstochenen Leidensgefährten in den Hof zu gehen, wo kleine schlafende Neger fast meinen Neid erregten, welche wie unbewußt klatschend die Hand zu den gestochenen Körpertheilen führten, ohne dabei der Süßigkeit des Schlafes zu entbehren. Erst gegen Morgen fand ich einige Stunden Ruhe, und als ich um sieben Uhr erwachte, fand ich schon Alles lebendig. Neger mit verschiedenen Handelswaaren lagen schon vor dem Hause herum, und fortwährend zogen Karavanen aus dem Innern noch herbei. Auch hier kamen Zähne von Elephanten und Nilpferden reichlich zu Markte, dazu wie überall viel Wachs, welches nur leider oft mit schweren Gegenständen von den Negern vermischt wird, so daß der Kaufmann glühender Stangen bedarf, um es zuvor zu untersuchen; dann aber insonderheit Harze sah ich an keinem Orte so viel als hier zu Markte gebracht. Hühner, Eier, Lachtauben, Früchte und Gemüse brachte die Nachbarschaft; auf der öden Sandfläche aber, worauf Ambriz am linken Ufer des gleichnamigen Flusses hundert Fuß über dem Meere gelegen ist, war auch nicht eine Pflanze angebauet. Drei portugiesische Baracken, eben so viel amerikanische und eine brasilianische mit den zugehörigen Kraals (Viehhöfen), zu denen nahe an zwei hundert Seelen gehören, meist freie Arbeiter, welche Behufs des Geschäftes erfordert werden, sind alle Wohnungen dieses Orts. Keine Negerhütte ist vorhanden, aber mit Loanda, woher die Vorräthe bezogen werden, ist ununterbrochener Verkehr und Tausende von Sclaven werden ausgeführt, da dieser Handel hier, so weit die Engländer nicht hemmen, frei und offen betrieben werden darf: denn Ambriz liegt auf freiem Negergebiete.

Der Weg zur Hauptstadt Quibanza, drei Legoas weit, führt über die etwa zwei hundert Fuß hohe erste Terrasse. Man geht beständig durch mannshohes Gras und dorniges Gebüsch; an vielen Stellen ist der Boden buchstäblich mit Blumen bedeckt; Sträucher mit mannigfachen Blüthen und Samen stehen neben eben so verschiedenen größeren Bäumen, von denen einer reich mit kürbisgroßen Früchten behangen, den Einwohnern Trink-

geschirre liefert. Eine unglaubliche Menge von Nestern des Webervogels hingen an den Zweigspitzen der Tamarinden und große Schwärme afrikanischer Colibris verließen aufgeschreckt ihre schattigen Wohnungen. Schlingpflanzen bedeckten einzelne Bäume bis zur höchsten Spitze, von Schmetterlingen umflattert; wo Blumen fehlten, stand das Gras in ganzer Manneshöhe. Wir machten diesen Weg halb im Trabe von drei bis fünf Uhr Nachmittags, in Sänften getragen; denn der König harrete unser in halber Ungeduld. Ich muß aber gestehen, daß bei dem athemlosen Schweigen der Natur alle diese Schönheit fast unheimlich ängstlich auf mir lastete; es war das Bild einer verzauberten Gegend, und als einmal der helle Ton der Turteltaube sich vernehmen ließ, war mir als würde dadurch von mir selbst der Zauberbann genommen. Endlich verriethen große Tabakspflanzungen und kleine uneingefriedigte Felder mit Bohnen, Mais und Maniok die Nähe der Stadt. Durch eine sechs Fuß hohe Ringmauer von schwachem Rohr traten wir in dieselbe ein. Da aber hier allein dem Könige das Recht zusteht, sich tragen zu lassen, so mußten wir absteigen und wurden von dem Volksschwarm zum anderen Ende des Ortes geleitet. Ganz im Schatten mächtiger Andansonien gelegen, bilden die zwei hundert Negerhütten, aus welchen derselbe besteht, drei gerade Reihen ganz nach den Stämmen der Bäume geordnet, und da dieselben in Form einfacher Dachschuppen gebaut sind, sechs Fuß hoch, vier Fuß breit, an einer Seite offen und etwa sieben Fuß tief, ohne jede weitere Umzäunung, so glaubt man fast, man wandle zwischen lauter Gartenhäuschen. Unter einer der größten Andansonien, auf einem altmodischen europäischen Lehnstuhl von gepreßtem Leder, harrete unser der König. Ein kurzer seidener Mantel von hochrother Farbe mit abgetragenen Hermelin verbrämt, bunt benähete russische Stiefel aus Hamburg und ein einfacher blauer Kattunschurz bildeten seinen Anzug. Als Scepter war ein sechs Fuß langer, bis zur Hälfte mit blanken Messingnägeln beschlagener Rohrstock in seiner Hand; die Krone ward durch eine nur oben aufliegende Bastkappe vertreten, Mafukmütze genannt, welche in jedem Augenblick herab zu fallen drohete. Acht bis zehn Männer mit der

Bastkappe auf dem Kopfe, lagen mit untergeschlagenen Beinen unbewaffnet und nur mit blauem Schurze angethan, als seine Mafuks oder Minister zur Linken; zur Rechten aber bildeten drei Reihen eben so liegender Männer ohne Kappen den Adel des Reichs, während das Volk im Halbkreis hinter beiden sich gesammelt hatte. Freundlich streckte der König sitzenbleibend seine Hand uns zum Willkommen entgegen und gab durch eine Bewegung zu verstehen, daß wir auf vier bereit stehenden Stühlen vor ihm Platz nehmen möchten. Unser Dolmetscher kniete zur Rechten neben uns; dann gab der König das Zeichen, daß er das Wort haben wolle, indem er in die Hände klatschte, und ebenso klatschte der Dolmetscher jedes mal bevor er Antwort gab. Die Unterhaltung ward nun dahin geführt, daß wir um Schutz für unser Handelshaus baten und der Agent unseres Hauses nochmals Verzeihung wegen der Züchtigung eines freien Negers bis aufs Blut erbat, wofür er früher schon ein Faß Branntwein hatte bezahlen müssen, weil solches nach den Landesgesetzen streng verboten ist. Beides wurde gern gewährt, obwohl man fast verwundert darüber schien, daß wir nicht des Sclavenhandels halber hierhergekommen sein wollten. Denn das Sclavenmachen hält man auch hier so ganz für in der Ordnung, daß Don André noch mit Vergnügen der Zeit gedachte, wo er als Jüngling weiter nordwärts große Sclavenzüge zum Meere begleitet habe. „Jetzt aber als König," fügte er ernst hinzu, „kann ich des Meeres Anblick nicht ertragen, ohne davon sogleich den Tod zu nehmen." Was das bedeuten sollte, blieb mir räthselhaft; doch staunte ich, aus Don Andrés Munde bei Erwähnung von Herrn dos Santos Tode den Gedanken zu vernehmen, „daß dies unser Aller Loos sei," da jeder Neger sonst vom Tode nur wie von einem Morde durch des Feindes Fetisch redet. Als wir nun endlich unsern Korb mit Genèvre öffneten, gab der bisherige Ernst auf einmal einer freudigen Verklärung Raum auf Aller Angesicht, und wie eifersüchtig man auch die Freiheit gegen die weltliche und geistliche Macht Loandas bisher vertheitigt hat, so daß der Fuß des Missionars noch nie hierhergekommen ist, und jeder schwarze Katholik im Lande ein Gegenstand der Verachtung ist, ich glaube dennoch, mit die-

sem Korbe voll Genèvre wären wir selbst als Missionaire überall ganz willkommen gewesen. Vergeblich jedoch blieb der Versuch, Erlaubniß zum Betreten des Inneren der königlichen Ringmauern zu erwirken, welche durch Cactus und Akazien so dicht geschlossen sind, daß selbst ein Durchblick nicht gestattet ist; denn mit dem Tode büßt man diesen Eintritt, da hundert königliche Frauen darin in besonderen kleinen Hütten wohnen sollen. Nur eine der Töchter durfte ich sehen auf meine Bitte, und diese trug neben dem einfach blauen Schurze und einer Schnur von Elephantenhaaren um den Hals durchaus kein königliches Abzeichen, schien aber über das Geschenk eines Perlhalsbandes höchst erfreut zu sein.

An ein nächtliches Bleiben war unter diesen Verhältnissen gar nicht zu denken, daher wir unter zahlreicher Begleitung von Fackelträgern und unter lautem beständigen Schreien zur Verscheuchung der wilden Bestien den Weg noch diesen Abend zurücklegten. Einige gingen noch in der Nacht wieder heim, Andere warteten in unserem Hof den Morgen ab. Von diesen letzteren versuchte ich käuflich einen Fetisch zu erwerben, der dem Besitzer als Schelle diente und gut gearbeitet aus Kupfer eine menschliche Figur der weißen Race darstellte. Allein alle Bemühungen blieben erfolglos, da der Schwarze lieber sein Leben als seinen Schutzgott verlieren wollte, von dem das Glück der ganzen Familie abhängig sei in Gegenwart und Zukunft. So treu und fest hängt dieses Volk an seinen Götzen, vielleicht nur eine andere Art des Glaubens, der sich verbirgt im äußerlichen Aberglauben. Jedenfalls ist es merkwürdig, daß dieses kleine Negerreich, welches mit Einbegriff der Hauptstadt nur siebenzehn Negerdörfer zählt, so lange schon gegen die Rohheit seiner östlichen Nachbarn sich behauptet hat. Vielleicht liegt darin mit der Grund, daß der durchaus unumschränkt herrschende König aus der Zahl der Mafuks alle fünf Jahre neu oder auch wieder gewählt wird, wenn seine letzten Regierungsjahre glücklich waren. Don André war schon öfter wieder gewählt und jetzt einige funfzig Jahr alt. Zufrieden mit den beliebigen Geschenken der wenigen Europäer zu Ambriz gewährt er diesen alle Bitten gern; nur haben sie es dahin noch nicht bringen können, daß ihnen

Erlaubniß gegeben ward zum Halten von Kühen oder Pferden, wahrscheinlich weil der König für seine Würde fürchtet, wenn ein Europäer reiten dürfte.

Zu meiner großen Freude hatte ich zu Ambriz einen deutschen Landsmann gefunden, einen Stettiner Namens Schulz, der für ein amerikanisches Haus hier Tauschhandel betrieb. Er zeichnete sich aus durch Menschlichkeit, mit der er seine Neger zu behandeln wußte, und war der dritte Deutsche, den ich auf der Küste bisher angetroffen hatte, indem zwei Andere zu Loanda lebten. Nur mit Wehmuth trennte ich mich von ihm und sah noch lange zu den Flaggen auf, die von den Bretterhäusern hoch im Winde wehend aufgerichtet sind, obwohl das Schiff zur Heimath steuerte. War aber nun schon die frühere Reise von Loanda nach Benguela entsetzlich langweilig gewesen, weil die aus Süden kommende Strömung mit Hülfe der Landwinde stets überwunden werden muß, daher denn auch die Verbindung beider Städte oft lange unterbrochen bleibt, so war doch diese Reise mir fast Höllenqual. Denn abgesehen von der Abwesenheit aller interessanten Gegenstände ging die Fahrt fortan wie immer in diesen Meeres-Gegenden unendlich langsam von Statten. Oft war das Meer geglättet wie die Spiegelfläche ganze Tage nacheinander, dann plötzlich ein schrecklicher Stoßwind und wenige Minuten nachher dieselbe Ruhe wieder wie zuvor. Noch glücklich genug, daß wir keinen Mast verloren und mit ein wenig zerrissenen Tauwerks und einigen Segeln davon kamen, die plötzlich verloren gingen. Dazu nun der Gedanke eines eintretenden Wassermangels, da Niemand berechnen kann, wie lange die Fahrt dauern werde, noch auch wohin der Wind vielleicht sie zwingen werde, indem man zufrieden ist dem Grabe der Windstillen um jeden Preis zu entkommen, und man kann sich vorstellen, wie dankbar wir waren der Insel Annabon so nahe zu kommen, daß wir beschlossen, dort das Trinkwasser zu erneuen.

Es war am 10ten März, als wir dies hohe felsige Eiland in der Morgenfrühe bis über die Wolken vor uns aufgethürmt sahen. Südwärts desselben ragen wie Schildwachen einige größere und kleinere Klippen mitten aus dem Wasser hervor und dort brach sich bei kräftigem Westwinde die schäumende Bran-

dung. Als wir jedoch längs der Ostküste eine Meile weiter nördlich fahren wollten, verwandelte sich das Meer hinter dem schützenden Bergwalle zu einer glatten blanken Fläche, auf der das Schiff kaum merklich nur sich fortbewegte. Noch meilenweit hin schützte der scheinbar gleichmäßig fortlaufende Hochrücken gegen den Wind, aber einen herrlichen Anblick gewährte die überall bewachsene Bergwand, die felsig und schroff zum Meere herabfiel. Nirgend ließ sich ein Haus oder ein Dörfchen erschauen; bald aber kamen wohl an hundert Böte von je zwei Ruderern geführt schnell nach einander auf uns zugefahren, um uns in schlechtem Englisch zu begrüßen. Portugiesisch sprach Niemand, obwohl die Insel bis 1778 Portugal und darnach Spanien angehört hat und erst seit einem Jahre jetzt von England angekauft war. Endlich erschien der Gouverneur von Annabon, eine kleine schwarze Figur mit Lumpen jeder Art umhangen, um uns in schlechtem Portugiesisch von der Größe seiner Macht zu erzählen, obwohl er nicht einmal wußte, ob er Portugal oder Spanien zu vertreten habe, und sein kindisches Benehmen auf allerlei Geschenke und Genèvre allein abzielte. Da mir darum zu thun war, möglicherweise das Innere der Insel näher zu durchforschen, so beredete ich den Schlachter und Einen unsrer Musici auf einem Boot der Eingebornen ans Land zu gehen, welches freilich nur je Einen von uns landen konnte. Lebhaft ward ich bei der Annäherung durch die wunderbare Zerrissenheit der Insel an die sächsische Schweiz erinnert, nur daß die Höhen hier etwa doppelt so groß und nirgend unbewachsen waren. Einzelne Klippen deuten auf eine ähnliche Beschaffenheit des Meeresgrundes, daher ein Anlanden größerer Fahrzeuge hier unmöglich wird. Das Ganze schien durch einen einzigen Citronenwald von lichtem Grün bedeckt zu sein, nur hie und da traten größere Bäume, Palmen und Tamarinden oder hoher Pisang aus dem Dickicht hervor. Abgerollte Steine, Korallentrümmer und Stücke von Lava, dem Hauptbestandtheile der Insel, lagen am schmalen Ufer; nirgend war Sand oder Feuerstein, selbst wenig Schneckenreste nur. Eine abgebrochene große Felsspitze, am Bruche noch sich stützend, bildete mit der steilen Uferwand einen Bogen, unter welchem Boote dahinfuhren.

Für uns aber ward es bald unmöglich längs dem Meere weiter nordwärts vorzudringen und so beschlossen wir denn frisch landeinwärts aufzuklimmen. Ein kleiner Bach, der plätschernd herabkam, mußte uns als Führer dienen, und bald waren wir durch mannshohes Gras und brombeerartiges Gestrüpp von Stein zu Stein schreitend ein paar hundert Schritt aufwärts in den dichten Schatten seiner Umgebung gelangt. Hier trafen wir Ueberreste einer quadratischen Mauer aus Lavastücken und unter Schlingpflanzen wuchernd Pisang und Ananas; dann aber hundert Schritt weiter einen betretenen Fußpfad, an welchem eine freundliche Kapelle stand, darinnen ein schlechter Tisch mit Bast überdeckt und zwei geschnitzte Heilige darauf, davor noch mehre hohe Kreuze aus Holz errichtet. Den Fußweg verlassend stiegen wir weiter und immer steiler auf, bis wir mit letzter Kraftanstrengung bald nach Sonnenuntergang die Höhe des Berges erreichten. Wir beschlossen die Nacht hier abzuwarten, den gegen die Sonne mitgenommenen Regenschirm als Schutz gegen den frischen Wind gebrauchend. Allein schon nach wenig Stunden erwachten wir vom Thau durchnäßt, der kalt wie feiner Regen niederfiel, und erwarteten nun steif an den Gliedern und vom Frost geschüttelt ungeduldig den Morgen. Aber eine herrliche Aussicht sollte uns lohnen. Wir mochten etwa tausend Fuß hoch stehen; rund um uns her bis in unabsehbare Ferne das herrliche Meer, an den schroffen Felsufern der Westseite mit Macht sich brechend, im Osten dagegen in ruhigem Spiegel die Küste bespülend; in nächster Nähe überall ein schöner Frucht- und Blumengarten, die kleinen Citronenbäumchen zum Theil wie übersäet mit Früchten, die schroffen Klippen bis zum Gipfel verziert mit prächtigen Blüthen, im Grase die wilde Ananas und hoch darüber einzelne hochstämmige Kokuspalmen. Am nördlichen Ende lag unser Schiff der Vasco de Gama ruhig vor Anker in einer kleinen Bucht, und hinter ihm erblickten wir die kleine Negerstadt von hohen Kokuspalmen eingeschlossen und von Pisangpflanzen beschattet. Dorthin führte der schlängelnde Pfad von der Kapelle her, und da in kurzer Zeit das thauige Gebüsch von der Sonne betrocknet war, so beeilten wir uns jetzt dieselbe baldigst zu erreichen. Schon kamen drei Neger

uns entgegen, welche uns aufzusuchen ausgeschickt worden waren. Mit lautem Händeklatschen begrüßten sie uns und holten dann einige Kokusnüsse herab, deren Milch uns köstlich mundete. Laut begrüßt von der schreienden Jugend traten wir ein, aber die Schönen mieden uns ängstlich, obgleich ihre Blicke neugierig auf uns gerichtet waren. Die Stadt selbst wird durch zwei lange große Straßen gebildet, welche sich in der Mitte in Kreuzesform treffen und an den vier Enden ganz niedliche Kapellen tragen; die kleinen Häuserchen aber sind mit einem dicht geflochtenen Dach aus Palmenblättern oder Binsen bedeckt, aus Bambus oder Brettern erbaut oft nicht einmal mit einer Thür versehen und alle ohne Fensteröffnungen. Zuweilen ist noch ein kleiner Hof daneben zur Herberge für Schweine und Hühner, allein man sieht die Straßen und den Palmenwald von diesen Thieren überall belebt. In einer der Kapellen hing eine Glocke die uns zu Ehren tüchtig geläutet wurde, einen Priester aber sah ich nicht, nur daß ein solcher, der sich dafür ausgab, mit einem Ferkel zu unserm Schiffe kam, um dafür ein Paar weißer Beinkleider einzutauschen und mißmuthig davon ging, als ihm dies nicht gelang. Unbeschuhet wie Alle trug er einen halb wie priesterliche Kleidung aussehenden Umhang, unterschied sich aber von den Uebrigen nur durch sein unverschämtes mürrisches Wesen. Die Frau des Gouverneurs, welche in der kleinen Hütte ihres noch am Bord verweilenden Gemahls uns ein Frühstück aus Eiern und getrockneten Fischen bereitete, war ihres Gemahls durchaus würdig; sie hockte schweigend auf der Erde, während wir von Neugierigen umgafft das fade Maisbrod zu genießen suchten. In eigner Weise aber suchten die guten Insulaner uns ihrer Freundschaft dadurch zu versichern, daß sie nach einer mir sonst nirgend bekannt gewordenen Sitte mit uns die Namen austauschten, indem sie uns nach den eigenen Namen benannten, so daß wir in der Unterhaltung als Miguel, Pedro, Manoel, Antonio u. s. w. figurirten. Die schöne schwarze Hautfarbe derselben, welche durch Nichts verunziert ist, verbunden mit der Körperform des Kongonegers und einer einfach natürlichen Haartracht, gefällt selbst in den Augen eines gebildeten Europäers. Nur der Schmuck am Ohrläppchen, bestehend in

sechs bis acht goldenen oder messingenen Ringen, fehlt auch diesen Negern nicht; vor allen Dingen aber sind sie bemüht sich als gute Katholiken zu zeigen, indem ein Kreuz nie fehlen darf, welches an einem Halsbande von Holzperlen auf die Brust herabhängt. Ein Portugiese, der vor etwa zwei hundert Jahren behufs des Sclavenhandels sich hier aufhielt, hat diese Insulaner als kriegerisch geschildert, allein davon ist keine Spur im Augenblick geblieben; eher möchten sie als diebisch gelten, da gleich im ersten Andrang eine Bleiplatte von einer unsrer Kanonen entwendet wurde, allein auch dies kam dann nicht wieder vor. Auffallend nur war mir die fast lächerliche große Schüchternheit des weiblichen Geschlechts, welche so weit ging, daß es nicht wagte selbst aus meiner Hand die Gegengabe in Empfang zu nehmen für mancherlei Früchte, die ich hier einzutauschen suchte. Pinienäpfel, Kokusnüsse und Citronen sind wohl die Hauptproducte der Insel, obwohl auch Indigo überall wuchert, und auch eine nicht übel schmeckende grünlich aussehende Kartoffel von mir eingetauscht wurde. Jedenfalls aber wird England diese Insel bald der Vergessenheit entreißen; denn wiewohl sie zum Sclavenhandel wegen der widrigen Winde dieser Meeresgegenden nicht taugte, so gehört sie doch bei einer Länge von sieben geographischen Meilen und einem Flächeninhalte von sechs und vierzig Quadratmeilen zu den fruchtbarsten Inseln der afrikanischen Küste. Sie hat seit ihrer Entdeckung Portugiesen, Holländern (1641) und wieder Portugiesen und Spaniern (seit 1778) nach einander angehört und ist von England kürzlich angekauft.

Mir blieb die Erinnerung daran ein freundlicher Gedanke auf der weiteren langweiligen Seefahrt, da wir in funfzig Tagen auch nicht einmal ein Schiff zu sehen bekamen, und immer nur wieder durch Windstillen, Stoßwinde und heftige Gewitter aufgehalten wurden. Selbst die so gern gesehenen Seevögel kamen nur einmal wieder zu uns in der Nähe der Sierra Leona; aber erst nachdem wir von der entgegengesetzten Strömung und von dem Nordostpasset weit westwärts in den Ocean hinausgetrieben waren, zwei volle Monat nach der Abreise von Annabon, befanden wir uns wieder unter Menschen. Denn hier erst begrüßten wir täglich wieder andere Schiffe und fuhren nun

mit frischerem Muthe weiter heimathwärts. Welch eine Freude aber als wir endlich Anker warfen an der Azoreninsel Feyal auf der Rhede des Städtchens Hortan! Ich konnte mich nicht satt sehen an den europäischen Booten, den weißen Leuten und den so modisch gekleideten Herren und lief wohl zehnmal in den Straßen auf und ab die ganze Stadt hindurch. Zwei unserer Schiffe waren vor Kurzem ebenfalls von Loanda aus hier passirt, aber nicht so glücklich wie wir; denn eines derselben mußte nach London aufgebracht werden, da nur zwei Matrosen am Leben darauf waren und der Capitain noch in der Themse versenkt werden mußte. Daher begrüßten wir denn mit innigem Dank gegen Gott nach wenig Tagen den Kanal, ankerten am 29sten Mai in Cuxhafen und lagen am 31sten Mai wieder im Hafen von Altona. Wir waren Andere geworden, auch Hamburg war das alte nicht mehr; der Brand von Hamburg machte eben noch halb Europa von sich reden. —

mit fröhlicherem Muthe weiter heimwärts. Noch eine Kreuz-
fahrt als wir endlich Anker warfen an der [illegible]
auf der Rhede des Städtchens Portland. Ich konnte mich nicht
satt sehen an den europäischen Gestaden, den weißen Häusern und
den so niedlich gekleideten Herren und ließ mich wohl gemuthet in den
Straßen auf und ab die ganze Stadt hindurch. Auch unsere
Schiffe waren der Kursen ebenfalls von London aus hier ge-
fort, aber nicht so glücklich wie wir; denn eines derselben mußte
nach London aufgebracht werden, da nur zwei Matrosen am
Leben darauf waren und der Kapitän nebst [illegible] Scorbut ver-
senkt werden mußte. Daher begrüßten wir [illegible] mit innigem
Dank gegen Gott nach wenig Tagen den Kanal, [illegible] am
29sten Mai in Cuxhaven und Ankerten am 31sten Mai vor der
Hafen von Altona. Wir waren Ruhe [illegible] geworden; auch
Hamburg war das alte nicht mehr; der Brand von Hamburg
machte eben auch dessen Gestalt neu [illegible].

III.

Das Gebiet des Südens.

A.

Das Capland.

Vorbemerkungen.

Das Land, welches wir jetzt besuchen und im Verhältniß zu seiner nächsten Umgebung näher kennen lernen wollen, die Colonie am Cap der guten Hoffnung, liegt um den drei und dreißigsten Breitengrad in einer Ausdehnung von zehn Meridiangraden oder etwa 120 deutschen Meilen so ausgebreitet, daß die Entfernung von dieser Längsare bis zum südlichen Meere durchschnittlich nur funfzehn Meilen beträgt, während die Ansiedlungen der holländischen und englischen Colonisten nordwärts nach dem Innern zu auch meist nur in gleicher Entfernung von dieser Linie angetroffen werden. Nur gegen die Mündung und gegen die Quellen des großen Flusses, des Orange oder Gariep, sind diese Ansiedlungen im Lande der alten Hottentotten mehr nach Norden vorgeschoben; doch bezeichnet man kurzweg das Capland auch wohl als das Land im Süden des Orangestroms. Die angegebene Längsare durchschneidet westlich des in die Algoabai mündende Sunday oder Sonntagsflusses die sogenannten Karroos, dürre Thonsteppen, welche der Regen im Juni, Juli und August zu gartenähnlichen Blumenweiden umwandelt, und die dann Sammelplatz der Heerden werden. Sie liegen 3000 Fuß über dem Meere und nehmen westwärts eine nordwestliche Richtung an. In einer Breite von etwa zwanzig Meilen sind sie 60 Meilen weit zwischen zwei Bergreihen ausgebreitet, von denen die niedrigere südliche der Reihe nach die

Namen Cederberge, Kalt und Warm Bokkeveldgebirge und Zwarte (Schwarze) Berge führt, und ihnen gegenüber liegen in der höheren nördlichen Bergreihe die Roggevelds-, Nieuwevelds- und Winterberge. Alle Bergmassen, welche südlich und westwärts dieser Karroos liegen, sind nur wenige tausend Fuß über dieselben erhaben und bilden bis zur heißen sandigen Küste hin ein Gewirr von Trümmern und Bergplatten, durch welche die zur Regenzeit von der Karroo abfließenden Wasser sich ihren Weg gebahnt haben. Gebüsch und Blumenpracht bekleidet ihre Schluchten und die engen Thäler, wo die Menschen wohnen; Bäume finden sich nur gruppen- oder saumartig längs der Rinnsale und in den engen Klüften oder halb verborgen in den tiefen Schluchten. Nur theilsweis von den Cederbergen und dem südlichen Küstengebirge kann es gestattet sein, dieselben als mit Wald bedeckt zu bezeichnen. Die höhere Bergreihe im Norden der Karroo, welche in den Nieuwevelds-Bergen die Höhe von 10,000 Fuß erreicht, bildet den Uebergang zur Hochebene des Orangestroms. Diese liegt 5000 Fuß über dem Meere und erstreckt sich wie eine weite Grassteppe oder wie eine steinige Wüste, in der Akaziendorn und ähnliches Gestrüpp weit und breit gruppenweis oder längs der trockenen Strombetten seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat, bis an den Großen Fluß, aber auch weit noch darüber hinaus. Einzelne Berggruppen erheben sich über die Ebene oder das wellenförmige Gelände und sind aus weiter Ferne dann schon sichtbar; Wasserlachen, zeitweise versiegende Quellen, oft von Akazienarten umgeben, welche bald kraut- und zwergartig, bald busch- und baumartig angetroffen werden, sind die Zielpunkte der wandernden Menschen und Thiere dieser Wüsten, aber sehr selten gestattet ein bleibender Quell oder ein nie versiegender Bach den Aufbau bleibender Hütten.

Der östliche Theil dieser weit nach Norden zum unbekannten Innern aufsteigenden Hochebene jenseits des großen Stromes zeigte dem Auge der früheren Reisenden, welche zu Anfange dieses Jahrhunderts dorthin zuerst ihre Schritte lenkten, nur wogende Grasfelder oder wasserlose Wüsten. Wie über Steinpflaster oder wie durch Getreidefelder fuhr man meilenweit ohne Abwechselung dahin auf dem Wege von Klaar-

water oder Griqua-Town, dem damals neugegründeten Sitze freier christlicher Hottentotten, bis Littakoo zur Stadt des ersten Bitschuanenstammes, welche zehn Meilen nördlich vom Krumanflusse gelegen war und dann mit ihren 10,000 Einwohnern ums Jahr 1821 zum Fluß zurückwanderte, theils aus Mangel an Wasser, theils um dem Schutze der befreundeten Griquas näher zu sein, deren Missionaire seit langem dort thätig waren. Ihre nördlichen Nachbarn die Wanketzen hatten eben damals einen friedlichen Reisenden aus Habgier erschlagen; andere nordwestliche Nachbarn trieb der Hunger wie Heuschreckenschwärme später zu einem glücklich abgeschlagenen Ueberfall, noch Andere kamen von Osten, um gleich den Moabitern das neue Judäa der Griquahottentotten zu plündern. Alle aber gehörten durch Farbe und Gestalt zum großen Kaffer- oder Bitschuanenstamme.

Um Littakoo herum sah man hie und da einige Bohnen-, Melonen- oder Hirsefelder, Alles allein durch den Regen und Regenmacher bedingt; selbst das Wild fehlte wenn der Regen fehlte. Auch den erwarteten Reichthum der Heerden fand man nicht, als Behufs des Ankaufs von Vieh die erste Reise von der Capstadt hierher unternommen ward und Burchell mußte im Jahre 1820 Milch und Schlachtvieh stets theuer bezahlen, da es so selten war; er zog nur darum einige Tagereisen weiter nordöstlich hinauf, um durch die Jagd sich wieder Fleisch zu schaffen. So armselig sind diese Länder hier; nur die Noth zwingt diese friedlichen Bitschuanenstämme sich zu so großen Gemeinschaften zu vereinen, mit den Nachbarn Friedensbündnisse zu schließen und tapfer unter ihren Häuptlingen zu streiten, weil sie die Heerden schützen müssen, durch deren Hülfe sie allein bestehen können. Uebrigens scheint weiter ostwärts hin und nach dem Norden zu von hier aus das Gelände sich zu heben und namentlich nach der Küste zu in fruchtbarere und reich bewohnte Länder überzugehen, in denen Wasseradern und Waldreichthum den Fischfang und die Jagd zu unversiegbaren Nahrungsquellen machen. Nach Westen zu aber verwandelt sich das Land nördlich vom Gariep allmählig geradezu in eine Wüste, welche am Meere selbst die Mündung des großen Stromes noch umfaßt.

Hier kann daher allein der Buschmann nur noch leben, der aus den einzelnen Bergen oder Felsen seine Warten macht dem Feinde und dem Wilde aufzulauern; der in den Klüften Honig sucht und Wurzeln, die in Felsen nur gedeihen, der alles Fleisch genießt, was jeder Andere nur mit Ekel berühren würde, der sich der Heuschrecken erfreut und an den Larven der Termiten noch feine Leckerbissen hat. Selbst die Raubthiere können nur zeitweise in diesen weiten Wüsten wohnen; sie folgen den wandernden Antilopenheerden, welche zur Regenzeit hierher zurückkehren. Trotzdem aber hat der Geist des Christenthums auch hierher seinen Weg gefunden und aus der Stadt der Griquahottentotten, welche von zwei Häuptlingen freier Hottentotten aus dem Süden des Orange gegründet ward, denen die Regierung einige hundert Gewehre anvertraute zur Abwehr räuberischer Ueberfälle, hat sich das Evangelium und mit ihm Handel und Cultur schon weit nach Norden und nach Osten hin verbreitet, und selbst im Westen längs des großen Stromes wandelt schon der Fuß der christlichen Apostel. Allein die näheren Veränderungen, welche seit den Reisen eines Burchell und Campbell ums Jahr 1820 in diesen Gegenden vorgegangen sind, hat in neuerer Zeit keine Feder in ihrem Zusammenhange aufgezeichnet und wir bemerken daher in Betreff dieses Landes gleich hier nur noch Folgendes. Jenseits des Gariep hört die einförmige Tafelform der Berge gänzlich auf, zugleich aber nimmt die Mannigfaltigkeit der Thierwelt ab; bis drei Fuß hohe grannenartige Gräser nehmen oft meilengroße Flächen ein, während vereinzelte Hügelketten zuweilen lieblichere Thäler umschließen. Reif, Schnee und Eis kommt in der Regenzeit nicht selten vor und doch brennt immer wieder heiß die Sonne nieder. Vom Regen allein hängt das Gedeihen der Weidegräser und Ernten ab; der Mensch selbst aber ist an den Strahl der Sonne so gewöhnt, daß er für seinen Körper nichts mehr scheut als den Regen. Darauf ist denn auch der künstlich geflochtene Bau seiner Hütte, weniger seiner Kleidung von Leder und Thierfellen mit berechnet. Ein großer Reißbleihügel in der Nähe des Krumanflusses lockt die Stämme der Bitschuanen aus weiter Ferne herbei, damit sie sich daselbst mit rother Schminke versehen zum Bemalen der braunen

Hautfarbe, die sie mit den eigentlichen Kaffern gemein haben. Diesen gleichen sie überhaupt an Größe und Gestalt, weniger in der Sprache; bestimmt unterschieden aber sind sie von den Hottentotten und Buschmännern, denen zarte kleine Hände und Füße eigen sind, durch große fast plumpe Füße und größere Hände. Im übrigen entsprechen auch diese Naturkinder des südlichen Afrikas in Kleidung und Sitten wie in körperlichen und religiösen Einrichtungen so ganz den dunkler gefärbten Brüdern der uns bekannten Westküste, daß ein längeres Verweilen bei ihren kindischen Launen und Eitelkeiten, bei ihren Einfällen und angeerbtem Aberglauben schon aus dem Grunde allein uns Langeweile machen müßte, weil in dem Allen nirgend ein Gesetz sich offenbart, was mehr von ihnen ahnen ließe, als daß sie eben bloße Kinder sind. Zwei weiße Handelsleute vom Cap kamen zuerst im Jahre 1801 hierher um Vieh einzukaufen, diesen folgte im Jahre 1805 Professor Lichtenstein und von der Graaf, und dann im Jahre 1812 bis 1821 die englischen Reisenden Burchell und Campbell, denen wir diese Nachrichten verdanken.

Längs des großen Flusses zu beiden Seiten wohnen die Stämme der Korannas und Griquas vom Geschlechte der Hottentotten, deren Lebensweise gleicherweise wie die der Bitschuanen oder Bootchuanen durch die Natur des Landes bedingt wird. Sie haben einen guten Wuchs, wenig oder gar keine Barthaare, wolliges schwarzes Haupthaar, kleine Köpfe mit hervorstehenden Backenknochen und zugespitztem Kinne. Von ihnen stehen die Korannas in der Bildung am tiefsten, da sie jede körperliche und geistige Anstrengung scheuen und lieber vier bis fünf Tage hungern als für den nächsten Morgen Sorge tragen. Ihren Namen tragen sie davon, daß sie nicht wie die übrigen Völker des Caplandes Sandalen sondern Schuhe tragen; denn Koraqua, verstümmelt in Koranna heißt ein Schuhmann. Zufrieden mit dem was der Zufall ihnen zuführt leben sie mit wenig Ziegen und Kühen oder Ochsen, die sie sehr gut zu reiten wissen, in ihren kleinen Dörfern oder Kraals mit bienenkorbähnlichen Hütten, welche sie nach Bedürfniß von einem Ort zum andern versetzen ohne den Anbau des Bodens zu ver-

suchen. Die Griquas dagegen, welche unter dem Namen von Bastardhottentotten im Süden des Gariep am Zackflusse ihre Wohnsitze hatten, gehören zu den freien Hottentotten, welche im Dienste der Colonisten stehen. Sie wanderten auf Antrieb der Regierung, welche ihre große Anhäufung in der Nähe der Colonisten zu gefährlich fand, über den Strom und nahmen christliche Glieder anderer Stämme bei sich auf, so daß die Gegend um Griquatown rings herum von neuen kleinen Dörfern besetzt ward. Der Prediger Campbell, der im Jahre 1813 zum ersten Male bei ihnen war, führte Gesetze über Mord und Diebstahl bei ihnen ein und stiftete Bündnisse mit den umwohnenden Korannas, so daß zu der Zeit etwa 1300 Griquas, mit eben so vielen Korannas in Verbindung standen. Ein Ueberfall dieser jungen Hottentottencolonie seitens der östlichen Kaffern und Bitschuanen im Jahre 1824 und 1827 wurde glücklich abgeschlagen. Wie weit die Colonie selbst aber heut zu Tage sich entwickelt hat, vermögen wir nicht mit Bestimmtheit anzugeben. Nur wissen wir aus den Missionsberichten, daß das Evangelium nach allen Seiten hin von hieraus seinen siegreichen Fortgang hat und daß die Missionäre auch von der Ostküste, von Port Natal aus, unter den wilden Stämmen wirksam sind. Campbell wagte von hieraus den Weg nach dem Westen zum Lande der Namaquahottentotten, den zwei Andere vergeblich vor ihn versucht hatten. Ueber die Asbestberge, wo der Asbest von blauer Farbe überall in den Thonlagen sich eingesprengt findet, und über einige Korannadörfer ging der mühsame Zug durch einen Theil der großen Wüste zum Großen Fluß, dessen steiles Ufer man abflachen mußte, um den Uebergang zu bewerkstelligen, während das andere steile Ufer wegen des dichten Gehölzes auch nur schwer zu ersteigen war. Weite Flächen von Haidekräutern und völlige Wüsteneien wurden längs des linken Stromufers angetroffen und an den wenigen freundlichern Stellen fand man einige Dörfer von Korannas oder Griquas bewohnt. In einer dürren Felspartie, welche der Strom in Wasserfällen durchbricht, von Buschmännern überfallen, welche ein Glied der Gesellschaft durch Giftpfeile tödteten, erreichte man endlich die Mission Pella, welche dem Kraale eines aus der Capstadt

entflohenen Hottentotten Namens Afrikaner gegenüber liegt, der damals durch das Feuergewehr sich zum Herrn dieser Gegenden aufgeworfen hatte und später Christ ward in der Griquastadt. Pella selbst ist die erste christliche Niederlassung unter den Namaquas, welche damals noch durch Dolmetscher mußten unterrichtet werden. Es lehnt sich im Nordosten an eine hohe Bergkette, und liegt auf einer sandigen unfruchtbaren Erdscholle, die nur hie und da von Gebüschen bewachsen ist. Man hatte behufs anderer Niederlassungen im Lande der nördlich des Flusses wohnenden Damaras so wie auch zum Meere hin im Gebiet der ärmlich lebenden Namaquahottentotten Untersuchungen angestellt, überall aber und namentlich am Meere fast nur unwirthbare Wüsteneien gefunden, die nur für herumstreifende Nomaden, nicht für den Ackerbau geeignet waren. Aermlichkeit der Nahrung macht auch den Stamm der Namaquas in jeder Beziehung nur zu einem schwachen Abkömmling der großen Hottentottenrace, die wir in ihrer größten Ausbildung in der Colonie selbst antreffen, zu der wir jetzt zurückkehren.

Die wüsten Bergreihen der Kupfer-, Kamies- und Karriberge trennen das Mündungsland des großen Stromes von den wirthlicheren Cederbergen, von deren Nordende das niedrigere Bergland des Hantams als Verbindungsglied zu den Roggeveldbergen hinüberzieht. Alle diese Berge sind kahl und mehr zur Weide als zum Anbau geeignet, daher die Colonisten dieser Gegenden wie die des hohen Roggevelds und seiner östlichen Nachbarn zur Sommerszeit mit ihren Heerden in die Gegend des Zackrivers nach Osten wandern, wo häufige Gewitter sich entladen. Die Buschmanns Karroo bildet die Grenze gegen Nordost, der wüste Meeressaum aber, in welchem der französische Reisende Le Vailbat im Jahre 1782 auf seinen Jagdzügen fast verschmachtet wäre, begrenzt nach Westen diese Berge. — Ganz verschieden von diesem wüsten Küstenstriche und von den bisher beschriebenen Landstrichen überhaupt ist nun aber der Theil des Caplandes, welcher von dem südlichen Quellflusse des Gariep zwischen dem Sonntagsflusse und der Kaffserngrenze längs des Kaiflusses zum südlichen Meere hinabzieht. Dies ist das eigentliche alte Kaffernland, welches den Englän-

der fast an seine Heimath erinnert. Hier finden sich bewaldete Höhen und schöne Wiesengründe in den Thälern neben schroffen hohen Felsen; daher hat hier der Britte und der Schotte seine Colonieen gegründet. Die bis zu 10,000 Fuß aufsteigenden Schneeberge und Rhinosterberge bilden die Wasserscheide zwischen dem Meere und der Hochebene des Gariep; durch reiche Waldungen steigt man meerwärts zu parkartigen Geländen hinab, welche denen ähnlich sind, welche noch heute weiter ostwärts von den Bitschuanenstämmen der Amatombös, Amapondös und Amakosös bewohnt werden. Diese letzteren waren noch vor wenigen Jahrzehnden fast alleinige Herren dieses schönen Berglandes. Nur im Norden theilte es mit ihm theilweise der holländische Boor (Bauer), der Süden gehörte noch ihm allein nur an. Groß und wohlgestaltet und von brauner Hautfarbe erinnert der Amakosö als der eigentliche Kaffer nur noch durch krauses Wollhaar und die dicken Lippen an die Negerrace. Er ists der noch bis heute dies Land der Colonie beansprucht hat und jetzt aus seinen Wohnsitzen an der Meeresküste zwischen dem Keiskamma bis zum Umtata um den Kaifluß herum gegen seine alten Dränger wieder aufgebrochen ist.

Uebrigens bemerken wir noch, daß auch die besten Karten für eine Uebersicht des ganzen Landes nur einen sehr unvollkommenen Leitfaden darbieten; denn in dem eigentlichen Capgebiete ist überall auch nicht ein Punkt zu finden wo nicht der Horizont von Bergen begrenzt wäre, hinter denen wieder andere Berge sich aufthürmen. Selbst in der weiten Karroo, erheben sich überall niedrige Schieferberge und hinter ihnen höhere Bergreihen von zwei bis fünf Tausend Fuß Höhe, welche nach allen Seiten hin in Verbindung stehen. Von steilem schwierigen Aufgange, bilden die Gipfel dieser Berge überall Platten von höherem oder geringerem Umfange. Granit herrscht vor an der Küste, Sandstein und Schiefer mehr im Innern; ohne daß Grünstein, Serpentin, Basalt, Eisenstein und anderes Gestein ausgeschlossen wäre. Die Thäler sind nie von großem Umfange und haben gewöhnlich Thonboden mit Schiefer vermengt, liefern aber ohne künstliche Bewässerung keine Ernten, da es in acht bis neun Monaten kaum einen Tropfen Regen giebt. Nur an

den Küsten gedeihen Kornernten auch ohne Bewässerung; doch sind dieselben meist sandiger Natur oder aus Mangel an Trinkwasser gar nicht bewohnbar, wie denn z. B. aus diesem Grunde allein auch die sonst so sichere Saldanhabai (33° S. Br.) gar nicht benutzt werden kann. Flüsse wie der Elephantenfluß, der sein Mündungsland (33½° S. Br.) alljährlich überschwemmt und deshalb der Nil der Colonie genannt wird, oder auch solche nur, welche das ganze Jahr hindurch reichlich Wasser haben, sind große Seltenheiten. Ueberall findet man trockene Strombetten, von weitem schon erkennbar in der Karroo an den Mimosenbäumen, welche längs derselben ihre großen weißen Dornen sehen lassen, aber immer fließende Flüsse sind außer dem Elephantenflusse nur noch der Bergfluß an der Westküste zur St. Helena-Bai und an der Südküste der Breede oder breite Fluß, der Zonder-Ende (bei Genadenthal), der Gauritz-Zondags- (Sonntags), Groote Visch-Fluß und Kaiskamma. Salzseen finden sich an den Quellflüssen des Gariep von so starker Kruste, daß man wie über feste Eisflächen darauf hingehen kann; Süßwasserseen sind fast gar nicht vorhanden; der Verkeerde Valley im Süden des kalten Bokkevelds ist der einzige von einiger Bedeutung. — Von den Buchten des Landes bemerken wir außer der Tafelbai eine westliche Einbuchtung der falschen Bai, Simonsbai genannt, wo die Kriegsflotte liegt zur Regenzeit während der Nordweststürme vom Mai bis September. Gegen den Südostwind, der in den übrigen Monaten, aber meist nur bei Tage weht zur Kühlung der unerträglichen stillen Morgenhitze, bietet die Bai keinen Schutz, wenn er in Sturm ausartet. Denn wenn Gewitter kommen, die sich in diesem Lande mit furchtbarer Gewalt entladen, wobei der Blitz in Wellenstrichen fahren soll, so wird man hier noch heute stets daran erinnert, daß man am alten „Cap der Stürme" sich befindet. Die übrigen kleinen Buchten haben fast nur Bedeutung für die Küstenfahrt, da größere Fahrzeuge die Küste wie die südlich liegende Nadelbank zu meiden pflegen, welche die von Nordost nach Süden und Westen herumgehende Meeresströmung hier angehäuft hat. Wir erwähnen jedoch an der Mündung des Breede den Hafen von Beaufort,

welchen Küstenfahrer aus der Tafelbai regelmäßig besuchen, dann die Muschel- oder Mosselbai, östlich vom Gauritzflusse, nächst Simonsbai der sicherste Hafen dieser Küste, die für die Zukunft um so mehr der Mittelpunkt lebhaften Handels zu werden verspricht als gerade hier die unschätzbaren Waldungen sich finden, deren Schätze auch aus dem sicheren Hafen von Keysna ausgeführt werden. Dies wenig östlich gelegene kleine Hafenbecken ist freilich durch ein Felsenriff gesperrt und nicht ohne Gefahr zugänglich, aber die Ufer des gleichnamigen Flüßchens sind wegen ihrer ausnehmenden Schönheit in der ganzen Colonie berühmt. Die Plettenbergsbai ist wie die Algoabay nur eine unsichere Rheede; in der letzteren aber ist Port Elizabeth als guter Seehafen und Freihafen fast zur Nebenbuhlerin der Kapstadt empor geblüht in wenigen Jahrzehenden. Port Frances endlich ist der Seehafen zu der im Jahre 1812 gegründeten blühenden Stadt Grahamstown, dem Hauptquartier der britischen Grenztruppen. Dagegen ist Port Natal unter 30° S. Br. weit nordöstlich hinauf zu suchen und in neuerer Zeit dadurch bekannt geworden, daß ein großer Theil der alten holländischen Colonisten mit dem Schießgewehre in der Hand sich dorthin einen Weg gebahnt hat mitten durch das Kaffernland hindurch, um nicht länger das ihnen verhaßte Regiment der Engländer ertragen zu dürfen. Die Engländer schienen aber auch über diese neue Colonie die Herrschaft beanspruchen zu wollen, und ist es nicht unwahrscheinlich, daß die jetzt hinlänglich mit Schießgewehren versehenen Kaffern von dorther Unterstützung empfangen zum gegenwärtigen Kriege.

In Betreff des Klimas mag es genügen zu bemerken, daß trotz der Gegensätze von glühender Tageshitze und eisiger Nachtkälte eine Lebensdauer von neunzig Jahren in diesem Lande gar nichts seltenes ist, obwohl hin und wieder je nach der Oertlichkeit bestimmte Krankheiten als Gliederreißen auf dem hohen Roggewald, Steinbeschwerden im Hantam, Blattern und Masern in der Capstadt und dem ganzen Innern bleibend oder vorübergehend auch hier vorkommen. Plötzlich hereinbrechende Stürme, welche durch eine weiße Wolke am Tafelberge sich ankündigen und dann gewöhnlich drei Tage lang durch die Straßen

zur Tafelbai hinabrasen sind eine besondere Geißel dieser Stadt; doch sind im Innern furchtbare schneller vorübergehende Wirbelwinde nichts Seltenes und diese Stürme scheinen dem Fortkommen unserer höheren Bäume besonders hinderlich zu sein. Erdbeben fanden statt namentlich zu Anfange dieses Jahrhunderts; doch lassen die wenig heißen Quellen am oberen Breede bei Worcester und nördlich der Plettenbergsbai nicht darauf schließen, daß die vorhandenen Bergformen auf frühere Erderschütterungen zurückzuführen wären, obwohl in der Karroo und selbst auf der höheren Bergreihe nördlich derselben Fisch- und Muschelabdrücke in dem Gestein gefunden werden. Unsere Waldbäume gedeihen hier schlecht, selbst unsere Obstsorten wollen nicht überall fort, und die Kirsche gedeihet allein nur auf dem kalten Bokkewald. Sonst aber vereint das Kapland die Culturen aller Zonen; alle Getreidearten Europa's gedeihen aufs beste; mitten im Kartoffelfelde steht die arabische Dattelpalme und ganze Haufen von Bananen stehen neben den Weizenfeldern. Kaffee- und Theestrauch, Maulbeer- und Feigenbaum, Tabak, Reis, die Baumwollenstaude, Orangen, Apfelsinen, Mandeln, Feigen, Wallnüsse und Kastanien, Alles gedeiht, des schönen Weinstocks gar nicht zu gedenken.

Vor allem aber ist die Viehzucht hier zu Hause, da die unter der heißen Sonne gewachsenen Gräser eine außerordentliche Fettigkeit und Nahrungskraft besitzen. Der eigentliche Hottentott kennt kaum eine andere Speise als Fleisch und in der Capstadt werden täglich Ochsen zu Hunderten und Schafe zu Tausenden geschlachtet. Ohne Ochsen ist eine Reise hier kaum denkbar und Fettschwanzschafe wandern mit als Proviant. Daher sind überall von Seiten der Regierung Weideplätze frei gelassen an den Wegen, zumal an den Wasserstellen; daher weiß jeder Reisende hundert Geschichtchen zu erzählen vom Verlaufen der Ochsen oder Schafe.

Für den Jäger finden sich hier die vielen Antilopenarten, welche in neun und zwanzig Gattungen von der Größe eines vierzehntägigen Ziegenlammes bis zur Größe eines mittelgroßen Pferdes angetroffen werden, bald einzeln bald in Heerden zu Tausenden, bald in der Ebene im Gebüsch und in dem hohen

Grase, bald wieder auf den steilen hohen Felsen nur. Von ihnen bildet das Gnu den Uebergang zum mächtigen afrikanischen Büffel; Zebra und Quagga gehören zum Pferdegeschlecht, das Pferd selbst aber ist hierher eingeführt und wird zu Tausenden gezogen, obwohl eine eigenthümliche Seuche oft Tausende dahin rafft. Giraffe, Elephant, Rhinoceros und Hippopotamos (Nilpferd) sind nebst dem Büffel schon zu Seltenheiten geworden, und eben so ist es mit dem Löwen in der Nähe der Menschen. Die kleineren Katzenarten nebst Schakal und Hyänen sind weniger ausgerottet, der Hase ist überall, das Wildschwein mit dem Pavian nur in den Felsen und bewachsenen Schluchten, die Höhlen des Ameisenbärs und Stachelschweins aber sind oft tief eingegraben mitten auf den Wegen. — Vögel finden sich zahlreich vom größten bis zum kleinsten. Die feinen Zuckervögel (Nectarinen) beleben als afrikanische Colibris die reiche Blumenwelt, Strauße die dürren Ebenen des Innern. Andere wie der Gold- und Kupferkukuk, der scharlachrothe Webervogel, zwei Papageienarten und der Lori (Corithaix persa) erfreuen durch ein glänzendes Gefieder; Flamingo, Pelikan, Reiher, Gänse und Enten und der seltene Anhinga suchen die wenigen Sümpfe und Seen auf, und Turteltauben girren in den Thälern. Mit der Vertilgung giftigen Gewürms beschäftigt sich der Schlangenbändiger, der wohlbekannte Sekretär mit der Feder auf dem Kopfe, und eine Art Würger, den man deshalb „Fiscal“ genannt hat; der graue Honigkukuk aber verräth mit gellendem „Tscherr-tscherr“ das wohlversteckte Bienenloch. Dazu nun finden sich überall die verschiedenen Hühnerarten für das Jagdgewehr nebst Tarppe, Puter, Schnepfen und Fasanen. — Für den Fischer giebt nur das Meer den reichsten Vorrath her; im Lande selbst wird nur der Aal doch oft armstark im Breedefluß gefangen, und selbst am Gariep betreibt der träge Wilde seltner nur den Fischfang. — Der Pflanzenkenner aber findet hier kein Ende; mit jedem Schritt und Tritt fast eine neue Blume. Was aber dem Lande seinen besonderen Charakter giebt, das sind die vielen H a i d e k r ä u t e r, welche in fünf hundert Arten über einen sehr großen Theil desselben verbreitet sind, und dann die zwei hundert Arten von P r o t e a b ä u m e n, welche an vielen Orten

allein die Waldbäume vertreten, zapfentragende bis dreißig Fuß hohe Bäume mit großen langen Blättern statt der Nadeln und sonst in Quirlform gewachsen wie die Tannen. Dazu besonders auf der Karroo die tausend Zwiebelgewächse, welche zerstäuben sobald die Sonne wieder heiß herunter brennt, die verschiedenen Euphorbien oder Wolfsmilcharten, welche in Afrika die Geschlechter des Cactus vertreten, und endlich noch die zahlreichen Aloearten, Pelargonien und Fettpflanzen mit all der wunderbaren Farbenpracht — daraus hat sich der Herr der Welt in diesem Lande seinen Schmuck gewebt.

Hottentotten bewohnten das Land, als Vasco de Gama im Jahre 1497 zuerst das Cap umschiffte, welches Bartholomäus Diaz vier Jahr früher erreicht und Kap der Stürme getauft hatte. Erst im folgenden Jahre ward eine Landung und zugleich eine Ansiedelung versucht, allein die Portugiesen fürchteten die giftigen Pfeile der Eingeborenen, durch welche 1509 der Vicekönig von Brasilien getödtet ward und nahmen nur vorübergehend hinterlistige Rache. Im Jahre 1650 aber beauftragten die Holländer einen Wundarzt Namens Riebeck oder Röbeck, mit der Gründung einer Niederlassung und dieser kaufte für allerlei Tand, Branntwein und Tabak ein bedeutendes Stück Landes, welches feierlich übergeben ward, und gründete eiligst die Capstadt, indem er sogleich einen einträglichen Handel mit den Eingeborenen eröffnete. Feindliche Angriffe vom Jahre 1659 bis 1661 endigten damit, daß die Hottentotten alles Land innerhalb drei Stunden Entfernung von der Capstadt abtreten mußten. Viele Franzosen, welche des Glaubens wegen ihr Vaterland verlassen mußten, wandten sich hierher ums Jahr 1685 und zu gleicher Zeit legte ein tüchtiger Befehlshaber der Stadt, Simon van der Stel, die berühmten Weinberge von Constantia an, welche den Namen seiner Gattin tragen. Erst später entdeckte man, daß das Land zum Korn- und Weinbau wie zur Viehzucht sehr geeignet sei, und mit Recht oder Unrecht drang der Fuß des weißen Mannes immer weiter ein, indem die Regierung nicht einmal die Macht hatte der Willkür dieser ersten Colonisten Schranken zu setzen. Der Vortheil sprach bei dem kaufmännischen Holländer in der Sache mit, und im Verlauf

von wenig mehr als hundert Jahren war alles Land von Colonisten überzogen, nicht nur die Heerden der Hottentotten auch diese selbst kamen in die Hände der sogenannten Boers oder Bauern, denen der Veldwagtmeester gleich stundenweit das Land als Eigenthum zuertheilte. Als die Bewohner des Caplandes nach dem Vorbilde der französischen Revolution, welche Frankreich und Holland zu Republiken umgeschaffen hatte, hier ein Gleiches thun wollten, nahmen die Engländer Veranlassung im Jahre 1795 sich des Landes zu bemächtigen und stellten sich auf die Seite der geknechteten Hottentottenrace, so daß sie diese mehr und mehr für sich gewannen. Ein Friedensschluß im Jahre 1803 bestimmte die Herausgabe des Landes an seine alten Herren. Allein als 1806 der Krieg zwischen Holland und England neu entbrannte, schickten diese 5000 Mann zum Cap und nahmen nach einer kleinen Schlacht am Fuß des Tafelberges Stadt und Gebiet in Besitz. Seitdem hat die Reise der englischen Statthalter oder Gouverneure bald mehr für die Boers bald mehr für das Recht und die Freiheit der Hottentotten sich entschieden; die Kaffern sind für die räuberischen Einfälle nicht nur gestraft, sondern selbst gelegentlich beraubt und immer weiter zurückgetrieben unter dem Vorwande, daß man die Colonisten schützen wolle; andererseits aber hat man Missionäre unter den Hottentotten wirken lassen und Sendgerichte eingeführt, um die Willkür der Boers zu beschränken. Von beiden Seiten fand man dafür nicht die rechte Anerkennung, bis endlich die im Jahre 1828 ausgesprochene Gleichstellung der Farbigen vor dem Gesetz die Ursache der größten Unzufriedenheit Seitens der holländischen Colonisten geworden ist, welche dadurch vielfach zur Auswanderung nach Port Natal sich veranlaßt gefunden haben. Andererseits aber ist durch die Ansiedelungen der Engländer, die jetzt überall ihre Beamten, Soldaten und Prediger im Lande haben, seit 1820 ein neues Element in die ganze Bevölkerung hineingetragen worden und nur durch eine nähere Anschauung dieser Verhältnisse wird es möglich werden die gegenwärtigen Zustände der Colonie recht zu begreifen und zu würdigen.

Wir geben daher zunächst die geschichtliche Entstehung dieser

Niederlassungen nach Thomas Pringle „Südafrikanische Skizzen", welche im Jahre 1836 in den „Reisen und Länderbeschreibungen der älteren und neuesten Zeit" von Widemann und Hauff zu Stuttgart und Tübingen im Verlag der Cottaischen Buchhandlung erschienen, und schließen dann die „Reisen in Südafrika während der Jahre 1840 und 1841" an, welche von W. v. Mayer im Jahre 1843 zu Hamburg bei J. P. Erie herausgekommen sind, indem wir hoffen, daß diese Reisen selbst erklären werden, was hier jetzt übergangen werden muß.

1.

Pringle's Reise zur Grenze des Kaffernlandes und durch die Karroo zur Capstadt.

Erstes Kapitel.

Am 20sten April 1820 kam ich mit einem Theile der schottischen Auswanderer, deren zeitiger Führer ich war, nach Simonsbai. Wir bildeten einen Theil der 5000 britischen Ansiedler, welche das unbesetzte Gebiet an der Grenze des Kaffernlandes unter dem Schutze der Regierung colonisiren sollten und auf Kosten des Parlaments dahin übergeführt wurden. Erst am Morgen des folgenden Tages erblickten wir die Umgebung des Ankerplatzes und sahen mit ernstem Antlitz auf die schwarzen Hügel und dürren Sandflächen, welche die falsche Bai umgeben. Einer von uns gab den Gefühlen der meisten unter uns Ausdruck in den Worten: „Hm, ihr Herren, das ist ja ein düsteres nicht heimlisch aussehendes Land. Ich will hoffen, daß diese hochländischen Gebirge und Meere uns nicht etwa ein getreues Bild der Gegend geben wollen, die wir bewohnen werden!" —

Da unser Schiff hier einige Tage verweilen mußte, um frische Vorräthe einzunehmen, so eilte ich alsbald zu der etwa 5 deutsche Meilen von dem kleinen Hafen Simons-Town entlegenen Capstadt, um wegen der Ansiedelung meiner Gesellschaft mit dem ersten Secretär der Regierung in Unterhandlung zu treten und ihn von meinen persönlichen Absichten in Kenntniß zu setzen. Denn meine Erziehung war eine gelehrte gewesen und hatte mich in nicht unbedeutende literarische Verbindungen

gebracht, die ich nicht ganz aufzugeben dachte; nur die Rücksicht auf meine fünf Brüder, welche sämmtlich vom Vater für seinen Stand als Pächter erzogen waren, hatte mich bewogen sie hierher zu geleiten, um ihnen Helfer und Rathgeber zu sein. Nach dem Plane der Regierung mußte jede Gesellschaft mindestens zehn erwachsene männliche Mitglieder haben, und da nun eine verwandte Familie und zwei andere achtbare Personen sich uns angeschlossen hatten, so war ich der natürliche Vertreter einer Gesellschaft von zwölf Männern, (mit Einschluß von 3 Bauerknechten) sechs Frauen und sechs Kindern. Gelang die Ansiedelung, so hoffte ich selbst mit der Zeit eine Anstellung in der Colonie zu finden, die meinen Fähigkeiten angemessen war, zumal da die Empfehlung meines geachteten Freundes Sir Walter Scotts mich begleitete, welche es eben erwirkt hatte, daß wir zu den 5000 gehörten, welche die Regierung unter den 80,000 Bittstellern für die Ueberfahrt erlesen hatte. Während meines achttägigen Aufenthaltes in der Capstadt lernte ich dort den Dr. Philipp, Oberaufseher der Missionen der Londoner Missionsgesellschaft und andere Männer von Bedeutung kennen, die später mit meinem Geschick näher verflochten wurden, und kehrte bereichert durch ihren Rath zu meiner Brigg zurück, um am 10ten Mai zur Algoabai aufzubrechen. Mit großer Schnelligkeit umsegelten wir bei frischem Nordwest das Nadelcap, standen aber am 12ten fast ohne alle Bewegung vor der Einfahrt in den Keysna, einer schönen Lagune, die einen guten geräumigen Hafen bildet, der leider von etwas schwieriger Anfahrt ist, sich aber bis in die Tiefe der prächtigen Wälder hinaufzieht, welche diesen Theil der Küste bedecken. Da wir drei Tage hindurch jetzt alles Windes fast entbehren mußten, so lavirten wir wenige Meilen von der Küste und hatten die herrlichste Gelegenheit die schönen Küsten von Anteniqualand und Zitzikamma zu betrachten. Das Land erhebt sich plötzlich von der Küste zu festen waldbedeckten Gebirgsketten, die im Hintergrunde in hohe, abgerissene, nackte Felsspitzen auslaufen; indem man aber Vorgebirg auf Vorgebirg umschifft öffnen waldige Gründe der Buchten und Gebirge immer neue Bilder, in denen das Liebliche und Furchtbare, das Eintönige und Malerische sich sonderbar vereinigt

findet. Das Ganze ist überraschend, doch düster in seiner wilden ungeregelten Schönheit; die Größe und Anmuth der Natur ist hier in ihrer ganzen Majestät und ungebeugten Kraft zu sehen. Allein diese furchtbare Wildheit ohne Spuren menschlichen Fleißes oder menschlichen Aufenthaltes machte uns ernst und schweigend, erfüllte fast mit Schrecken bei dem Gedanken es bewohnen zu sollen. Nur von den Schotten wurden Einige zu ausgelassener Fröhlichkeit, Andere zu stillen Thränen bewegt, indem die Felsenspitzen und rauhen Abhänge dieser wilden Küste lebendige Erinnerungen an ihr Vaterland erweckten. — So an der Küste hinfahrend umschifften wir endlich am 15ten das Cap Receef an der Algoabai, welches seiner vielen Schiffbrüche wegen berüchtigt ist, und ankerten spät am Nachmittage in der Bai selbst an deren Westseite. Zehn bis zwölf große Schiffe mit Auswanderern lagen hier schon vor Anker, und an dem Ufer wenige hundert Schritt hinauf auf einer kleinen Erhöhung stand die kleine befestigte Caserne, das Fort Friedrich genannt, umgeben von den Zelten und Wohnungen der Offiziere auf den Höfen umher. Am Fuße dieser Höhen näher der Küste lagen die Wohnungen der Regierungsbeamten, welche die Ausschiffung zu leiten hatten, drei Strohhütten und ein paar hölzerne Häuser, die man aus England hierher gebracht hatte. Große Vorräthe von Ackergeräth, Schmied- und Zimmermannswerkzeuge, Eisenwaaren u. dergl. m. lagen hier aufgehäuft, um für den Einkaufspreis überlassen zu werden. In geringer Entfernung davon, zwischen den Sandhügeln der Küste und den felsigen Höhen dahinter, standen die Zelte der Auswanderer, von denen täglich einzelne Gesellschaften in langen Zügen von Packwagen an ihren Bestimmungsort abgingen.

Bis tief in die Dämmerung hinein ruheten unsere Augen auf dem belebten Gemälde, zu welchem die haidbewachsenen Höhen über dem Zwartkopsfluß, die malerischen Felsspitzen des Winterhoek und dunkle Massen des Zuurebergs fern im Norden, welche deutlich gegen das reine Blau des Himmels abgezeichnet waren, einen passenden Hintergrund bildeten. Erst am Morgen des folgenden Tages ging ich ans Land, um für die Ausschiffung unserer Gesellschaft Vorkehrungen zu treffen. Leben und Fröh-

lichkeit war überall, das Wetter war günstig; Matrosen der Kriegsschaluppe führten schnell die einzelnen Gesellschaften durch die Brandung, und Landsoldaten trugen die Einzelnen trockenen Fußes ans Ufer. Ich wußte, daß ein erwachender Südost uns lange an der Landung hindern oder wohl gar am Ende noch gefährlich werden könne; denn in der Bai ist überall nur offene Küste, und wenn der Wind nur etwas heftig aus Südosten weht, so hebt die Brandung jede Verbindung mit dem Lande gänzlich auf. Indeß meine Bemühungen blieben für jetzt umsonst, es waren zunächst ältere Ansprüche zu befriedigen, bevor an uns die Reihe kam, und nur mir selbst blieb es gestattet schon jetzt zu bleiben. So strich ich denn in der Umgebung umher, um die verschiedenen Auswanderergruppen mehr in der Nähe zu betrachten. Einzelne hatten mehr von dem allgemeinen Lager sich abgesondert und unter immergrünen Büschen die Zelte aufgeschlagen, welche auf der ausgebreiteten wellenförmigen dürftig mit Kräutern besetzten Ebene zerstreut sich finden; die hübschen Wagen in der Nähe, die Nettigkeit der Umgebung, der feine Anzug und die Bücher in den Händen der Damen und Herren verriethen leicht den höheren Rang dieser Gruppen. Andere lagerten bunt durch einander als achtbare Handwerker, fröhliche Pachter, bleiche Künstler oder verwitterte Seeleute von der Themse; noch Andere aber und ein weit größerer Theil war schmutzig in seinem Aeußeren, liederlich im Anzuge, mißvergnügt und unhöflich in seinem Betragen. Diesen Letzteren ähnlich waren auch meistens jene armen Landbauern, welche auf Kosten ihrer Kirchspiele hierher geschickt wurden, so daß man annehmen darf, es waren gut zwei Drittel solcher Menschen darunter, welche nur locker mit der Gesellschaft zusammen hingen und in sittlicher Beziehung auf der untersten Stufe standen, während ein Drittel nur aus wahrhaft achtbaren und vermögenden Personen bestand. — Große holländische Boers mit breitgekrämpten weißen Hüten und ungeheuren Tabakspfeifen im Munde und halbnackte Hottentotten, welche die langen Reihen der Zugochsen führten indem sie schreiend vor denselben herliefen, sie winkend mit den langen schmächtigen schwarzbraunen Armen, bildeten den ersten afrikanischen Gegensatz zu diesen Fremdlingen

und auch zu mir. Stärker aber sollte ich denselben erst empfinden, als ich Tags darauf zu dem etwa zwei deutsche Meilen entfernten Bethelsdorp kam. Schon der Weg dorthin, den keine Wohnungen der Menschen belebten, über niedrige unfruchtbare Berge mit fremdartigen Pflanzen und weiterhin an einigen kleinen Salzseen vorüberführend, hat etwas eigenthümlich Eintöniges und wird nur nahe an Bethelsdorp freundlicher, wo die wellenförmigen Dünen mehr durch wildes Gebüsch von mannigfachem Immergrün verschönert werden. Die Schatten der westlichen Berge fielen eben über die Ebene, der Rauch vom Abendheerde stieg in die Höhe und heimisches Brüllen und Blöken der heimkehrenden Heerden ließ mich beim Anblick des Missionsdorfs schon an meine Heimath denken; allein wie war es doch so anders, als ich nun wirklich eintrat! Die schwarzbraunen Gesichter, das wollige Haar, der Mantel von Schafpelz (Caroß genannt), halbnackte Kinder, runde Lehm- oder Rohrhütten, dazu der fremde Gruß des „Goeden Avond" von Alt und Jung, die schnalzenden Töne der Hottentottensprache — Alles, selbst die Thiere, die dickschwänzigen Schafe mit Haaren statt der Wolle und breitgehörnte hochbeinige Rinder erinnerten auf einmal einzig und allein nur an das Land der Hottentotten, mit denen sich der Niederländer hier vereinigt hat, um unter einer strohgedeckten Kirche auch hier den Gott der Christen zu verehren. Der Missionär, der mich empfing, wohnte in einem anständigen Hause von Backsteinen, wurde aber eben in Anspruch genommen auf Befehl des Drosten von Uitenhage ein Kaffernweib einige Meilen weiter westwärts zu einem Colonisten zu schaffen, weil es die Grenze überschritten hatte. Das Weib trug ein Kindlein auf dem Rücken, welches sie in einen Mantel von gegerbtem Rindsleder gebunden hatte, und hatte ein Mägdlein von 10 Jahren zur Seite. Es kannte sein Schicksal, versuchte aber dennoch durch eine Anrede an den Missionär dasselbe abzuwenden, und ich muß gestehen, obwohl ich kein Wort des Amakosadialects verstehe, der volle kräftige Klang der musikalischen Sprache setzte mich eben so in Erstaunen als die ausdrucksvollen Gebehrden, bald drohend bald bittend, welche das beredte Feuer des dunklen Auges im schönen bronzefarbenen

Angesicht begleiteten. Es war wie eine Anklage vor dem Gott der Rache ihres Stammes, und mich ergriff ein tiefes Mitleid mit dem armen Weibe, deren Rede von einigen Dörflern, welche halb Kaffern waren, dem Missionär vergeblich gedeutet wurde. Sie blieb getrennt vielleicht auf ewig von den Ihren. — Noch diesen Abend wohnte ich darnach dem Abendgottesdienste bei, der namentlich von Weibern zahlreich besucht war. Mochte der Gedanke mitwirken, mich hier unter den Ueberresten des Urgeschlechts zu finden, welchem diese ferne Gegend einst allein gehört hatte, genug ich fühlte von den sanften weichen Stimmen der Weiber und von den ernsten schwarzbraunen Gesichtern der älteren umstehenden Männer mich wunderbar ergriffen hier in dem niedrigen Kirchlein des alten Dr. Vanderkemp und freute mich des heiligen Ernstes, der das Leben dieser Wilden schon so tief durchdrungen hatte.

Bei meiner Rückkehr zur Algoabai fand ich daselbst den Gouverneur der Colonie, welcher soeben aus Albany zurückkehrte. Er eröffnete mir, daß es im Plane der Regierung liege, die schottischen Ansiedler jenseits des Großen Fischflusses an die Grenze des Kaffernlandes zu verpflanzen, und dorthin ward denn auch unsre Gesellschaft angewiesen. Bevor wir jedoch dahin aufbrachen, wohnten wir noch am 6sten Juni der Gründung des ersten Hauses der neuen Stadt Elisabethhafen bei, vom Gouverneur so genannt zum Andenken an seine verstorbene Gattin, der er später noch einen Obelisk auf einer der umliegenden Höhen errichtete. Diese Stadt ward im Laufe von 14 Jahren bereits die zweite der Colonie in Bezug auf Handel und Bevölkerung, und noch immer ist sie im Wachsen begriffen. — Unser Bestimmungsort am Baviansfluß lag etwa 34 deutsche Meilen landeinwärts und dorthin brachen wir am 13ten Juni d. h. um die Mitte des Winters auf mit unsern Wagen und Geräthen. Die Nächte waren kalt, die Tage wie unsere schönen Septembertage. Je 10 bis 12 Ochsen, begleitet von dem holländischen Colonisten, dem sie zugehörten, und von Sclaven geführt, zogen einen Wagen, deren wir sieben hatten. Die Wagen, selbst sind der Natur der bergigen, unebenen Gegend angemessen und stets durch eine Leinewanddecke geschützt. Vorn sitzt der

Treiber mit einer Peitsche von ungeheurer Länge; die Ochsen aber sind paarweis vermittelst hölzerner Joche an ein starkes Tau befestigt, Trecktow genannt, welches aus Rinds- oder Büffelriemen geflochten ist; ein junger Hottentott läuft dem Gespann voraus, indem er das erste Ochsenpaar an einem Riemen führt, der an den Hörnern desselben befestigt ist. Noch am Abend des ersten Tages erreichten wir den merkwürdigen Salzsee, den ich aus Barrows Erzählung kannte, in beträchtlicher Höhe über dem Meeresspiegel gelegen vom Umfang einer guten Stunde. Nur von einer Seite neigt sich ein sanfter Rasenrand, sonst sind die Ufer steiler und rings von baumartigem Dickicht und saftreichen Pflanzen umgeben. Ein großer Theil der Oberfläche und rings herum der Rand des oval geformten Sees war von einer dicken Salzrinde bedeckt und mit kleinen schneeweißen Krystallen überstreut, so daß das Ganze einem theilweis zugefrornen Becken glich, welches mit Reif oder Schneeflocken bedeckt ist. Die Salzkruste soll über den ganzen Grund des Sees ausgedehnt sein, und schreibt man die Entstehung dieser sogenannten Salzpfannen unterirdischen Salzquellen zu. Nachdem wir Vorrath auf ein Jahr voraus entnommen hatten, setzten wir unsere Reise durch die Wildniß des Gebüsches wieder fort, welches die Ufer dieses Sees überall umgiebt und aus Wäldern von Immergrün und herrlichen Akazien, verschiedenen Aloearten, riesenhaften Euphorbien, welche die blattlosen Zweige weithin über das Dickicht erstrecken, und andern fremdartigen blühenden Gesträuchen und Pflanzen zusamengesetzt ist, von denen ich nur die Portulacaria afra, (des Elephanten Lieblingsspeise) den scharlachrothen Cotyledon und den Crassulabaum bemerken will. In der Dämmerung erst machten wir Halt auf einem offenen Platze in dem Gebüsch. Unsre Boers (Bauern) trafen Vorkehrungen gegen einen etwaigen Ueberfall von Löwen oder Elephanten, welche freilich nur seltner noch hier angetroffen werden, während sie früher sehr zahlreich in diesem Theil des Landes waren; die Feuer wurden angezündet, die ungeheuren Flinten (Rohre roers) von den Wagen gebunden und an einen Immergrün-Busch gestellt, in dessen Schutz sie lagerten, die Ochsen aber zu größrer Sicherheit mit den Hörnern an die Wagenräder befestigt. Dar-

nach genossen sie ihr Abendessen, welches vorzüglich aus getrocknetem Rindfleisch bestand, indem sie einen mäßigen Schluck Branntwein dazu tranken aus einem ungeheuren Horn, das jeder in seinem Wagen neben dem Pulverbeutel liegen hatte, und rauchten dann in vornehmer Zurückgezogenheit selbstzufrieden ihre ungeheuren Pfeifen. In einiger Entfernung sammelten sich um eins der großen Wachtfeuer die Sclaven und die Hottentotten, um fröhlich, obwohl ohne Branntwein, das mäßige Mahl zu bereiten, während Einige von uns Zelte aufgeschlagen oder Matratzen ausgebreitet hatten, aus Furcht vor Schlangen, Scorpionen und dergleichen, und Andre die Bratpfannen und Theekessel in Thätigkeit setzten. Wunderbar klangen die fremden Sprachen in dieser Umgebung zusammen; und wunderbar verband das freigebig von uns vertheilte Theewasser den riesigen Boer und den winzigen Buschmann, den starken Schotten und den schmächtigen Hottentotten zu einer heiter angeregten Gemeinschaft, welche unter manchem Gelächter sich auch in Worten zu verständigen strebte, während ein pfiffiger Buschmann (denn 3 von solchen waren unter den Führern der Wagen) sich selbst vergnügte, jedes Glied der Gesellschaft der Reihe nach aufs sprechendste nachzuäffen. Endlich zogen die Ansiedler sich zurück in ihre Zelte, die Boers steckten ihre Pfeifen in die Bänder ihrer breitgekrempten Hüte und hüllten sich in ihre weiten Mäntel; das rohe schnalzende Geschwätz der Hottentotten und Buschmänner verstummte, und unter dem schafledernen Caroß zusammengekrümmt, die Füße gegen das Feuer, das Gesicht zur Erde gewandt, lagen sie da wie eben so viel wilde Thiere. Alles war still, der mitternächtliche Mond ruhte über dem Ganzen; nur das schwere Aufathmen der Ochsen und das ferne melancholische Geheul der Hyäne ließ noch von Zeit zu Zeit sich vernehmen. Ich aber fühlte es jetzt erst, daß wir als Pilgrimme in den Wildnissen Afrikas uns befanden.

Von dem was in den nächsten 8 Tagen unsrer Reise uns begegnete, will ich nur bemerken, daß wir sehr bald mit der nächtlichen Musik des Schakals und der Hyänen näher vertraut wurden und täglich Gelegenheit fanden, uns von den Mühseligkeiten einer afrikanischen Reise näher zu überzeugen. Wir pas-

sirten nach und nach den Kuga-, Sonntags-, Buschmann-, Neujahrs- und den kleinen Fischfluß, deren Betten sämmtlich nur geringes Wasser hatten oder sumpfigt und fast trocken waren. Allein die Steilheit der Ufer machte für unsre schwerbeladenen Wagen oft die größte Schwierigkeit, und ein Gebirgsstrich vom Zuureberg erforderte oft 20 bis 24 Ochsen vor einem Wagen, wobei denn noch unter furchtbarem Schreien barbarisch auf die armen Thiere losgeschlagen werden mußte. Wohnungen sahen wir auf dem ganzen Wege von 24 deutschen Meilen und darüber zum großen Fischflusse nur sehr wenige und von den Thiergeschlechten meist nur Antilopen oder Quaggas in der Ferne. Des Landes Anblick selbst bot dem Auge abwechselnd bald dunkles Gestrüpp, bald reiche parkähnliche Landschaften, verschönt durch anmuthige Massen Immergrün; dann wieder trostlose Dürre wilder Gebirge oder ausgedörrte wüste Flächen mit großen Ameisenhaufen und Heerden wilder Ziegen darauf. War auch hie und da ein einsames Landhaus an einer Quelle oder an einem mit Weiden besetzten Flusse, so folgte doch bald wieder eine Wildniß, nur hie und da mit Weideplätzen bedeckt, welche auf mehr als vier Meilen keinen Tropfen Wasser hatte.

Mit großer Freude begrüßten wir daher am 21sten Juni den Militairposten Roodewal am großen Fischflusse, wo wir mit herzlichster Gastfreundschaft von unsern Landsleuten empfangen wurden, nachdem wir seit unserm Aufbruche von der Algoabai kein Haus betreten und kaum zwölf Landhäuser gesehen hatten, da unser Weg durch eine der wildesten und unbewohntesten Strecken des Grenzdistricts geführt hatte. Wir blieben einige Tage, da wir mit neuen Wagen versehen werden sollten für die letzten acht Meilen unserer Reise jenseits des Flusses, und erhielten am folgenden Tage aus der Nachbarschaft einen Besuch von einem seit 25 Jahren hier angesiedelten Schotten, welcher ein wirthschaftliches Etablissement am Fuße des Boschberges Namens Sommersethof für die Regierung beaufsichtigte. Er war ein Mann von kaltem Blick und starkem Bau; allein als er nach langen Jahren jetzt zum erstenmale wieder den breiten Accent seiner Muttersprache vernahm, von den sanften Stimmen der Frauen geredet, ward er, vom Heimweh angewandelt,

überrascht und tief ergriffen. Wir verdankten ihm manchen trefflichen Wink in Betreff unserer Ansiedelung und brachen dorthin auf unter der Führung anderer Boers aus dem Unterdistrict von Cradock am 23sten Juni. Noch am Abend dieses Tages kamen wir zum Wohnort des Feldcornets Oppermann, nachdem wir den großen Fischfluß überschritten hatten und erhielten nun ein Geleit bewaffneter Boers zum Schutz gegen etwaige Ueberfälle seitens der Kaffern, deren neue Grenze bis an den Chumi- und Keisifluß zurückgeschoben war, etwa 10 bis 15 Meilen ostwärts von hier, nachdem ein Jahr zuvor die Eingebornen (Kaffern und Ghonaquas) gewaltsam von hier verdrängt waren, so daß dies ganze Land jetzt nur von wilden Bestien und zuweilen von herumziehenden Buschmännern durchzogen wurde, welche uns grausamer als die Raubthiere selbst geschildert wurden. — Das obere Thal des Baviansrivers oder Baboonflusses, eines kleinen Astes des Großen Fischflusses, welches früher von einigen der schlechtesten und rohesten Boers bewohnt war, die vor etwa fünf Jahren von hier vertrieben waren, sollte uns als Wohnsitz angewiesen werden. In dem unteren Thale wohnten noch die Verwandten dieser alten Rebellen und an der sogenannten Poort oder Gebirgspforte, aus welcher das Flüßchen in die Niederung heraustritt, kamen wir an der Wohnung des allbekannten Groot Willem vorbei, eines riesenmäßigen Burschen von 6 Fuß und 4 Zoll, der uns als seine neuen Bekannten begrüßte, indem er aus seiner Flasche selbstgefertigten Branntweins uns zutrank. Neben seiner Wohnung erhoben sich rings herum furchtbare Abgründe nackter Felsen, und kaum blieb noch am Ufer des Flusses Platz für die Häuser und Viehheerden nebst dem wohlumzäunten Garten, der mit Quitten und Granatäpfelhecken umschlossen war. Ein Stündchen weiter hinauf schaute der Blick in ein fruchtbares ostwärts gewandtes Thal, in dessen Hintergrunde Umrisse herrlicher Wälder sichtbar wurden, welche demselben fortdauernd reines Wasser zuführen. Wir aber mußten noch nahe an vier Meilen weiter aufwärts im Thale des Baviansrivers oder Lynden, wie jetzt sein Name ist, und hatten fortan einen Weg, der über alle Beschreibung schlecht war. Nur afrikanische Boers konnten dergleichen Hindernisse überwinden, doch

brachen auch diesen zwei Wagen zusammen, bevor wir ans Ziel kamen. Das Thal selbst erweiterte sich zuweilen in der Art, daß es Wiesen zur Seite liegen ließ, welche freundlich mit Mimosen und Büschen von Immergrün geschmückt waren, und öfters gingen die Ochsen bis an den Leib im Grase; dann aber traten die schroffen Felsen wieder wie hohe Mauern dicht zusammen und ließen für die Wagen nur das Bett des Stromes selbst als einzigen Weg übrig. Der Strom selbst war jetzt nur ein sanft murmelnder Bach, der seine Wasser hie und da in größeren Becken, sogenannten Zeekoegats (Seekuhlachen) sammelte; oben hoch an den Felsen aber in den Gipfeln der Weidenbäume, welche an manchen Stellen die Ufer begränzen, zeigten sich die Merkzeichen der Gewalt, zu der er sich erheben könne. Die steilen Anhöhen an beiden Seiten nehmen oft merkwürdige Formen an; sie scheinen befestigt mit natürlichen Wällen und sind besetzt von einer Menge großer Paviane, daher der holländische Name dieses Flusses. Die Blüthen verschiedener Schlingpflanzen und der Aloe hingen an den steilen hereinhangenden Felsstirnen; Immergrün und Akazien waren über die geringeren Abhänge zerstreut, welche gute Weideplätze darboten.

Erst nach fünf Tagen hatten wir den letzten Poort des Thales überwunden und fanden uns nun auf dem Gipfel einer hohen Gebirgskette, von der aus wir das ganze Thal übersehen konnten. Nordwärts zu unsern Füßen lag das Land, welches der holländische Feldcornet mit den Worten uns anwies: „End nu, Mynheer, daar leg uwe veld.“ (Und nun, mein Herr, da liegt ihr Land!) Steile dürre Gebirge, die sich im Hintergrund in scharfe kegelförmige Spitzen zu beträchtlicher Höhe erhoben, und deren 4 bis 5000 Fuß hohe Gipfel jetzt mit Schnee bedeckt waren, umgaben von allen Seiten ein freundliches grünes Becken, welches von einem kleinen Fluß durchschlängelt wird. Etwa eine gute Meile lang, wechselte es in der Breite von einer Viertel Meile bis zum doppelten und ließ auf seinen durch Mimosenhainen geschützten grünenden Wiesen in einiger Ferne Heerden von Antilopen und Quaggas sehen, die hier in ungestörter Ruhe weideten. — Das war nun unser Land, in welchem

wir unsre Zelte am 29sten Juni des Jahres 1820 zum erstenmal errichteten.

Unsre Wagen gingen von hier zurück, und ohne allen Beistand als den unsrer Hände, begannen wir nun unsere Hütten zu bauen, um zunächst nur vor dem Wetter geschützt zu sein, welches, bisher immer heiter, schon am 3ten Juli einen kalten feuchten Abend brachte, dem eine außerordentlich finstere Nacht und starker Regen folgte. Gleich am Tage nach unserer Ankunft waren wir durch den Vice-Landdrost von Cradock, welcher in Begleitung eines Feldmessers zu uns kam, in unser Gebiet eingewiesen, zugleich aber auf die Gefahren unserer bloßgestellten Lage ernstlich aufmerksam gemacht worden. Erst später konnten die zu unsrem Schutz bestimmten Hottentotten, welche die Regierung aus den Sclaven der umwohnenden Boers aushob und welche von Monat zu Monat durch andere ersetzt wurden, bei uns eintreffen, und so mußten wir für jetzt noch selbst die nächtliche Bewachung übernehmen, ein harter Dienst, der fast zur Auflehnung unsrer drei Knechte geführt hätte, obwohl wir selbst doch alle Mühen redlich mit ihnen theilten. Mit der uns umgebenden Thierwelt wurden wir bald vertraut; ein paar Heerden von Quaggas eilten über die dürftig mit Gras und Gebüsch bewachsenen niedrigen Abhänge der Gebirge mit dem Gange des wilden Esels dahin; kleinere Antilopen sprangen anmuthig in den Hainen und Dickichten herum; der Rietbock (Antilope eleotragus) brach aus dem Rohrversteck, was hie und da den Strom begrenzte, plötzlich hervor, wenn wir das Rohr für unsre Hütten suchten; eine schöne Hirschantilope von der Größe eines mäßigen Pferdes und flink wie ein Hirsch ward vor meinen Augen von dem Rietschweine (riet-vark) getödtet, welches aus dem Rohre brechend pfeilschnell darauf zuschoß, und auch der Löwe ließ nicht lange darauf warten sich bei uns anzukündigen. Denn eben schon in jener ersten dunklen Regennacht schreckte um Mitternacht das Brüllen seiner Donnerstimme uns Alle aus dem Schlafe. Ich glaubte für den ersten Augenblick der Donner rolle wirklich über uns; allein der eigenthümliche Ton darin, die Stimme der Wuth und Macht, enttäuschte mich sogleich. Glücklicherweise hatten wir uns mit Vorrath trocknen

Holzes versehen, um ein lebhaftes Wachtfeuer auch bei diesem Regen unterhalten zu können, und warfen nun in der Angst unsres Herzens noch Feuerbrände unter die nächsten Bäume und Büsche, nachdem wir unsere Flinten blindlings abgefeuert hatten. Einige Tage später trat er plötzlich am hellen lichten Tage aus dem Rohre, blickte die armen Sichelmänner einige Minuten fest und ruhig an und ging dann langsam und darnach schneller seinen Weg; sein Brüllen aber, welches wie der Ton der Brandung über die Erde dahinläuft, weil das Thier dabei das Maul dicht an die Erde hält, erschreckte uns noch öfter, doch dauerte es viele Monate lang, ehe wir wirklich mit ihm uns messen konnten. — Mir war vor allem darum zu thun, in dieser Abgeschiedenheit den Tag des Herrn nicht zu versäumen, der von unsern benachbarten Boers gewöhnlich mit Jagen zugebracht ward, wie wir das an den fernen Schießen am Tarka vernahmen. Einen Prediger hatten wir nicht, aber einen Band Predigten führte ich bei mir als Geschenk eines meiner Verwandten, und so vertrat ich denn getrost den Dienst am Worte Gottes. Wir sangen unsere Psalmen, lasen die passendsten Gebete der englischen Liturgie und Abschnitte aus der Schrift, und fühlten jetzt erst was die herrlichen Bilder derselben sagen wollten, wenn sie redet von der „unfruchtbaren dornigen Wüste — dem rauhen steinigten Gebirge — den trocknen Betten der Gebirgsströme — den grünen Weiden am stillen Wasser — den Löwengruben — Bergen der Leoparden — von Schatten des großen Felsen in dem beschwerlichen Lande — oder wieder von Rehen und jungen Hirschen, die unter Lilien weilen — dem Kaninchen der Felsen, oder dem Strauß der Wildniß." Durch solche Gottesverehrung erhoben wir einmal uns selbst, zugleich aber flößten wir den bald durch ihre Besuche uns lästig werdenden Nachbarn eine gewisse Achtung ein; unsere Hottentotten, welche daran Theil nehmen mußten, indem ich für sie eigends der holländischen Sprache mich bediente, welche alle Hottentotten wohl verstehen, schienen dafür dankbar zu sein, da sie treu und redlich uns bewachten und jederzeit zu unserm Dienste gern bereit waren. Ich will mir aber damit kein Urtheil erlauben über diese Sclaven im Allgemeinen, welche unter dem Namen

von Mulatten oder Bastardhottentotten neben gezähmten Buschmannskindern bei den holländischen weißen Boers überall in Dienst stehen, bin aber der Meinung, daß diese sonst sehr umgänglichen und gegen uns freundlich und gefällig gesinnten Bauern an diesen Sclaven oft weit bessere Diener haben würden, wenn sie in wahrer aufrichtiger Gottesverehrung selbst mehr den Tag des Herrn als seinen Tag allein bewahren und nicht an solchem Tage ihre Jagden treiben möchten. Davon, wie wir uns durch die erste Noth der Colonie „hindurchgedrängt" haben, und jeden Schatz des Lebens, den wir sonst besaßen erst durch Entbehrung kennen lernen mußten, um desto schöner die Freude auch der geringsten Befriedigung wieder zu fühlen — davon mag hier jetzt weiter nicht die Rede sein. Ich bemerke nur, daß das Wetter so bös ward, daß wir am 7ten Juli fast drei Zoll hoch Schnee im Thale liegend hatten, während er sonst nur auf den Gebirgen liegen blieb; doch mochten wir vielleicht in diesem Thale selbst gegen 4000 Fuß über dem Meere uns befinden. Alles Uebrige ging seinen Gang; wir schafften Wagen, Proviant und Vieh heran, begannen mit Anfang September zu pflügen und zu säen, gruben und pflanzten an, und steckten allerlei Gesäm und Wurzeln in die Erde, um bald und noch in späten Tagen von solchen Früchten allen zu genießen. Da durfte kein Gewächs der Heimath fehlen im Gemüsegarten, da wurden Aepfel, Birnen, Pfirsich, Aprikose, Orange, Mandel, Wallnußbaum und Feige eingesetzt, und Pflaumenbaum und Rebe fehlten vollends nicht. Und so entstand das Thal, was wir „Glen-Lynden" nannten und welches darnach über das ganze Flußthal und den ganzen District seinen Namen erweitert hat. Dieses Thal selbst aber war ürsprünglich das Erbe ähnlicher Boers gewesen, wie sie noch jetzt in unserer Nachbarschaft wohnten, und hat es damit folgende Bewandtniß. Unter der holländischen Regierung war es Brauch und Sitte geworden, daß die Boers ihre Hottentotten meist wie Leibeigene behandelten, indem sie deren Kinder bis zum 25sten Jahre unter dem Namen der Lehrzeit bei sich behielten und dann durch andere Contracte sie bis ans Ende ihrer Tage fest an sich zu binden wußten. Darauf hatte die englische Regierung schon im Jahre 1809 den

Grundsatz der Gleichstellung auch dieser Menschenklasse vor dem Gesetze ausgesprochen, ohne daß derselbe jedoch zur Ausführung gekommen wäre, da die Beamten zugleich den Auftrag erhielten, die Verhältnisse schonend zu berücksichtigen, und im Jahre 1812 wurde auch darin wieder nachgegeben, daß die Lehrzeit der hottentottischen Kinder wieder als zu Recht bestehend angesehen werden solle. Dazu kam daß vollends die Grenzviehmäster, die Vee-Boers, selten die Gewalt irgend eines Gesetzes über sich durch Erfahrung hatten kennen gelernt und sich als vollkommen freie „Burghers" betrachteten. Nun geschah es im Jahre 1815, daß ein Hottentott, nachdem sein Contract abgelaufen war bei einem Fredrick Beduizenhout in der Bavianskloof, von diesem freien Abzug verlangte, und als dieser verweigert wurde, bei dem Beamten von Cradock Klage führte. Die Sache ward untersucht und dem Feldcornet am Baviansfluß aufgetragen das Verhältniß persönlich zu ordnen. Der Boer aber beleidigte in seiner Gegenwart den klagenden Hottentotten thätlich und fügte hinzu, daß es Jedem so ergehen werde, der sich in seine Hausangelegenheiten mischen wolle. Demnach ward er vor den Gerichtshof des Kreises geladen ohne Folge zu leisten, und drohete sogar Hand an die Gerichtsboten zu legen. Man trug die Sache vor die Kreisrichter in Graaf-Reynet und verurtheilte den hartnäckig Widerstrebenden endlich zum Gefängniß. Eine Militairbegleitung wurde den mit der Gefangennehmung Beauftragten mitgegeben. Man fand den kühnen Burgher in einer Felsenhöhle, wohin zwei seiner Leute ihn hatten begleiten müssen, hinlänglich mit Proviant und Schießbedarf versorgt, schießend auf Jeden, der in die Schußweite seines langen Elephantenrohres kam. So ward er denn umzingelt und ein Musketenfeuer gegen ihn eröffnet. Als er nun aber zu weit sich herauslehnte, um seine Opfer aufs Korn zu nehmen, traf ihn von jenseits des Flusses eine Kugel, die auf der Stelle tödtete. Seine beiden Mitstreiter ergaben sich und wurden nach Graaf-Reynett abgeführt. In der Bavianskloof aber versammelten sich alle Boers der Umgegend vom Tarka und den anliegenden Unterdistricten zum Begräbniß des kühnen Burghers und schwuren Rache der Regierung. Der Kaffernhäuptling Gaika,

den sie mit ins Spiel ziehen wollten, indem sie ihm den Zuure-wald (Albany) und andere Besitzungen im Westen des großen Fischflusses versprachen, woraus er erst vor kurzem durch britische Truppen war vertrieben worden, lehnte seine Unterstützung geradezu ab; ein Brief an die Boers der Rhinosterberge ward von den Boten zu dem Regierungsbeamten getragen, der Hauptanführer, ehe er es ahnete, zu Sommerset festgenommen, und die übrigen Verschwornen, welche auf etwa 60 zusammen geschmolzen waren, ergaben sich auf die Vorstellung der militärischen Führer. Nur fünf der nächsten Verwandten entflohen, um sich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen; aber auch diese wurden später umzingelt und ergriffen. Eine besondere Gerichtscommission zu Uitenhage verurtheilte sechs zum Tode, Andere zu Geldbußen oder Gefängniß, noch Andere zum Verlust ihrer Güter und zur Verbannung aus den Grenzdistricten, und setzte die Regierung dadurch in den Besitz eben der Ländereien, welche uns jetzt angewiesen waren. Unsere Nachbarn aber waren meist selbst Theilnehmer der Verschwörung gewesen oder doch Verwandte derselben und waren scheinbar jetzt sehr ergebene Unterthanen der Regierung.

Obwohl sie nun uns Fremdlinge mit gehässigen Blicken hätten ansehen können, so waren sie doch stets sehr freundlich und gefällig gegen mich, und unterließ ich nicht dem Einen und dem Andern gelegentlich einen Gegenbesuch abzustatten. Ich hatte bald begriffen, daß Ackerbau auf den je hundert Morgen, die jedem Manne zugewiesen waren, uns hier unmöglich nähren könnte, wenn nicht noch weite Weidegründe uns hinzugethan würden. Denn ohne Düngung konnte nichts gedeihen und zum Bewässern all des Landes reichte lange nicht das Wasser aus. So entschloß ich mich denn mitten durch die Berge unter der Führung eines Hottentottenknabens einen Ritt nach Cradock zu machen, um meine Bitte vorzutragen. Am 15. September in der Frühe des Morgens gelangten wir bald auf den steilen und felsigen Gipfel der Gebirgskette, welche Glen-Lynden vom Thale des Tarka trennt. Hinter uns lag das unfruchtbare felsige Gebirg, nur hin und wieder dürftig mit Gras bedeckt, mitten darin unser liebliches Thal mit seinen Akazienhainen und den

grünen Wiesen wie ein kleines Gosen; vor uns gegen Westen in dunkler Ferne öffnete sich das Tarkathal mit seinen wilden unbebauten Schluchten, die sich durch Reihen düsterer Berge hindurchwanden und an dem Hauptthale in felsige Spitzen und seltsame Kegelgestalten ausliefen. Dennoch war Alles eintönig, da außer dem Saum von Weiden und dornigen Mimosen an den Rinnen der Bergwasser nur wenig Strauchholz an den niederen Abhängen, aber kein Baum und kaum ein wenig Gras sich zeigte in der trostlosen Wüste, in welcher selbst das angeschwemmte Land längs dem Flußufer nur wie ein brauner Haidegrund erschien. Auf einem steilen steinigten Pfade, den Quaggas und anderes Hochwild gebildet hatten, stiegen wir abwärts und folgten dann dem rauhen Bette eines Gebirgswassers, bis wir nach einem Ritt von drei Stunden die Wohnung eines alten holländischen Boers erreichten, welche den Namen Elands-Drift führte d. h. Furth der Elenthiere. Drei oder vier mit Stroh gedeckte Häuser und einige Rohrhütten (harte-beest-huisges) für die Sclaven bildeten den Hof, der ein treues Abbild aller Höfe der Umgegend war und als solcher hier näher mag beschrieben werden. Ein dreißig Hunde sprangen mit entsetzlichen Lärmen auf uns zu und möchten zur Nachtzeit uns schwer zugesetzt haben, während sie jetzt schnell von dem Sohne unseres Wirthes mit Heftigkeit aus einander getrieben wurden. „Will Mynheer afzadel?" (Will der Herr nicht absatteln) war die erste Frage, und ich entschloß mich zum Bleiben, obschon es noch früh war. Der alte Herr war noch nicht von seinem Mittagsschläfchen erwacht, eine Gewohnheit, die in der Colonie durchgängig herrschend ist, erschien aber bald, langte die Flasche vom Sims und trank mir ein zoopje (Schlückchen) daraus zu, mit der Versicherung es sei ein guter selbst gezogener Pfirsichschnaps. Ich zog es jedoch vor das Theewasser der huisvrouw (Hausfrau) zu wählen, welches jedem Gaste, der im Laufe der Hitze des Tages zufällig eintreffen mag, ohne Zucker und Milch regelmäßig angeboten wird, indem nur zuweilen eine kleine Zinnbüchse mit Zuckerkand beigegeben wird, aus der man ein Stückchen nimmt, um es während des Trinkens im Munde zu behalten und so das Getränk mäßig zu versüßen. Unser Ge-

spräch drehte sich um die neuesten Nachrichten aus Europa und ging dann in ein Ausfragen über, welches bis ins Innerste meiner Verhältnisse einzudringen suchte, wogegen ich denn auch erfuhr, daß mein alter Wirth noch acht oder zehn Brüder habe, alle tüchtige Grenzviehmäster wie er, daß er sechs Söhne und eben so viel Töchter habe, von denen einige in der Nachbarschaft verheirathet wären, daß seine Frau noch von den Hugenotten stamme und zwei der Söhne jetzt mit ihren Frauen bei ihm wohnten in den Häusern, die neben seinem Hause standen. Diese Häuser glichen sämmtlich nur altmodischen schottischen Scheunen; die starken Mauern aus sonnegetrockneten Ziegeln, waren innen und außen mit einer Mischung von Sand und Kuhmist abgerappt und mit Muschelkalk geweißt und trugen in der Höhe von neun Fuß ein zierlich gedecktes Binsendach, zu welchem man durch die Querbalken ohne weiteres aufblickte, nur daß von diesen letzteren allerlei Werkzeug, Häute, Fleischvorräthe und was zur Vorrathskammer sonst gehören mag, bunt durch einander herabhing. Selbst ein frisch geschlachtetes Schaf, fast die einzige Speise der Hottentotten und ihrer Herren selbst, hing zur Vertheilung bereit unter Aufsicht der Hausfrau, die man statt „Brodgeberin" hier besser „Fleischvertheilerin" nennen könnte. Große Peitschen von Rhinoceros- und Hippopotamosleder (sjamboks genannt), Leoparden- und Löwenhäute, Straußeier und Federn, Tabakrollen, Bambus für Peitschenstöcke, Flaschenkürbisse, Zwiebelreihen und getrocknetes Obst, ein Stoß selbstgemachter schöner Seife, ein großes Butterfaß und eine einfache Kornmühle vergegenwärtigten den ganzen Kreis, in welchem das Leben dieser Menschen sich bewegte. Das Voorhuis (Vorhaus), in welchem wir saßen, führt unmittelbar ins Freie und hat einen Fußboden vom Lehm der Ameisenhaufen, der, fest und hart wie eine Scheuntenne, jeden Morgen sorgfältig mit Wasser gewaschen wird, worin frischer Kuhmist aufgelöst ist, damit das Ungeziefer und namentlich die lästigen Fliegen abgehalten werden. Zwei Fenster zu den Seiten der Thür, die nur des Nachts geschlossen zu werden schien, ließen das Licht herein; zwei andere Gemächer zur Seite des Vorhauses bildeten die sogenannten slaapkamers (Schlafkammern) und wurden durch je

ein Fenster ebenfalls von vorn erhellt. Die Fenster selbst aber waren ohne Glas und wurden Nachts durch ungegerbte Quaggafelle verschlossen; die Thür aus Rohrstäben, die durch Weidengeflecht verbunden waren, wurde durch Riemen mit den Thürpfosten vereinigt. Elastische Flechten aus Rindslederriemen trugen auch in den Schlafkammern die guten Federbetten, die darauf wie auf Rohrstühlen ausgebreitet waren. Einige hölzerne Tische, Stühle und Schemel, ein großer eiserner Topf zum Seifekochen, einige hölzerne Krüge mit blank gescheuerten kupfernen Reifen, hölzerne Teller und zinnerne Schüsseln, Kohlenbecken und Theekessel und endlich eine holländische Bibel mit großen kupfernen Klappen vervollständigten das Bild dieser ächt holländischen Viehzüchterwirthschaft. Und doch fehlte noch der eigentliche Nerv des Ganzen, das Vieh selbst. Man zeigte mir inzwischen die Gärten des Hauses, welche durch Quittenhecken umschlossen waren, und ich fand neben Zwiebeln, Gurken, Kürbissen und Wassermelonen selbst unsere liebe Kartoffel auch hier, erfreute mich an dem kleinen gut gehaltenen Weinberge, bewunderte ein schönes Citronenwäldchen neben ganzen Alleen von Feigen und Granatäpfeln und war erstaunt zu erfahren, daß für die Bedürfnisse dieser zahlreichen Familie nur etwa zwanzig Morgen künstlich bewässerten Getreidelandes wirklich bebaut werden konnten, obwohl sechs tausend Morgen Flächenraums zu diesem Hof gehörten — da aber rief der Alte, indem wir eben zu den Kraals oder Viehställen gehen wollten, in froher Stimmung aus: „maar daar koomt myn vee!“ (doch da kommt mein Vieh!) und von drei Seiten her stiegen die Staubwolken auf. Ein seit Jahren aufgehäufter 15 bis 20 Fuß hoher Damm von Dung bildete eine feste harte Masse, auf welcher die Rinderheerden eingestallt wurden, und minder hohe Dungwälle trugen auf ihrer Spitze die Hürden für die Schafe und Ziegen. Hecken von Zweigen der dornigen Mimosen waren sorgfältig mit den Dornen nach außen um die Ränder gelegt zum Schutz gegen die nächtlichen Raubthiere, welche trotz der zahlreichen Wachthunde doch oft verderblich werden, indem namentlich der listige Schakal sich manches Lämmlein fortzustehlen weiß. Nicht lange, so erschienen zunächst die Widder, welche

von den Fleischerknechten oft bis zur Capstadt, 140 Meilen weit getrieben werden; dann kamen die Heerden der Mutterschafe und Ziegen mit ihren Lämmern von denen die schwächsten sorgfältig ausgesondert und allein gestellt wurden und endlich die Heerde von etwa 700 Rindern, aus welchen etwa 30 Kühe abgesondert wurden, deren Kälber zu Haus behalten waren, um gemolken zu werden. Denn keine dieser Kühe, versicherte man, würde sich melken lassen, wenn nicht zuvor ihr Kalb gesogen hätte. Die ganze Familie sah dem Einzuge der Heerde zu; es war als ob ein Jeder jedes der 5000 Stück Kleinvieh kenne, da man auch ohne nur zu zählen, was ja kaum möglich war, versicherte, daß Alles wohl in Ordnung sei. Und warum sollte das nicht möglich werden, wenn man bedenkt, daß jedem Kinde schon die lebhafteste Theilnahme für die Heerden dadurch eingeflößt wird, daß ihm eine Anzahl Jungvieh ausgesetzt wird, welches mit den Jahren des Kindes zunimmt und später oft eine Mitgift bildet, die allein einen jungen Mann in den Stand setzt, in der Welt als ein ehrenwerther Vee-Boer aufzutreten. —

Nachdem wir nun noch die einfach zusammengesetzte Mühle besehen hatten, welche das Wasser des kleinen Bewässerungscanals ganz in der Nähe des Hauses in Bewegung setzte, und welche in etwa 8 Stunden einen Scheffel Weizenmehl schaffte, gingen wir zum Abendessen wieder ins Haus zurück. Eine alte Sclavin wusch uns der Reihe nach die Füße, indem sie bei dem alten Herrn und seiner Frau begann und wir setzten uns nieder zum sogenannten Avond-stuck, der eigentlichen Hauptmahlzeit in der ganzen Colonie, neben welcher nur noch das Frühstück Morgens um 8 Uhr als die einzige regelmäßige Mahlzeit besteht. Eine der jüngeren Töchter sprach das Tischgebet, dann ließen wir Hammelfleisch und treffliches Weizenbrod, Butter, Milch und einige Schalen Gemüse und getrockneter Früchte uns ganz wohl schmecken. Wieder wurde gebetet und Vorbereitung zur Nachtruhe getroffen, indem mein Bette für diesmal hier im Voorhuis aufgeschlagen wurde, dem gewöhnlichen Schlafzimmer für Fremde. Doch wurde mir später bei ähnlichen Besuchen mit meiner Frau die Schlafkammer selbst mit

eingeräumt, wie denn auch Groot Willem in unserem Thale und Andere für uns stets ein besonderes Zimmer bereit hatten.

Der Weg nach Cradock, den wir in vier Stunden zurücklegten, führte durch eine ebenere Gegend, welche meist mit einer dem braunen Haidekraute ähnlichen Pflanze bedeckt und durch einige Strauße und Springböcke (Antilope euchore) belebt war. Der Ort selbst bewässerte seine Gärten durch einen Canal aus dem großen Fischflusse, hatte etwa 30 Häuser und eine anständige Kirche, deren Geistlicher, ein Engländer, auch uns später besuchte. Eine halbe Stunde jenseits bei den drei Brunnen (Drie Fonteinen) wohnte der englische Beamte, dem mein Besuch galt und hier fand ich denn auch die feine Gastfreiheit und häusliche Bequemlichkeit einer englischen Wohnung durchaus wieder. Einige Tage später führte mich mein Dickop Dray durch den Paß des Bangbergs über die südlichen Gebirge am Schwagers-Winkel (Zwagerchoek) den Quellen des kleinen Fischflusses vorüber zum Feldcornet unseres Districtes, wo wir übernachteten. Bevor wir zu dem Thale hinabstiegen, in welchem sein Haus gelegen war von steilen Bergen beschirmt, hatten wir einige Stunden hindurch eine ganz holzlose Gegend passirt, welche von drei bis vier Fuß hohen Ameisenhaufen dicht besäet war, eine Erscheinung, die auch weiter im Süden im District Albany und sonst noch öfter von mir wahrgenommen wurde. Er trieb die Pferdezucht hier im Großen, da in diesen Gegenden die Pferdeseuche nicht vorkommt, welche in der Nähe der Capstadt oft so verderblich ist; doch klagte er, daß die Hyänenschaaren aus den benachbarten Gebirgen ihm in einem einzigen Jahre nicht weniger als siebenzig Füllen geraubt hätten.

Längs dem kleinen Fischfluß weiterreisend, kam ich an vielen wohlhabenden Höfen vorüber und erfreute mich am Anblick der mannigfachen europäischen Anpflanzungen, an Eichen und Pappeln zumal, welche die Kornfelder umgaben. In einem derselben nahm ich ein Frühstück ein; denn Gasthöfe giebt es hier nicht, und trifft man nur vor Essenszeit ein, so findet auch der ganz Fremde stets einen Platz bei Tische. Nur für die Pferde ist gebräuchlich eine Futterrechnung zu machen; für schändlich aber gilt es sonst irgend etwas zu nehmen. Ich fand die häus-

lichen Einrichtungen hier freundlicher als am Tarka; aber das Land ist hier auch länger bewohnt als dort und das Eigenthum sicherer als an der Grenze. Das Ziel meiner Reise, Sommerset, damals eine Wirthschaft der Regierung, jetzt Dorf und Sitz des Beamten vom neuen District Sommerset, erreichte ich noch an demselben Tage. Gleich hinter dem Orte am südlichen Fuße der Boschbergkette thürmt das Gebirge sich bis zu 2000 Fuß auf, indem es auf der Vorderseite waldiges Gehölz, rauhe Felsen und steile Gelände von grünem Rasen abwechselnd sehen läßt, ein um so schönerer Anblick, wenn nach heftigen Regengüssen zahlreiche Wasserfälle über die Bergfronte ins Thal des kleinen Fischflusses hinabstürzen. Unser alter schottischer Landsmann hatte hier 600 Morgen meist sogenannten Sumpflandes oder Valei unterm Pfluge und freuete sich, mir von den Schwierigkeiten zu erzählen, mit denen die Urbarmachung hier war verbunden gewesen. Mehl und Saatkorn wurden auf meine Bitte durch ihn uns zugeführt und anderer Same später ergänzt als uns ein scharfer Nachtfrost am 4ten October unsere frühen Kartoffeln, Kürbisse, Bohnen und Melonen vernichtet hatte. Auch würde ohne seinen Beistand unsere junge Colonie schwerlich haben gedeihen können, da in diesem Jahre und auch später der Brand unsere Weizenernten zerstörte und mancherlei andere Noth wie eine dreimonatliche Dürre vom December ab, welche selbst die Weiden am Bach versengte, das Ausbleiben der 500 Schotten, die nach der Grenze zu neben uns angesiedelt werden sollten, und Anderes uns leicht entmuthigt haben würde, wenn nicht die Regierung durch ihn uns väterlich stets hätte versorgen lassen. In 10 Stunden war der Weg von Glen-Lynden hierher zu Pferde zurückzulegen, da die Entfernung nur etwa eben so viel gute Meilen betrug und so trat ich denn immer enger mit meinem Freunde, Herrn Hart, in Verbindung und bereisete mit ihm im folgenden Jahre (1821) den südlichen District von Albany, wovon ich kürzlich folgendes berichten will.

Zweites Kapitel.

Am 25sten März traten wir in Begleitung eines Hottentotten-Dieners die Reise an. An den Ufern des kleinen Fischflusses waren die Heerden der Springböcke auf den noch immer von strenger Dürre heimgesuchten Flächen und wellenförmigen Höhen, welche mit braunem dürftigen Grase bekleidet waren, so zahlreich, daß wir oft nicht weniger als zwanzig Tausend derselben vor Augen hatten. Sobald wir näher kamen sprangen sie fortdauernd zu beiden Seiten des Weges fort mit spielender Behendigkeit. Sie schienen bei der anhaltenden Dürre aus den nördlichen Wüsten in die Colonie herabgekommen zu sein. Am Nachmittage ward die Gegend öder und düsterer; der weiße Geier kreiste über der weithin vor uns sich ausdehnenden eintönigen Landschaft, der Secretär schritt linkisch mit seinen langbefiederten schwarzen Füßen nach Schlangen umher, eine Art Trappe fast zwei Mal so groß als der Truthahn, der schmackhafteste Vogel des Landes, und einige Strauße in der Ferne waren bald die einzigen lebenden Geschöpfe, die wir sahen, nur daß auf jedem Stein und Ameisenhaufen, welche die traurige Wüste bedeckten noch das Geschlecht grüner, brauner oder gesprenkelter Eidechsen sich sonnte. Kleinere Vögel als Turteltauben, Kakadu's, Drosseln, Finken u. dgl. m., welche in unserm Thale seit mehreren Monaten zahlreiche Besuche abgestattet hatten, und selbst das Summen der wilden Biene oder das Zirpen der Grashüpfer fehlte hier gänzlich; keine Quelle, kein Teich, kein Bach fünf lange Meilen weit! Da endlich erreichten wir nach einem Ritte von 10 Meilen Weges mit Sonnenuntergang die Hütte eines holländischen Boers neben einem Bache, der kühl und klar aus einer wilden Kluft des Zuurebergges hervorsprudelte. Mit aller Gastfreiheit, die von Bewohnern einer Hütte zu erwarten war, welche allein aus Pfählen und Rohr bestand, wurden wir aufgenommen, nachdem das laute Bellen der zwanzig oder dreißig Hunde uns gemeldet hatte. Hammelfleisch und Kartoffeln mit wildem Honig war unser Abendessen, Binsenmatten auf dem Boden ausgebreitet, und zur Decke ein Schaffell unser Nachtlager. Auf einem rauhen steilen Pfade,

den das Rindvieh des Boers gebahnt hatte, bestiegen wir früh am Morgen die erste Kette des Zuureberges, welche etwa 1500 Fuß über die von uns Tags zuvor durchschnittene Ebene sich erheben mag. Von dem Gipfel dahin zurückblickend sahen wir die steile Fronte der Boschbergkette als ungeheuren unregelmäßigen Wall am Horizonte sich ausdehnen und weiter nordöstlich die höheren Gebirge der Kafferngrenze, den Kahaberg, Didima, Luheri und den riesigen Winterberg, in einer Entfernung von 15 bis 20 Meilen deutlich und hell abgezeichnet, am klaren Himmel sich aufthürmen — so frei von allen Dünsten war die Atmosphäre. Südwärts gewendet führte der Weg dann weiter über verschiedene hinter einander sich erhebende Gebirgsrücken von ziemlich gleicher Höhe, die nur durch tiefe Schluchten von einander getrennt waren, deren zerrissene steinige Abhänge uns großen Aufenthalt bereiteten. Die Gipfel dieser Bergrücken waren oft ziemlich flach und mit langem groben drahtförmigem Grase bewachsen, welches so sauer ist, daß Rindvieh und Schafe es nur mit Widerwillen fressen, daher denn auch die sonst hinlänglich bewässerten Thäler dieser Bergkette fast gänzlich unbewohnt sind. Allein das Wasser dieser „sauren (Zuure-) Berge" speist die anliegenden Thäler, und für den Jäger bleibt hier lange noch ein gutes Wildgehege von Quaggas, Zebras, Hirschantilopen, Steinböcken, Rehböcken, Klippspringern u. s. w. Die felsigen Schlünde bewohnt eine Menge von Pavianen und Kaninchen oder Das, die wenigen buschartigen Bäume am Rande der Bäche benutzt der Webervogel zu seinen schwebenden Nestern, und auf den Klippen nisten mehrere Arten von Adlern und Falken, die vor uns oft von Klippe zu Klippe flogen. In einer der unfruchtbarsten Schluchten fanden wir als Seltenheit den hottentottischen Brodbaum, eine Art Palme von 8 bis 10 Fuß Höhe, deren Frucht zu einem Teige gestampft und geröstet gegessen wird; die flachen Gipfel aber sind im Frühlinge mit einer Fülle von lilienartigen Blumen bedeckt, welche mit ihrer reichen Farbenpracht in Blau und Scharlachroth die Herrlichkeit des Herrn verkündigen.

Wir hatten bisher innerhalb 20 Meilen nur einen einzigen Hof getroffen; jetzt aber wurden die Gebirge noch höher und

unwirthbarer; wir waren genöthigt oftmals abzusteigen und unsere Pferde durch die engen Schluchten zu führen. Eine Strecke weit versuchten wir es den Windungen eines rauschenden Bachs zu folgen, sahen uns aber bald gezwungen das Gebirge wieder zu besteigen und hatten nun eine Aussicht, die alle Beschreibung hinter sich läßt. Im Vordergrund zur Linken ein wogendes Durcheinander nackter Gebirge in tausend Felsen und Abgründe zerspalten und zerrissen, und in den Abgründen und an den Abhängen ein dunkler undurchdringlicher Wald. Vor uns und zu beiden Seiten, so weit das Auge reichte, ein ungeheurer Rohrwald (forest jungle) bis zur Seeküste am Ausflusse des Buschmannsflusses; im Binsengrunde zur Rechten, an den hellgrünen babylonischen Weiden erkennbar, der gewundene Lauf des Sonntagsflusses und weiter südlich der Ocean und die Küste der Algoabai. Gegen Westen und rechter Hand erhoben sich die Rietberge und wunderlichen Spitzen des Winterhoek; näher herzu, aber tief unter uns in den niedrigeren Bergen verborgen und von dichter Waldung umgeben, lag die Niederlassung der mährischen Brüder, Enon, die wir suchten. Der Abfall war hier zum Meere hin weit tiefer als gegen die nördliche Ebene, der Wald mit seinen Schlingkräutern und saftreichen Pflanzen noch heute der Aufenthalt von Büffeln und Elephanten. Diese hatten für uns den Weg gebahnt, sechs Fuß weit und oben wie eine Sommerlaube, und ehe noch die Nacht einbrach, befanden wir uns an den grasreichen Ufern des weißen Flusses an unserem Ziele. Dies Thal liegt ganz im Schooße der Zuureberge, welche sich bis zu 2500 Fuß darüber erheben, und an ihren Abdachungen überall mit Schlingpflanzenwaldung überzogen sind. Am Flusse selbst finden sich üppige Weideplätze und das eigentlich bewohnbare Thal bis zur Mündung in den Sonntagsfluß mag etwa zwei gute deutsche Meilen betragen. Kleine Gruppen von Immergrün, Weiden und Akazien stehen auf den Wiesen oder am Ufer, und hie und da Haine höherer Waldbäume (meist Capcedern oder Gelbholz); zur Rechten bekleidet Immergrün die hohe Bergwand, in welche Seitenklüfte (Kloofs) voll großer Waldbäume eindringen; zur Linken sehen lebhaft gefärbte Felsklippen aus den mit Strauchholz bedeckten

niedrigeren Bergen hervor und das Ganze, bald enger bald weiter, erscheint in seinen Windungen immer wieder neu und überraschend, ächt afrikanisch aber durch die bis 45 Fuß hohen nackten Euphorbien, welche das Buschholz des Immergrüns überragen, durch die lilafarbenen Blüthen des Speckbooms mit seinen hellgrünen Blättern, die gelben Blüthenbüschel der Mimosen und all die Schlingpflanzen, welche durch Blüthen von Jasmin und Geranium guirlandenförmig zur Pracht der Aloe hinaufziehen oder wie die heimische wilde Rebe und das Pavianstau die Gipfel der höchsten Bäume ersteigen und rankend verbinden. In dieser Umgebung lag mitten im Thale das Dorf in Form einer langen Straße; doch waren die Brüder erst vor wenig Monaten hierher zurückgekehrt, nachdem sie im Jahre 1819 von den Kaffern bedroht nach Uitenhage geflüchtet waren. Diese hatten nämlich nach längerem Drohen endlich die Wache der besten Hottentotten am hellen lichten Tage beschlichen und übermannt, ein Tausend Rinder fortgetrieben und nun der Niederlassung selbst verderbendrohend wieder sich genähert.

Unter der Führung eines Hottentotten, deren jetzt etwa 200 in der Mission sich befanden, besuchte ich alsbald die Umgegend. Thautropfen funkelten an jeder Blume, der Wohlgeruch des weißen Jasmins erfüllte die Luft, der schwache Triller eines Vögleins und das freundliche, obwohl eintönige Gurren der Turteltaube ließ aus den Wäldern sich vernehmen, als wir in der Morgenfrühe ein Stündchen Weges thalabwärts zu dem Binsenwalde, dem sogenannten B o s c h e ritten, der zur Linken jener waldigen Höhen beginnt, welche nach Süden hin den weißen Fluß begrenzen. Eine fortgesetzte Reihe grasbewachsener Savannen (Wiesengründe) führte zwischen Immergrün und Buschholz ins Innere dieser trefflichen Weidegründe, welche oft in bedeutender Ausdehnung in diesem unabsehbaren Dickicht sich öffnen, aber an Wassermangel leiden. Wir sahen den Ort, wo einst die Hirten waren gemordet worden. Den frischen Spuren der Elephanten folgend wurden wir nach einigen Stunden zum oberen Thale des Flusses zurückgeführt, in welches von dieser Seite her nur ein einziger enger Paß einmündet, der Slag-boom oder die Toll-bar der Kaffern, so genannt, weil vor langen Jah-

ren hier viele Boers dadurch den Tod fanden, daß man durch Vorlegung eines Schlagbaumes den zu weit Vorgedrungenen den Rückweg abgeschnitten hatte.

Als ich am andern Tage wieder eine Ausflucht machte um den eigentlichen Wald zu besuchen, der die Colonie mit Bauholz versah, und welcher in einer abgesonderten Kluft des Zuureberges sich findet, auf einem einzigen engen Wege nur zugänglich, nahm ich Gelegenheit eine der stärksten sogenannten Cedern (taxus elongata) zu messen und fand sie zwei und zwanzig Fuß im Umfange. Die Colonisten nennen diese Bäume, die nur in der äußern Gestalt der Ceder gleichen, Gelbholzbäume; neben diesen aber finden sich noch viele andere nützliche Hölzer, von denen ich nur erwähnen will ein saffrangelbes Bauholz, Nießholz genannt, wegen des scharfen Geruchs sobald es frisch geschnitten wird, Stinkholz (laurus bullata), Eisenholz (olea undulata), den wilden Oelbaum und die rothe Esche (oliva und cunonia capensis), indem ich bemerke, daß die meisten dieser Bäume immer grün sind, von herrlicher Größe und schöner Gestalt. Gruppenweis finden diese Waldbäume sich überall in den tiefen südlichen Schluchten des Zuureberges, wo die Wurzeln eben Feuchtigkeit genug behalten können; eine Eigenthümlichkeit jeder afrikanischen Waldung aber ist es, daß üppig aufgeschossenes Unterholz und allerlei Kriechpflanzen dieselben ohne Art fast unzugänglich machen. Das Pavianstau und der wilde Weinstock, auch eine Art des Affenseils, der kleine Trauben von je zwei oder drei kirschgroßen schwarzen Beeren trägt, von zartem halbsauren Geschmack, die unter den immergrünen epheuartigen Blättern verführerisch hervorsehen, verbinden überall die Gipfel dieser Bäume und machen sie geschickt zu Wohnungen der Affen, welche hier überall zu Hause sind. Auch in diesen waldigen Schluchten zeigt man einen Ort, wo im Jahre 1811, als man die Kaffern über den großen Fischfluß zurücktreiben wollte, ein biederer Landdrost von Graaf Reynett, Stockenström, nebst vierzehn Andern verrätherisch erschlagen ward, indem er eben vertrauensvoll zu einer Unterredung unter sie getreten war; doch bleibt es zweifelhaft, ob nicht ein Mißverständniß diesen Mord veran-

laßt hat, da in demselben Augenblick ein Offizier der Colonie die Kaffern angegriffen haben soll.

Einige Monate später begleitete ich meinen Freund auf einem Ausflug nach Albany, wobei wir Grahamstown, Bathurst, Port Frances, Salem, Theopolis und alle Hauptorte der englischen Niederlassung in diesem Landestheile besuchten. Von dem Gipfel der steilen Gebirge, welche das Thal von Grahamstown im Süden begrenzen überschaut man den ganzen ausgedehnten District zwischen den Mündungen des Buschmann- und großen Fischflusses bis zum Meere. Das Ganze sonst Zuureveld genannt, kann als eine einzige große Ebene betrachtet werden, welche größtentheils ein wellenförmiges Ansehen hat, an der Küste aber einen mannigfaltigeren Wechsel von kleinen Bergen und sanften Anhöhen darbietet. Die Flüsse, welche von der Gebirgskette abfließen, auf welcher wir standen, haben sie an vielen Stellen in tiefen und breiten Schluchten durchschnitten, deren Seiten fast überall mit undurchdringlichen Wäldern und Schlingkraut bekleidet sind, daher es schwer wird das Land von West nach Ost mit Wagen zu befahren. Längs der Flußufer zu reisen ist aber noch weit weniger möglich wegen der unzähligen Kloofs, welche mit Unterholz erfüllt zu beiden Seiten tief herabgehen. Es bleibt daher nur übrig auf dem Rücken des Tafellandes entfernt von den Flüssen zu reisen, und diese selbst an den bequemeren Stellen zu überschreiten und dann hat man besonders zu Pferde eine leichte und angenehme Reise. Die Flüsse selbst haben oft kaum so viel Wasser, daß der Huf des Pferdes beim Durchgange benetzt wird; es sind meist nur periodisch fließende Bergströme, welche vom plötzlichen übermäßigen Regen zu reißenden Strömen anschwellen. Allein trotzdem erfordert es oft eine Stunde Zeit und mehr, um nur von einem Ufer zum andern herab und wieder aufzusteigen. — Während wir nun über die offenen Ebenen und Savannen unsere Reise fortsetzten, welche früher durch zahllose Heerden afrikanischen Hochwilds so herrlich belebt waren, trafen wir jetzt nur noch einige Heerden von Springböcken, alles Andere war verschwunden. Selbst der Büffel und der Elephant hatte seit der Ankunft der Ansiedler sich mehr den undurchdringlichen Wäldern

am Buschmann- und großen Fischflusse zugewandt. Wohl sah das Land im Allgemeinen frisch und anmuthig aus, ein dichterer grüner Rasen, als ich ihn irgend sonst wo in der Colonie gesehen hatte, bekleidete viele Stellen und wechselte mit dem drathförmigen sauren Grase, welches in Massen dahin wogte; allein der Boden von grauer, gelber oder schwärzlicher Farbe auf thonigem Grunde war doch nur leicht und sandig, die Gräser waren sämmtlich von der sauren Art, und unzählige Maulwürfe und Feldmäuse hatten die Wurzeln des hohen Grases überall gelockert, so daß für ausgedehnteren Ackerbau und selbst für Schafzucht wenig hier zu hoffen war, und dieser vielgerühmte Landstrich nur für Rindvieh und für Pferde brauchbar schien. Zerstreute Gruppen oder Dickichte von Immergrün, die mit Hainen hoher Bäume wechselten, unter denen der oft einzeln stehende Kaffernboom der Colonisten (Erythrina cafra oder Corallodendrum) durch eine blendende Fülle scharlachrother Blüthen sich auszeichnet, geben der wellenförmigen Oberfläche des Ackerlandes oft ein parkähnliches Aussehen, doch standen die Hütten der Ansiedler überall in den tieferen Gründen, wo irgend nur ein Bach oder eine Quelle zu entdecken war, Alles noch mit den ersten Anlagen der Gärten, Zäune und Hütten eifrig beschäftigt, ohne Ahnung des Unglücks, was später noch über sie hereinbrechen sollte. Es verdarben nämlich 6 Jahre hinter einander die Weizenernten durch den Brand oder Rust, furchtbare Ueberschwemmungen im October 1823 zerstörten die Hälfte der Hütten und Gärten, und was das schlimmste war, die Regierung vernachlässigte die neue Colonie dermaßen, daß nur rechtzeitig gesammelte Liebesgaben aus der Capstadt sie in der schlimmsten Zeit erhalten konnte, bis sie durch eigene Kraft sich wieder hob und unter einer besseren Leitung mehr und mehr erblühete. — Für die damalige Regierung war damals nämlich nichts so sehr verhaßt als ein freier, zugleich für das Wohl seiner Mitbürger begeisterter Mann. Daher standen nicht nur die englischen Missionen, welche christliche Bildung zu den Kaffern tragen wollten, sondern auch Alle, welche gegen das harte Sclavenjoch der Hottentotten sprachen und Gleichstellung vor dem Gesetze verlangten auf der Liste der „gefährlichen Menschen“

und unter diesen eben sehr viele der Einwanderer aus den höheren Ständen. Später erst wurden ihre Klagen in England gehört und königliche Kommissare gesandt, welche das Treiben des zeitigen Gouverneurs untersuchen sollten. Dadurch geschah es, daß der letztere sein Amt im Jahre 1826 niederlegte und einer seiner Nachfolger im Jahre 1828 die Freiheit der Hottentotten aussprach, welche am 15ten Januar 1829 durch königlichen Befehl bestätigt wurde. Man hielt dadurch die Colonie vernichtet; allein die besseren Herren wurden von ihren Dienern nicht verlassen und selbst die schlechteren fanden doch bald wieder neue Diener. Von den Hottentotten wandten viele sich den Missionsdörfern zu, in die sie früher nur mit Erlaubniß der Regierung hatten eintreten dürfen. Andere wurden angesiedelt am Katfluß nördlich von Grahamstown bei Fort Beaufort. Hier ist ein unregelmäßiges Becken zwischen hohen majestätischen Gebirgen, in welches sich sechs bis sieben schöne Ströme ergießen. Sie tragen noch die wohllautenden Kaffernnamen Camalu, Zebenzi, Umtoka, Mankazana, Umtuarra und Quonci und erinnern dadurch an ihre eigentlichen Herren, die noch nicht lange von da vertrieben waren. Vereinigt bilden sie den Kat-River, der wenig oberhalb Beaufort durch einen furchtbaren Poort sich Bahn gebrochen hat. In diesem Gebirgsbecken, welches durch seine großen Hülfsmittel zur Bewässerung sich vorzugsweise für eine starke Bevölkerung eignet, vertheilte man Ackerloose zu je vier bis sechs Morgen an je eine Familie, indem größere Theile Landes einstweilen zur Belohnung für diejenigen aufbewahrt wurden, welche vor andern sich auszeichnen würden. Von allen Seiten strömten die Hottentotten herbei; selbst schlechteren Männern vertraute man Land und das Vertrauen ward in einem hohen Maaße gerechtfertigt. Trotz aller bösen Prophezeihungen erblühete die neue Colonie; man durfte sie bewaffnen gegen die Kaffern und schuf sich so ein festeres Bollwerk an der Grenze, als dies durch alle sogenannten Commandos hatte geschehen können. Gegen 4000 Seelen waren laut Nachrichten vom Jahre 1833 in diesem Thale angesiedelt und Missionäre besorgten in dem Kirchspiele, welches als 12 Meilen lang und 5 bis 6 Meilen breit bezeichnet wird, die Ueberwachung der

religiösen Sitten und die Erziehung der Kinder, während zugleich das Verhältniß zu den Kaffern aufs freundlichste sich gestaltet hatte. So ward erst jetzt die alte Schuld gegen dies unglückliche Volk gesühnt, die unter englischer Herrschaft gegen den einzigen und letzten Hottentottenkraal im Kreise Uitenhage war begangen worden, wo seit dem Jahre 1803 der letzte Häuptling derselben Klaas Stuurmann mit Erlaubniß der Regierung angesiedelt war, nachdem er durch Beruhigung seines Volkes in schwerer Zeit sich hatte verdient gemacht. Sein Bruder David war ihm nach seinem Tode auf den einstimmigen Willen der kleinen Gemeinde gefolgt. Zwei seiner Unterthanen hatten sich bei benachbarten Boers vermiethet und waren nach Ablauf des Contracts zu ihrem Kraal zurückgekehrt. Da beanspruchen die Boers die Herausgabe derselben. David Stuurmann verweigert dies. Man will Gewalt gebrauchen und er drohet sich zu wehren. Das war genug, um seiner auf die hinterlistigste Weise sich zu bemächtigen, ihn selbst zu schwerer Arbeit und Gefängniß zu verdammen und Land und Leute an die Boers zu vertheilen, wie das im Jahre 1810 geschah mit vollem Wissen und Wollen der englischen Regierung.

Von unserer eigenen Colonie, zu der ich noch auf einige Wochen jetzt zurückkehrte, will ich nur kürzlich noch bemerken, daß hier von Zeit zu Zeit sich räuberische Buschmänner durch Viehdiebstahl bemerklich gemacht hatten, ohne daß wir ihrer habhaft wurden. Auch kehrten Kaffern friedlich bei uns ein, um unsere Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen; aber auch Heuschreckenschwärme kehrten mehrere Jahre nach einander wieder. Durch Zuzug mehrerer Bastards oder Mulatten, welche nach dem Tode eines braven holländischen Boers bei uns Dienste nahmen, um nicht in die Hände der bösen Erben zu fallen, wurden wir um zwölf gute Schützen und treue Diener verstärkt und konnten mit Einschluß der sechs Hottentottensoldaten, die man aus der Capstadt zu unserm Schutze gesandt hatte, jetzt dreißig Mann ins Feld stellen. So ward es möglich ohne Gefahr auch in das Gebiet weiter vorzudringen, welches als das sogenannte „abgetretene Gebiet“ unbewohnt zwischen dem großen Fischflusse und unserm Thale einerseits und dem

Keisi- und Chumiflusse andrerseits bis zum Meere sich ausdehnt. Der ganze obere Theil dieses Landes ist eine von tiefen Thälern durchschnittene Gebirgsgegend, reich an Wasser, Holz und Weideplätzen. Besteigt man den Winterberg, (zwischen den Quellen des Tarka und Tschumi) dessen abgeplatteter Gipfel nur von der westlichen Seite her erklettert werden kann, weil er nach allen übrigen Seiten hin von einem Wall senkrechter Basaltmauern umgeben ist, so befindet man sich etwa 6000 Fuß über dem Meere und 1800 Fuß über der nächsten Umgebung und überschaut von hier ein weites Gebiet des Amakosagebietes mit dem Ocean im Hintergrunde. Nach allen Seiten reicht der Blick weit in die Ferne, daher der Buschmann mit seinem außerordentlich scharfen Auge von hier aus die Gelegenheit auf Raub erspähet. Drei Monate hindurch bedeckt der Schnee den Gipfel, den Fuß umgiebt ein Gürtel von Zwergbambus, der in der untern Gegend nicht gefunden wird. Weiter südlich führten mich unsere Jagdausflüge in jene offnen hochliegenden Weideplätze zwischen reich bewaldeten Thälern, wo neben dem Reichthum an großen Antilopen, Büffeln, Elephanten und Rhinoceros zahlreiche Ueberreste von Kafferndörfern in jedem grasreichen Winkel zerstreut lagen. Die fröhliche Geschwätzigkeit der Affen und der Papageien belebte diese Wälder und nächtlich ließ das seltsam wilde Geschrei der Elephanten sich vernehmen, das wie Trompeten klang; doch Menschen trafen wir nicht an. Mich aber zog es wieder mächtiger zu Menschen hin, ich war für Jagd und Ackerbau für immer nicht geschaffen und folgte gern dem Rufe nach der Capstadt, wo eine anderweitige Beschäftigung mir zu Theil werden sollte.

Drittes Kapitel.

Nachdem ich einen meiner Brüder in Sommerset noch Lebewohl gesagt hatte, brach ich am 17ten August nach Graaf-Reynet auf, welches etwa sechszehn Meilen entfernt ist und in drittehalb Tagen von uns erreicht ward, da die Wege gut und

unsre Ochsen noch frisch waren. Die Stadt sieht aus wie eine Oase in der Wüste, da sie durch einen Kanal aus dem Sonntagsflusse wohl bewässert ist und ihre Straßen mit Citronenbäumen besetzt sind. Am südlichen Fuße der Sneeuwberge gelegen, inmitten der dürren braunen Wüste, ist sie durch die Bemühungen der beiden Stockenströms, Vater und Sohn, zu ihrem Wohlstande und ihrer Schönheit gelangt und zählt gegen 2000 Einwohner. Mangel an Wasser und Weide in der Karroo zwang uns den nördlichen Weg an der Höhe der Gebirge zu nehmen, deren höhere Punkte überall mit Schnee bedeckt waren; wir stiegen daher den steilen Sneeuwberg mühsam heran, dessen höchste Spitze (der Compaßberg) auf 6500 Fuß geschätzt wird, und befanden uns endlich auf dem hohen Tafellande, welches in ungeheuren Pfeilern nackter Felsen jäh aus den Ebenen des Camdeboo (die östliche Fortsetzung der Karrooebene, welche keinen eigentlichen Gebirgsrand nach Osten zu als Grenze hat) und der Karroo sich erhebt. Der Grund dieser in regelmäßigen Quadern aufgeschichteten Pfeiler ist Schiefer, die oberste Lage Sandstein mit Quarz vermischt. Der Boden auf dem Gipfel ist harter Lehm, dick mit losem Gestein bestreut, für Weizen und Gerste geeignet, wenn er bewässert werden kann; aber kein Bauholz, kaum ein Dickicht von Buschholz ist über den ganzen Sneeuwberg hin; daher man sich gezwungen sieht, den wie Torf getrockneten Mist des Viehes und ganz kleine Sträucher (Stoebe rhinocerotis) zur Feuerung zu gebrauchen, während das Bauholz von der Küste oder aus Glen-Lynden herbeigeschafft werden muß. In der Wohnung eines wohlhabenden Viehzüchters fanden wir am folgenden Abend nicht weniger als achtundzwanzig afrikanische Reisende oder Nachbarn mit Frau und Kindern, und doch wurden auch wir noch in Betten untergebracht. Denn die große feste Wohnung war sehr gut eingerichtet und gleichsam auf gastliche Aufnahme berechnet, wodurch die Landleute des Sneeuwberges vor allen einen guten Namen haben. Am Morgen zum Frühstück fanden mehr Gäste noch sich ein, um an dem gemeinsamen Gottesdienste Theil zu nehmen, da eben Sonntag war. Wir sangen einige Lieder, einige Abschnitte aus der Schrift wurden vorgelesen, Alle, auch Sclaven und Hottentotten saßen

schweigend rund herum, während der Wirth eine passende Ansprache hielt, welche mit frommer Aufmerksamkeit vernommen wurde. Beim fröhlichen Mahle, welches darauf folgte, erschienen silberne Löffel, Zinnterrinen und Teller von Porzellan oder Steingut. Einfacher Landwein ward von den Männern sehr mäßig getrunken; aber Pasteten, Obst, Salat und Eingemachtes ward zum gedämpften Fleische in Ueberfluß herumgegeben. In Allem war eine gewisse anständige Behaglichkeit ausgeprägt, kein Mangel ließ sich irgendwie verspüren, obwohl die Weizenernte dieses Jahr durch Rust verdorben war, man fühlte sich an Jacob oder Hiob erinnert, und in der That befanden wir uns, wie ich später erfuhr, bei einem Manne, der eilf Plaatzen oder Höfe, 13000 Schafe, 3000 Rinder, Pferde und dergl. besaß. Sein Grundsatz war: „mehr Gewinn, seinen Freunden helfen, als Geld durch Wucher häufen," und diesen befolgte er auch darin, daß er am Nachmittage den einzigen Sohn mit der Führung unseres Wagens beauftragte, indem er auf dem beschwerlichen Wege uns seine eignen Ochsen bis zum nächsten Anhaltsorte gab. Meiner Person allein konnte diese Gastfreundschaft nicht gelten; denn auch in den andern Höfen des Sneeuwberges fand ich dasselbe Wesen; man gab sogar Geschenke, Brod und Obst mit auf den Weg, wo wir durchaus nur Fremde waren. Ein Mißverständniß ließ uns auf einem entsetzlichen Wege von dem Gebirge herabsteigen, und wir beabsichtigten nun die Karroo längs dem Flußbette des Karriga zu durchschneiden, um an den südlichen Gebirgen weiter zu reisen. Allein wir fanden in dem Bette zwei Tage lang kein Wasser und sahen uns nun gezwungen wieder nördlich auf Beaufort zu den Weg zu nehmen. Es hatte, was öfter vorkommen soll, jetzt seit zwölf Monaten in der Karroo nicht geregnet, daher dieselbe in der traurigsten Gestalt sich zeigte. Die dünne, thonartige, stark eisenhaltige Erddecke war fast zur Härte von Backsteinen ausgetrocknet, die niedrigen, haidekrautähnlichen Sträucher standen anscheinend saftlos wie abgenutzte Besen da und waren das Einzige, was unsre Ochsen benagen konnten; kein Wild, nicht einmal ein Strauß oder Raubvogel belebte jetzt das weite wüste Tafelland; selbst die wenigen salzigen Becken,

welche dem Wilde noch zur letzten Tränke dienen, waren verschwunden. Unsere armen Thiere hatten 8 Meilen in 14 Stunden auf festem Wege zurückgelegt, als wir endlich die erste salzige Quelle fanden und einige Strauße in der Nähe. Am folgenden Abend blieben wir in der Wohnung eines Boers am Zout-River (Salzfluß,) dessen Wasser kaum trinkbar und dessen Ufer weiß waren von Salpeter, als wären sie vom Rauhreif überzogen. Der Boer selbst, ein offener gesprächiger Mann, erzählte uns von seinen Kriegen mit den wilden Thieren, seinen einzigen Nachbarn, und die Häute von fünf bis sechs erst vor kurzem geschossenen Sträußen lagen bereit zum Verkauf nach der Capstadt, wo sie mit je 5 bis 8 Thalern bezahlt werden, während die einzelnen schönen Federn noch je zu etwa zehn Silbergroschen das Stück zu stehen kommen. Er meinte, daß es nicht leicht sei einen Strauß auf Schußweite zu bekommen, da selbst das schnellste Pferd ihn nicht einholen könne; doch wenn er von verschiedenen Seiten zu gleicher Zeit angegriffen würde, so könne durch Rück- und Vorwärts-Jagen seine Kraft erschöpft und überwältigt werden. Schon mancher Jäger aber habe durch einen einzigen Flügelschlag des Vogels einen Schenkelbruch erlitten, wenn er zu eifrig ihn verfolgte. Uebrigens bestätigte derselbe, daß in der Brütezeit ein Männchen sich meistentheils zwei bis sechs Weibchen zugeselle, wovon jedes 12 bis 16 Eier lege in dasselbe Nest. Zur Zeit der kälteren Nacht brüte das Männchen, am Tage wechselnd die Weibchen, am hohen Mittage nur die Sonne; doch würden höchstens dreißig dieser Eier wirklich ausgebrütet und zwar in Zeit von fünf bis sechs Wochen. In einiger Entfernung soll das Geschrei des Vogels mit dem eines Löwen leicht zu verwechseln sein; des Wassers scheint er kaum zu bedürfen; die Spitzen verschiedener strauchartiger Pflanzen, die in der Wüste wuchern, sind seine Nahrung. Wir sahen selbst am Tage darauf mehrere Heerden Sträuße und stießen auf ein Nest mit vier und zwanzig schönen frischen Eiern. In einem andren Neste waren sie zerbrochen, wahrscheinlich von den Vögeln selbst, wie es ihre Gewohnheit sein soll, wenn sie ihr Nest entdeckt finden.

In Beaufort selbst, welches wir am vierten Tage unseres

Zuges durch die Wüste erreichten, gönnten wir unsern armen Thieren drei Tage Ruhe; denn zwei Quellen immerwährenden Wassers sind die eigentlichen Schätze dieses kleinen Dorfes von etwa zwanzig Häusern. Das traurige Gefängniß dieser Landdrosty war mit Gefangenen aller Art angefüllt, welche ihre Befreiung vom Urtheile des Sendgerichts erwarteten, das jährlich einmal hierher kam. Die meisten Verbrecher hatten eine eigene Zelle; sonst waren Buschmänner, Hottentotten und Kaffern, Männer, Weiber und Kinder, gleichviel ob schwere oder leichte Verbrecher, hier allzumal in einen engen Raum zusammengedrängt. Die beiden Quellen geben dem Ghamka oder Löwenflusse seinen Ursprung; doch ist auch dieser Fluß wie alle in der Karroo nur ein periodisch fließender, und wenn der Regen ausbleibt, was in dieser Gegend oft zwei Jahre hinter einander geschieht, so trocknet sein Bette bis auf einzelne stehende Wasser ganz aus, welche dann und wann durch Gewitterregen im Sommer wieder gefüllt werden. Längs dieses Flusses ging jetzt unsere Reise weiter. Am ersten Tage noch immer der traurige Anblick der Wüste, nur daß ein schmaler Strich Mimosen längs dem Flußbette hinlief und einige Strecken angeschwemmten Landes dicht bedeckt wurden von einer Art Salsola, Ghonna genannt, deren Asche ein reines weißes Salz zum Seife kochen abgiebt. Ich zählte auf einer Strecke von etwa 4 deutschen Meilen die Knochenreste von zwei und dreißig Ochsen, welche erst vor kurzem auf diesem Wege umgekommen waren. Unsere eigenen Ochsen hatten schon auf dem Wege nach Beaufort bedeutend gelitten und wurden hier vollends so schwach, daß wir kaum noch drei Meilen täglich machen konnten, und ich am vierten Tage schon befürchtete, wir würden gänzlich liegen bleiben. Der scharfe, steinigte Weg hatte ihre Hufe abgenutzt bis tief ins Fleisch, das saure Gestrüpp gab keine Kraft, das aufgegrabene Wasser war voll dicken Salzes. Wir hieben die Mimosenbäume nieder, damit die Thiere durch das Abfressen dieser mageren Blätter doch wieder einige Erfrischung hätten, und reisten nur vom Mittag bis zur Mitternacht, um ihnen gute Weideruhe zu geben. Ich hatte zehn junge, frische, fette Thiere mitgeführt aus Sommerset, die jetzt gänzlich ruinirt waren.

Ein kleiner Anfang größeren Pflanzenlebens begann endlich bei der Wohnung eines Viehzüchters, die wir am 7ten September erreichten. Aber obwohl ein laufender Quell den Heerden Wasser gab, der Ort war doch höchst elend und traurig. Etwa sechs Meilen entfernt vom Fuße der schwarzen Berge tauchten jetzt die Gipfel derselben in dunklen Massen vor uns auf; allein noch weitere vier Tage hatten wir dieselbe Wüste, zuweilen eben wie ein See, dann wieder wellenförmige Höhen von dunkelrothem Schiefer. Am Fuße der schwarzen unfruchtbaren Gebirgskette westwärts ablenkend, kamen wir durch viele Betten trockner Gebirgsströme und hielten am Morgen des 10ten im Bette des Dwyka oder Rhinocerosflusses. Mehr als hundert Ellen breit von blauem Sand bedeckt hatte es keinen Tropfen Wassers, doch fanden wir's durch Nachgraben. Noch galt es die letzte Anstrengung von 8 Meilen, wo jeder Tropfen Wassers fehlte, und wir erreichten endlich am 11ten gegen Mitternacht die Ufer des Büffelflusses, kaum im Stande die Ochsen abzuhalten kopfüber mit den Wagen in den rauschenden Strom zu stürzen. Wir waren noch immer in derselben Gegend, in derselben Umgebung einförmiger Flächen und Hügelketten mit Haidekraut bedeckt, dazwischen ein Kranz Mimosen längs der Flüsse; doch wie erstaunte ich, als am Morgen des folgenden Tages diese Mimosen im frischesten Grün erglänzten, die Haidekräuter reichen blühenden Kleefeldern glichen, und tausend lilienartige Blüthen nebst der Strahlenkrone des afrikanischen Feigenbaumes (Zäsarblume Mesembryanthemum) Alles mit wunderbarer Pracht bekleideten. Das war die Wirkung eines zwölftägigen Regens, der etwa sechs Wochen zuvor den südwestlichen Winkel der Colonie erreicht und bis zu diesem Theil der Karroo sich ausgedehnt hatte. Daher war denn dieselbe Frühlingsfülle mit all dem zugehörigen Leben auf dem ganzen Wege von hier bis zur Capstadt verbreitet; nur tiefe Löcher und gefährliche Sturzbäche bildeten noch unsere Hauptschwierigkeiten. Indeß wurde es nicht schwer außerhalb der Wüste frische Ochsen zu miethen, und mit diesen erreichten wir am 17ten September in einer schneidend kalten Nacht, die wir auf dem Gipfel des Gebirges zubrachten, welches die Karroo von den warmen südwestlichen Thälern trennt, auf

langem steilen Pfade das herrliche Thal des Hexenflusses. Statt der schmutzigen Hütten an der Wüste trafen wir hier geräumige schöne Wohnungen mit Orangehainen, Weingärten, Kornfeldern und ausgedehnten Obstgärten, in denen Pfirsich- und Mandelbaum in voller Blüthe standen. Gastfreiheit bei höherer Bildung war auch hier überall zu Hause; wir zahlten nichts und nahmen Obst noch obenein mit auf den Weg. Ausgenommen daß wir einige Tage durch das Austreten des Hexen- und Breedeflusses aufgehalten wurden, hatten wir kein Abenteuer weiter zu bestehen und gelangten durch die fruchtbaren Thäler von Wavern und Wagenmakers am 25sten September des Jahres 1822 ganz wohlbehalten an am Ziele unserer Reise in der Capstadt. —

2.

W. v. Meyer's Reise durch das Colonialgebiet und zum Orangestrom.

Erstes Kapitel.

Im Herbst des Jahres 1839 begab ich mich in Gesellschaft eines lieben Freundes, der gegen Harthörigkeit das milde Klima Südafrikas versuchen wollte, von Hamburg aus an Bord einer englischen Brigg, um einer Lieblingsneigung nachzugeben, welche durch das Studium geographischer und naturhistorischer Werke gerade für diesen Theil der Erde lange in mir genährt worden war. Das ganze civilisirte Europa, wo von Moskau bis Paris und Neapel so ziemlich Alles sich gleich bleibt, war mir bekannt, und das Bedürfniß nach etwas Neuem hatte mich mächtig ergriffen, nachdem ich lange Jahre hindurch in Rußland als Lehrer und Erzieher unter äußerlich günstigen Verhältnissen gelebt hatte. Mein ganzes Vermögen bestand in sechs bis sieben tausend Thalern; mochte es damit gelingen eine neue Heimath zu gründen unter Menschen deren Sprachen mir längst nicht mehr fremd waren, mochte ich dafür auch nur Erholung und Befriedigung meiner Jagdlust finden, genug ich wagte es und trat mit gutem Muth getrost die weite Reise an zum Cap der guten Hoffnung.

Fahrt und Ereignisse von England aus bis hin zur Linie war das Gewöhnliche; wir besuchten Porto Santo, Madeira und Palma, ließen die Capverden rechts und schnitten den Aequator wenig westlich von der Meeresgegend, wo länger schon

Anzeichen unterseeischer Erhebungen bemerkt sein sollen, unter 25° westwärts Paris oder 5° westwärts Ferro. Ascension, die Himmelfahrtsinsel, so genannt, weil sie am Himmelfahrtstage 1508 wieder aufgefunden wurde, nachdem schon sieben Jahre früher die Entdeckung durch Portugiesen geschehen war, lag jetzt zunächst auf unserem Wege; allein die Fahrt ging südwärts auf Brasilien zu, ein hartnäckiger Südostwind zwang uns westwärts bis zur Felseninsel Trinidad hinab, so daß wir jene wasserlose, pflanzenarme Kraterinsel nicht zu Gesichte bekamen, die während der Gefangenschaft Napoleons auf St. Helena dadurch einige Wichtigkeit erlangt hat, daß mehrere Familien von dort sich hierher übersiedelten, um mit dem großen Kaiser nicht länger das Loos der Absperrung gegen fremde Schiffe zu theilen. Die Engländer ließen darauf im Jahre 1821 durch zweihundert Soldaten an dem trefflichen Hafen der Insel eine Schanze aufwerfen und seit der Zeit ist dieser Anlandeplatz, wo früher vielfach Briefe und Packete in einer Felsenspalte niedergelegt wurden, um von den betreffenden Schiffen nach allen Richtungen hin befördert zu werden, in Englands Hand verblieben.

Da diese Insel sonach mit St. Helena gleichsam als eins zu denken ist, so mag gleich hier von diesem weltberühmten Gefängnisse Napoleons die Rede sein, obwohl ich dies erst ein Jahr später sah. Ein einziger Basaltfelsen steigt überall gleich bis zur Höhe von 8 bis 12 hundert Fuß nackt aus dem Meere auf, und eine einzige Schlucht öffnet sich da, wo das Städtchen James-Town (Jacobsstadt) seine hundert einfach freundlichen Wohnungen zeigt, hinter denen in niedlichen Gärten die hohe Dattelpalme schaukelt. Dies ist der Schlüssel zu der Inselfeste, welche die Portugiesen im Jahre 1508 entdeckten, welche darnach von den Holländern erobert ward, um funfzig Jahre später im Jahre 1650 für immer an England abgetreten zu werden. Ein kleiner Bach, der in der engen Schlucht herunterplätschert, giebt diesem Hafen als Erfrischungsstation für die Ostindienfahrer erst seine rechte Bedeutung, und fleißige Gärtner steigen zu ihm herab, um Früchte und Gemüse an die Schiffer zu verwerthen. Die Stadt selbst ist vom Meeresufer an eine

englische Meile weit in jene enge Schlucht hineingebaut, die Schiffe aber ankern vor derselben auf einer Sandbank 12 bis 18 Faden tief, und mit scheuer Ehrfurcht betrachtet man die festen Schlösser und Wachtposten mit Kanonen, welche von jeder Felsspitze herabdrohen. Denn noch immer besteht die Besatzung der Insel aus einem ganzen Bataillon Infanterie und einigen Compagnien Artillerie, wiewohl selbst die Leiche des großen Gefangenen jetzt schon seit einigen Monaten von der Insel entfernt war. Um wenigstens das leere Grab zu sehen, ging ich mit drei Gefährten ans Land, welches hier unten durch Klima und Vegetation ganz an das dürre Afrika erinnert, indem dickblättrige Ficoïden (feigenähnliche Pflanzen) und eine Art von Mesembrianthemum, das häufig in der Colonie gefunden wird, auch hier erscheinen. Freundlicher ist es im engen Thale aufwärts, und man hat sogar das Schauspiel eines ziemlich bedeutenden Wasserfalles, indem der Bach hier einige hundert Fuß herunterstürzt. In dieser Gegend beginnt denn auch die Fichtenwaldung, der Pflanzenwuchs wird kräftiger, und schöne grüne Rasenplätze, von dem Südost beständig feucht erhalten, bezaubern hier in einer Höhe von etwa tausend Fuß das Auge namentlich dessen, dem in Südafrika ein dichter Rasenplatz fast fremd geworden ist. Ein wenig weiter hin, etwa drei englische Meilen vom Landungsplatz entfernt, lenkt ein schmalerer Pfad links ab vom größeren Wege zu einer kleinen Schlucht hinunter, welche am Ende eines Gartens gelegen etwa funfzehn Schritt seitwärts eine ergiebige Quelle des herrlichsten Bergwassers entsprudeln läßt. Mit einem Buche in der Hand und seinen Becher in der Tasche pflegte Napoleon hier selbst den Trunk zu schöpfen und in der Schlucht zu ruhen, um darnach wieder nach Longwood heimzukehren, welches, nur eine halbe englische Meile von hier entfernt, unweit des tausend Fuß hohen Meeresufers in einem Park gelegen ist, in dem sich große grüne Matten finden. Der kurze Weg dahin führt durch kleine reizende Thäler, die von eingesunkenen Kratern gebildet zu sein scheinen; elegante Landhäuser liegen ziemlich zahlreich nach allen Richtungen zerstreut umher, und Hügel und Berggipfel sind mit Wald gekrönt. Das Haus selbst aber, in welchem Napoleon lebte und starb, ist ein

elendes kleines Nest, in welchem jetzt ein kleiner Pachter wohnt. Durch diesen ist des Kaisers Schlafgemach bereits in einen Pferdestall verwandelt worden, und in dem etwa 14 Fuß im Quadrat haltenden Salon stand neben dem marmornen Kamin eine Sichtmaschine. Haufen von Spreu und Häckerling lagen an der Wand des traurigen daranstoßenden Speisezimmers gerade an dem Platze, wo der große Kaiser seinen Geist aufgab. Dorthin mußte ein chinesischer Diener von jener Quelle aus täglich das Trinkwasser besorgen, und nur aus seiner Hand nahm es Napoleon; von dorther wurde seine Leiche dann zu jener Schlucht hinausgetragen, in der er auf sein eigenstes Verlangen ruhen wollte. Cypressen und Trauerweiden, Rosen und Pelargonien umstehen noch den Ort, wo unter einem Gewölbe von starkem Mauerwerk und hinter einem einfachen Gitter von geschmiedeten Eisenstäben der Leichenstein mit dem einfachen N stumm und verschwiegen Allen Alles sagte. Auch dieser Stein ward mit entführt nach Frankreich hin, doch hat er dort zu reden aufgehört. Zu St. Helena aber bewahrt der Besitzer des Gartens das leere Grab noch eben so wie man den Sarg daraus hervorgezogen hat und erlaubt gegen Bezahlung von viertehalb Schillingen Jedem den Zugang zu der Gruft und zu den Bohlen, worauf des Kaisers Leiche zwanzig Jahre Ruhe fand. Zwei hundert Schritt von Alt-Longwood liegen die schönen weitläufigen Gebäude von Neu-Longwood, jetzt der Aufenthalt eines englischen Obersten. Der Kaiser hatte dieses nie bewohnen wollen.

Unser Ostindienfahrer, der von Calcutta kommend in der Capstadt mich an Bord genommen und in Zeit von vierzehn Tagen St. Helena erreicht hatte, war eines von den großen schönen Schiffen der Compagnie, welche alljährlich die Fahrt zwischen Großbritannien und Indostan machen. „England erwartet, daß Jedermann seine Schuldigkeit thue!“ war die Inschrift auf dem Gerüste, welches die große Schaluppe trägt, und indem wir diese auch auf uns bezogen, mußten wir uns bestreben, zur festgesetzten Stunde wieder an Bord zu sein. So eilten wir denn auf den zu Jamestown gemietheten Pferde schnell wieder herab, nachdem wir bei dem Eigner des Gartens auch unter dieser Zone ein echt englisches Frühstück, gekochten

Schinken, Eier und starkes braunes Bier gefunden hatten, und sechs Stunden später, da wir nur eben wieder vom Lande stießen, spielte auch schon die Geige auf zum Ankerlichten. Aus diesem Grunde fand ich nicht Gelegenheit das Innere der Insel selbst genauer zu erforschen, deren Umfang auf 12 Stunden angegeben wird, während der höchste Gipfel, der Dianenpic, auf 2700 Fuß sich erheben soll. Die fünf Tausend Seelen, welche hier leben, leiden höchstens in den Thälern zuweilen von der Hitze, athmen sonst aber, namentlich in den zerstreut liegenden Höfen der eigentlichen Bergplatte, überall gesunde milde Luft, und bauen neben den edlen Früchten und Gemüsearten Europas im Schatten der Eiche und Kastanie gleicherweise auch die Bananen neben Palmen oder Bambusrohr. Die Unzahl von Ratten, welche dem Kaiser und seiner Umgebung das Leben auf der Insel so unangenehm gemacht haben soll, hat freilich St. Helena bei uns in schlechten Ruf gebracht; auf meine dahinzielende Frage an den Pächter zu Alt-Longwood, erhielt ich indeß die Antwort: „es gäbe hier Ratten und Mäuse wie überall, doch nicht so viel wie auf einer Pachtung in England, weil sie dort mehr zu schmausen fänden!" — und ich lasse es dahingestellt, um wieviel sich die Unzahl dieser Ratten nun gemindert habe.

Denke ich jetzt noch einmal an die Fahrt zurück von damals auf dem Robert Small mit seinen dreißig englischen und vierzig indostanischen Matrosen und sechs und zwanzig Passagieren beiderlei Geschlechts, an jenes feine Gasthofsleben mitten auf dem Ocean, den angenehmen Wechsel stiller Abgeschlossenheit und freundlicher Geselligkeit, wo Jeder in dem eignen Zimmer schlief und Kaffee trank und las, bis ihn die Trommel und Querpfeife zur Toilette aufforderte für die feinbesetzte Tafel, wo Jeder 10 Quadratfuß ganz sein eigen nennen durfte und wieder rauchend und spazierengehend auf dem Decke der Gesellschaft angehören konnte, und an den stolzen immer gleichen Gang des Schiffes — fast zwei Breitengrade täglich vorwärts durch die Wogen, man merkt es kaum, daß sich das Schiff bewegt! — denke ich daran, um damit jenes einförmig langweilige Leben zu vergleichen auf unserer Brigg, die mich zur Capstadt tragen sollte, wo ohne Unterschied die Zeit dem Meere selber glich, wo jeder Vogel,

jeder Haifisch und Delphin dem an der Langenweile Kranken wie ein lang ersehnter Glockenschlag erschien: dann kann ich wohl begreifen, wie solch ein Robert Small mit Allen, die darauf wohnen, verächtlich nur herabsieht auf das kleine Leben unter ihm, auf alle die theatralisch ausgeschmückten Dampfschiffe mit ihrem ekelhaften Schmutz und den erbärmlichen Schlafkasten, und wie man gern für einen Viertelkreis des Erdumfangs ein siebenzig Pfund Sterling zahlt, um dann für eben so viel Tage diesen Bord als seine Heimath betrachten zu dürfen. Heimkehrend zu meiner Brigg will ich jedoch nicht undankbar sein gegen unsern freundlichen Capitän Mearns, der trotz des hartnäckigen Südosts und all der weiten Umwege uns dennoch glücklich unserm Ziele zuführte. Wir mußten aber um dieses Südosts willen bis auf 120 Meilen weit von der Küste Brasiliens hart an der Felseninsel Trinidad vorbei, um dann erst in der Richtung auf d'Acunha ostwärts vorzudringen. Ich war so glücklich hier einige jener schönen mächtigen Vögel zu erlegen, welche durch die Aehnlichkeit des Kopfes und namentlich des Schnabels ganz auffallend an die fabelhaften Dudus oder Dronten von Mauritius erinnern, nämlich einige Albatros, deren größter von einer Flügelspitze zur andern volle zehn Fuß maß. Aber auch das ersehnte Tristan d'Acunha blieb aus, da wir über den vierzigsten Grad südlicher Breite hinausgetrieben wurden und sogar einmal schon Regen und Schnee gemischt erhielten. Ich bemerke daher nur was ich von dieser Insel erfahren habe. Erst seit 1811 soll ein amerikanischer Matrose, Namens Lambert, diese in Besitz genommen und die größte Insel der Gruppe Erfrischungsinsel benannt haben. Denn von den bis 7000 Fuß aufsteigenden waldbewachsenen Bergen soll das schönste Trinkwasser herabfließen, und seitdem nun vollends die neuen Ansiedler viel Gemüse darauf erbauen, wird die Insel häufig von den Seefahrern als Erfrischungsstation auch wirklich angelaufen. Wir konnten erst einige Grade südlich derselben endlich wieder nord- und ostwärts steuern und erblickten dann am 15ten Februar Nachmittags zuerst die afrikanische Küste und gegen Abend noch den Tafelberg mit seiner Wolkenkrone. Mit einbrechender Nacht trat aber am alten Cap der Stürme

auf einmal so gänzlich Windstille ein, daß wir von der Strömung erfaßt die größte Gefahr liefen noch dicht vor dem Hafen auf die Klippen von Greenpoint geworfen zu werden, die manchem schönen Schiff schon seine Rippen brachen. Glücklich genug ließen wir um ein Uhr früh die Anker fallen, gerade am hundertsten Tage nach unserer Einschiffung auf der Elbe und sieben und achtzig Tage nach der Abreise aus Ramsgate unweit Dover in England.

Mit Tagesanbruch war ich auf dem Deck das Fernrohr in der Hand und unruhig den Augenblick erwartend, der mir das Land enthüllen sollte, das eine dunkle Nacht so lange noch verborgen hatte. Allein so groß und so erhaben auch das Ganze war — ein ungeheures weites Wasserbecken, groß genug alle Flotten der Welt zu fassen, von fernen Bergen rings umgeben; darin ein funfzig Schiffe an den Ankern schaukelnd und drüber hin vom Meeresufer ab zum Fuß des Teufelsberges und seiner Nachbarn halbkreisartig aufsteigend die Stadt selbst, und gerade hinter ihr der mächtige Tafelberg mit seinen tief herunterziehenden Schluchten; dann rechts der Löwenberg, und wieder weit hinaus zur Linken, der sogenannten capschen Fläche weite weiße Dünen begrenzt vom Tigerberg und von den blauen Bergen Hottentott-Hollands und von der Fransche Hoek — so groß und so erhaben dieser Anblick war, ich fand mich dennoch abgestoßen und getäuscht, ich zweifelte in diesem nackten Lande auch nur einige Gemächlichkeit des Lebens zu finden, und hatte keine geringe Freude, als ich endlich in den Schluchten des Tafelberges einiges Grün entdeckte, während doch wieder ein gewisser afrikanischer Duft vom Lande her durch seine eigenthümliche Süßlichkeit mir keineswegs behagen wollte.

Einige Wagen mit zwölf bis sechszehn Ochsen bespannt, welche in den Straßen am Meere sichtbar wurden, brachten das erste Leben in die rings herum schlafende Landschaft, und ehe noch die Sonne höher stieg, trug die Schaluppe auch uns ans Land. Ein Haufen Farbiger von allen Schattirungen, zerlumpt und schmutzig, sich wärmend an den jetzt noch nicht zu heißen Sonnenstrahlen, lag dicht am Ufer ganz gemächlich hingestreckt, die ersten freien Bürger dieser Stadt, die uns begrüßen sollten.

Sonst aber erinnerte Alles sogleich an die ersten Erbauer derselben, deren Nachkommen noch heute den bei weiten größeren Theil der hier wohnenden weißen Bevölkerung ausmachen. Ueberall herrscht Regelmäßigkeit und selbst Kanäle fehlen nicht in diesen geraden breiten Straßen, obwohl sie hier nicht nöthig wären. Vom Landungsplatze aus, der gleich zur Linken Hafenamt und Zollhaus hat, führt eine dieser Straßen gerade südlich zur Stadt hinein und erweitert sich auf der Hälfte ihres Weges zu dem sogenannten Stadtgarten, dem eigentlichen Spaziergange der alten Kaufherrn von Amsterdam, in welchem vier große Alleen von Eichen, Pappeln und Fichten dem Wanderer Schatten geben, und andere Wandelbahnen Jedermann geöffnet sind. Hier haben sie rechts und links gleich in der Nähe ihre Kirchen gebaut, hier steht der Palast des Gouverneurs, hier durfte eine Menagerie afrikanischer Thiere und ein botanischer Garten nicht fehlen zum Vergnügen und zur Belehrung europäischer Gäste. Die Citadelle nebst zugehörigem Paradeplatz und eine Börse gehörten natürlich ans Meer, wo auch die eigentliche alte Handelsstadt zur Rechten gleich beginnt, überall noch die alten Giebeldächer mit Vorhallen und niedrigen Eingängen, selbst noch die alten Schilder und Wetterfahnen der Heimath, an welche auch die Kleidung der Bewohner immer noch erinnert. Vom Tafelberg aber ward eine Wasserleitung in die Stadt geführt und dorthin ward dann das Landhaus und der Garten angelegt. Auch jene Steintreppen, von denen sichs so schön am Abend oder Sonntag auf die bunten Leute schauen läßt, die da spazieren gehen in den Straßen, konnte der Holländer nicht wohl entbehren, und viele Häuser haben noch dergleichen. Zwei kleinere Plätze, der Marktplatz und der Hottentottenplatz, finden sich in der Stadthälfte zur Rechten, ein vierfach größerer Marktplatz aber ist jetzt außerhalb der Stadt zur Linken neben der Citadelle dicht am Meere, und dieser wird das ganze Jahr hindurch nicht leer von Früchten. Bedenkt man, daß die Stadt wegen ihrer gesunden Luft und ihres schönen Trinkwassers vom Tafelberge vielfach von reichen Engländern aus Indien besucht wird als Curort, daß Wallfischfänger von Amerika hier Proviant einnehmen oder Ruhe suchen, daß hunderte von Indien-

fahrern allhier vor Anker gehen, daß hier der Weg nach China und Australien vorüberführt und noch viel andere Völker kommen oder gehen, so kann man sich vorstellen, wie hier nun auch ein Jeder seine Kirche oder Kapelle hat, der deutsche Lutheraner, der irische Katholik, der englich-bischöflich Gesinnte, der Schotte und der Methodist, der Wesleyaner wie der Muselmann und wie sie sonst noch heißen, wie selbst die Logenbrüder aller Völker hier in eignen Häusern sich zusammen finden und aller Völker Zungen hier vernommen werden. Die holländischen Patrioten unterhalten auf eigene Kosten eine gute holländische Normalschule, und seitens der Regierung besteht ein englisches Gymnasium. Fünf bis sechs hundert große Schiffe gehen jährlich vor Anker, um Erfrischungen einzunehmen, und doch muß beim Nordwest, im Juni, Juli und August, die Bai gemieden werden. Bei so lebendigem Verkehr ists natürlich, daß das Leben in der Capstadt nicht eben billig ist, daß die Farbigen, welche etwa die Hälfte der ganzen Bevölkerung von 20,000 Einwohnern ausmachen, der Hottentott, Malaie oder Neger, seitdem sie frei geworden sind vom Sclavenzwang, für wenig Groschen auch nur wenig Dienste leisten, daß Alles theuer ist und meist nach Thalern nur berechnet wird. Ein solcher Capthaler enthält nach unserm Gelde funfzehn Silbergroschen, und unter sechs bis sieben solcher Thaler auf den Tag findet man in den ersten Gasthäusern kaum ein Unterkommen, obwohl in Privathäusern auch für die Hälfte geherbergt wird. Mir wenigstens gelang es bald zwei Zimmer nebst Beköstigung für mich und meinen Freund zu diesem Preise zu bedingen und unter Umständen mag es noch billiger sein.

Mein erster Weg war nun zum Gouverneur, einem alten einarmigen britischen Officier, dem General Napier, der alle Feldzüge gegen Napoleon mitgemacht hatte. Er empfing mich aufs freundlichste und unterhielt sich wohl eine halbe Stunde mit mir, doch schien er von den holländischen Colonisten nicht die beste Meinung zu haben, ein Vorurtheil, welches viele der englischen Beamten zu theilen geneigt sind, was mir sich aber später als unbegründet erwies. Dagegen lobte er vor allen seine wohlberittenen Hottentottenjäger, deren einige hundert sein

mögen, während die ganze bewaffnete Macht der Colonie außerdem nur aus 1500 Mann Infantrie besteht. Es scheint überhaupt die alte Eifersucht zwischen Engländern und Holländern noch immer fort zu wuchern, indem der Engländer im Besitz der Beamten- und Officierstellen oder als Kaufmann und Soldat den eigentlichen Boer oder Grundbesitzer nicht genugsam zu würdigen weiß und lieber die früheren Sclaven bevorzugt, denen er die Freiheit gegeben hat, als daß er dem alten holländischen Geschlecht volle Gerechtigkeit wiederfahren ließe, wodurch dann umgekehrt von Seiten des letzteren Unzufriedenheit mit der Regierung hervorgerufen wird, obwohl dieselbe durch Anlage von Landstraßen und andere nützliche Einrichtungen sich wieder um den Boer auch mannigfach verdient gemacht hat. Man denkt bei solcher Abneigung dann gern an jene gute alte Zeit zurück, wo noch mit Sorgfalt jeden Tag die Straßen hübsch gesäubert wurden, wo die Menagerie und der botanische Garten seitens der Regierung sorgfältig gepflegt und erhalten wurden, was jetzt nicht mehr geschieht; man sieht in jedem trunknen Neger oder Hottentotten und Malaien nur wieder einen Herumtreiber mehr, den die Regierung selbst geschaffen habe, vergißt das Gute, was durch diese Freiheit auch geworden ist, und denkt nur an die schöne alte Zeit, wo solch ein Hottentott mit allen seinen Kindern wie ein Leibgedinge seines Herrn zu betrachten war, und da man vollends auch die Prediger nicht mehr aus Deutschland sondern nur aus England ruft, so steigt auch dadurch noch das Maß der Unzufriedenheit. Sehr natürlich aber, daß ein alter englischer General nicht eben der Mann sein wird sich gegen solche Unterthanen irgend etwas zu vergeben, daß der zufrieden ist nächst seiner Ehre auch die fernen Kaffergrenzen wohl zu wahren und das Vergeltungsrecht zu üben, wo sich ein Feind zu viel heraus genommen hat. — Was nun aber vor allen Dingen den Fremden anzieht in dieser neuen Umgebung, das ist der mächtige Felsen des Tafelberges, dessen 3582 Fuß hoher Gipfel fast immer von Wolken und Nebel umhüllt ist. Ihn zu besteigen machte ich mich alsbald auf in der Frühe des Morgens noch vor Sonnenaufgang. Einige rüstige junge Männer begleiteten mich dahin. Wir kamen in der Dunkelheit über ein

mit Felsstücken besäetes Feld, stiegen in einer steilen Schlucht mit großer Anstrengung himmelan und waren in vier Stunden auf dem abgeplatteten Gipfel von ziemlich bedeutendem Flächenraume. Allein wir sahen nichts als ein wenig dichten Graswuchses auf den erdbedeckten Stellen, hie und da eine Blume oder ein hingeworfenes Felsstück und dann den vielbesprochenen Wundersee, eine Wasserlache, von deren wunderbarem Entstehen man viel geredet hat, da es doch sehr einfach ist, sie von dem Nebel herzuleiten, der jeden Morgen hier gelagert ist und unsere Kleider eben sattsam getränkt hatte. Da unsere schwarzen Diener mit dem Mundvorrathe nicht hatten folgen können, so stiegen wir für diesmal schnell wieder hinab. Allein großartig ist die Aussicht, wenn mans glücklich trifft: dorthin die Stadt und drüberhin die Tafelbai mit ihren winzigen Schiffen und unbegrenzt ins weite Meer hinaus, dann rings herum nach allen Seiten hin die weite Landschaft mit den nackten Bergen überall, der platte Löwenberg (2160′) zur Linken und rechts der spitze Teufelsberg (3315′) von scheinbar gleicher Riesenhöhe; nach Süden aber weit hinaus zeigt sich die falsche Bai, an deren Westrand sich das Auge dann verliert im dürren Sande, wo bei Simonsbai die Flotte ankert. Dem Auge verdeckt, aber eben dahin gelegen, bleiben die Weinberge von Constantia, welche nebst jenen reizenden Hainen, durch welche der Weg zu ihnen führt, zu nahe dem Fuße des Berges liegen. — Von der Schlucht herab fließt ein lustiger Bach des klarsten Bergwassers und ihm zur Seite wachsen Sträucher, Orchisarten, Iris, Calla ethiopica und andere Pflanzen; jetzt aber blüheten nur einige Haidearten. Hier stiegen wir wieder herab, um jene berühmten Weinberge zu besuchen. Die Gegend, durch welche man fährt, hat durch die europäischen Anpflanzungen den Charakter einer afrikanischen Landschaft fast verloren; aber es ist der schönste Theil der Umgegend, den jeder Fremde besucht. Man erreicht zunächst das hübsche Dorf Rondebosch und die reizenden Gebüsche des Paradieses, wo die angesehensten Kaufleute der Stadt ihre Landhäuser haben, und sieht dann das neu entstandene schöne Dorf Wynberg. Bis hierher reichen die europäischen Gesträuche, unter denen die Eiche den ersten Rang

behauptet. Hinter Wynberg kommt man durch dichte Fichtenpflanzungen, dann aber klärt sich die Landschaft auf und wird ächt afrikanisch. Man gewahrt zur Rechten die drohenden Felsmassen des Tafelberges mit seinen stark mit Holz bewachsenen Schluchten und ringsum stehen die afrikanischen Proteaarten, welche oft dichte Gebüsche bilden, während an feuchteren Stellen der wilde Mandelbaum seine giftigen Früchte an schön geformten Zweigen verführerisch entgegenstreckt. Hier liegen die berühmten Weinberge von Constantia, ursprünglich eine Meierei des holländischen Gouverneurs van der Stell, in dessen Hause vor etwa 150 Jahren ein deutscher Arzt lebte, der hier die ersten Reben pflanzte. Auf dem nahen Viehplatze der Meierei von Groot-Constantia entstand dann bald die zweite Pflanzung Klein-Constantia und erst in neuerer Zeit ist Hoch-Constantia von einem Speculanten gegründet worden; doch bleibt der Wein von Groot-Constantia, der edelste. Dies gehört gegenwärtig einem Herrn Cloete, bei dem wir die verschiedenen Sorten seines Nectars kosteten. Man gewinnt vier Sorten süßer Weine auf den Constantiahügeln: süßen Pontac, Frontignac, rothen und weißen Constantia, welche sich zu dem ungeheuren Preise von funfzig bis siebenzig preußischen Thalern für den Anker an Ort und Stelle verkaufen. Die zarte Süßigkeit erhält der Wein vor allen dadurch, daß man die Trauben vor der Lese so gut ausreifen läßt, daß fast ein Drittheil derselben schon zu Rosinen eingetrocknet ist. Hatten wir nun aber die Süßigkeit dieses bei uns so selten ächt getrunkenen Weines geschmeckt, so sollten wir an demselben Tage doch auch die Geißel der Capstadt fühlen, jene plötzlich hereinbrechenden Stürme, welche mit furchtbarer Gewalt von den Bergen herabstürzen, als wollten sie den Boden unterwühlen. Denn auf dem Heimwege überraschte uns ein solcher aus Südost eben da, wo der Weg um den Fuß des Teufelsberges hinzieht, und trieb uns Sand und Kieselsteine wie Hagel ins Gesicht, und wenig fehlte, daß er Roß und Reiter umgeworfen hätte.

Eine andere Geißel dieser Stadt, welche sonst nur die Farbigen und namentlich die mohamedanischen Nationen zu treffen pflegt, waren in diesem Jahre die Blattern, die mit

so großer Bösartigkeit auftraten, daß selbst die Weißen, die sogenannte christliche Bevölkerung davon betroffen wurde, weshalb das diesjährige Pferderennen nicht besucht war, indem die Boers die Stadt mieden wie die Pest. Inzwischen machte ich meine Ausflüge tiefer ins Innere der Colonie, zunächst nach der Herrnhuter-Colonie Genadendal. Die Art zu reisen ist noch dieselbe wie schon Le Vaillant sie mit lebhafter Wahrheit beschrieben hat. Man kommt mit seinem Ochsenwagen endlich auf dem Ausspannplatze an, bei einer Quelle, einem Bache oder auch nur einer Wasserpfütze; die Ochsen werden ausgespannt und suchen brüllend nun ihr Futter. Die Hottentotten haben Feuer angezündet, um den unumgänglich nothwendigen Kaffee oder die Mahlzeit zu bereiten, während die Herren des Wagens mit ihren Flinten herumschweifen ein jagdbares Wild zu erlegen, etwa ein Rebhuhn, einen Hasen oder sonst ein seltneres Thier. Ist die Mahlzeit eingenommen so wird geraucht, geschwatzt und endlich geschlafen in den Wagen oder in den eigends dazu mitgeführten Zelten, bis wieder die mächtige Peitsche der Colonisten zum Aufbruch mahnt. Auf dieses Zeichen treiben die Hottentotten die Ochsen herbei, den störrigen starke Riemenschlingen um die Hörner werfend, um sie wieder ins Joch zu bringen, und die Karavane zieht langsam ihren Weg weiter.

So zog auch unser Miethswagen mit seinen zwölf Ochsen langsam am ersten Tage durch den Flugsand der Capdünen dahin, der überall in Hügeln zusammen geweht ist, die mit allerlei Sträuchern und Haidearten bewachsen sind, jetzt, am Ende des afrikanischen Sommers, ein trauriger Anblick, im Winter nicht unähnlich einem Blumengarten. Wir blieben in der ersten Nacht in diesen Dünen. Die Hottentotten mußten oft die Peitsche aus Hippopotamos-Schwarte anwenden, den sogenannten Schambock, um die Ochsen durch den tiefen Sand zu treiben, und der Bauer beklagte dabei sein „armes stummes Vieh“ (arme stomme vee). Endlich erreichten wir das niedliche Dörfchen Hottentott-Holland am Fuße des Gebirges und an der gleichnamigen Kluft oder Kloof, welche seit 1830 zu einer kühnen fahrbaren Straße umgewandelt ist, die unter dem Na-

men „Sir Lowry's-Paß“ in zwei guten Stunden zum Gipfel des Berges aufführt. Hier blieben wir die zweite Nacht; doch wurden aus Furcht vor dem Leoparden, dem sogenannten Captiger, die Ochsen nicht frei gelassen. Die Nacht war ziemlich kühl, das klägliche Weinen der Hyänen und das Brüllen des Leoparden unterbrach zuweilen ihre Stille. Am Morgen erst graste das Vieh, während eine Becassine, einige Rebhühner und ein kleines rothköpfiges Wasserhuhn von mir geschossen wurden. Vor uns in weiter Ferne lag ein mächtig zugespitzter Berg, der sogenannte „Babylonische Thurm“; dorthin ging es auf schlechtem Wege durch eine dürre felsige Landschaft immer bergab, bis wir an dem kleinen Flüßchen Palmiet in freundlicher Umgebung von Stauden und Gebüsch das Handelshaus eines Engländers erreichten. An einigen Bauerhöfen vorüber steigt die Straße dann wieder auf zu der kleinen Bergkette von Houw-hoek und führt zum Bot-River, einem andern kleinen Flüßchen, dessen Ufer in Menge von der Pharaonisblume, der weißen Calla ethiopica, bewachsen sind, welche der Boer hier varke-bloomen nennt, weil das Schwein sie gern frißt. Auf diesem Wege hatten wir zum ersten Male den Anblick einiger kleinen Rudel Reebuck-Antilopen, welche ganz unsern Rehen gleichen aber sehr scheu waren, und an dem Flüßchen wurden wieder einige Becassinen und ein seltenes Exemplar der Nectarinen oder afrikanischen Kolibris geschossen. Von hieraus bis zum Zonder-Ende, den wir am folgenden Tage erst erreichten, führt der Weg durch ein eigenthümlich gebildetes Gelände, wie es hier zu Lande unter dem Namen „Rüggens“ (Rücken) öfter vorkommt. Abgerundete Hügel von zersetztem Thonschiefer mit Bruchstücken von Eisenstein sind mit hartem sauren Grase bewachsen, welches mit besseren süßen Grasarten untermischt ist; dazwischen liegen Niederungen fruchtbaren Thonbodens, der ganz ergiebige Weizenernten liefert; doch fehlt das Wasser, da die Quellen mangeln. Die Gegend ist eine der schlechtesten, die ich getroffen in der Colonie. Trotzdem hat sich die Speculation der Engländer dieser „Rüggens“ im District von Zwellendam vorzugsweise bemächtigt, um hier große Schäfereien anzulegen, von denen man bei der Nähe der Capstadt hohen Gewinn

erwartet; dem Wassermangel sucht man abzuhelfen durch Anlage von Querdämmen in den Niederungen, wodurch das Regenwasser aufgehalten wird, allein zu oft nur bleibt der Regen lange aus. Demnach sind die Güter hier verhältnißmäßig theuer, da Pferdezucht zugleich in ausgedehntem Maaße betrieben werden kann, wiewohl auch wieder hier vor allem die dem Lande eigenthümliche Pferdeseuche oft schrecklich wüthet.

Mein Boer gehörte am Zonder-Ende zu Haus und lud so dringend mich zur Herberge, daß ich es nicht wohl ablehnen konnte. Ich muß aber gestehen, daß in diesem Hause, welches mit vielen anderen holländischen Colonisten der Nachbarschaft mich in Verbindung brachte, jedes Vorurtheil gegen dieselben bei mir durchaus vernichtet ward; denn ich fand Reinlichkeit, Bequemlichkeit und gute Küche neben herzlicher Gastfreundschaft, die nirgend irgendwie von Eigennutz bestimmt sein konnte. Zugleich aber lernte ich begreifen, wie übel diese braven Boers daran waren mit der Dienerschaft, besonders mit den weiblichen Dienstboten. Denn diese vermietheten sich nur stets auf wenige Tage lang für gutes Lohn und zogen dann mit dem Erworbenen nach Genadendal zurück, um, wie sie sagten, dort in die Kirche zu gehen, so daß ich einige Mal bei späteren Besuchen die Youffrouw (Hausfrau) ohne alle weibliche Unterstützung fand. — Den Weg von hier nach Genadendal machte ich an der Seite meines jungen Wirthes, der mein Gepäck voraus geschickt hatte, indem wir längs des Zonder-Ende in seinen Rohrgebüschen Fasanen und anderes Geflügel schossen. Das linke Ufer erhebt sich sanft bis zum Fuße einer luftigen Gebirgskette, welche die Grenze zwischen den Districten von Worcester und Zwellendam bildet, und ist von murmelnden Bächen ganz durchzogen; allein der Boden ist schlecht und nur von Gräsern saurer Art bewachsen. Weiter aufwärts bis zu seiner Quelle am Fuße der Berge von Fransche-Hoek, wo ich die Gegend einmal später sah, wechseln längs des Flusses immer dieselben wilden Naturscenen von starrem strengen Anblick, wie man solche im Allgemeinen hier zu Lande findet. Der Fluß selbst schlängelt sich in einem engen tiefen Thale zwischen zwei Bergreihen hin, von denen die zur Linken die bedeutendere

ist; das Thal längs desselben aber ist mit großen Caphaiden und mittelmäßigen Büschen anderer Art bewachsen. Verschiedene Liliengewächse zeigen ihre ungeheuren Zwiebeln halb über der Erde, zwei Arten von Aloe bekränzen die schroffen Abstufungen der Felsen, und eine dritte Art, Palmiet genannt, erfüllt mit ihren großen Wurzeln und stachlichten Blättern das Flußbett oft dermaßen, daß sie den Lauf des Wassers hemmt und förmlich eine trügerische Brücke bildet. Neben den Bauerhöfen, welche je etwa eine kleine Stunde von einander im Flußthale zerstreut liegen, finden sich meist hübsche Obstgärten und Weinberge, und hier und da auch kleine Pappelgehölze; einmal treten zwei ungeheure Granitmauern auf 70 bis 80 Schritt einander senkrecht gegenüber, zwischen denen der Fluß sich einst muß durchgebrochen haben.

Es war eben ein Sonntag, als ich in Genadendal eintraf, und Alles befand sich in der Kirche, wohin auch ich mich begab. Das ziemlich große massiv gebaute Gotteshaus war gepfropft voll von farbigen Leuten aller möglichen Schattirungen, vom schwarzen Mosambiquer an bis zum Bastardhottentotten, der fast so weiß ist als ein Europäer. Auf abgesonderten Bänken saßen die Weiber, alle in reinlichen Anzügen; weniger reinlich waren die Männer, von denen jedoch viele eben zu denen gehören mochten, welche täglich noch zuströmen, um die Zahl der hiesigen Hottentotten zu vermehren, deren zur Zeit schon über 2000 waren. Ein junger Hottentott spielte die kleine aber gute Orgel sehr angenehm, und der Gesang beleidigte auf keine Weise das Ohr. Erst gegen Abend konnte ich dem Bischof der Brüdergemeinde in Afrika, Herrn Hallbeck, meine Empfehlungsbriefe überreichen, und erfuhr von ihm, daß neben dieser Mutteranstalt jetzt noch sechs andere Anstalten beständen, welche zusammen 4500 farbige Einwohner haben. Er selbst bildete zehn Hottentottenknaben zu künftigen Lehrern aus und forderte mich auf sie selbst zu prüfen. Und fürwahr, ich muß gestehen, daß diese Knaben in das Studium der holländischen und englischen Sprache schon bedeutend eingedrungen waren, daß sie das Planetensystem auf eine sehr genügende Weise zu erklären verstanden, gute Rechenmeister waren und selbst in anderen Kenntnissen

der Geometrie, Geographie und Geschichte manchen unserer Dorfschulmeister leicht beschämen dürften. Da jeder Missionär der Brüderschaft selbst irgend ein Handwerk ausübt, so lehrt man die Hottentotten nicht nur lesen, schreiben und beten, sondern auch arbeiten, und so hat man hier neben einer ausgezeichneten Messerfabrik, Tischlerwerkstätten, Lohgerbereien, Schmiede, Wagner, Schneider, Bäcker, Müller, Fleischer, welches Alles von Hottentotten betrieben wird unter Aufsicht eines deutschen Bruders. Selbst das weibliche Geschlecht erhält seinen Unterricht im Stricken und Nähen durch die Frauen der Missionäre oder deren Töchter, welche stets in den Erziehungsinstituten Europa's ausgebildet werden, deren Sitten und Einrichtungen in Betreff der Gebetsordnung, des gemeinsamen Tisches, der strengen Scheidung der Geschlechter selbst auf dem Friedhofe noch, und was dergleichen mehr ist, auch hier getreu beobachtet werden. Unvermeidlich aber ist es, daß nicht auch Viele der bloßen Form nur darum sich fügen, damit sie zugleich an den Wohlthaten der Anstalt Theil haben mögen, wie das genau genommen bei allen kirchlichen Gemeinschaften der Fall ist. Daher bilden die alten hottentottischen Einwohner, welche ziemlich niedliche Häuschen bewohnen, immer noch den eigentlichen Kern der Gesellschaft, während Andere nur sehr erbärmliche Hütten bewohnen und eben nur so viel arbeiten, als sie zum dürftigsten Lebensunterhalte nöthig haben. Die alten bienenkorbähnlichen Hütten, Pontoks genannt, sind nicht erlaubt; allein mit Recht haben die Colonisten diese leichtgebauten Wohnungen spöttischerweise „Hartebeesthuisen" getauft, weil sie eben den Zelten nur glichen, welche der Jäger errichtet, wenn er die Antilopen dieses Namens jagd. Die Colonisten klagen noch immer sehr über die vielen Taugenichtse, die hier eine Zuflucht finden und gerade zur Erntezeit ihre Dienste verweigern oder höchst übertriebene Forderungen machen, und man hat mir versichert, daß man für drei Thaler und zwei Flaschen Wein den Tag zu dieser Jahreszeit vergeblich Arbeiter gesucht habe. Sehr natürlich, daß man unter solchen Verhältnissen die Missionare nicht gerade als Freunde betrachtet, daß man ihnen vorwirft die Schutzherrn der Faullenzer zu sein. Und wenn man bedenkt,

daß der Hottentott bei dem hohen Arbeitslohne in vier bis sechs Tagen so viel Geld verdient, um dafür aus den Magazinen der Mission zur Genüge seinen monatlichen Unterhalt zu beziehen, der Colonist dagegen, um nur seinen Weizen nach der fünf und zwanzig deutsche Meilen entfernten Capstadt zu schaffen, doch zur Führung der großen Ochsengespanne vieler Hände bedarf und seine Heerden nicht einem Hirten übergeben kann, der nur auf wenig Tage bei ihm bleiben will: so begreift man leicht, wie die alten holländischen Boers eben denen nicht wohl befreundet sein können, welche unbedingt den Grundsatz aussprechen, man dürfe Niemand in der Freiheit beschränken. Ist aber auch die Freiheit das höchste Gut der Menschen, so darf sie doch nur in dem Maaße gegeben werden, als Jemand sie ertragen kann, und dieses Maaß zu finden stets zur rechten Zeit, ist die hohe Kunst wahrer Menschenerziehung, die Niemand auslernt. Die Missionare trauen diese Kraft dem Worte Gottes und Christo zu, den sie in der Brust jedes Einzelnen zur Gestalt zu bringen suchen und haben Recht; die Colonisten verlangen, daß das Gesetz als Zuchtmeister auf Christum seitens der Regierung gegen die gehandhabt werde, welche noch wie Kinder Zeit und Eigenthum der Gesellschaft nicht zu achten wissen, indem sie nur sich selber leben und wenn der Winter kommt lieber die Viehkraale bestehlen, als daß sie Vorrath sammeln helfen zur Zeit der Ernte — und diese haben auch Recht. Daher ist es natürlich, daß die Emancipation (Freigebung) der Sclaven die alte Bevölkerung mit der neuen Regierung in großen Zwiespalt gebracht hat, daß schon seit Jahren nun um diese eine Frage hier sich Alles dreht. Und weil das eben am Orte zu sein scheint, so will ich gleich hier von der neuen Ansiedelung in Port Natal reden, über welche ein Würtemberger Herr Dr. Kraus, der eben jetzt von dort heimkehrte, mir genauere Mittheilung machte.

Bekanntlich wirkte die Freilassung der farbigen Bevölkerung vor allem auf die alten Colonisten der östlichen Grenze. Sie wären mit persönlichem Muthe immer weiter in das Gebiet der Kaffern und Buschmänner vorgedrungen, hatten dem Feuerrohre und ihrem Arme allein sich anvertraut und manchen Buschmann

bei sich aufgenommen oder jung gefangen und „gezähmt". Was von dem eigenen Volke ausgestoßen war, hatte zur Zeit der Noth eine Zuflucht gefunden oder war freiwillig zu ihnen in Dienst getreten von den Kaffern, und ihre Hottentotten hafteten seit Jahren schon an ihrer Familie. Auf einmal sahen sie sich durch das Gesetz vom Jahre 1829 all dieser Diener plötzlich beraubt, und zwar von einer Regierung, die ihnen selbst wenig Schutz angedeihen lassen konnte, deren Grenzwächter sie selbst vielmehr gewesen waren. Aber erst allmälig übte das Gesetz seinen Einfluß aus, da sie gewohnt waren sich ihren Dienern selbst als Herren über Leben und Tod zu zeigen und die Diener nicht wagten überall ohne triftigen Grund von diesem Gesetze gegen sie Gebrauch zu machen. Früher hatte die Regierung ihre „Commandos" gesandt und blutige Rache und Vergeltung an den Kaffern genommen, welche den Grenzboers etwa einige Stück Vieh fortgetrieben hatten; die Boers waren selbst mitgezogen und hatten sich reichlich entschädigt; man hatte den Buschmann nur wie einen Pavian niedergeschossen und auch den Kaffer nicht eben höher geachtet. In den Friedensschlüssen hatte zum Schein des Rechts ein Kaffernhäuptling „Ja" sagen müssen, wenn die Grenzen der Colonie weiter vorgeschoben wurden, und die Grenzboers gewannen wieder neue Weideplätze. Jetzt aber war durch den Einfluß der englischen Ansiedler und der Missionäre die Regierung zu menschlicheren Ansichten gekommen, indem sie auch den Kaffern gegenüber mildere und gerechtere Grundsätze walten ließ. So ward der letzte Friedensschluß der Regierung mit den Kaffern die äußere Veranlassung, daß jene Boers dem lange in der Brust genährten Widerwillen gegen die Regierung Folge gaben, indem sie ihre Güter verkauften und mit dem Feuerrohre in der Hand unter der Führung eines gewissen Rétief in das Gebiet der östlichen Kaffern drangen. Hier hatte vor längeren Jahren ein gewisser Chaca, der schwarze Napoleon genannt, höchst tyrannisch geschaltet und war dann von seinem eigenen Bruder Dingaan meuchlerisch ermordet worden. Ein anderer Bruder, Panda, war ihm dazu behülflich gewesen, und jetzt wollte er auch diesen aus dem Wege räumen. Dieser entfloh jedoch und trieb sein Wesen an der westlichen Grenze des

Zoolareiches. Die Boers hatten nun von Dingaan die Umgegend von Port Natal käuflich an sich gebracht und verlangten die endliche Bestätigung des Vertrages, zu welchem Ende Rétief und vierzig andere Colonisten sich persönlich zu ihm begaben. Alles wurde nach Wunsch geordnet und endlich ein Schmaus veranstaltet, bei welchem die Colonisten unbewaffnet erscheinen sollten, weil, wie man vorgab, der König und seine Kaffern die Feuergewehre fürchteten. Sie gingen in die Schlinge und wurden meuchlings niedergestoßen. Man hatte geglaubt mit diesem Schlage die ganze Colonie zu vernichten. Allein die übrigen Boers fanden in einem gewissen Pretorius einen neuen tüchtigen Anführer, und Panda, der entflohene Bruder des Königs, zog ihnen mit 2000 Kaffern zur Hülfe. So gingen sie 400 Mann stark dem Dingaan mit seinen 12000 Kriegern entgegen, trieben ihn aus einer Stellung zur andern und schlugen ihn endlich in einer blutigen Schlacht. Die Möglichkeit dieses Sieges erklärt sich allein aus der erstaunenswerthen Gewandtheit, mit welcher diese Boers von ihren Pferden und von dem langen schweren Feuerrohre Gebrauch zu machen wissen. Ein jeder Boer hat nämlich noch zwei wohl abgerichtete Handpferde hinter sich, welche ein Hottentott als „Achterryder" (Hinterreiter) seinem „Baas" oder Herrn in einiger Entfernung stets bereit hält. Dieser steckt eine Hand voll „Loopers" oder kleinerer Kugeln in das lange „Roer", welches auf Elephantenjagden mit schweren Kugeln geladen wird, von denen 6 bis 8 aufs Pfund gehen, reitet auf 80 Schritt vor die Fronte des Feindes, springt von dem wohlabgerichteten Pferde, thut seinen sicheren Schuß und ist im nächsten Augenblicke schon wieder im Sattel, um im Galopp davon zu sprengen und wieder neu zu laden. Vier Kaffern fallen oft auf einen Schuß, und da ein jeder Boer auf seine eigene Hand kämpft, ewig flieht und wieder vorsprengt, so weiß der Feind nicht anzugreifen noch zu bleiben und sucht zuletzt nur immer wieder einen sicheren Zufluchtsort, während dem Reiter ein frisches Pferd stets zu Gebote steht. Diese Art zu kämpfen ist für die schwarzen Krieger um so verderblicher, als sie mit wahrem Heldenmuth die lichten Reihen immer wieder schließen. Auf den Kopf des

Königs Dingaan ward nach dem Siege ein Preis gesetzt von 42 Kühen, welchen zwei seiner Hauptleute verdienten. Panda ward wieder eingesetzt; die Colonisten aber nahmen als „Entschädigung für 40,000 Rixdalers Kriegskosten“ das Gebiet zwischen den Flüssen Umgani und Tutugala in Besitz für sich und ihre Nachkommen nach eigends darüber aufgenommener ewiger Urkunde. Man mag hieraus ersehen, welcher Art die Männer sind, denen man zumuthen wollte, mit jedem ihrer Hottentottendiener erst einen Miethscontract zu machen oder um eines bösen Wortes willen gar vor Gericht zu gehen! —

In Betreff des Missionsortes Gnadenthal bemerke ich nur noch, daß derselbe am Eingange einer wilden Bergschlucht, Bavianskloof, gebaut ist, aus welcher ein reicher Bach fließt, welcher die Mühlenwerke treibt und die schönen Gärten bewässert; daß ferner in der Nähe vom Abhange des Berges von dem leider noch in diesem Jahre (1840) verstorbenen würdigen Bischof Halbeck ein niedliches Wäldchen von Silberbäumen (Protea alba oder argentea) angepflanzt ist, von denen man glaubte, daß sie nur auf der Capschen Fläche und am Tafelberge gedeihen könnten. Bei dem schnellen Wuchse dieses Baumes und dem Mangel an Holz dürfte dieser wohlgelungene Versuch auch anderswo Nachahmung finden. Im Districte Zwellendam selbst, welcher vom Botriver und den Langehoogte Bergen bis zum Gauritzflusse sich ausdehnt und nördlich durch die Bergketten Ezelsjagd und Zwarteberg begrenzt wird, wohnen etwa 17000 Menschen, welche zur Hälfte Farbige sind. Obwohl der Boden nicht gerade vorzüglich ist, so gewährt doch die nahe und gute Verbindung mit der Capstadt bedeutende Vortheile. Daher hat hier, trotz der herrschenden Seuche, an welcher im Jahre 1839 gegen 5000 Pferde fielen, die Pferdezucht einen bedeutenden Aufschwung genommen durch Einführung englischer Vollblutshengste, und die ersten Schafzüchter Afrikas versuchen mit Erfolg in diesem Districte bedeutende Merinoschäfereien einzurichten. Im Dorfe Zwellendam, an einem kleinen Flusse in einem reizenden Thale gelegen, sind etwa hundert Häuser, eine Kirche und eine englische Schule; das neue Dorf Caledon wird wegen seiner heißen Quellen vielfach von Engländern aus der Capstadt

besucht, und Port Beaufort an der Mündung des Breede-Rivers verkehrt viel mit der Tafelbai, während der Norden seine getrockneten Früchte, ziemlich schlechte Weine und Branntwein, nach Beaufort und Graaf-Reynett zur Karroo hin liefert.

Nach längerem Verweilen in Gnadenthal trat ich am 2ten April meine Rückreise zur Capstadt an. Wir übernachteten wieder auf der Höhe des Sir Lowry Passes und hatten am Morgen von hieraus eine der herrlichsten Aussichten. Der Tag war warm, die Luft so durchsichtig, daß fern zur Rechten hin ein Stück des atlantischen Oceans wie ein blauer Gürtel mit dem Horizont verschmelzend sichtbar wurde, und mit dem Fernrohr nahm ich wahr, wie eben zwei große dreimastige Schiffe aus der Tafelbai in See steuerten. Zu meinen Füßen aber lag das hübsche Hottentott-Holland mit seinen lachenden Hainen, die weißen Capdünen und die False-Bai mit ihrem leuchtenden Wasserspiegel und über sie hinweg der Tafelberg und die luftige Bergkette, welche die capsche Halbinsel bildet. Ich machte den Weg zu Fuß hinab, um länger dies schöne Gemälde vor Augen zu haben, und begriff erst jetzt, mit welchen Schwierigkeiten die Anlage dieser Straße mußte verbunden gewesen sein, da oft nur Pulver und Meißel die Hindernisse überwunden hatte. Am Fuße des Berges hat ein Deutscher ein Magazin aller möglichen Waaren für Landleute eröffnet, und dort spannten wir aus, um mit frischen Kräften die Capfläche zu betreten; allein die Fahrt war wie immer traurig, langweilig und vor allem langsam; wir brauchten wiederum zwei volle Tage.

Zweites Kapitel.

Meine zweite größere Reise trat ich am 5ten Mai an nach dem Norden zu. Ein junger israelitischer Kaufmann, der öfter schon den Orangestrom gesehen hatte, ward mein Wagenmeister; ein sechszehnjähriger Kafferknabe als Ochsenleiter und zwei Hottentotten, die ich monatlich mit je zwanzig Thaler bezahlte, meine Bedienung. Meine zwölf schönen rothen Ochsen von der trefflichen Namaqua-Race hatte ich bis hinter den Tigerberg

vorausgeschickt, um sie nicht gleich im Anfange im tiefen Sande zu sehr anzugreifen. Wir kamen an Pampoen-Kraal vorüber, wo jetzt das Dorf Urban im Entstehen ist, und betraten dann ein ziemlich schönes, mit sanften buschigen Hügeln bedecktes Land, auf denen der Zuckerbaum (Protea mellifera) durch schönes Grün der Zweige und blaßrothe Blumenkelche sich auszeichnete. Noch schöner ward die Natur, als wir, den Paardeberg mit seinen ringsherum zerstreuten Bauerhöfen und Weinbergen zur Linken lassend, den Paarlberg oder die Perle mit zwei weißen Felsmassen auf dem Gipfel und dahinter den Groeneberg erblickten, überragt durch die Gebirgsketten von Fransche Hoek und Drakensteen; denn die Umgegend der Perle ist sehr fruchtbar und wird für das beste Weinland der Colonie gehalten. Aber jenseits des Groote-Bergflusses, den wir am folgenden Morgen durchschnitten, ward die Gegend wieder öde und einförmig, und hier sah und schoß ich in einer morastigen Lache, dem sogenannten Vogelsee, den ersten Korhahn (otis afer), einen schönen Vogel mit schwarzem Gefieder und weißen Schwungfedern, von der Größe eines Haushuhns und beim Auffliegen gackernd wie dieses. Nächst dem wildschönen Ufer des kleinen Berg-Rivers, welcher aus der rothen Sandkluft (Roode-Zand-Kloof oder Nieuwe-Kloof) hervordringt, hat man eine mühsame, zuweilen gefahrvolle Straße zu passiren; denn unmittelbar zur Rechten hängen schroffe, zerrissene Felsen hinein und tief unten brauset der Waldbach über Felsblöcke dahin, während der schwere Wagen oft bis zu zwei Fuß hohe Felsbänke mit einem Rucke zu übersteigen hat. Die Straße nach Worcester wendet sich jenseits der Kloof an einem schönen Wasserfall vorüber nach Süden zu und führt zwischen zwei Bergketten zum Breede-River, der aus den Gebirgen von Mosterts-Hoek hervordringt. Ich ließ daher die Wagen fahren und ritt mit meinem Freunde nach Tulbagh, wo früher die Landdrostei des Districts war. Dreißig niedliche Häuser mit schattigen Gärten, Kirche, Pfarre und Schule erinnern noch heute daran. Ein Arzt und eine Apotheke versorgt die starke Bevölkerung der sehr fruchtbaren, reich bewässerten Umgegend, ein schottischer Prediger aber, der in wunderbarem Gemisch von Schottisch und Holländisch-

Afrikanisch das Wort Gottes verkündet, zählt nur die Hälfte der Bevölkerung noch zu seinen Kirchgängern. Denn hier spielt die zweite Frage der Colonie: Sollen wir unsern eignen vernünftigen Prediger haben, oder soll die Regierung uns ihre mystischen Prediger noch fernerhin aufdringen dürfen? Daher besuchen Viele aus den nahen Meiereien schon lange gar nicht mehr die Kirche. Von Tulbagh aus sieht man nach Osten zu an einer hohen Gebirgskette über dichten unter ihm gelagerten Wolken einen etwas schmalen weißen Strich; das ist der steile Weg über den Witzenberg und Schurfteberg, gegen welchen die Straße in der Nieuwe-Kloof nur Kinderspiel sein soll. Dort geht es zum kalten Bokkeveld hinauf, welches vornämlich im nördlichen Theile, dem sogenannten Vrieslande, im Winter oft mit Schnee bedeckt ist. Doch wachsen gerade dort die besten Aepfel und Birnen neben dem schönsten Weizen der Colonie, und dort allein gedeiht neben dem Weinstock auch der Kirschbaum. Ein anderer Weg führt weiter südlich durch den Bergpaß von Mosterts-Hoek, aus welchem der Breede-River heraustritt, in das warme Bokkeveld, welches von hohen Gebirgen rings umschlossen, ebenfalls sehr reich an Früchten ist, doch auch nur über Tulbagh mit der Capstadt in Verbindung steht; diesen Weg machte ich späterhin von Worcester aus zu Pferde, fand aber die Kloof zwischen den hohen Bergketten, durch welche der Breede reißend schnell dahinrollt, indem er mehr oder minder hohe Wasserfälle bildet, zum Theil so unwegsam, daß ich kaum begreifen konnte, wie hier je Wagen durchzubringen sein möchten. Denn gegen die Mitte der Kloof tritt noch ein kleiner Bach durch eine Nebenschlucht herein, und diese muß man umgehen auf einem Wege, wo selbst der Reiter sein Pferd nur noch am Zügel führen kann. Ueber den Witzen- und Schurfteberg aber, wo das zweite Ausgangsthor des warmen Bokkevelds ist, soll noch weit schwieriger zu fahren sein; daher man lieber hier die Waaren auf Packpferden überführt, die leeren Wagen nachbringt und dann aufs neue sie beladet. Jetzt ließen wir den Paß zur Linken liegen, indem wir auf dem rechten Ufer des Breede zwischen sandigen Hügeln die Nacht zubrachten, um Tags darauf eine Fuhrt zu suchen, wo wir den angeschwollenen, zwischen

sumpfigen Ufern in viele Arme getheilten Fluß überschreiten möchten. Dies geschieht nicht ohne Gefahr, wenn man zufällig ein „Zeekoe-Gat" oder eine der Vertiefungen trifft, die von den früher hier lebenden Hippopotamos oder Nilpferden herrühren; doch kamen wir glücklich über. Längs einer 3000 Fuß hohen Bergkette ging es dann weiter auf der linken Seite des Flusses an den Ueberresten eines erloschenen Vulkans vorüber, den sogenannten Slangheuveln (Schlangenhügeln). Indem ich auf diesen wunderbar zerrissenen Basaltfelsen herumkletterte, traf ich unverhofft auf eine gelbe Schlange von fast sechs Fuß Länge, die ich sogleich erlegte. Es war eine der sehr gefährlichen Haubenschlangen oder Cobras von goldgelber Farbe, zugleich die erste Schlange, der ich begegnet war. — Die hübsche junge Stadt Worcester, in einem schönen Thale zwischen den Flüssen Breede und Hex, erreichten wir am Abend des dritten Tages meiner Abreise von Tulbagh. Das große Regierungsgebäude, in welchem zugleich der Gerichtshof seine Sitzungen hält, eine hübsche Kirche und eine der deutschen Missionsgesellschaft gehörige Kapelle, dazu ein hundert und dreißig niedliche Häuser neben wohl bewässerten Gärten, in denen die köstlichsten Früchte aller Zonen wachsen, lassen leicht die neue Districtsstadt erkennen, welche ihr Regiment weithin nach Osten und Norden über die Karroo ausstreckt. Wir nahmen hier Proviant und frische Ochsen für den beschwerlichen Weg im Thale des Hexenflusses und durchzogen nun zwei Tage lang dieses anmuthige dicht beholzte enge Thal, in welchem die schönsten Bauerhöfe des ganzen Kreises liegen. Die ersten Mimosenbäume mit ihren vier bis sechs Zoll langen weißen spitzigen Dornen bekam ich hier zu sehen. Doch als ich späterhin, im Anfange des Juli, das Thal in seiner ganzen Schönheit sah, die Bäume und Sträucher neben der Aloe und Hyacinthe überall in voller Blüthe, insonderheit eine Proteenart mit großen gelben Blumen prangend; dahinter dann wieder die wild zerrissenen schwarzen Kegelberge, welche in einer Kloof zum warmen Bokkeveld hin ihre riesigen Spitzen neben und über einander in wahrhaft schaudererregender Verwirrung erheben; den brausenden Strom mit seinen steilen Ufern immer wieder vor mir, sobald ich aus dem Dickicht

trat — denn vierzehn Mal muß man den Strom durchreiten — dazu dann plötzlich das erbärmliche Geschrei von sechs großen Affen, welche etwa dreißig Schritte vor mir über den Weg gingen und meine Pferde scheuen machten: da erst begriff ich recht, wie hier, zumal vom Wetter überfallen und allein, der Reisende sich wie im Reich der Hexen fühlen muß. Bei höherem Wasserstande wird oft der Weg unmöglich, da das Bette des hin und her gekrümmten Flusses ganz mit Geröll belegt ist und ohne Gefahr nicht wohl durchfahren werden kann; aber auch sonst macht stellenweis sehr tiefer Sand und schlüpfriges Gestein im Flußbette den Weg beschwerlich genug. Daher erreichten wir erst am vierten Tage den Hex-River-Berg, der nur mit Hülfe der eigenen Ochsen mühsam konnte erstiegen werden. An ein paar schlechten Bauerplätzen vorüber gelangten wir sodann am folgenden Tage zur sogenannten Drai, einem verfallenen Hofe in der Karroo, der früher eine Quelle hatte, die aber versiegt ist. Hier spalten sich zwei Wege nach Beaufort, der eine gerade durch die Wüste, der andere längs den schwarzen Bergen, und ein Hottentott verkauft für Rechnung seines Herrn im kalten Bokkeveld, dessen Winterweideplatz hier ist, den Reisenden ein wenig Gerste und Spreu zu Pferdefutter. Hier aber sollte zugleich das Ziel meiner jetzigen Reise sein, da mein Kaffer von den Blattern ergriffen wurde und nebst einem meiner Hottentotten nach Worcester zurückgeschickt werden mußte. Ich selbst fand wenig nördlich vom Hex-River-Berge auf einem Bauerhofe des kalten Bokkevelds für einige Monate ein Unterkommen und hatte hier Gelegenheit mich mit dem afrikanischen Winter und seinen kalten Nächten sattsam zu befreunden, indem ich vom 19ten Mai bis zum 4ten September mit meinem Freunde daselbst verweilte. Unsere Erlebnisse fassen sich in kurzem dahin zusammen, daß wir mit der Thier- und Pflanzenwelt der Umgegend von Tag zu Tag mehr bekannt wurden und jeden Morgen die unangenehme Kälte des südafrikanischen Winters in den unheizbaren hohen Gemächern unseres gemietheten Hauses zu empfinden hatten. Zuerst ward ein großer Trupp Paviane (simia cynocephalus) verscheucht, der bei hellem lichten Tage die Gärten bestahl, indem einer derselben erlegt ward. Er war

alt und fing schon an grau zu werden; seine Hundszähne waren zwei Zoll lang, die Höhe in gerader Stellung drei Fuß fünf Zoll. Ich konnte nicht umhin seine Aehnlichkeit mit dem Menschen vorzüglich dem Neger einzugestehen, und da er unter Seufzen und Röcheln wie ein menschliches Wesen verschieden war, so war es mir fortan nicht möglich je wieder einen Schuß zu thun auf seines Gleichen. Rebhühner, Korhähne (otis afer), schwarze Fasanen, Becassinen, Enten und Wasserhühner, Hasen und mehrere Antilopenarten oder deren Feinde, als Leoparden, Schakals, wilde Katzen fanden sonst sich in der Nähe, und das Geschrei des Uhus und der Hyänen ließ dazu nächtlich sich vernehmen. Allein die Jagd selbst ward mir langweilig in dieser Einsamkeit, und ich erwähne nur der Erlegung eines sogenannten Captigers oder Leoparden, weil diese Jagd oft höchst gefährlich werden kann. Denn dieses Thier pflegt sich bei der Verfolgung in die Kronen der Bäume zu flüchten und dort unter den Blättern verborgen die Gelegenheit abzuwarten, sich auf den unvorsichtig nahenden Jäger zu stürzen. Mir gelang es jedoch rechtzeitig die bärtige Schnauze und die blitzenden Augen meines Feindes, eines bis zur Schwanzspitze über sechs Fuß messenden ausgewachsenen Männchens, auf 25 Schritt Nähe zu entdecken und sein Leben durch eine Kugel über dem rechten Auge schnell zu enden.

In Betreff der die Pflanzenwelt bedingenden Temperatur bemerke ich, daß unser hochgelegener Wohnplatz, etwa 8 deutsche Meilen von Worcester, sonst in den kältesten Monaten oder im Juli und August wohl mehrere Tage lang mit Schnee bedeckt zu sein pflegt, daß aber ausnahmsweise im Jahre 1840 dies nicht der Fall war. Wir hatten nur vom ersten Juni an des Morgens auf unserm Bache eine dünne Eisrinde wenige Linien stark, und am Tage pflegte die Wärme zwischen 14 bis 18° R. sich zu halten. Nur wenn es regnete war es kälter, und dies pflegte wöchentlich ein oder zwei Mal der Fall zu sein und selten länger als einige Stunden hindurch. Der Gipfel eines benachbarten Berges aber blieb die ganze Zeit hindurch und bis in den October hinein noch mit Schnee bedeckt. Schon gegen Mitte Juni trat ein so mildes Sommerwetter ein, daß rings herum

die Bienen auf den Blumen und Blüthen der afrikanischen Gewächse Honig sammelten beim klarsten Sonnenhimmel, während die europäischen Bäume blattlos oder mit verwelkten Blättern noch Winter feierten, indem die Nächte immer frisch und oftmals kalt zu nennen waren. Uebrigens war unser zeitweiliger Aufenthaltsort der einzige im kalten Bokkeveld, der wegen seiner niedrigern Lage der Winterweide in der Karroo nicht bedurfte, daher denn auch an einigen geschützten Stellen, wo die Sonne mehr einwirken konnte, ein wahres Treibhausleben sich entwickelte. So wuchs z. B. hier die schöne Kronleuchter-Euphorbie, wegen ihres weichen Stammes Butterbaum genannt von den Afrikanern, in einer Höhe von 6 Fuß und 13 Zoll Durchmesser, doch fehlten leider noch die schönen rothen Blüthen. Der Milchbaum, eine andere Euphorbie mit kleinen hochgelben Blüthen voll giftigen Milchsaftes, stand daneben und außerdem verschiedene Arten von Pelargonien, Winden, Myrten, Sumach, Lorbeer und hundert andere Gewächse, von denen es nicht lohnt die bloßen Namen zu nennen. Mit unserm Nachbar von Verkeerdevalley, eines der besten Bauerplätze im Bokkeveld, traten wir mit jedem Tage in ein freundlicheres Verhältniß und lernten manchen der andern Bauern kennen, die hier wie in anderen Theilen der Colonie alle mit einander verwandt sind. Man findet sich ganz behaglich unter diesen biederen gastfreien Leuten, deren offenes Wesen bei einer Pfeife Tabak oder einem Glase Wein mir manche frohe Stunde bereitete. Sie könnten leben wie Edelleute, wenn sie vermöge höherer Bildung das Leben besser zu genießen wüßten. Denn unser Bauer vom Verkeerdevalley, in dessen Besitzung der Süßwassersee gleichen Namens liegt, so genannt weil bei hohem Wasserstande ein einmündendes Flüßchen verkehrt zu fließen gezwungen ist, hatte neben seinen 7000 rheinländischen Morgen (à 600 Quadratruthen) noch 6000 Morgen Winterweide in der Karroo und einen Viehstand von hundert Pferden, viermal so viel Hornvieh und vier tausend Schafen und Ziegen; die Weizenernte, welche hier gewöhnlich zwischen dreißig bis sechszigfältigen Ertrag giebt, betrug drei hundert Schock Garben und hätte zehn Mal so viel tragen können, wenn der ganze

culturfähige Boden bebaut wäre. Die Hottentottendiener hingen hier für wenig Lohn noch treu an ihren Herrschaften, daher es uns nicht möglich war einen besonderen Diener oder eine Magd zu miethen, während die Bauern nicht über Mangel an Leuten klagten. Mancherlei Geschichtchen von giftigem Gewürm und dergleichen hörte man aus ihrem Munde. So soll eine kleine Eidechse, „Geitje" genannt, in den Dächern alter Gebäude leben, deren Biß schnellen Tod herbeiführe; dann wieder soll ein zolllanger, weißer „Giftwurm", der in einem Röhrchen von Baumrinde lebe, welches er mit sich herumschleppt, Schafe und Ziegen beim Grasen in die Schnauze beißen, und ein murmelthierartiges Wesen in den Spalten der Felsen unter dem Namen „Dassie-Adder" so häßlich sein, daß jeder, der es nur gesehen vor Schrecken sterben müsse; oder wie die Hottentotten erzählen: es lagere auf den Kranzen*) oder Spitzen der Felsen ein Schlangenungeheuer, bei dessen Anblick Antilopen auf hundert Schritt wie versteinert ständen und endlich selbst in seinen Rachen sprängen. Weniger fabelhaft ist die Geschichte von dem Bienenteufel „Bij-mot", eines Insects, welches von den Larven der wilden Bienen lebt; denn ein durchaus glaubhafter Mann erzählte mir, daß er ein solches gefangen und nun gesehen habe, wie es mit seinem Stachel ein Stückchen Papier durchbohrt habe, indem es ein Tröpfchen weißer Flüssigkeit darauf fallen ließ, daß aber ein herbeigeführter Hund durch einen Stich in die Nase augenblicklich todt zurückgestürzt sei. Auch sei ein Hottentott einmal vor einem wilden Bienenstocke todt gefunden worden und hätte man nur glauben können, daß es durch den Stich dieses Insects geschehen sei. Ich selbst habe ein sehr unvollkommenes Exemplar dieses Thieres gesehen; es trägt die Zeichnung eines Todtenkopfes auf dem Kopfe, hat durchsichtige Flügel und schien mir zum Geschlechte der Hornissen zu gehören. Uebrigens wird von den Colonisten Vieles für

*) Die Lagen der Gebirge Südafrika's sind immer in schräger Richtung und stellen auf dem Gipfel erhabene Terrassen vor, die man nur mühsam oder oft gar nicht besteigen kann. Diese rauhen Spitzen bezeichnet man durch den Namen „Kranzen" oder Kränze, und auf denselben sucht die Klippspringer-Antilope ihre Zuflucht.

giftig ausgeschrieen, was es nicht ist oder doch nur im geringeren Grade. Ich selbst hatte nur Gelegenheit eine sehr bösartige siebenzehn Zoll lange mannsarmdicke Schlange zu erlegen, deren unförmlicher Leib in einer zweizölligen dünnen Spitze endigte, eine braune sogenannte Puffadder, welche zornig den dicken Kopf gegen mich aufhob und rücklings auf ihre Opfer sich zu stürzen pflegt. — Ein großes Leben war stets an dem obengenannten See „Verkeerdevalley“, worin ein ziemlich großer wohlschmeckender Fisch lebt, den man hier „Wittefisch“ nennt. Hier wimmelt es stets von Enten, Gänsen, Wasserhühnern und Reihern und selbst der prächtige Flamingo, der seltene Anhinga und der unbehülfliche Pelican trifft dort zuweilen ein; allein es fehlt in diesem Lande überall das laute kraftvolle Geschrei der Vogelwelt, denn selbst die Krähen bleiben weit hinter dem durchdringenden Gekrächze ihrer europäischen Schwestern zurück; es fehlt das laute Froschconcert unserer Frühlingsabende, man meint eher ein Heimchen zirpen zu hören als das Gequake eines Frosches zu vernehmen, wenn dieser seine feine eintönige schwache Stimme hören läßt. Selbst die Eulen schreien nur halb furchtsam in die Nacht hinein. Nur der Korhahn in den weiten Thälern des Landes ist nicht ganz karg mit seiner Stimme, und in den Büschen läßt die Turteltaube sich vernehmen; sonst aber ist Alles nur ein Ansatz zur Musik, doch nirgend wahre Melodie. Dagegen erfreut sich das Auge an den glänzenden Kleidern der kleinen grünen, blauen oder hellgrau gefärbten Zuckervögel, an dem stolzen Touracou (corithaix persa), dem glänzenden Goldkukuk oder am zierlichen Neste des Webervogels, welches unzugänglich an der Spitze eines Rohrhalms dicht über dem Wasser sich schaukelt. Alles ist nur fürs Auge und daher selbst beim Menschen der Sinn für Musik gewissermaßen todt geblieben. Denn ich meinestheils habe keinen musikalischen Hottentotten kennen gelernt, und unsere Colonisten kannten wenig von jenem Zartgefühl, welches allein durch Unterstützung der Musik recht ausgebildet werden kann. Sie waren gastfrei, aber grob und stolz; sie fühlten meine Noth ohne die Begierde unterdrücken zu können, davon zu profitiren; sie hüteten sich zu fluchen und zu schwören und beteten gemeinsam früh am Morgen

wie am Abend, lasen aber außer Bibel und Psalmbuch kaum ein anderes Buch als das beliebte geistliche Werk „De Dondeslag der Gotloozen", sich mehr erfreuend am Verderben der Bösen, als an des Sünders Rettung vom Verderben. Dagegen gilt was in die Augen fällt, und wer nur weiße Farbe hat, mag er auch sonst ein noch so schlechter Kerl sein, gilt mehr als jeder Hottentott, wenn man den weißen Mann nur irgendwie einmal gebrauchen kann. Mich wenigstens verletzte es oft, wenn ich mit einem weißen entlaufenen Sträfling, der aber zugleich Blechschläger, Grobschmied und Maurer war, am Tische wie auf gleichem Fuß behandelt ward, und auch jenes Stückchen von Stolz und Herablassung, welches bei diesen freien Afrikanern in ihre Höflichkeit sich einmischt, hat mich oft tief verwundet. Diesen Mangel an Zartgefühl hatte ich besonders noch bei meiner Abreise zu erfahren, wo sichs um den Verkauf von Ochsen handelte, indem namentlich das weibliche Geschlecht dabei um jeden Preis noch zu gewinnen suchte. Man muß jedoch bedenken, um solches Alles richtig zu würdigen, daß der holländische Boer, der sich selbst lieber „Afrikaner" nennt, in Betreff der Bildung ganz mit den Leuten seines Standes in den aufgeklärtesten Ländern Europa's auf einer Stufe steht, wo ähnliche Eigenschaften genau mit diesem Bildungsgrade selbst verbunden sind.

Ich will nun, bevor ich den Leser zu andern Theilen dieses eigenthümlichen Landes führe, von einer Ausflucht noch berichten, die ich auf einem tüchtigen Grauschimmel der andalusischen Race, die aus Brasilien eingeführt im Norden der Colonie gezogen wird, zehn deutsche Meilen weit in die Karroo unternahm, welche eben der Sammelplatz der Heerden war. Der Weg führte in einem engen Thale zwischen hohen kahlen Bergen zunächst zur Drai und durch die Pinaars-Kloof zur Karroo selbst. Niedrige Büsche bedecken den Boden, der bald sandig bald thonartig oft mit Felsstücken besäet ist, und von Zeit zu Zeit von einem trockenen Flußbette durchschnitten ist. Obwohl es eben jetzt am häufigsten regnete, so war doch nur selten ein Pfuhl Wassers stehen geblieben, und in den Flüssen hatte sich das Wasser fast eben so schnell verlaufen als der heftige Guß es gebracht hatte. Das Gebirge von Pinaars-Kloof war aber

insonderheit rauh und kahl, indem die grauen glatten Granitmassen ohne alle Spur von Vegetation gleich einem riesigen Dache sich aus dem engen Thale erhoben. Im kurzen afrikanischen Galopp hatten wir den ganzen Weg bis zum Abend um 8 Uhr zurückgelegt, indem nur zwei Mal auf ein Stündchen abgesattelt war auf der Drai und in Pinaars-Kloof, eben noch früh genug, um vor der Nachtzeit Aufnahme zu finden bei einem alten Flamländer, der nur mit Aschkuchen und geräuchertem Fleische uns bewirthen konnte. Eine bittere Kälte ließ mich kein Auge schließen in der luftigen Hütte, und obwohl das Wetter wie gewöhnlich schön und heiter war am folgenden Morgen, so schien mir doch der Karroowind sehr scharf und schneidend zu sein. Der alte Colonist hat hier mit seinem Kriegscameraden, einem alten Polen, ein großes Stück Ackerland mit Weizen, Hafer und Gerste bestellt, und die Saat sah versprechend genug aus auf dem rothen Karroogrunde; allein mir kam die Gegend im Ganzen abscheulich vor, fast wie die Lüneburger Haide, und wäre nicht eine Quelle und das Bette eines Bergstroms vorhanden, so würde jede Bebauung hier unmöglich sein. Einige hundert Schafe und Ziegen und wenig Kühe und Zugochsen waren daher kaum über Sommer ohne Verlust von den Colonisten durchzubringen gewesen, die sonst mit ihren hottentottischen Weibern und hübschen weißen Kindern in dieser Abgeschiedenheit ganz behaglich zu leben schienen. Gruppen spitziger Felsen liegen wie kleine Städte oder Schaf- und Ziegenheerden auf dieser Wüste vielfach gelagert, und schräge Lagen blauen Tafelschiefers, aus denen starke Platten von elf Fuß im Quadrat gebrochen waren, bildeten einen Hügel von großem Umfange. Ein Strauß ließ in der Ferne sich erblicken, scheinbar kohlrabenschwarz, und gelblichgraue Namaqua-Rebhühner von der Größe unserer Turteltauben gewahrte ich hier zum ersten Male. Merkwürdiger aber war mir das Zusammentreffen mit einem Manne von der Paarl (am Großen Bergfluß), der als Viehhändler eben 3000 Hammel von jenseits des Orangestromes hertrieb in Begleitung eines jungen Griquahottentotten von lichtbrauner Hautfarbe, der unter dem weißen mit Straußfedern gezierten Filzhute ein paar blitzend schwarze Augen sehen ließ.

Wie alle afrikanischen Colonisten trug derselbe ein gelbes Beinkleid von gegerbtem Schafleder, aber sein Oberleib war in ein rauhes Fell gehüllt und von der Schulter wallte ein Caroß von Schakalfellen. Pulverflasche, Kugelbeutel, Wasserhorn und Feuerrohr vollendeten den Aufzug dieses jungen Menschen, der vor sechs Jahren aus einem Blutbade war gerettet worden, welches die Basters unter seinem Volksstamme angerichtet hatten, und dann bei diesem Handelsmanne Kost und Kleidung gefunden hatte.

Diese Basters oder Bastardhottentotten lernte ich bald darauf näher kennen, indem ich am 4ten September den Versuch machte mit meinem Wagen tiefer in das Innere des Landes vorzudringen. Wir waren durch die weite Bokkevelds-Poort (Pforte) auf einem etwas sandigen Wege in die Karroo vorgedrungen, aus der man jetzt die Heerden fett und wohlgenährt zu den Bauerplätzen zurücktrieb, während doch deren kleine dornige Stauden und Fettpflanzen überall noch in den glänzendsten Farben prangten; wir hatten am „Kleinen Doornflusse die Familie eines Colonisten aus dem Vrieslande getroffen, die nun seit fast vier Monaten zigeunerartig in Wagen und Zelten gelebt hatte und jetzt zum gänzlich verlassenen Wohnhause zurückkehrte, um Feld und Garten und Weinberg zu besorgen; hatten am Großen Doornflusse zwischen blauen Schieferhügeln eine schöne Quelle von leichtem Schwefelgeschmack gefunden und ein heftiges Gewitter ausgehalten, welches die Nacht hindurch wüthete und noch den ganzen folgenden Tag regnen ließ, und waren dann durch eine platte wüste dürre Landschaft über das trockene Bette des Ongelocks (Unglücks)-Rivers zur Gemsquelle und zum Tanqua-River gekommen, als wir an den buschigen Ufern dieses Flusses einige verlassene Kraals dieser von Europäern gezeugten Hottentottenfamilien entdeckten. Hier nun hatten wir neben den hohen Mimosenbäumen auf einer grünen Matte das Lager aufgeschlagen, und ich erfreute mich eben an dem Geschrei der Frösche und an dem Grün der babylonischen Weiden, als zwei junge Reiter mit gelben weiten ledernen Beinkleidern, gleichen Jacken und grauen Hüten daher kamen, die großen Flinten auf der Schulter. Beide

hatten ächt europäische Züge aufzuweisen, der Eine war sehr schön gewachsen und hatte ein einnehmendes Gesicht. Ihre Haut war ziemlich braun, die Haare schwarz und schlicht, die Augen schwarz und ausdrucksvoll. Zwei Stunden entfernt, so sagten sie, lagere ihre Horde an einer Quelle auf dem Wege, der von dort längs des ganz mit Wasser gefüllten Rhenosterflusses in fünf bis sechs Stunden zu den Roggeveldbergen aufführe. Ich schenkte ihnen einige Schüsse Pulver, da ich den erbetenen Verkauf desselben nicht erfüllen konnte, und schickte mich an die Horde aufzusuchen, während die jungen Reiter der Spur eines hottentottischen Banditen folgten, der ihnen verschiedene Kühe geraubt und verzehrt hatte, und den sie in einer Schlucht der nahen Rhenosterberge jetzt vermutheten. Vier Weiber und einige ganz nackte Knaben und Mädchen, ein älterer Mann und ein sechzehnjähriges Mädchen, deren Wangen mit zwei braunen oberhalb des Nasenbeins brillenartig verbundenen Flecken bemalt waren, wurden alsbald in den drei schlechten bienenkorbähnlichen nur mit dünnen Bastmatten bedeckten Hütten von mir aufgefunden, und zwei sehr baufällige Wagen standen daneben. Zwei der Frauen, von denen jede mit ihren Kindern einen eigenen Pontok bewohnte, gehörten dem alten Baster; der Reichthum der ganzen Horde bestand indeß nur aus einigen hundert Schafen und Ziegen, wenig Pferden und etwa funfzig Stück Rindvieh. Ich glaubte nicht, daß ich diese braven Leute, die ich jetzt mehr nur aus Neugier aufgesucht hatte, sobald als Freunde in der Noth gebrauchen sollte. Indeß das Schicksal wollte es, daß bei der schon an und für sich höchst schwierigen Besteigung der 3 bis 4000 Fuß hohen Roggeveldberge, welche allein durch Hülfe der dortigen Viehzüchter (Vee-Boers) hatte bewerkstelligt werden können, mein Freund W. durch unvorsichtiges Herabreichen seines Gewehrs vom Wagen die ganze rechte Hand einbüßte, was mich zur eiligen Rückkehr zwang nach Worcester. Da nun wollte Niemand dieser trägen gottesfürchtigen Viehbauern, von denen mancher wohl 200 Pferde hat, sich unsrer Noth erbarmen; da halfen mir allein die guten ungetauften heidnischen Basters für wenig Pfunde Kaffe, Zucker und Reis, und brachten unsern Wagen zurück bis an den Großen

Doorn, wodurch allein es möglich ward mit unseren eignen abgetriebenen Thieren, die nun in 20 Tagen mehr als 80 Meilen zurückgelegt hatten, die alte Heimath wieder zu erreichen.

Das erwähnte Unglück war zugleich der Grund, weshalb ich auf diesem Wege nicht wie es mein Plan war, bis zum großen Strome vordringen konnte, um jene wilden Völkerstämme der Buschmänner und Korannas näher kennen zu lernen, deren Leben seit den Reiseberichten eines Burchell und Campbell (1812 bis 1821) durch den Gebrauch des Feuergewehres, wie das der Kaffern, ein ganz anderes geworden ist. Denn von den Korannas, welche wie die Bitschuanen und Buschmänner nur eine besondere Art des großen Hottentottenstammes sind, wurde mir erzählt, daß im Jahre 1833 etwa dreihundert, oder nach Anderen fünfhundert Mann mit Feuergewehren wohl bewaffnet, über den Gariep gekommen seien, um an verschiedenen Punkten Einfälle in die Colonie zu machen. Sie hatten meistens zu den Missionen gehört, die häufig von diesen schlauen Wilden nur als Gelegenheit benutzt wurden, um in den Besitz eines Feuergewehrs zu gelangen oder klug zu werden wie die Weißen, die man dann besser überlisten konnte; denn nur aus solchen Gründen wünschte schon der Häuptling von Littakun im Jahre 1820 das Gedeihen der Missionen in seiner Stadt. Zu ihnen gesellten sich noch viele Buschmänner und andere Hottentotten, und es geschah der erste Angriff auf das Nieuweveld im Districte Beaufort. Die gegen sie ausgesandte Landmiliz der aufgebotenen Boers wurde zurückgeschlagen, der Feldcornet Steenkamp im Roggeveld nach tapferer Gegenwehr im eigenen Hause getödtet, und hier wie im westlich gelegenen Hantam geraubt und gemordet. Da sammelte der Veldcommandant Redlinghuys, Besitzer der Hochebene des Hantamberges eine starke Abtheilung berittener Bauern und Basters und traf die Räuber mitten in der Wüste des Buschmann-Landes am Hartebeest-River, gerade an dem Punkte, wo man diesseits des Orange das letzte Wasser antrifft. Obwohl der Feind an Zahl weit überlegen war und aus einem Versteck von Büschen und Höhlen den Angriff erwiderte, so siegten doch die Afrikaner vollkommen, indem sie von Nachmittags zwei Uhr bis tief in die Dunkelheit

fortkämpften. Man hatte 3500 Schüsse gethan und nur ein kleiner Rest der Banditen war unter dem Schutze der Nacht entkommen, alles Vieh aber kam wieder in die Hände der Eigner. Nur einige Basters und ein Colonist waren umgekommen, mehrere aber verwundet, da die Korannas sehr geschickt mit dem Feuergewehre umzugehen wissen; doch sagen die Colonisten allgemein, daß die Schwarzen stets den Muth verlieren wenn sie sich mit Kühnheit angegriffen sehen. — Werden solche Züge gegen die mit vergifteten Pfeilen schießenden Buschmänner unternommen, welche bei der Verfolgung sehr häufig das geraubte Vieh tödten, so bedient man sich der sogenannten „Giftdoctoren," die allein im Stande sind die bösen Folgen der Vergiftung abzuwenden. Diese Giftdoctors finden sich eigentlich nur unter den Buschmännern; allein ein junger Hottentott versieht seit mehreren Jahren jetzt diesen Dienst bei dem Feldcommandanten und hat seine Lehrzeit mit dem Verschlucken von Schlangengift angefangen. Als er aber von einer Schlange nun wirklich einmal sich hatte beißen lassen, schwoll er am ganzen Leibe an, wurde steif und wäre gestorben, wenn nicht ein alter Giftdoctor schnell herbeigerufen wäre. Dieser gab dem Kranken seinen Urin zu trinken und einen Aufguß, der aus einigen Lappen seiner schweißgetränkten Kleider gezogen war. Darnach machte er ihm Einschnitte auf den Schultern, der Brust, dem Rücken, den Armen und der Stirn und impfte ihn daselbst mit dem Gifte der gelben Schlange, der Puffadder und anderen Gewürms. Seitdem ist der Hottentott ein sehr berühmter Giftdoctor; die Ausdünstungen desselben aber sind so verpestet, daß man es kaum eine Minute in seinem ekelerregenden Dunstkreise aushalten kann. Nur wenn der Doctor sich von einer Schlange in die Pulsader beißen läßt, soll ihm das Gift gefährlich werden; so wenigstens fand der alte Giftdoctor seinen Tod. Doch selbst nach seinem Tode noch hatten die schmutzigen Lappen seiner Kleider ihre Wirkung gegen den Biß einer Hornschlange unzweifelhaft bewährt. Ein anderer Bauer im Roggeveld war erst nach drei Monaten von solcher Giftwunde genesen durch den Giftdoctor, meinte aber, daß er sich nie wieder einer rechten Gesundheit werde erfreuen können.

Drittes Kapitel.

Mein armer Freund hatte doppelte Schmerzen, daß er die Ursache sein sollte mich von der beabsichten Reise nach dem Innern abzuhalten und drang in mich, ihn in Worcester allein zu lassen. Daher entschloß ich mich denn jene Völker auf einem anderen Wege kennen zu lernen, indem ich die Reise zu Pferde versuchte an der Seite eines getreuen und erfahrenen Mannes aus Worcester, der mich nach 66 Tagen glücklich wieder hierher zurückbrachte, nachdem in der ganzen Zeit kein Tröpflein Regen auf mein Haupt gefallen war.

Mit zwei Packpferden, welche Thee, Kaffee, Zucker, Zwieback, Wein, Branntwein, eine Flasche Cognac, zwei Wasserkalabassen, einige Blechkannen und etwas Wäsche trugen, brach ich am 15ten November auf in Begleitung eines früheren Amtsboten, des alten Smüts, der alle Winkel der Colonie kannte und eine gute Doppelbüchse auf der Schulter trug. Wir Beide hatten unsere besondern Pferde und immer im kleinen Trabe reitend passirten wir noch an diesem Tage die Kloof von Mostershoek, welche mit Bäumen und Gesträuch am Ufer wie an den Abhängen dicht bewachsen, namentlich bei der oben beschriebenen Nebenkluft einen großartig strengen Anblick wilder Schönheit gewährte. Auf einem der zwölf schönen Bauerplätze von je etwa 4000 rheinischen Morgen, welche dies kleine wohlbewässerte Ländchen des warmen Bokkeveld enthält, übernachteten wir, rings umschlossen von hohen Gebirgen. Im Süden und Westen sind die Gebirge von Worcester und Breede-River, im Osten ein hoher tafelförmiger Berg, dem Tafelberge der Capstadt sehr ähnlich, im Norden der Gaïdouw- und Schürfteberg. Wir zahlten nur für das Futter unserer Pferde, wie das noch überall der Fall ist, wo die Engländer sich noch nicht niedergelassen haben, und drangen dann nordwärts über die ebenen aber doch steilen Rüggens des Gaidouw, von dessen Höhen man alle Plätze des warmen Bokkevelds gemächlich übersieht, zu dem Theile des Koude- (kalten) Bokkeveld vor, den man Vriesland nennt, ein langes Thal, welches durch die Bergkette der Zwarte-

Rüggens von der Karroo geschieden ist und durch die Kette des Schürfteberges vom oberen Elephantenflusse. Selten bemerkt man die unter dem Namen Rhenosterbosjes bekannte Haideart, die immer einen dürren Boden verräth; die Gebäude der Plätze sind gewöhnlich von einem kleinen Eichen- oder Pappelgehölz umgeben, das ganze Land aber von grünen Weiden bedeckt. Die Obstgärten liefern vorzügliches Obst, der Weizen ist vielleicht der beste der Colonie. — Eine kahlere, grindig zerrissenere Bergkette als die des Schürfte- (Schorf) Berges, die ich zur Linken ließ, indem ich noch am Nachmittage bis zum Tafelberge des Vrieslandes und weiterhin vordrang, ist kaum zu denken, unheimlicher aber fühlte man noch beim Anblick eines Pfahles, der hart am Wege stehend zwei Menschenschädel trägt als Erinnerung an die Gerechtigkeit, die vor fünf Jahren an zwei Sclaven vollzogen ist, welche im Rausch des Freiheitsschwindels mit mehreren ihrer Genossen den eignen Herrn ermordet und andere Schandthaten vollführt hatten. Wiederum übernachtete ich auf einem schönen Platze, der wie ein Edelhof eingerichtet war und mehr als vier hundert Schock Weizengarben und eben so viel Gerste eingetragen hatte. Wäre nicht die Unbequemlichkeit der winterlichen Auswanderung zur Karroo, so möchte das Vriesland leicht das glücklichste Land der Colonie genannt werden. Ich wenigstens warf sehnsüchtig meinen Blick dahin zurück, als ich am folgenden Tage an den beiden letzten Plätzen desselben vorübergekommen war, um noch die Elands-Kloof zu durchreiten, welche zwei gute deutsche Meilen lang das Bokkeveld mit dem oberen Theile des Elephantenflusses verbindet. Am Ende dieser engen, wie immer unwegsamen Schlucht, da, wo sie eben sich ein wenig erweitert, liegt ein armseliger Platz gleiches Namens, in welchem die Nacht mich Herberge zu suchen zwang. Hier wohnt ein grober schmutziger Mann, nach dessen Bilde ungerechterweise Engländer nur zu oft den afrikanischen Boer überhaupt geschildert haben. Ich schlief in einem unreinlichen Bette, welches er für rein ausgab, wurde bis auf das letzte Geheimniß meines Blutes ausgefragt und mußte für sechs Hafergarben dann zwei Thaler Preußisch oder vier Capthaler zahlen.

Nicht weit von hier durchreitet man den Elephantenfluß, und die ewigen Berge fangen gleich wieder an. Indeß war ich um 9 Uhr früh auf dem reichen Platze eines heiteren Dänen, dessen Vater vor einigen zwanzig Jahren den bloßen Weideplatz in Cultur brachte und der jetzt über acht hundert Schock Weizengarben, ein und zwanzig Legger (à 800 Bouteillen) sehr guten Weines und sechs Legger Branntwein abwarf. Orangen, Pisang, Dattelpalmen und andere Edelfrüchte des Südens wuchsen in seinen weitläufigen Fruchtgärten, in denen er mich freudig herumführte; aus einem einzigen Weizenkorne waren, wie ich selbst zählte, 139 Aehren gewachsen. Wir mußten indeß noch heute nach Clanvilliam und dorthin führt ein sandiger Weg zunächst durch eine hohe Berggegend, dann abwärts zur Furth des Flusses, die wieder auf das rechte Ufer führt, und nochmals aufwärts über eine sandige Höhe. Trotz mehrerer Empfehlungsbriefe gelang es mir kaum in diesem traurigen Dorfe, welches mit seiner Kirche und einigen zwanzig lehmbeworfenen Häusern im tiefen Sandmeere gelegen ist am Ufer des Jan-Disselbaches, für diese Nacht ein Unterkommen zu finden, bis endlich ein alter ungarischer Soldat, vom Stamme der Magyaren, wie er sagte, sich unserer erbarmte. Doch darf ich nicht vergessen zu erwähnen, wie diese guten Leute theilnehmend für mich sorgten, indem ich mich zur Weiterreise nach dem großen Strome vorbereitete. Diesen beschwerlichsten Theil meiner Reise durch die wüstesten, unwirthbarsten Lande der Colonie, hin und zurück fast ein hundert und zwanzig deutsche Meilen Weges vollendete ich in neun und zwanzig Tagen. Ein Hottentott diente zunächst als Wegweiser über das Gebirge; allein so schlecht war der ungebahnte Pfad im tiefen Sande, der uns aufs rechte Ufer des Jan-Dissel-Rivers und weiter durch eine von hohem Schilfgrase bedeckte Niederung über ein zweites Bächlein dem rechten Ufer des Elephantenflusses wieder nahe brachte, daß wir dem Führer, der zu Fuß lief, kaum zu folgen vermochten. Dieser Fluß stößt hier hart ans Gebirge, zu dem ein beschwerlicher Fußsteig aufführt; sein linkes Ufer schien sehr sandiger Natur. Die Nardouw-Berge aber, in welche wir jetzt eindrangen sind über alle Vorstellung wild und zurückschreckend. Nur Murmel-

thiere, die Klippdassies, sitzen zu Dutzenden auf diesen großen Steinblöcken, die Fels auf Fels über einander geworfen sind, hie und da von einigen dichten Klumpen Gebüsches unterbrochen, oder ein feuchtes Plätzchen, eine Valley, einschließend, wo Gras und Wasser zu finden ist. An einer solchen ließ ich ein wenig absatteln und war nicht wenig erstaunt beim Herumstreifen auf eine Truppe Fasanen zu stoßen. Dann aber ging es noch wieder eine gute Stunde auf der wilden Bergkuppe fort bis der Weg sich zum Doorn-River senkt, jedoch so schlecht, daß wir die Pferde fast immer führen mußten. Hier lag ein ärmlicher Platz, deren Besitzerin uns aufs freundlichste herbergte und unsern Pferden noch ein wenig Gerste gab. Das Ländchen Maskamma, welches jenseits des nie austrocknenden von großen Mimosenbäumen eingefaßten Großen Doornflusses längs dem Elephantenflusse bis zum Hantamflusse sich ausbreitet, durchzogen wir an einem Tage bis zu dem freundlichen Platze von Maskamma-River, den wir um 8 Uhr früh erreichten, noch eine bergige Gegend durchreitend und dann ein scheinbar fruchtbareres weniger bergiges Gelände passirend. Ein verfallener Platz am Hantamflusse, Namens Trutru, war unser Nachtquartier; der Fluß selbst, dessen breites tiefes Bette wir am Morgen des 24sten November durchritten, hatte nur wenig fast untrinkbares Wasser; aber zwei hohe Bergketten begleiteten ihn, an deren Abhängen ich zum ersten Male den Kookerboom erblickte, eine Art Aloe, deren weißgrüner Stamm oft zwei bis drei Fuß Durchmesser hat und in Mannshöhe vom Boden kronleuchterartig in viele Zweige sich theilt, von denen jeder am Ende einen Klumpen lanzenförmiger dicker Aloeblätter trägt, so daß man aus der Ferne Palmbäume zu sehen glaubt. Das weiche und poröse Holz des Stammes macht diesen Baum geschickt zur Bereitung von Köchern, die man aus seinen jungen Stämmen fertigt; daher der Name Kookerboom. Ein Buschmannskraal war demnächst unfern unseres Weges, und dort sattelten wir ab. Die schmutzigen Halbwilden, zwei Männer, fünf Weiber und eben so viel nackte Kinder, lagen um ein Feuer, welches in einer runden, etwa 3 Fuß hohen und 10 Fuß weiten Umzäunung von über einander gelegten trockenen Büschen brannte.

Man reichte mir einige Scheiben schönen Honigs, den man so eben aus einem hohlen Kookerboom entnommen hatte; allein die schmutzige Kleidung der Weiber, zerrissene Röcke von gegerbtem gelben Leder, Glaskorallenschnüre am Halse und Karosse von Schaffell über den Schultern, so wie die Bogen und Köcher der eben so schmutzig mit zerrissenen Beinkleidern und abgeschabten grauen Hüten bekleideten Männer, in denen je ein vierzig vergiftete Pfeile steckten, erfüllten mich mit Ekel und mit Furcht zugleich. Sie standen im Dienste eines Boers, dessen Vieh sie hüteten; allein wer mochte vorher sagen, ob nicht Begierde über Nacht sie faßte sich fremden Gutes zu bemächtigen, wenn die Gelegenheit nun eben günstig schien? — Wir schliefen diese Nacht im Freien unweit eines kleinen Platzes, Elandsfonteyn genannt, und von hieraus war meine Reise so langweilig, die Wüstenei so immer unverändert, daß mein einziger Gedanke stets nur auf Wasser und Weide für meine Pferde gerichtet war. An den Karreebergen, die wir zur Rechten ließen mit ihren platten kahlen Gipfeln, erblickten wir zuweilen einige Springbock-Antilopen und Strauße und trafen noch auf eine Horde Basters, die hier das Vieh eines Boers vom Elephantenflusse hüteten; dann ging es weiter durch die trocknen Betten des Zwarte-, Doorn- und Groene-Rivers zu einem Platze Brakke-Fonteyn, wo es noch einmal wieder Gerste für die Pferde gab und Betten für die Nacht, am Fuße der Kamiesberge. Durch die wüste Hochebene dieser Berge drangen wir weiter vor auf den abscheulichsten Wegen über Klip-Valley nach Matjes-Fonteyn, dem Wohnsitze eines alten Hamburgers, Stoffel Dreyer, der zahlreiche Plätze besitzt und je nachdem Wasser und Weide vorhanden ist, mit seinen Heerden wechselt. Seine Frau, die in ihrer Jugend vom Pferde herab manchen Buschmann tapfer niedergestreckt hat, wie Le Vaillant erzählt, war eben 75 Jahr alt zu Clanvilliam, um noch vor ihrem Tode die Confirmation und das heilige Abendmahl zu empfangen; dort hatte ich sie gesehen und äußerte sie auf meine Frage, ob sie des französischen Reisenden noch wohl sich entsinne, er sei „een kleine knappe Keerl" (ein kleiner fixer Kerl) gewesen. Glücklicherweise erleichterten mir die kurz zuvor in dieser Ge-

gend reichlich gefallenen Regengüsse die Beschwerden meiner Reise, indem alle Wasserpfützen, „Fonteynen" genannt, wohl gefüllt waren; allein die Nächte auf den Hochebenen waren so bitter kalt, daß zwei wollene Decken und eine doppelte Lederdecke kaum hinreichten mich warm zu erhalten. Noch an zwei Plätzen waren wir vorübergekommen und hatten die letzte Nacht auf einem bedeutend hoch gelegenen, aber von Menschen verlassenen Orte, der Namaquas-Klip, zugebracht, wo schönes Trinkwasser war, als wir am 30sten in dem kleinen Koussie oder Kowsieflusse, der eben ein wenig Wasser hatte, die Grenze der Colonie überschritten. Und freilich giebt es darüber hinaus in Klein-Namaqualand noch Viehbauern, welche als Unterthanen der Colonial-Regierung betrachtet werden, sogenannte Treckboers, die mit ihren Wagen und Zelten nomadenartig herum ziehen, um ihren Heerden neue Weideplätze zu suchen, allein die Natur selbst hat hier der eigentlichen Ansiedelung die natürliche Grenze gezogen. Denn die Strecke von hier bis zum Gariep, auf der durch Vermittelung eines solchen Treckboers zwei Namaquahottentotten mich begleiteten, wird immer trauriger und unfreundlicher; ganze Heerden von Straußen, Springböcken und Quaggas haben hierher auch den Löwen gezogen, dessen Brüllen man allnächtlich hört, und nur der Hottentott vom Stamme der Namaquas, der etwas höher und überhaupt besser gebaut ist als der Buschmann und wie dieser noch der vergifteten Pfeile sich bedient, wenn er nicht eben eine schlechte Feuerwaffe hat erstehen können, nur dieser kann an einem solchen Lande sich genügen lassen, wo statt der Quellen nur noch Wasserlachen für die Heerden vorgefunden werden. Mein alter Smüts und ich, wir hatten fast den Muth verloren auf diesem harten mit Thonschieferstücken vermischten Boden, dessen wenig elende stachlichte Büsche kaum den Namen einer Vegetation verdienten, da ihre seltenen kleinen fetten Blätter kaum ins Grüne spielten und rings herum nur nackte Felsen in der Nähe oder einzelne kahle Berge in der Ferne sichtbar wurden. Eine Heerde von etwa dreißig Quaggas, die wir hinter einem felsigen Vorsprunge überraschten, floh mit erhobenen Schweifen in Windesschnelle davon, das einzige Lebendige, was wir an diesem Tage erblickten.

Die Wasserpfütze von Zebrafonteyn ließ uns noch einmal Halt machen; dann sahen wir die Bergkette längs des rechten Stromufers vom Orange und bald nachher einen schwarzen Punkt in der Ferne. Das war die Schlucht von Kockfonteyn, welche uns zum engen Flußthale des ersehnten Stromes führen sollte. Hier am Rande der Hochebene hielten wir in der Nähe des Wohnplatzes eines Colonisten Namens Westhuysen. Vor uns rollte der majestätische Strom seine hellglänzenden Wogen dahin, eingefaßt zu beiden Seiten von dem herrlichen Grün dichten Gesträuchs, über welches fein gebauete Weiden, Mimosen mit gelben süßduftenden Blüthen und Karree- (Dorn-) Bäume sich erhoben, in einem Bette von wenigstens acht hundert Schritt Breite. Mir war, als hätte ich nie so herrliches Grün gesehen, und mit dankbar erhobenem Herzen nahm ich mein Nachtquartier eine Viertelstunde weit vom Ufer im Schutze einer Baumgruppe. Aber wie herrlich war erst der anbrechende Morgen, als die Stimme der Turteltaube sich überall vernehmen ließ und Tausende von Nestern des Webervogels an den elastischen Zweigen der Bäume auf und nieder wiegten; ich fühlte mich wie neu geboren in der frischen Morgenluft! Allein da ich von dem Colonisten, der hier etwas Getreide baut und eine gute Anzahl Vieh besitzt, alsbald erfuhr, wie schwierig eine Reise in das jenseitige Land sei, in welchem nur wenig oder theilweis gar kein Regen gefallen war, daß erst vor Kurzem dort ein kenntnißreicher junger deutscher Reisender ermordet worden sei und daß die Bosjemanns daselbst trotz der bis dahin vorgedrungenen Missionen noch immer treulose blutdürstige Räuber seien, so verging mir schnell die Lust zur weiteren Fortsetzung meiner Reise und ich begnügte mich damit, noch diesen Nachmittag auf dem Flosse des Colonisten, welches von vier schwimmenden Namaquas an Riemen gezogen und von drei Basters mit Stangen geleitet ward, über den Strom zu fahren, um wenigstens eine Nacht am Fuße der „Gariepinischen Mauer" zuzubringen. Mit einiger Anstrengung erreichten wir das jenseitige Ufer, welches dem diesseitigen ziemlich gleich ist, nur daß es wenig höher ist und daher mehr Mimosenbäume trägt. Zwei große Wachtfeuer wurden gegen den Ueberfall des Löwen am Fuß der Bergkette

angezündet und einige Flintenschüsse antworteten dem bald darauf erfolgenden Gebrüll derselben. Meine Begleiter hofften auf die Erlegung eines „Kameels", wie sie die Giraffe nennen, und so erkletterten wir denn mit Tagesanbruch die Berge der Schlucht, aus der zur Regenzeit ein Wasser fließen soll, Zout-River genannt. In der That entdeckten wir auch bald zwei dieser riesigen Thiere, deren Fell die besten Sohlen für die „Veldschoen" oder Sandalen der Colonisten giebt; allein sie waren schnell in weiter Ferne und für mich war die Gegend so abschreckend traurig, daß ich mich nach dem Schatten meiner Weidenbäume drüben sehnte. Da traf sichs glücklich genug, daß einer der Namaquas einen Löwen erspürte in einem Dickicht dieses wasserlosen Flußbettes. In einen etwa zwanzig Schritt breiten Karree-Dornbusch von dreißig Schritt Länge führten die Spuren frisch hinein und die Hunde des Boers, welche uns gefolgt waren, verriethen durch ihre Feigheit, daß der „Leo" (so nennt man in der Colonie den Löwen allgemein) wirklich drinnen sei. Wir waren unserer sieben Schützen und nahmen unsern Standpunkt auf einer etwas erhöheten Felsbank, welche das Dickicht beherrschte, dann wurden Steine hinabgeworfen und die Hunde lange vergeblich ermuntert, bis endlich zwei abgefeuerte Schüsse den Muth der Hunde hoben, welche nun bellend in den Busch eindrangen. Da erscholl plötzlich ein wie Donner rollendes Brüllen, der Löwe stürzte mit einem mächtigen Satze aus dem Versteck, wurde aber, ehe er noch Zeit zur Flucht gewann, in einer Entfernung von fünf und zwanzig Schritten von sechs Kugeln in einem und demselben Augenblicke getroffen und wankte tödtlich verwundet in den Staub. Doch hob er sich noch einmal auf die Vordertatzen und richtete drohend das breite Gesicht gegen seine Feinde; ein Hottentott aber, der eben wieder geladen hatte, schoß, und das majestätische Thier sank langsam zusammen und endete bald. Es war ein dreijähriges Männchen mit schwarzer Mähne, neun Fuß und zwei Zoll lang von der Schnauze bis zur Schwanzspitze. Ein Nilpferd zu erlegen gelang mir nicht, obwohl ich nach unserer Rückkehr auch dieses am folgenden Tage hier zu Gesichte bekam. Zwei Hottentotten trieben es vom Lande in den Strom, an welchem ich auf einer

Felsklippe Posten gefaßt hatte, und alsbald ging an einer seichten Stelle der breite Rücken eines Hippopotamos auf siebenzig bis achtzig Schritt an mir vorüber. Schnaubend wie ein Meerschwein hob es die weiten Nüstern und sein unförmliches Haupt empor, so daß ich deutlich seine mächtigen weißen Hauer unterscheiden konnte. Ich zielte ihm hinter das linke Ohr und drückte Schuß auf Schuß ab; beide Kugeln hörte ich deutlich anschlagen. Allein es setzte ruhig seinen Weg fort, schnaubte noch einige Mal und tauchte von der Sandbank in die Tiefe des Flusses, kaum zwanzig Schritte weit an mir vorübergehend auf dem klaren Grunde und dann im dichten Rohrgebüsche sich verlierend.

Die Mission Pella war nur anderthalb Tagereisen von hier; allein ich gab es auf sie zu besuchen und zog nur fünf Meilen stromaufwärts, mich darnach wieder südlich wendend durch das Buschmannsland, wohin die Basters von Kockfonteyn mich begleiteten. Durch ihre Vermittelung erhielt ich weiterhin einige Namaquas von der Mission Kamiesberg zu Führern, durch deren Hülfe es mir gelang den wüstesten Theil dieser wasserlosen Gegenden östlich der Kupferberge in sieben Tagen glücklich zu durchreiten. Wir hatten nur einmal wirklich trinkbares gutes Wasser gefunden und unsere Pferde hatten an dem dürren, sogenannten „Oliphants-Gras“ sich begnügen müssen; doch bis zum Hantamflusse war beides jetzt im Ueberflusse, weil häufige Gewitterregen dort gefallen waren. So eilte ich denn die Mission zu verlassen, welche aus etwa dreißig Hütten, einer kleinen Kirche und der Wohnung des Missionärs besteht, ohne die Rückkehr des Herrn Jackson zu erwarten, der eben auf einer Nebenstation in den Kamiesbergen abwesend war. Die hiesigen Basters und Namaquas, so weit ich sie kennen lernte, schienen mir ganz brave gute Leute zu sein, und bauen sogar etwas Brodkorn, was in diesem Theile der Colonie eine Seltenheit ist. Allein mich verlangte darnach wieder einmal unter „Christen“ zu leben in dem Sinn wie die Colonisten das Wort gebrauchen, d. h. im reinlichen Bette unter dem Dache eines Boers zu schlafen, daher ich in angestrengten Märschen bis zum Hantam auf Trutru vordrang, dort meinen alten Smüts mit den

ermüdeten Thieren zurückließ und dann, dem Pferde eines Boers mich anvertrauend, am fünften Tage schon Clanwilliam wiederum erreichte. Hier kaufte ich neuen Reisevorrath und miethete schnell ein paar Pferde, um meinem alten Diener entgegenzureiten, der zur ferneren Reise in das Hantam zu Kliphuis, in den nördlichen Cederbergen meiner wartete. Es war eben der 22ste December; proteenartige Gebüsche waren hie und da zerstreut zwischen den durch einander geworfenen Felsenmassen der Hochebene des Gebirges, die Spitzen einzelner Cedern schauten hervor aus den abgelegenen Schluchten, Klippdassies saßen auf den Klippen herum; dann senkte sich der Weg nach dreistündigem Ritt durch das Gebirge zu meinem Ziele herab, wo ein früherer Missionär, de Haas, im Schweiße seines Angesichts so eben seinen Weizen schnitt, von einem einzigen jungen deutschen Knechte unterstützt, da alle seine Hottentotten ihn verlassen hatten. Sein Vieh irrte hirtenlos in den Gebirgen; schon waren dreißig Schafe und neun Rinder ihm gestohlen und diesen Morgen fehlten wieder dreizehn Schäflein, als er zählte. Sohn eines Schneiders aus Emden, hatte er noch spät das Studium der Theologie ergriffen und in der Capstadt mit Beifall gepredigt. Neid hatte ihn verfolgt und ihm das öffentliche Predigen verboten, bis er wegen ungesetzlicher Vorträge in Privathäusern vor Gericht gezogen wurde. Darnach wurde er einem deutschen Edelmann zu einer Mission am Elephantenflusse beigesellt, mit dem er sich jedoch sehr bald entzweiete, weil dieser ihm zu weltlich war, und so erstand er diesen Platz hier in den Cederbergen, jetzt nun beschäftigt mit einem Werke über die Schöpfung und nicht nur den Sonntag, sondern auch den Sabbath heilig haltend, weil Gott an diesem Tage ausgeruhet habe. Die Dreifaltigkeit in Allem sehend, was nur Dasein hat, hat er so festen Glauben, daß ihn kein Unglück wankend machen kann; er trägt wie Hiob alle Bübereien der Hottentotten, die ihm selbst Früchte stehlen und verderben auf dem Felde, und predigt noch zuweilen seinen Nachbarn. Nachmittags nahm ich von dem braven Manne Abschied und durchritt noch einen Theil der Cederberge, der, wie die ganze Kette früher, mit dieser ziemlich hohen und starken Wachholderart bedeckt ist, welche unter dem Namen

Ceder nur hier allein angetroffen wird; doch hat die Art im Bunde mit zufälligen Feuersbrünsten schon alles mögliche gethan diese kostbaren Wälder zu lichten und auszurotten. Mein Weg führte bald wieder ins Thal und noch zwei Stunden fort auf sandigem Boden bis Batjes Fonteyn, wo ich die ersten Heuschrecken traf, deren Schwärme an vielen Orten die ganze Ernte zerstört hatten. Wo sie gewesen waren, war der Boden schwarz und todt, und als sie kamen, nahte die schwarze Wolke mit dem Sausen eines starken fernen Hagelwetters; am gefräßigsten aber zeigten sich die, denen die Flügel noch nicht gewachsen waren. Gras und Blattwerk ward bis auf die Wurzel mitgenommen. Ich ritt am nächsten Tage nur drei deutsche Meilen weit bis Drifonteyn, allein jenseits des Großen Doornflusses war die Reise so anstrengend, daß wir dennoch den armen Thieren einen Ruhetag vergönnen mußten; denn zur Linken einer wenig erhabenen Bergkette dahin ziehend, welche mit dem weißen Elephantengrase und einzeln stehenden Bäumchen vom Geschlechte der Proteen bedeckt war, durchschnitten wir fünf Stunden lang eine wahre Wüste und gelangten dann erst zu dem verlassenen Quellplatze Moedverlorn (Muth verloren), wo einige Orangenbäume noch an die Menschenhand erinnern, die hier einst thätig war. Darnach waren wir in Gefahr uns zu verirren auf dem brennend heißen Boden, welcher in Folge der hier zur guten Jahreszeit wandelnden Viehheerden nach allen Seiten hin von fußsteigartigen Wegen durchzogen ist, und erst mit Sonnenuntergang entdeckten wir den herrlichen, aber kaum zugänglichen schönen Platz von Uyen-Valley im Thale ausgebreitet unter uns. Ganz in der Nähe dieses Platzes, den die Regierung eben zum Sitz einer Landdrostei anzukaufen beabsichtigte, um den ewigen Räubereien der Farbigen in diesen Gegenden ein Ziel zu setzen, lag auf einem benachbarten Berge das Lager der Hottentotten, welches ich am folgenden Tage mit den Colonisten besuchte. Ueber hundert Männer, Weiber und Kinder lagen hier hinter übereinander gelegten Büschen, aufgehangenen Schaffellen und Matten.. Die Männer lagen, Hanfblätter oder Dacha rauchend, beim Feuer herum und standen ehrerbietig auf, als wir uns näherten; die Weiber waren

mit dem Kochen wilder Mandeln beschäftigt, welche nur so von ihrem Gifte befreit werden können, oder reinigten die T'kamrowurzel, ein Knollengewächs, welches bis zu sechs Pfund schwer auch in den Felsen des Bokkeveld angetroffen wird, von milchweißem, angenehm wie Kuhmilch schmeckendem Fleische. Die Wurzel selbst gleicht einer länglichen, unförmlich großen Kartoffel, ist aber nur mit großer Mühe unbeschädigt aus den Felsen herauszugraben, wie ich selbst dies oft vergeblich versucht habe; über der Erde dagegen ähnelt das Gewächs mit schwachem Stämmchen unserer gewöhnlichen Feldwinde, indem es wie diese an andern Stauden bis auf einige Fuß sich hinauf schlingt, mit Blättern, die dem Rosmarine gleichen an Farbe und Gestalt, nur wenig länger und auch etwas krauser. Man röstete eben einige Heuschrecken; aber da diese Kost nicht immer wohl zu haben ist und doch der einzige Reichthum dieser seit einem Jahre hier zusammengelaufenen Horde allein in drei Ziegen bestand, so war kaum anzunehmen, daß sie ohne Diebstahl leben konnte. Die Strafpredigt seitens meines Wirthes gegen ihre Faulheit nahmen sie ruhig hin, und als er scherzend auf die ausgezeichnete Art ihrer Ziegen anspielte, welche im Stande wären so viel Menschen zu ernähren, erwiederten sie darauf nur mit einem verlegenen Lächeln. Es war eben heute der erste Weihnachtstag, und ich beschloß am folgenden Tage von hieraus weiter vorzudringen in das Land Hantam, obwohl dasselbe jetzt sehr dürr und trocken war, indem während des Sommers nur selten oder nie ein Regen diesen sonst sehr fruchtbaren rothen Thonboden zu erweichen pflegt. Nach vierstündigem Ritt durch einen bergigtdürren Landstrich, der überall mit Haidegebüsch bedeckt war, erreichte ich den ersten Platz dieses Landes am Orlogs-Kloof-River, der hie und da etwas Brackwasser enthielt. Aber ganze Heerden niedlicher Namaquas-Rebhühner von gelblichgrauer Farbe und bis zur Zehe herab befiedert an den kleinen zarten Füßchen bevölkern diese Gegenden. Sie haben die Größe einer Turteltaube und einen etwas längeren Schwanz als unsere Rebhühner; doch ist die Haut so dick und zähe, daß kleine Schrotkörner oft darin hängen bleiben, daher man dieselbe abziehen muß, um das zarte braune Fleisch dieses Vogels

zu bereiten. Ein anderes Vöglein, welches hier ebenfalls häufig angetroffen wird, von der Größe einer Lerche, ist das Namaquastäubchen. Sein Schnäbelchen ist hochroth an der Wurzel und sonst citronengelb; vom bläulichen Kleide unterscheiden sich der weiße Bauch und rothe Füßchen, ein schwarzer Kopf, brandrothe Flügel und ein schwarzer Schwanz, an welchem drei fünf Zoll lange Federn hervorstehen. Ihr Dasein allein brachte etwas Leben in die Landschaft, die ich an diesem und am folgenden Tage noch durchzog, indem ich über drei Plätze, welche sämmtlich von Colonisten desselben Familiennamens bewohnt sind, zur Wohnung ihres gleichnamigen Vetters Straus nach Brack-River vordrang, am rechten Ufer des Hantamflusses.

Hier hören die Bauerplätze auf, und acht Meilen weiter bis zur Grenze des Buschmannslandes finden sich wohl noch einige Quellen, aber nur einige Basterfamilien und kleine Kraale sogenannter „Makkebosjesmens", oder gezähmter Buschmänner, die nur gelegentlich noch morden oder stehlen, wenn sie der Hunger dazu treibt oder wenn das einförmige Leben im Dienste der Basters ihnen zu langweilig wird, durchziehen diese weitläuftigen Landstriche, die noch zur Colonie gerechnet werden, mit ihren Heerden und bauen hier sogar noch etwas Getreide. Ich wünschte dieses Land selbst zu sehen, und einer der sechs baumstarken Söhne meines freundlichen Wirthes begleitete mich dahin in der Frühe des nächsten Morgens. Der Hantamfluß hatte jetzt kein Wasser, aber auf der nördlichen Abdachung der ihn begleitenden Berge, der hiesigen Mittagsseite, zeigte sich wieder der palmartige Kookerboom, während wir die hohe Bergkette seines rechten Ufers überstiegen, um jenseits derselben in eine der weitesten Ebenen der Colonie hinab zu reiten. Den rothen Karrooboden unter unsern Füßen hatten wir stets zwei hohe kegelförmige Berge als Hintergrund der Landschaft vor den Augen, Hörner von Springbockantilopen lagen in großer Menge rings umher, ein Beweis, daß diese Thiere zu andern Zeiten hier häufig sein müssen; Hasen und Namaquasrebhühner trafen wir oft und zwei Mal stießen wir auf Basterhorden, die uns mit Hammelfleisch bewirtheten, welches man, wie immer im Felde, an Stöcken über Kohlen bratet. Endlich erhob sich

das Gelände wieder und wir erstiegen in Zeit einer Stunde den Fuß des Kobisko- oder Kibiskoberges, bis dahin, wo der eine seiner Kegelberge aufzustreben beginnt. Hier hat ein afrikanischer Boer Namens Wieze, ein wahrhaft herkulischer Mann von fünf und vierzig Jahren, seinen luftigen Wohnplatz aufgeschlagen und lebt mit seiner jungen Frau und seinen vier Kindlein in dieser Abgeschiedenheit ein wahres Einsiedlerleben. Zwei oder drei Hottentottendiener sind bei ihm im Hause, andere weiden seine zahlreichen Heerden bis weit über die Grenze der Colonie hinaus; er selbst verläßt sich einzig und allein nur auf die Wachsamkeit seiner Hunde, sein gutes Roer und seinen starken Arm, und seine Frau besorgt nach Art der Hottentottinnen die Wirthschaft das Kindlein auf dem Rücken festgebunden. Von diesem kühlen luftigen Punkte aus schweift der Blick unbegrenzt über das Hantam gegen Süden und Südwesten hinaus; seine hohen Gebirge schließen den sichtbaren Horizont und selbst die weißen Felszinken des Cedernberges werden in der weiten Ferne noch gesehen. Im Norden aber dehnt wie ein fernes Meer die blaue unendliche Ebene des Buschmannslandes sich aus; wie Inseln ragen einzelne unbedeutende Berge daraus hervor, man glaubt, daß Meereswellen sie umspülen. Nordwestwärts endlich sind die abgestumpften Kegel von den Kamiesbergen im Namaqualande, und nach dem Osten zu stehen diese beiden Piks von Kobisko im Rücken des Beschauers wie zwei vergrößerte Löwenberge von der Capstadt her; weit hinter ihnen aber gegen Osten sind die niedrigeren Gipfel des Spitzbergs und des Spionberges. So schaut die Wartburg des Herrn Wieze aus nach allen Winden; doch in dem großen schönen Steinhause sind weder schützende Fenster noch schließbare Thüren; ein einziges großes Gemach läßt wie der Pontok eines Basters ganz offen alle Schätze sehen, die hier bunt durch einander liegen. Allein der mächtige Geist dieses Mannes gebietet rings herum dem Volk der Wüste, als dessen natürlicher Schutzherr er betrachtet wird. Von Seiten der Regierung ist ihm dies Gebiet nicht zuerkannt, es soll vielmehr das Eigenthum der Basters sein; allein dieser Mann leihet den armen Basters Vieh und Geld, giebt noch Geschenke oben ein wenn sie

es wieder bringen, für die Redlichkeit, giebt Nahrung denen, die der Hunger zu ihm treibt, ermahnt die Diebe, daß sie von dem Bösen lassen und straft unerbittlich mit dem Schambock und mit dem Rohre selbst, wenn es nicht anders sein kann. Buschmänner, welche am fernen Gariep unter geraubtem Vieh das seine erkannten, nahmen es den Räubern ab und brachten es dem Herrn zurück, obwohl dieselben Buschmänner acht bis zehn Meilen weiter hin im Hantam selber ihre Räubereien treiben. Aber dieser eigenthümliche Philosoph versteht sich auf die Menschen und hat seine Lust daran sie zu erziehen und zu bilden. Er hatte eben eine Menge weißer Hüte eingetauscht von einem englischen reisenden Hutmacher nur zu Geschenken für die Kinder der Wüste, nicht aber um ohne Wahl dieselben unter sie zu werfen, wie das so viele Herren unserer Tage thun und statt des Dankes ewig nur Verachtung ernten, sondern um nach Gelegenheit als Zeichen seiner Anerkennung davon auszutheilen, dem Bösen dafür, daß er nicht noch böser ist, dem Guten, daß er seines Herrn Liebe merke, dem Fremdling, daß er von ihm geben lerne ohne alle Hoffnung auf Vergeltung. Zu Jemand, der eben einige hundert Thaler wieder brachte, die er vor zwei Jahren ihm zum Viehankauf geliehen hatte, sprach er, nachdem er ein Glas Branntwein eingeschenkt und einen weißen Hut herbei geholt hatte: „Da hast Du noch etwas für Deine Redlichkeit und wenn Du einmal wieder Geld gebrauchst, so kannst Du zu mir kommen" und damit drückte er den Hut ihm auf den Kopf. Aber selbst nach dem Urtheile dieses Mannes ist auf den Buschmann auf die Dauer kein Verlaß; er hat die Natur des Schakals seines Vaterlandes, und kehrt ohne die geringste Veranlassung wenn ihm die Lust ankommt zu seinem Vagabondenleben wieder heim, zu Diebstahl und zu Mord, es ist als ob er seine giftigen Pfeile niemals lassen könne; wie Kinder hat er seine Launen und schlägt die Hand, die ihn gepfleget hat, so daß für dieses Volk trotz aller Missionen der Tag der höheren Sittigung noch fern zu sein scheint, wenn nicht eben Männer wie Herr Wieze in größerer Anzahl unter ihnen Wucher treiben mit dem Pfunde ihres Glaubens; denn wo nicht Abraham selber predigt, da sprechen umsonst seine Knechte. Herr Wieze lebt seit drei und

zwanzig Jahren nach dem Ausdrucke seiner Mitcolonisten hier „im Neste der Buschmänner" und ist seit acht Jahren erst verheirathet; offen, höflich und gastfrei ist er durchaus kein Feind des geselligen Lebens, er liebt Musik und freuet sich, wenn er mit seinem Violinspiel dienen kann. Er hatte Weib und Kind verlassen, als ich nach wenig Tagen ihn auf meinem Wege wieder fand, um zu der Neujahrsfeier seiner weit entfernten Nachbarsleute beizutragen, indem sein Spiel das junge Volk zu Lust und Tanz bewegen sollte. Ein Mann von hundert Tausend Gulden Werthes, lebt er doch einfach wie ein Baster oder Blendlinghottentott; Brodkuchen in Hammelfett gebraten und Honigbier, vermöge eines Gährstoffs aus der Wurzel „Krii" aus kaltem Wasser und Honig in Zeit von drei Stunden bereitet, waren die Erfrischungen, die mir bei ihm geboten wurden. Ich hatte die Freude unter seiner Leitung am folgenden Tage hier abermals einen Löwen zu erlegen, der den Springböcken in der Gegend des westlich gelegenen Congberges gefolgt war und von den Hottentotten eben eingespürt war. Bei dieser Gelegenheit erzählte man mir, daß im Jahre 1829 die Colonisten des Hantams allein noch fünf und funfzig Löwen geschossen hätten meist in der Gegend des Zack-Rivers, daß aber jetzt dieselben nur noch auf der Spur der Antilopenheerden sich erblicken ließen. Zugleich aber fand ich Gelegenheit von der Schändlichkeit eines Bosjesmans zu hören, der vor zwei Jahren ganz in der Nähe hier das Weib eines Basters an der Seite ihres Mannes erschoß, weil dieser ihm Vorwürfe gemacht hatte über das Fehlen verschiedener Schafe, welche er doch wie sich nachher erwies, an andere Buschmänner freiwillig überliefert hatte. Der Baster selbst ward nur verschont, indem der Giftpfeil nahe an ihm hin vorüber schwirrte; sein Weib aber war schon nach einer halben Stunde todt und der lebendige Säugling hing noch an der schnell erstarrten Mutterbrust! —

Erst in der Frühe des nächsten Morgens verließ ich meinen wackern Wirth, um auf einem anderen Wege nach Brack-River zurück zu reiten. Vier bis fünf Meilen mochten wir geritten sein, als wir zum Zelte des alten Basters kamen, des

Sohnes Weib der Bosjemann erschossen hatte. Die guten Alten wußten kaum, was sie uns nur zu gute thun möchten, und wir ließen Thee und Hammelcarbonade uns ganz trefflich bei ihnen schmecken. Nur etwa ein hundert und funfzig Schritt von ihrem Wagen und Pontok waren zwei kleine Buschmannskraals, die ich besuchte. Aber man kann sich nichts Widerlicheres und Stinkenderes vorstellen als diese elenden Geschöpfe, zusammen gekauert innerhalb der zirkelförmigen Buschwand um ein rauchendes Feuer. Sie zeigten mir ihre Pfeile und nannten mir auf Holländisch die Namen der Gifte, deren sie sich dazu bedienten: „Malkopgift" aus dem Safte einer Zwiebel, „Boomgift" von einer Wolfsmilchart, dann das gefährlichste „Slonggift" von verschiedenen Schlangen und endlich „Berggift" wahrscheinlich ein Mineral. Mir wurde fast unheimlich dabei, wenn ich bedachte, daß diese Pfeile von ihnen auf siebenzig Schritt mit einer Sicherheit und Kraft entsendet werden, daß ein Pferd damit durch und durch geschossen werden kann. Denn die Colonisten sagen, daß diese Pfeile selbst auf hundert und funfzig Schritt noch gefährlich sind, nur daß sie dann nicht mehr so sicher treffen namentlich beim Winde, und daß ein Bosjemann zehn Pfeile sende in derselben Zeit, wo der gewandteste Schütze nur einmal laden könne. Daher fürchten sie mehr den feigen schwachen Buschmann als den muthigen Kaffer, während umgekehrt die Buschmänner stets darauf bedacht sind den Boers ihre Pferde zu tödten, weil nur durch sie der Boer dem Buschmann ewig überlegen bleibt.

Unser Weg führte an der Besitzung meines Begleiters vorüber, in deren Nähe auf einem Abhange eine Anzahl Köcherbäume standen, unter denen etwa sechzig hohle Stämme Bienenstöcke enthielten, die Vorrathskammer für die Bereitung des sogenannten „Krii" oder Honigbieres. Schon zu Mittag waren wir in Brack-River zurück, und ich beeilte mich von diesem hochgelegenen Lande Abschied zu nehmen, welches auf seinen sieben und vierzig Bauerplätzen nicht nur den schönsten Weizen bauet, sondern vor allem schöne Pferde liefert und namentlich auch zur Armee nach Indien. Alle Boers haben hier Gestüte, einige von mehreren hundert Mutterpferden. Zur dürren Som-

merzeit zieht man zum Zackflusse, weil dort Gewitter häufig sind zu dieser Jahreszeit, im rauhen Winter steigt man in die Karroo hinab, und dieses ewige Wanderleben verbindet dann zu fröhlicher Gemeinschaft Jung und Alt und Knecht und Herr. Ich setzte noch am Nachmittage meine Reise fort bis zu dem Bruder meines Wirths, nach Howe-Hoek, und mußte bleiben, ob ich gleich gern weiter noch bis Groote-Toorn geritten wäre. Man feierte Sylvesterabend, bis in die Nacht hinein am Tanze sich erfreuend. Die Männer schliefen draußen bei den Wagen; dem weiblichen Geschlechte war das Haus bestimmt. Aber kaum, daß die ersten Strahlen den hohen Gipfel des nahen Bloomberges beleuchteten, so krachten die Gewehre der jungen Leute vor den Fenstern der Schönen, und nach dem Kaffee ging das Tanzen wieder an. Ich hatte indeß nicht Lust den ersten Tag des Jahres in diesem Wirrwarr zuzubringen und ritt längs den Windungen eines schönen Flußthales an einigen höchst freundlich gelegenen Plätzen vorüber zur ältesten Ansiedelung der Colonie, nach Groote-Toorn. Ein runder zweistöckiger Thurm von großen Felsstücken ist hier in einem Thale zwischen dem kegelförmigen Gebirge Groote-Toorn und der Hochebene des Hantamberges an einem wasserreichen nie versiegenden Bache aufgeführt als erste Befestigung gegen die Angriffe der Bosjemans und Korannas; jetzt aber haben die Besitzer dieses schönen Platzes nur mit Leoparden und Panthern noch zu kämpfen, welche in den Schluchten und Klüften des Hantamberges ihre Schlupfwinkel haben, und gegen diese genügt eine Art Hunde, die es versteht den Leoparden an der schwach gebauten Brust zu fassen und darnach zu erwürgen. Der Schwager des Besitzers, ein Engländer, hält hier zugleich ein Lager von solchen Waaren, deren die Afrikaner und Hottentotten bedürftig sind, indem er seine Vorräthe direct von der Capstadt zur Donkinsbey südlich des Elephantenflusses verschiffen läßt. Leider soll es nicht ungegründet sein, daß er seinen Wohlstand zugleich dem verbotenen Schleichhandel mit Pulver und Branntwein an die Farbigen verdankt. Ich blieb in diesem gastlichen Hause noch einen vollen Tag, da die harmlose Heiterkeit bei Milch und Wasser und fröhliche Gesellschaftsspiele, die mit dem

Tanze nach der Violine eines alten Basters wechselten, mich gleichsam zwangen, meine Wirthe durch Entfernung nicht zu kränken, zumal da Alles in der größten Ehrbarkeit wenn auch zuweilen etwas geräuschvoll herging. Aber in der Frühe des folgenden Tages eilte ich schnell weiter immer am Fuße des hohen Hantamberges hin, bergauf, bergab bis zu dem Platze eines als ungastlich geschilderten Mannes, wo ich anhielt, um die Wahrheit des Gesagten zu erforschen. Und in der That waren seine Manieren etwas schroff; allein er fühlte dennoch sich verpflichtet die kleinen Bitten uns nicht unerfüllt zu lassen. Der gastfreie Boer aber schämt sich gleichsam dieses Mannes, da er ihm leicht den Ruhm der Gastfreiheit beflecken könnte. Den Mittag brachte ich bei dem Vater des Besitzers von Uyen-Valley zu, einem heiteren Siebziger, dessen Sohn bereits nach Port Natal ausgewandert war, obwohl er acht Bauernplätze besessen hatte, rein aus Abneigung gegen die Regierung, welche den Farbigen erlaubt, sich auf den für sie bestimmten Ländereien in der Nähe der Colonisten anzubauen, da dieses Anbauen oft nichts weiter ist als das Horsten des Raubvogels über den Lämmern im Thale. Der Alte wollte ebenfalls in diesem Jahre noch dem Sohne folgen, obwohl auch er nicht unbegütert war und schon so hoch betagt. Ich verließ ihn nach der Mittagshitze, um noch den Platz des Veldcommandanten Redelinghuys zu erreichen, dem von der holländischen Regierung die ganze Hochebene des Hantamberges als Belohnung seiner Verdienste gegen die räuberischen Buschmänner ertheilt worden ist. Der Platz selbst führt den Namen „Gemarkte-Karree-Boomen" und sein Besitzer war eine lange Reihe von Jahren hindurch Anführer der Bauernmiliz im District von Clanwilliam. Fünf hundert Zuchtpferde weiden das ganze Jahr hindurch auf den gras- und wasserreichen Bergen, und in dem gut gehaltenen Hause ward ich sogar mit einer Flasche guten Champagners aus Rheims bewirthet von den munteren gastfreien Leuten, bei denen ich zwei volle Tage zubrachte. Ganze Bücher könnte ich schreiben von allem, was ich hier erfuhr über Vergangenheit und Gegenwart; aber selbst dieser einsichtsvolle brave Mann war im Begriff mit dem Beginn des Winters nach Port Natal

auszuwandern, weil die Gesetze ihn nicht schützten gegen die farbigen Vagabonden, und doch ist dies derselbe Redelingshuys, der einen tapferen Buschmannshäuptling zu begraben befahl, weil er gestorben sei wie ein braver Kerl, und selbst mit Hand anlegte den Leichnam in das Loch eines Ameisenbären zu schieben und Steine darauf zu legen — und ist derselbe Mann, der den Angriff auf die eingeschlossene Räuberbande nicht erlauben wollte, weil eben Sonntag war, so daß dieselbe in der Dunkelheit der Nacht entfliehen konnte. — Erst am 6ten Januar setzte ich meinen Weg fort, durch die Hantams-Poort zwischen zwei Bergen in eine ausgedehnte weite Ebene vordringend, der nur das Wasser fehlt, um eine Kornkammer Afrika's zu werden. Vier Meilen weit von hier zu Oender Downes waren die Heuschrecken gewesen, und erst zwei Meilen weiter fand ich zu Opper Downes, dem ersten Platz des Oender-Roggevelds, ein Nachtquartier und Futter für die Pferde. In demselben Zimmer, wo vor sieben Jahren der Besitzer von den Buschmännern ermordet ward, brachte ich die Nacht zu und setzte am folgenden Tage meine Reise fort bis Hartebeest-Fonteyn, an einigen Plätzen vorüber reitend, um nicht von den Masern angesteckt zu werden, welche dort Alt und Jung ergriffen und seit zwei Jahren in der Colonie überhaupt viele Opfer gefordert hatten. In diesem hohen Lande sind selbst die Sommernächte oft so kalt, daß Obst und Wein dadurch vernichtet werden, und obschon Korn zum Bedarf gewonnen wird, wenn Dürre und Heuschrecken ausbleiben, so ist doch Boden und Klima mehr für die Viehzucht namentlich der Pferde und Schafe nur geeignet. Riesige Mauern von mehr oder weniger erhabenen Granitmassen bilden auf dieser Hochebene große über einander sich erhebende Terrassen, deren Flächen mit einer kleinen Proteenart und süßen Gräsern bedeckt sind; allein da diese Weideplätze oft vom Monat September bis zum Mai keinen Regen empfangen, so versiegen die Quellen, und der Boer des Roggevelds muß fort zum Zackriver wie er im Winter zur Karroo hinabzieht. Einige reich bestandene Weizen-, Roggen- und Gerstenfelder wurden eben abgeerntet, als ich am folgenden Tage weiter reiste, um den höchsten Platz des Roggevelds „Bloomfonteyn"

in einer Entfernung von einigen Meilen zu besuchen, den Wohnsitz des verstorbenen Veldcommandanten Nel, dessen Thaten im Munde aller Afrikaner leben. Zwei und neunzig Tausend Gulden haben bei der Versteigerung seine Nachkommen dafür geboten, das Doppelte seines Werthes, weil jeder ihn gern besitzen wollte. Eine beständig fließende Quelle, durch ein starkes Gewölbe verschlossen, um sie vor Verunreinigung zu bewahren, giebt einen Wasserstrahl von einem halben Zoll Durchmesser und ist die reichhaltigste des Oender Roggevelds. Durch sie werden Pappeln, Eichen und Obstgarten vor dem Hause bewässert, während der „Strop" oder die Terrasse der Frontseite von einer dichten Weinlaube beschattet wird; rings um den Hof aber liegen große Ackerflächen und dann die weite Wüste ohne Baum und Busch, in der selbst alle Haidearten fehlen. Beim Aufsteigen zu dieser Besitzung hatte ich einige Schaaren schwarzer wilder Puter, „Kalkunen" genannt, gesehen, welche zum Geschlechte der Tetras gehören, beim Absteigen am folgenden Tage aber hatte ich bald wieder den todten Karroogrund unter mir und eine drückende Hitze über mir. Dazu verbot die Masernkrankheit mir den Eintritt in die Wohnungen dieser schwerfälligen „Vee-Boers", bei denen noch heute dasselbe Waschwasser und dasselbe Handtuch herumgeht bei der Reinigung, so daß auch schon der Mangel an Reinlichkeit für den Reisenden sehr wenig einladend ist. Sonst sind sie brave Leute und ganz zufrieden mit der Regierung. Sie leben dürftig bei allem Reichthum; die Männer trinken herben Traubenbranntwein zu fettem Hammel- oder Ziegenfleisch, und sonst wird schlechter Thee und Kaffee gewöhnlich ohne Zucker fast den ganzen Tag getrunken; doch findet man sehr schönes Brod zur kühlen Milch, nur daß der Reisende in Afrika sich nirgends fordern darf, was er am liebsten hätte, weil er als Gastfreund gilt und nicht für Geld geherbergt wird. Daher eilte ich schon früh um vier Uhr Morgens wieder vorwärts und hatte an diesem Tage das Glück einen männlichen Strauß zu schießen, der in der Nähe eines hohen Berges nebst zwei Weibchen unsern Weg kreuzen wollte. Ich galoppirte ihm entgegen, traf hinter den Flügeln und sah ihn stürzen, als er ungefähr noch vierzig Schritte weit

den majestätischen Lauf fortgesetzt hatte. Ein und zwanzig Stück hübsche Federn zog ich aus seinen Flügeln; das Fleisch aber mußte ich den Schakalen überlassen, da ich in dieser dürren Gegend diesen ganzen Tag kaum eine Menschenseele fand. Denn eine Quelle, welche in der Nähe sein sollte war ausgetrocknet, eine andere zwei Meilen weiter hin verlassen von den Bewohnern des Platzes, und auf dem Platze am Visch-River, der auch nur einzelne Wasserlachen hatte, konnte ich kein Unterkommen finden, weil es an Futter mangelte. Dies ist der erste Platz im Middle-Roggeveld; aber erst jenseits der hohen Berge, die ich mit meinen müden Pferden noch zwei Stunden lang ersteigen mußte, gewinnt die Gegend ein besseres, lebhafteres Ansehen. Doch auch hier am schlängelnden Flüßchen des Kriega zu Guns-Fonteyn erhielt ich nur einige Bund vor der Blüthe im verdorrten Zustande gemäheten Roggens, da Dürre und Heuschrecken die Ernte gänzlich zerstört hatten. Im Bette dieses Flüßchens aufwärts ziehend erreichte ich dann endlich am 11ten Januar den schönen Quellplatz von Drip-Fonteyn, den ich erst spät am Abend des folgenden Tages wiederum verließ, um meine ausgehungerten Thiere wieder zu kräftigen. Ein Giftpfeil hatte den Besitzer für immer krank gemacht und mehrfach war er ganz von Buschmännern ausgeplündert worden; selbst unter den Klauen des Löwen war er gewesen, aber dennoch war er auch heute noch ein großer Jäger, der manchen Löwen schoß bei seinen Heerden am Pintfluß in dem Achterroggeveld oder den Strauß erlegte in der Karroo. Von hoher Statur, aber nicht so stark wie seine westlichen Nachbarn im Oender-Roggeveld, ist er ein Bild des Middle-Roggevelders überhaupt, welcher redselig und thätig ist wie der Boer im Hantam, so daß man sich hier unter andern Menschen glaubt, wenn man vom Oender-Roggevelde kommt. Selbst sein armer Nachbar, drei Meilen weiter in öder Einsamkeit, ein junger hübscher Boer von sechs und zwanzig Jahren, durch dessen Haus der Wind von allen Enden strich, war freundlich und gastfrei gegen mich, obwohl die beiden Kindlein krank darnieder lagen. Bergauf, bergab in wüster Gegend ging meine Reise immer weiter ostwärts, und jenseits eines andern Platzes, dessen

Volk und Vieh schon ausgezogen war nach Wasser und Weide, erhob sich dann die Wüste wiederum bedeutend zu einer felsigen Hochebene von zackigen Hügeln und Thürmen, die grauenerregend durch und über einander geworfen sind. Von Zeit zu Zeit sprang ein kleiner fuchsrother Hase, Klipphaas genannt, am Wege auf, und Spuren von Straußen und Leoparden waren im Sande sichtbar. Ich glaubte eine halbe Stunde lang, es könne in jedem Augenblicke ein Buschmann hinter den Granit- und Sandsteinmassen hervortreten und hielt zum Schusse mich bereit, bis dann die Haiden in der weiten großen Ebene wieder begannen. Hier fand ich Schutz gegen die brennende Sonne in einem hübschen Häuschen auf einem fruchtbaren Platze, und da eben ein Bewohner von Stellenbosch eine Heerde Schafe von hier forttrieb, so kaufte ich meinem Wirthe acht junge Strauße ab, welche ganz zahm den Hirten bei der Heerde folgten, um sie nach Worcester befördern zu lassen. Jedoch ich machte später die Erfahrung, daß diese Vögel nicht wohl zum Hofstaate zu gebrauchen sind, weil stets die Pferde scheu werden vor diesen riesigen Vögeln. Einen ergreifenden Eindruck machte es auf mich, als nun am Mittag hier von meinem Wirth das Tischgebet gesprochen ward, da er es that mit aller Salbung eines Apostels des heiligen Evangeliums; überhaupt muß ich gestehen kein gottesfürchtigeres Volk gesehen zu haben als diese afrikanischen Boers, da jedes Tagewerk mit einigen Psalmen begonnen und keine Mahlzeit ohne Gebet geendet wird. Noch an demselben Tage traf ich weiterhin einen verschlossenen Hof, in dessen Nähe doch ein Trupp von Pferden und ein hundert Öchsen weideten. Der Grund lag darin, wie ich späterhin erfuhr, daß dieser Boer von allen seinen Hottentotten eben jetzt verlassen war, welche zur Neujahrsfeier zu ihren von Feldkost lebenden Freunden ins Gebirge gegangen waren, und nun war heute schon der dreizehnte Tag des neuen Jahres, ohne daß weder Knecht noch Magd zurückgekehrt war. Verheirathet war er nicht, für Afrika eine höchst seltene Erscheinung, und daher mußte er denn eben seine zwei tausend Schafe selber hüten, da diese der Schakals wegen niemals ohne Hirten sein können. Am nächsten Platze fand ich nur noch eine Hottentottenmagd im

Hause, alle übrigen waren schon ausgezogen auf die Weide; allein der Abend zwang mich hier Quartier zu suchen. Ferne Gebirge begrenzten die große Ebene, in der ich dann am Morgen weiter zog; eine Heerde von dreißig Straußen kam in unsere Nähe, und einmal führte uns der Weg über eine ungeheure Schiefermasse von wenigstens vierzig Morgen Flächenraum, so glatt, daß kaum die Pferde darauf weiter konnten. So führte uns der Weg zum nächsten Platze, wo sich kaum etwas Weizen für die Pferde kaufen ließ, da hier die Dürre keine Ernte hatte werden lassen. Ich ging mit meinem Wirthe, einem alten frischen Siebziger, noch auf die Straußenjagd in sein Schießhäuschen an einer Quelle, wo die Thiere gegen Sonnenuntergang den Durst zu löschen pflegen, und war so glücklich ein Weibchen zu erlegen, in dessen Magen Blätter, Gras, Zweige und namentlich viel Steine von der Größe guter Flintenkugeln sich befanden und auch ein vierzölliges Tannenbrettchen von etwa anderthalb Zoll Breite. Früh um vier Uhr war ich schon wieder im Sattel und befand mich bald auf der Hochebene des Komsberges, fünf tausend Fuß über dem Meere, eingehüllt von eisigem Nebel, bis ich nach drei vollen Stunden zum Kleinen Roggeveld wieder hinabgestiegen war. Eine eigenthümliche Baumart, dem Wachholder ähnlich und acht bis zwölf Fuß hoch mit weißer weicher Rinde, die abgelöst in Streifenform im Winde flattert, sah ich nur hier; der Gipfel hat eine Krone von dicht beblätterten Zweigen, so daß man aus der Ferne Palmen zu sehen glaubte. Ich hatte jetzt das Ziel meiner Reise erreicht und durchritt nur noch den kleinen Theil dieses Landes, durch den mein Weg zum nächsten Platze an der Karroo führte. Auch in diesen weidereichen Thälern war die Ernte dies Jahr nicht gerathen, auch hier hatte nur der reichlich geerntet, dessen Besitzung durch einen bedeutenden Bach stets konnte bewässert werden. Es war das ermüdende Einerlei, welches mich jetzt bewog die Reise nicht, wie ich Anfangs wollte, bis zum Districte Beaufort und weiter südwärts hin auszudehnen. Daher stieg ich alsbald zur Karroo hinab, um über die dem Leser wohlbekannten Orte von Pinaarskloof, die Drai, die Straat und den Herriverpaß nach Worcester zu meinem armen Freunde wieder heimzukehren.

Viertes Kapitel.

Leider traf ich diesen noch immer nicht hergestellt, da er in schlechte Hände gerathen war. Aber ich sehnte mich nach der Heimath, und reiste alsbald wieder ab nach der Capstadt, um die Reise dahin vorzubereiten. Zur Capstadt führt für den Reiter der nächste Weg über den Breede durch das ebene, sandige, aber wasserreiche und eben darum höchst fruchtbaren Ländchen Goudine zur De Toits Kloof, einem drei Meilen langen Gebirgspasse, mit dessen Naturschönheiten Nichts in der ganzen Colonie zu vergleichen ist. An seinem Eingange liegt eine Meierei von drei starken Eichen beschattet, den größten, die ich in diesem Lande gesehen habe, und wenige Schritte davon treibt ein klarer Bach das Rad einer Mühle. Von hieraus tritt man in ein enges tiefes krummes Thal, das oft in seiner ganzen Breite von einem Bergstrom ausgefüllt wird, der brausend und schäumend über das Steingeröll seines Bettes dahinstürzt und sieben bis achtmal von dem Pferde vorsichtig durchwatet werden muß. Zu beiden Seiten erheben sich mächtige, vier tausend Fuß hohe, grauenvoll aussehende Gebirge, deren Gipfel im Winter mit Schnee bedeckt sind, während im heißen Thale Alles blühet und grünet. Dann stürzen auch überall zahlreiche Wasserfälle zum Theil aus sehr beträchtlicher Höhe herunter, von denen jedoch jetzt nur zwei noch übrig waren. Wilde Mandelbäume von der Höhe und Stärke unsrer Linden und andre starke Stämme, unter denen am häufigsten der Waageboom und Gelbholz angetroffen wird, stehen hier an den Bergen, und ob die mächtigen Berge und der gefährliche ungebahnte Pfad auch das Gefühl der eignen Erbärmlichkeit rege machen, so pocht dem Wanderer doch das Herz beim Anblick dieser Reize der Natur. In dieser herrlichen Kloof, die in der Mitte sich zu einem schönen, sehr fruchtbaren Thale erweitert, hat ein Deutscher Namens Schönfeld, früher Officier in einem brittischen Regimente, mit sehr beschränkten Mitteln den Versuch gemacht einen Wagenweg herzustellen. Unglaubliches ist schon gelungen; allein er richtete sich selbst dabei zu Grunde, da er von Seiten der Regierung keine Unterstützung fand, und mußte den so mühsam eingerich-

teten Platz für 8000 Gulden an einen Weinbauer in Drakensteen verkaufen, der jetzt denselben nur als Weidegrund benutzt. So sind diese mühsamen Arbeiten für den muthigen Unternehmer vergeblich gewesen, und man sieht mit wehmüthigen Blicken in den Gärten dieses Mannes noch heute mächtige Orangenbäume, die stärksten, die ich überhaupt gesehen, und eine Wildniß von Brombeergesträuchen, welche, von Europa eingeführt, jetzt einen der Gärten fast ganz eingenommen haben. Ein junger Afrikaner Namens De Toit stürzte vor mehreren Jahren vom Rande eines schwindelnden Abgrundes mit seinen zwei Pferddn zerschmettert zur Tiefe des Stromes hinab; davon hat die Kloof ihren Namen. Aber Herr Schönfeld hat diesen schwierigsten Theil des Weges vollendet, und ohne Gefahr kann man dort jetzt vorüberziehen. Trotzdem gebrauchten wir acht Stunden, bevor wir uns am Ausgange der Kloof befanden auf einem erhabenen Theile des Gebirges, den man sehr passend in der Landessprache „Uit-kyk" oder Aussicht nennt. Denn von hieraus überschaut man die schönsten Dörfer der Paarl, die niedlichen Plätze von Klein Drakensteen und Wagenmakersvalley, und zu den Füßen das schönste von allen, das Thal Josaphat mit seinen weißen eleganten Häusern und seinen weitläufigen Weinbergen und Feldern, während die Berge der Paarl und Franschehoek, der Tafelberg, der Paardeberg und die Gruppe von van Riebecks Casteel ringsum den Horizont begrenzen. Die weißen Häuser der Paarl scheinen kaum einige Büchsenschüsse entfernt, und doch steigt man zwei Stunden lang dahin hinab, oft aber wird die Furth des Bergrivers nach gefallenen Regen des Triebsandes wegen noch ein Hinderniß. Bei einem Deutschen, einem rüstigen Greise von siebenzig Jahren, der schon seit vierzig Jahren die Colonie bewohnt und einige Kinder bemittelter Gutsbesitzer unterrichtet, blieb ich zur Nacht. Er sagte mir, daß die weiße Granitmasse des Paarl-Berges, wovon er seinen Namen trägt, nicht ein abgesondertes Felsstück, sondern die Fortsetzung seines Kernes sei, welche nur das Besondere hat, daß sie glatt und unbewachsen ist. Und wie mit der Paarl oder Perle verhält es sich auch mit dem Diamant, einem eckigen Felsen, der neben dem runden liegenden Ei der

Perle sich erhebt. Ich hätte von hieraus mit der Post nach der Capstadt fahren können, welche auf eigene Kosten von den Einwohnern der Paarl unterhalten wird und in Zeit von zehn Stunden den Weg vollendet; allein man macht denselben Weg in sechs Stunden besser zu Pferde. Daher war ich Früh um acht Uhr wieder auf dem Wege und ritt so gerade als möglich auf den vor meinen Augen liegenden Tafelberg zu, indem ich bis zum Tigerberg einige sehr wohl cultivirte Bauerplätze berührte, wie denn überhaupt diese Gegend nicht so dürr und unwirthbar ist, als die nach der False-Bai zu. Erst am Fuße des Tigerberges, der gegen die andern afrikanischen Berge nur ein Hügel ist, fangen die sandigen Dünen der Capfläche wieder an und ziehen sich bis an die Stadt, die ich in sofern nur verändert fand, als inzwischen im Juli des vorigen Jahres ein großes Schiff unmittelbar vor der Citadelle durch einen Nordwestwind auf den Strand geworfen war. — Schon in wenig Tagen war ich wieder auf dem Rückwege; ich übernachtete wieder in der Paarl, nahm aber meinen Rückweg über eine Furth des Bergrivers weiter unterhalb und kam so durch klein Drakensteen, wo ich zwischen verschiedenen hübschen, stattlichen Weingärten hindurchritt; denn diese ganze Gegend besteht nur aus Weinbauern. In drei Stunden ereichte ich abermals jene herrliche Aussicht und als es dunkelte, lag die De Toits-Kloof wieder hinter mir. Inzwischen hatten Gewitterregen den Breede so angeschwellt, daß ich der Fähre mich bedienen mußte, welche jedoch nur für Fußgänger ist, daher mein Pferd mir schwimmend folgen mußte. Von hieraus ritt ich querfeldein, zunächst noch durch das tiefe Bette eines Bergstroms, des Hartebeest-Rivers, dann aber über einen wüsten mit kleinem Geröll bedeckten Landstrich, der kärglich mit kleiner Heide und anderen Büschen bewachsen ist, und endlich noch einen Hügel hinan und Worcester lag wieder zu meinen Füßen, beleuchtet von der Mittagssonne. Schöner aber erscheint diese junge Stadt zur Zeit der brennenden Berge d. h. gegen die Regenzeit hin, wo auf den ringsherumliegenden hohen Bergketten, dem Oliphantsberge und dem Gebirge des Herrivers im Osten, und westlich auf den Gebirgen des Goudine-Ländchens, die trocknen Viehweiden

abgebrannt werden. Wenn diese Feuer nämlich bis an den Fuß der Berge gekommen sind, dann finden sie endlich die dicht mit Wald bewachsenen Schluchten, und diese lodern nun auf und tragen die zerstörende Flamme bis zu den 3500 Fuß und darüber aufsteigenden Gipfeln der Berge. Man glaubt das Bild feuriger Drachen zu sehen, und wunderbar ergriffen fühlt sich die Einbildungskraft von diesem nächtlichen Schauspiele. Uebrigens ist es nicht selten vorgekommen, daß bei einer Windveränderung das Haus des Colonisten selbst von diesen Feuern ergriffen wurde. Noch bis zum 1sten April verweilte ich jetzt bei meinem armen Freunde, dessen Hand endlich durch Umschläge von Camillen geheilt wurde; dann aber war der günstigste Zeitpunkt für meine Abreise nach Europa gekommen und ich sagte ihm Lebewohl. Ströme von Regen stürzten in diesen Tagen vom Himmel, kaum daß ich zur rechten Zeit den Breede noch passiren konnte. Ich regnete fest im Hause eines wohlbekannten Boers, um auch hier wieder Zeuge zu sein einer feierlichen Abendandacht, welche der würdige Mann in Gegenwart seiner Familie und der auf dem Fußboden sich lagernden Hottentottendiener über die Worte des Jeremias hielt, „daß wir im Leben leicht straucheln und fallen.“ Auch einige Psalmen wurden gesungen, einige Capitel des neuen Testaments von den Kindern gelesen und endlich noch zum Schluß vom Hausherrn das Gebet gesprochen mit Kraft und Innigkeit. — Der Morgen war wieder heiter, die Luft kühl und angenehm. Man hatte auf dem nächsten Platze ein Zebra eingefangen, und obwohl es erst am dritten Tage war, so fraß es doch schon Maisblätter aus der Hand des Herrn an der Krippe neben den Pferden. Vor fünf Jahren kam ein Bauer aus den Zwartenbergen mit acht Zebras nach der Capstadt gefahren, die er nach England hin verkaufte. Möglich, daß man in Zukunft mehr noch dieses schöne Thier benutzen wird, da sie nach Ausrottung der Leoparden und Panther sich zu mehren beginnen. An einigen blühenden Meiereien vorüber, kam ich zu dem Platze des Herrn de Villiers hinter dem steilen Bergrücken von Roode Hoogte, unweit eines Quellflusses des Zonder-Ende. Er erzählte mir bei der sehr gut besetzten Mittagstafel, daß seine

Vorfahren zur Zeit der Aufhebung des Edicts von Nantes der Religion wegen hierher gewandert seien, und daß er gesonnen sei ein Kirchdorf auf seinem Gebiete zu gründen, zu welchem Ende er schon ein funfzig Bauplätze abgesteckt hatte. Uebrigens bemerke ich, daß die Afrikaner französischen Herkommens, hier wie in anderen Landen gern eines adligen Herkommens sich rühmen, wie ich die bei den benachbarten de Praz, de Toit, du Plessis und anderen zu erfahren Gelegenheit hatte. Mein Weg führte jetzt am rechten Ufer des Zonder-Ende weiter, indem ich eine niedrige Marschgegend zur Linken und eine hohe Bergkette zur Rechten hatte; darnach geht es bald bergan und man kommt in den Gebirgpaß von Fransche-Hoek, (Franzosenwinkel) an dessen Eingange ein Schwede als Wegzolleinnehmer wohnt. Mit ungeheurem Kostenaufwande sind hier Bergströme und Klüfte kühn überbrückt, und auf einer der schönsten Straßen, die man nur sehen kann, steigt man zu dem wohlangebauten Thale von Fransche-Hoek hinab, dessen erste Anbauer Franzosen waren. Das Thal hat etwa 500 Einwohner, ist gut bewässert, obschon kälter als die Paarl und Drakensteen; doch bauet man auch hier herrliche Weine und gute Rosinen. Am folgenden Tage hatte ich zunächst noch den Bergriver und eine tiefe Sandstrecke zu durchwaten; der Mittag fand mich auf dem Platze Waterfal so genannt von einem Wasserfalle, der hier vier hundert Fuß hoch aus der steilen Bergwand hervorstürzt. Die schönen anmuthigen Töchter verriethen alsbald den französischen Ursprung ihres Hauses, obwohl sie wenig redeten; denn die Gewandtheit ihres Benehmens, ein geschmackvoller Anzug und das lebendige Auge sprachen zu deutlich dafür. Ich kaufte hier einige Fäßchen Wein und setzte dann meinen Weg noch fort bis Stellenbosch, durch eine Gegend von besonderer Schönheit. Denn hier vereinigen sich hohe drohende Berge, reich besetzte Schluchten, murmelnde Bäche und buntes Leben der Natur und der Menschen, um diese Gegend zum Zielpunkt eines Jeden zu machen, der dieses Land auf kurze Zeit nur im Vorübergehen besuchen will. Stellenbosch selbst, welches in jedem anderen Lande eine Stadt heißen würde, ist wohl das schönste Dorf der Colonie. Jetzt aber hatten Indianer

und Engländer Behufs des Pferderennens alle Quartiere eingenommen und ich fand mühsam nur ein Unterkommen. Daher eilte ich baldigst fort aus diesem Saus und Braus des Weges zur Capstadt hin, die noch fünf Meilen weit von hier gelegen ist, um noch die letzten vierzehn Tage meines Aufenthaltes in dem schönen Landhause eines dortigen Freundes zuzubringen und dann am 17ten April mich wieder nach der Heimath einzuschiffen. —

B.

Blicke auf Madagascar und die Ostküste.

Die Gebirgsinsel Madagascar, welche die Größe der pyrenäischen Halbinsel hat, 220 Meilen lang und 50 Meilen breit, liegt um den 20sten Grad S. Br. dergestalt ausgebreitet, daß ihr Nordende mit der Küste Benguela, die Südspitze mit den nördlichen Bitschuanenstämmen westlich der Lagoabai oder mit dem Theile des Festlandes in gleicher Breite sich befindet, welcher den Uebergang der braunen Hautfarbe in die schwarze Negerfarbe deutlich gewahren läßt. Dächten wir demnach diese Insel uns an die Küste des Festlandes oder noch weiter westwärts ins Innere verschoben, so daß dieselbe um den von Herrn Livingston neuerlich aufgefundenen See Mampur unter 20° S. Br. herumläge, so würde die Natur dieser Insel uns jene unbekannten Landestheile einigermaßen versinnlichen, welche bis jetzt nur linienweise von Europäern durchzogen oder doch nicht beschrieben sind. Allein als vom Meere umflossen muß diese Insel auch wieder davon verschieden sein, obwohl diese Verschiedenheit dadurch wieder gemindert wird, daß der Hauptkörper derselben wie ein gestrandeter Wallfisch hoch über das Wasser empor geschoben ist. Denn eine Gebirgskette von 8000 bis 10000 Fuß Höhe durchzieht als Rückgrat die ganze Insel von Norden nach Süden und theilt sie in zwei ziemlich gleiche Hälften. Gegen die Mitte zu dacht dieser Rücken sich nach Westen hin nur sehr sanft ab und geht in eine ungeheure gleichförmige Hochebene über. Nach Osten hin aber ist derselbe wie ausgeschnitten, indem er plötzlich in eine Tiefe von drei bis fünf Tausend Fuß abstürzt, dann aber ebenfalls in eine weit ausgedehnte Hochebene übergeht, welche steil zur Küste hinabfällt.

Vom Fuße dieses Abfalls lösen sich mehrere Seitenketten ab mit Verzweigungen gegen das Meer, welche allmählich an Höhe abnehmen und in einen sumpfigen Landstrich sich verlieren, der die ganze Ostküste einfaßt und vom Meere selbst durch einen aus Korallentrümmern entstandenen kalkartigen Sandstreifen geschieden ist. Dorthin stürzen auch die zahlreichen, zum Theil großen Flüsse des Inneren, deren Betten dann dergestalt von Wasserfällen oder Felsblöcken und Bänken unterbrochen sind, daß kaum die kleinen Piroguen, die Fahrzeuge der Eingebornen, vorsichtig darauf hinabgleiten können, während die Auffahrt nur durch streckenweises Tragen der Boote ermöglicht werden kann. Ihre Mündungen sind meist tief genug für größere Schiffe; aber das Einlaufen ist wegen der Barren und Untiefen so schwierig und gefahrvoll, daß auf zwei Drittheil dieser Küste, vom Hafen Tamatave (18° S. Br.) südwärts, nur Rheder von den Mascarenen (Isle de France und Bourbon) die Landung zu versuchen wagen, während das nördliche Drittheil dagegen gute Ankerplätze bietet. Ein bedeutender Theil dieses bis zu acht Meilen breiten Küstenlandes wird von Strandseen und Canälen eingenommen, welche trotz der zwischen liegenden Erdengen (Fangalanen) die Verschiffung der reichen Naturgaben an die wenigen Einschiffungsplätze erleichtern und diesem Theile dadurch Leben geben.

Wie zu Benguela herrschen in dieser feucht-heißen Sumpfluft zur Zeit des kräftigsten Wachsthums der Gräser für alle nicht Einheimische höchst verderbliche Fieber, denen auch die Kinder der Eingeborenen bis zum sechsten Jahre unterworfen sind, nicht aber die Erwachsenen. Man nennt sie „Krankheit des Grassprossers" (Maladie de la pousse des herbes). Eingeborene der angrenzenden Hochebene, welche wie an der mexicanischen Küste von Veracruz auf ihren Bergen des ewigen Frühlings genießen, oder Bewohner des höheren Berglandes, denen die Erscheinung des Reifes nicht fremd ist, wie auf dem hohen mexicanischen Buckellande, dürfen dann ohne Gefahr nicht herabsteigen. Da die Franzosen bei ihren Niederlassungen zu Tamatave, Foulpointe, Tintingue und St. Marie nur auf die reizende Umgebung sahen und auf die trefflichen Häfen,

so ist Madagascar wie Veracruz ein „Grab der Europäer" genannt worden, weil Tausende daselbst vom Fieber hingerafft sind. Nach der Aussage des Missionars Dalmond soll jedoch selbst an der Küste in fruchtbarer Umgebung mancher Punkt gefunden werden, wo man einer vollkommenen Gesundheit genießt. So sagt er, daß auf einer Strecke von wenigstens funfzig Meilen im Nordosten ein ganz gesundes Klima herrsche, da dort französische Familien seit sechs und zehn bis achtzehn Jahren sich immer wohl befunden hatten. Und eben so sollen amerikanische und englische Wallfischfänger oder Seeleute von Bourbon, welche oft daselbst verkehren, auf der Südwestküste um St. Augustin herum, wo die Temperatur gemäßigt, der Boden trocken und ohne Sümpfe ist, manche Nacht auf dem Lande schlafen ohne allen Nachtheil. Von St. Marie aber fügt er hinzu, daß man dort krank werde, sobald man nur den Fuß aufs Land setze. Die Krankheit selbst ist hier wie zu Benguela zugleich vom Eintritt der Regenzeit bedingt, welche nach dem allgemeinen Gesetze des höchsten Standes der Sonne mit dem December beginnt und sieben Monate lang dauert. Schwache Winde aus Süden, Südosten und Osten haben in den fünf Monaten der trockenen Jahreszeit schönes Wetter gebracht und drehen sich gegen den December hin mehr und mehr nordwärts. Dann aber tritt der nordöstliche Monsun (Mousson) ein und bringt, mit ungleicher Stärke wehend, häufige und starke Gewitter, Stürme und selbst furchtbare Orkane. Das ist die eigentliche Fieberzeit. Erst im April macht er dem anhaltend und gleichmäßig wehendem Südwestmonsun Platz, der ebenfalls noch von Regengüssen begleitet ist, die aber minder heftig sind. Die gewöhnlichen West- und Nordwestwinde vom Lande her treten dagegen nur zur Nachtzeit und am Morgen ein, die täglichen Seewinde erst um Mittag und währen dann bis Sonnenuntergang. — Der Meeresgrund nahe an der Küste ist mit Korallen bedeckt, welche die Ankertaue durchschneiden; dann folgt Basaltgestein in der niedrigeren Bergreihe; Granit und Quarz aber bilden den eigentlichen Berggrat. An diesem entspringen zugleich die beiden bedeutendsten Flüsse auf dem höchsten Punkt der östlichen Hochebene ganz nahe bei einander, der Manguru

nach Süden, der Mananguru nach Norden hin im Bogen abfließend und dann die untere Kette durchbrechend, an ihren Mündungen funfzig Meilen weit von einander entfernt. Einer derselben soll einem See entströmen, aber bei der Unbekanntschaft mit dem Innern läßt sich nicht sagen, welcher von beiden; das aber weiß man, daß alle Flüsse zwischen ihnen nur von der unteren Bergkette herkommen. — Den Quellflüssen dieser Ströme gegenüber auf der höheren westlichen Hochebene im Mittelpunkt der Insel liegt das „Land der Ovas", Ankova genannt. Es bildet den Gegensatz zu dem Reichthum der Küsten, wo allerlei Geflügel, Fettschwanzschafe, Schweine, Buckelochsen und Landschildkröten neben der Fülle köstlicher Früchte feil geboten werden auf den Märkten, wo im Schatten hoher Bäume baumartige Farrenkräuter mit dem Gewirr der Schlinggewächse wuchern und Reis und Mais im Ueberfluß gedeihen. Denn hier auf diesem sanft nach Westen geneigten Hochlande, welches in kleinen Berg- und Hügelketten zunächst vom Hauptkamme sich ablöst und immer weniger bergig werdend endlich in weite Ebenen übergeht, welche von schmalen flachen Schluchten durchzogen werden, ist der Boden so schlecht, die Pflanzenwelt so kümmerlich und die fast baum- und strauchlose Landschaft so traurig, daß man auf einmal in das Innere von Afrika sich versetzt glaubt, in jene Wüsten, welche auch nur längs der von Flüssen und Bächen durchströmten Thäler fruchtbares Gelände, Baum und Strauch erblicken lassen und wegen Wassermangels ohne Gefahr kaum zu durchziehen sind. Denn Livingston, der vom Orange nordwärts bis zum 20° S. Br. vorgedrungen ist, erzählt, daß seitens der Häuptlinge die Völker vor ihm fortgetrieben seien, damit ihm Niemand Nachricht von den Wasserquellen geben könne, und er verschmachten möchte in den weiten Wüsten, die erst am Mampursee in eine reizend fruchtbare Umgebung übergingen. Aber hier auf Madagascars Hochrücken rührt die Unfruchtbarkeit mehr von Menschenhand her, nicht von der Natur allein. Denn diese Hochebene war früher mit Holz bestanden, und erst nach Wegräumung desselben haben die Regengüsse die fruchtbarere Erde abgeschwemmt und in den Thälern abgelagert, so daß in diesen zahlreiche Dörfer zum

Theil in reizender Umgebung liegen unmittelbar am Fuße der nackten Anhöhen, auf denen nur einzelne Büschel harten Grases wieder aufgeschossen sind. Zahlreiche Reisfelder umgeben die Dörfer wie die Hauptstadt, und unabhängig von der Bewässerung in den Thälern erblickt man in den geschlossenen Thälern andere Reispflanzungen steil an den Bergen hinauf in wagerechten Stufen über einander, wohin mit großem Geschick das Wasser noch geleitet wird. So hat die Noth dies Volk zum Ackerbau geführt, und man versteht sich wohl auf tiefe Ackerung, auf Düngung und Verbesserung der Ackerkrume. Trotzdem bringt das Land nur wenig mehr als den eigenen Bedarf hervor, und trotz des Reichthums an Rindern, Schafen und andern Hausthieren, die in der Stadt zu Markte gebracht werden, sah der französische Artillerieofficier Carrayon, dem diese Bemerkungen entnommen sind, eine Menge ganz nackter Menschen, welche zu arm waren sich durch ein Kleidungsstück gegen die Kälte zu schützen, obwohl der Boden eben ganz weiß mit Reif überzogen war.

Von diesem Volke nun aber, welches in strohgedeckten Hütten von Holz- oder Erdwänden wohnt, zu deren Seite eine Erdgrube zur Aufbewahrung des Reises dient, und welches früher durch zu große Entfernung von der Seeküste von allem Handel abgeschnitten nur auf sich selbst und seine Rinderheerden angewiesen war, die in tiefen Gräben nächst der Dörfer unter freiem Himmel übernachten — von diesem armseligen Volke ist dennoch in neuerer Zeit das Schicksal der ganzen Insel abhängig geworden, und zwar auf folgende Weise: Die Ovas, welche die malaysche Hautfarbe noch fast in ihrer ursprünglichen Reinheit an sich tragen, wohnten als Nachkommen eines vielleicht erst spät eingewanderten Volksstammes, dem nur noch diese Berge übrig blieben, da schon die Küsten überall von Negern besetzt waren, lange Zeit ruhig und zufrieden in ihren abgeschlossenen Wohnsitzen, von anderen Häuptlingen umgeben, die sich allein als Herren der Küste und des Meeres zu betrachten gewohnt waren. Da endlich erschien auch unter ihnen der habsüchtige Europäer mit seiner Nachfrage nach Sclaven. Das ward ein Antrieb zum Kriege zunächst im eigenen Lande,

wo man noch jetzt die tiefen Wallgräben sieht, wodurch die meist auf Höhen erbauten Dörfer sich hatten schützen müssen vor plötzlichen Ueberfällen der eigenen Nachbarn, dann aber auch zur Abwehr und zum Angriff nach außen hin.

Unter diesen Kämpfen waren sie allmählich erstarkt und Andrianmassunaval, der älteste bekannte König des Landes, der die der Sage nach alle von einer und derselben Familie abstammenden Häuptlinge sämmtlich unter seinem Scepter vereinigt hatte, theilte wie einst der große Frankenkönig bei seinem Tode das Reich unter seine Söhne. Nach blutigen Fehden brachte endlich zu Anfange dieses Jahrhunderts der Abkömmling eines der vier Brüder das ganze Gebiet wieder in seine Gewalt und vergrößerte es durch Eroberung der Provinz Emirne, der größten, schönsten und reichsten Landschaft des ganzen Reiches, in welcher die gegenwärtige Hauptstadt Tananarriwu liegt. Schon hatte der Eroberer Andrianpuen-Emirne, ein zweiter Scipio-Africanus, den östlichen Abfall seiner Hochebene überschritten um auch des Landes Ankaye sich zu bemächtigen, als ihn der Tod ereilte und seines zweiten Weibes kriegerischer Sohn nach seinem Willen das Reich und seinen Ruhm ererbte mit Hintenansetzung der älteren Brüder. Radama hieß der gefürchtete Alexander, der jetzt dem Volk der Griechen bald gefährlich werden sollte. Zwischen dem Hafen Tamatave bis zur Bai von Antongil, dem kleinen sechs Meilen langen ziemlich unfruchtbaren Eilande St. Marie gerade gegenüber, wohnt nämlich bis zur ersten Bergreihe hin in einem von der Natur in jeder Beziehung aufs Beste bedachten Landstriche das Volk der Betsimissaraks, dessen Name bedeutet: „Viele, die sich nicht trennen." Aus uralter Zeit mit einander verbrüdert unter freien Häuptlingen, soll Dankbarkeit gegen die Wittwe eines Seeräubers von der Insel St. Marie, welche zur Zeit der Kriegsnoth des eignen Kindes Waffenerbe den ihr verwandten Stämmen überlassen hatte, dieselben vermocht haben sich aus eigner Entschließung unter das Scepter ihres Sohnes zu stellen. So kamen die Malatten- (Mulatten-) Fürsten schon im 17ten Jahrhundert hier zur Herrschaft, von deren Stamme ein Zweig zu Foulpointe bis auf unsere Tage geherrscht hat.

Später aber nahmen auch die von einem Weißen und einer Eingebornen erzeugten Kinder diesen Titel an und bemächtigten sich allmählich der Vorrechte, welche die Dankbarkeit des Volkes damit verknüpfte. Aber als sie nach und nach dazu übergingen sich zu ungerechten Richtern aufzuwerfen, indem sie flüchtige Sclaven bei sich aufnahmen und von Reicheren dafür zu erpressen suchten, da brach im Jahre 1821 endlich eine Volksbewegung aus, welche diese Mulattenfürsten zur Zurückgabe alles unrechtmäßig erworbenen Besitzes zwang und ihnen nur die bloßen Titel ließ, worauf sie so eitel waren. Allein weder das Volk noch seine eitlen Fürsten vermochten den Krallen des Adlers zu entgehen, der lange schon von seinen Bergen auf sie nieder geschauet hatte. Denn schon im folgenden Jahre stieg Radama mit seinen Ovas herab, um die vornehmsten Malattenfürsten aus dem Wege zu räumen und eine härtere Tyrannei an die Stelle der früheren zu setzen. Und doch war es nicht eigentlich Radama, der jetzt dies Volk zerfleischte, sondern die Eifersucht Englands gegen Frankreich. Hiermit aber hat es folgende Bewandtniß. Man hatte Seitens der französischen Regierung auf der Insel Madagascar und namentlich auf der hafenreichen Küste der Betsimissaraks zur Versorgung der Inseln Isle de France und Bourbon bisher nur einzelne Handelsfactoreien aufgestellt und unterhalten, welche durch eine einfache Palissadenreihe genug gesichert waren, gegen die etwaigen Angriffe einzelner Häuptlinge, und nur ein einziges Mal hatte es im Jahre 1809 zur Beilegung solcher Zwistigkeit wirklich der bewaffneten Macht von Mauritius her bedurft; nie aber hatte eine europäische Seemacht das Recht der Franzosen zu solchen Niederlassungen jemals angefochten. Da geriethen im Jahre 1810 die Mascarenen in Folge der großen europäischen Kriege in die Gewalt der Engländer und die unbeschützten Factoreien auf Madagascar wurden freiwillig verlassen. Als aber in Folge des Pariser Friedens Isle de France für immer an England verloren ging, versuchte man den Verlust dieser wichtigen Insel dadurch einigermaßen zu ersetzen, daß man Bourbon mit einem befestigten Hafen auf Madagascar in nähere Verbindung brächte. Dem widersetzte sich alsbald der englische Befehlshaber von

Mauritius (Isle de France), indem er Madagascar gleichsam als Zugabe dieser Insel zu betrachten geneigt war. Das Parlament in London aber entschied gegen ihn und die Franzosen nahmen darnach den der Insel St. Marie gegenüber liegenden Hafen von Tintingue im Jahre 1818 vorläufig in Besitz, ohne daß eine Befestigung zu Stande gekommen wäre, da in einem Jahre gleich fast die Hälfte der 200 abgesandten Soldaten nebst dem Befehlshaber vom Klima hingerafft wurden und das Parlament die erforderlichen Gelder nicht bewilligt hatte. Inzwischen verstand es der englische Befehlshaber von Isle de France die ehrgeizigen Bestrebungen des jungen Radama zu benutzen, dem er schon früher reiche Geschenke an Pferden und Silbergeschirr und einen jährlichen Tribut von 8000 Pfund Sterling für Aufhebung des Sclavenhandels hatte zukommen lassen, indem er Missionsanstalten in seinem Lande errichtete, Unterofficiere zur Einübung seiner Truppen schickte, zwanzig junge Ova's nach England sandte zur Erlernung von Handwerken, viele Andere auf britischen Kriegsschiffen als Lehrlinge aufnahm, noch Andere zu einer Musikbande für die königliche Leibwache in Mauritius ausbilden ließ und endlich im Jahre 1820 einen englischen Gesandten am Hofe des jungen Fürsten einsetzte. Gestützt auf einen so mächtigen Beschützer unterdrückte Radama zunächst die Mißstimmung über die Aufhebung des Sclavenhandels im eigenen Reiche mit fester Gewalt; dann stieg er im Jahre 1817 zum Hafen von Tamatave hinab und zog als Sieger ohne Schwertschlag ein, indem ein zur selbigen Zeit dort anlangendes englisches Kriegsschiff die Vermittelung übernahm, daß der Häuptling Jean René fortan Radamas Oberherrschaft anzuerkennen habe. Dieser mußte dann kaum zwei Jahr später seines Oberherrn Hülfe gegen den nördlichen Nachbar von Foulpointe anrufen und auch dieser schöne Hafen kam in Radamas Abhängigkeit. Abermals nach wenigen Jahren kam Radama darauf zum zweiten Male nach Foulpointe herab an der Spitze seines Heeres und bemächtigte sich zugleich des Hafens Tintingue und all der kleinen Häuptlinge, welche bisher als unter dem Schutze von Frankreich stehend sich betrachtet hatten. Selbst die Magazine der französischen Besatzung von St. Marie, welche im Hafen

von Tintingue sich befanden wurden unter Versicherungen der größten Freundschaft von ihm ausgeplündert, weil er wohl wußte, daß England ihm den Rücken deckte. So umfaßte am Schluß des Jahres 1825 das Reich der Ovas Fort-Dauphin, Mananzary, Tamatave, Foulpointe, die Baien Antongil und Vohémare oder drei Viertheile der Ostküste und noch den alten großen Sclavenplatz Bembetoke an der Nordwestküste; die alten Häuptlinge hatte das Schwert gefressen oder Verbannung getroffen im Innern der Waldgebirge; die ganze Insel zitterte vor dem Sieger — da starb der junge Alexander in Folge seiner Ausschweifungen in einem Alter von drei und dreißig Jahren, im Jahre 1828. Andrianmihazi, ein Mann von Geist und Kraft, von englischen Missionären gebildet, erhob die Wittwe des verstorbenen Ranawolu auf den Thron, um desto besser seine Zwecke zu erreichen gegen diejenigen, welche zum Alten wieder umzulenken bedacht waren, und sie war bis auf unsere Tage noch die Beherrscherin des neuen Inselreiches, starb aber nach neuesten Berichten zu Ende des Jahres 1851. So weit die Geschichte dieser neuen Entwickelung. — Was die Natur des Landes selbst noch anbetrifft, so wird namentlich die Nordspitze zwischen den Baien von Vohémare im Osten und Passendrawa im Westen als reich an Naturproducten, weniger ungesund, und ausgestattet mit trefflichen Häfen beschrieben und um so mehr für eine Ansiedelung empfohlen, als dieser Landestheil in der Nähe der früh von Arabern bevölkerten und sehr gut angebauten Comoroneninseln sich befindet. Denn diese Inseln, welche noch zu Anfange dieses Jahrhunderts wegen ihrer zahlreichen Bevölkerung das Ziel der Sclavenräuber waren, die von Bembetoke aus mit zwei bis drei hundert Booten dorthin zur Menschenjagd fuhren, dürften vielleicht neuerdings um so mehr an Bedeutung gewinnen als der Handel mit Indien sich mehr und mehr durch die Straße des rothen Meeres vermittelt. Traf doch Vasco de Gama im Jahre 1502 an den jetzt wie verödet daliegenden Orten der Ostküste des Festlandes, deren todte Namen jetzt nur noch in den geographischen Lehrbüchern prangen, einst überall den lebendigsten Verkehr der verschiedensten Völker, und hatten doch selbst mit dem Süden der Insel,

schon vor ihrer Entdeckung durch Europäer, die Araber zahlreiche Handelsverbindungen. Warum also sollte dies Leben nicht wiederkehren können, wenn eben der Feind nur wieder niedergeworfen ist, der allein diese Verödung angerichtet hat, jener traurige Sclavenhandel, der auch an dieser Küste nur stets die Erscheinungen von Benguela und Loanda bei Mozambique und an der Mündung des Zambeze sich täglich wiederholen läßt. Gegen diesen Feind aber wachen jetzt hier wie dort die englischen Kreuzer und eben darum darf man hoffen, daß auch von diesen Gegenden in wenigen Jahrzehnden sich wieder mehr sagen lassen werde als das meist längst Bekannte, was wir der Vollständigkeit wegen hier kurz erinnern wollen. Zunächst vom Cap Delgado bis zur Mündung des Zambeze finden wir inmitten dieser Küste von Mozambique die Stadt gleiches Namens, welche seit 1508 von den Portugiesen den Arabern abgenommen ist. Einer tiefen Bai gegenüber auf einer Insel gelegen, schaut sie freundlich aus; allein im Hintergrunde zeigen sich die Landhäuser der indisch, europäisch und arabisch gemischten Bevölkerung, weil die ungesunde Lage der Stadt dieselben nothwendig macht. Von den zunächst an der Küste wohnenden Völkern des Innern, werden die Macuas als groß, die Monschus als sehr häßlich beschrieben; die Küstenbildung scheint auch hier überall die Form der Terrassen der Westküste zu sein. Südlich an der Mündung des Zambeze liegt die kleine Stadt Quillimane und kleinere Fahrzeuge fahren stromaufwärts bis zum großen Flecken Sena, der durch ein Fort vertheidigt wird. Zwanzig Tagereisen weiter zu Manila soll ein großer Goldmarkt gehalten werden und noch zu Tète ist ein kleines portugiesisches Fort; aber weiter reichen auch selbst die spärlichen Nachrichten nicht. Auch hier herrschen bis Sena hinauf höchst ungesunde Fieber. An der südlicheren Küste von Sofala treiben nur Wallfischjäger ihr Geschäft. Das Ganze scheint ein unbewohntes Land und Sofala ist nur ein Dorf an der Mündung eines gleichnamigen Flusses mit einem Hafen für kleinere Fahrzeuge. Dagegen liegt Inhambane unweit des Caps der Strömungen „Corrientes" tiefer im Innern. Die Lagoa-Bai ist funfzehn Stunden lang und zehn Stunden breit, aber ebenfalls

nur wegen des Wallfischfanges besucht. Hier beginnen dann die Völker der Ungläubigen „Kafirs" oder Kaffern, wohin die Religion der Araber nicht gedrungen war, zunächst mit sehr schwarzer Hautfarbe und von hoher Gestalt, weiter westwärts und südwärts aber in lichtere Hautfarbe und kleinere Körperbildung übergehend, bis sie zuletzt als Hottentotten und Buschmänner in und an den Capcolonien erscheinen. Nördlich vom Cap Delgado steht noch heute die Insel Zanzibar unter einem arabischen Häuptlinge, dem sogenannten Imam von Muskate. Dann liegt die Negerstadt Melinda an einer Bai in schöner Ebene, groß und schön gebaut schon auf arabischem Gebiet und weiterhin das sehr schöne Brava bis man noch fünf und zwanzig Stunden mehr nach Norden zu von weitem die drei großen Moscheen von Magadoxo oder Mukdischa erkennt. Im übrigen ist die Küste fast ununterbrochen Fels und Sand, und nur die südlichere Küste ist häufig niedrig und sumpfig von dichten Wäldern beschattet. — Das etwa sind die wenigen dürftigen Nachrichten, die wir von dieser Küste haben und weil nun die Reise des Arztes James Prior in der früheren Ausgabe dieser Reisen (bei Harnisch Bd. XII.) nichts Besseres giebt und die vorhandenen Nachrichten zu einer lebendigen Darstellung der Natur und Völker dieser Länder nicht zureichend sind, so müssen wir zugleich auf eine sorgfältigere Darstellung der portugiesischen Colonien an dieser Küste für jetzt Verzicht leisten. Zugleich aber werfen wir noch einen Blick zurück auf die Bewohner Madagascars selbst, weil hier die Trümmer aller Völker sind zusammen geworfen worden, sei's, daß sie vor der Sclavenpeitsche zu entfliehen suchten, sei's, daß sie gegen Seeräuber oder gegen das von Sturm erregte Meer hier Zuflucht suchen mußten. Man schildert die Madecassen im Allgemeinen als große, wohlgewachsene, starke Leute, aber schwer dürfte es sein an der Ostküste der Insel auch nur einen Menschen zu finden, den man als Abkömmling eines bestimmten Urgeschlechts bezeichnen könnte, so sehr sind Schwarze und Weiße, Braune und Gelbe im Laufe der Zeit zu einem einzigen Mischlingsvolke geworden. Die Greise tragen lange Bärte, die Männer um den oberen Körpertheil und um die Hüften je ein Stück Baum-

wollenzeug geschlungen, die Frauen tragen dasselbe in Form eines Mieders und kurzen Rockes bis aufs Knie, die Kinder gehen nackt. Ohne religiöse Förmlichkeit wird die Ehe geschlossen und gelöst, wobei die Kinder nach Belieben dem Theile folgen, den sie selbst am meisten lieben, und wenigstens hat jeder Mann zwei Frauen, die „große" und die „kleine" genannt. Beide Geschlechter geben sehr viel auf die Tracht des Haares, das sie mit einer gewissen Zierlichkeit zu flechten wissen, beide aber auch bedürfen nur wenig zur Nahrung und arbeiten eben so wenig. Den Ova allein zwingt die Noth zur angestrengteren Arbeit bei dem Reisbau; an der Küste, wo ebenfalls nur Reis gebaut wird, bedarf es dazu nicht der großen Pflege. Alles Andere was nur zur Ausfuhr dienen könnte als Indigo, Kautschuck u. dergl. m. wird gar nicht angebaut oder gesammelt.

Die Greise bilden den Gerichtshof; in schweren zweifelhaften Fällen nimmt man zum Gottesurtheil seine Zuflucht, indem der Angeklagte Gift verschlucken muß; bei leichteren Vergehen schwört der Angeklagte bei dem Haupte eines bestimmten Häuptlings und wird sein Sclave, wenn er falsch geschworen hat. Ein anderer Schwur ist der, wenn man dem Freunde sich verschwört auf Leben und Tod in Gegenwart der Aeltesten des Orts und mit ihm einen Bissen theilt, der in dem beiderseitigen Blute zuvor getränkt worden ist; doch haben Europäer durch den Mißbrauch dieser Sitte, indem sie nur den Handelsvortheil suchten, den wahren Geist der Treue längst daraus entfernt. Dagegen wird die Gastfreundschaft noch mehr als heiliges Recht erkannt, obwohl man sich auch hier des freiwillig gebotenen Gegengeschenkes nicht eben weigert. Eben so verehrt man die verstorbenen Glieder der Familie mit größter Gewissenhaftigkeit. Ihre Leichname werden in Särgen aus einer für unzerstörbar gehaltenen Holzart beigesetzt im sogenannten „kalten Hause", d. h. in eigends dazu errichteten Hütten, welche im Schatten eines einzeln stehenden großen Baumes oft fern von der Wohnung mitten im Walde errichtet sind. Seltner nur herrscht im Innern der Insel die Gewohnheit dieselben dicht neben der ehemaligen Wohnung beizusetzen

und einen Theil ihrer Schätze mit in den Sarg zu legen. Ueberall aber herrscht die tiefste Verehrung gegen solche Orte, und die bei der Bestattung als Opfer dargebrachten geistigen Flüssigkeiten werden nicht selten noch von den Nachgebliebenen erneuert, zum Zeichen der fortdauernden Verehrung. Priester kennen sie nicht; aber wie die Patriarchen der biblischen Vorwelt bringen die Hausväter ihre Opfer dar für die Zweige ihrer Familie, seien es die Erstlinge der Früchte oder sei es das Blut der Thiere, scheinbar mehr zur Abwehr des Bösen als zum Dank für das empfangene Gute. Daraus hat man geschlossen, daß sie an zwei Götter glaubten; allein der Missionär Dalmond, der durch längeren Aufenthalt und genaue Kenntniß der Sprache in den Stand gesetzt war umfassendere Beobachtungen anzustellen, bekennt von ihnen: „Sie glauben an einen einzigen Gott; sie haben weder Götzenbilder noch öffentlichen Cultus, weder Tempel noch Priester.“ Daher wird auch die Sitte der Beschneidung bei ihnen öffentlich vollzogen auf einem Platze in der Mitte jedes Ortes, indem ein Thier geopfert wird und Tanz und Trinkgelage dabei waltet. Daß neben dem still verborgenen Heiligthume des Glaubens auch mancherlei Geräth des Aberglaubens gefunden wird als Amulette, Zaubermittel, Tagewählerei und was dergleichen mehr ist, darf dem nicht auffallen, der erst begreifen gelernt hat, daß Glaube ohne Aberglaube auf diesem Erdenrunde so wenig gefunden werden wird als je ein Licht ohne Schatten. So viel aber steht fest, daß Alle, welche unter diesem freien Priesterthum erwachsen sind, mit unauslöschlichen Banden der Liebe an der Heimath hangen, so daß Sclaven von hier, zu Mauritius und Bourbon, von fast unheilbarem Heimweh erfaßt wurden, während der Sclave des Festlandes dort weit schneller seine Heimath vergessen lernte. Freilich mag die Natur mit ihren Reizen auch das ihrige dazu beitragen, da Fremde, die anderwärts das glänzendste Leben führen konnten, nur um dieser unbeschreiblichen Reize willen für immer sich hier niedergelassen haben, und Andere nur mit dem größten Schmerze sich trennen konnten, wenn sie mußten. Allein es binden fester Menschen, Sitte und Religion, als Berge, Meer und Wälder, und daher wird vielleicht der Grund dafür, daß

jene Sclaven ihrer Brüder in der Heimath nicht vergessen können, darin aufzusuchen sein, daß diese Brüder von Natur schüchtern, gutmüthig, sanft, gastfrei und voll Achtung gegen die Europäer sind und selbst ein Unrecht ohne Murren sich gefallen lassen, was sich bei ihren weißen Herren nicht so wieder finden mag. So wenigstens sind nach dem Bericht des Missionärs die Betimissaraks im Nordosten und ihnen ähnlich die Antinossi im Süden. Nur die Sakalaven im westlichen Theile der Insel, beschreibt er als hochfahrend, unruhig, für den Krieg eingenommen und zum Diebstahl geneigt, und der Art, daß sie von den Weißen so leicht kein Unrecht hinnehmen würden; aber von den diesen am nächsten stehenden Bewohnern des nördlichsten Theiles den Antankaras fügt er schon wieder hinzu, daß sie sanftere Sitten haben bei gleichem Muth und gleicher Tapferkeit. Und so wollen wir denn von diesem Volke Abschied nehmen mit dem Wunsche, daß es den Missionären gelingen möge das Heiligthum des Glaubens diesem Volke schöner auszubauen durch das Licht Christi, mehr aber noch es zu bewahren vor dem Fuße derer, die Christum nur zum Deckel ihrer Bosheit machen, um alles Heilige noch vollends endlich zu zertreten wie das Herr Crayon von den Fremden fürchtet. —

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

CHARTE von AFRICA zu Heinzelmann's Weltkunde Band X gehörig.



Lith. Anst. v. Rudolph & Dieterici in Annaberg.

Pankratz Knoblach
1873
in
Lemberg.

Jee. fehlt!